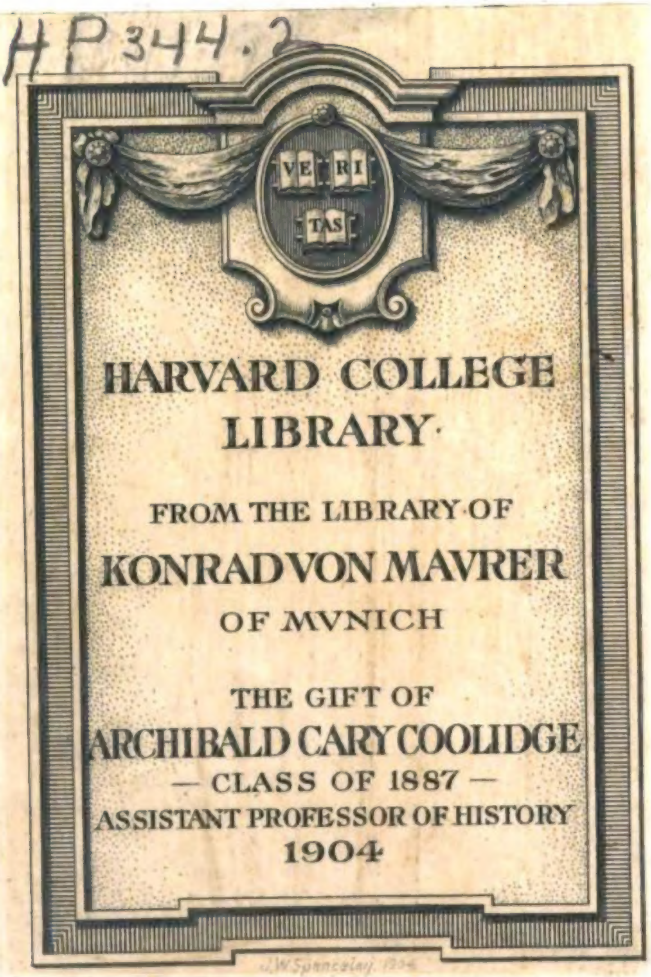
WIDENER LIBRARY
HX IJH5 N

Digitized by Google

HP 344.2



10-00
LDPE
04
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Europäische Annalen

Jahrgang 1808

Dritter Band

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1808.

Digitized by Google

~~I 1187~~
~~H1397.95~~
HP 344.2

Harvard College Library
Von Maurer Collection
Gift of A. C. Coolidge
July 18, 1904

1194

Digitized by Google

I.

Ostindische Miscellen,

aus dem Essai sur l'Indoustan par Mr. Legoux de Flaix.

Zweite Lieferung.

VIII. Lahor.

Die alte Residenz der Könige von Hindustan ist selbst den Eingebornen nicht mehr bekannt, und die Europäer haben nach einer Menge von gelehrten Forschungen weder ihren Namen noch ihre Stelle zu entdeken vermocht. Hier wird also blos die Rede von denjenigen Städten seyn, welche den mongolischen Kaisern als Residenzen gedient haben, seitdem Mahamud * die Eroberung von Hindustan machte.

Die erste dieser kaiserlichen Residenzen war die Stadt Lahor, die bis nach dem Einfall Alexanders den Namen Lulue führte. Sie liegt im 31° 14′ 47″ nördlicher Breite und im 71° 13′ 44″ östlicher Länge, vom pariser Meridian an gerechnet, am Flusse Sunal-abe. Erblikt man sie in einer Entfernung von 6 Meilen in Südwesten, so gleicht sie einem halben Monde, der sich längs des Abhangs zweier kleiner Hügel hinzieht. Die Mauern, welche sie umschliessen, sind mit runden Thürmen im äusseren, und mit vierekichten kleinern im innern Kreis flankirt, und von ungeheuren Bakstein auf der Grundlage eines stalaktitartigen Tuffsteins gebaut, in dessen Adern man sehr schönen Lapis Lazuli und beträchtliche Blöke von Alabaster mit gelblichen Adern antrifft. Die Ellipse, welche die Stadt umkreiset, hat 780 Toisen in ihrem kleinen Diameter und 1400 in der größten Ausdehnung. Ihre Häuser,

* Mahmud, Fürst von Gazna, der im Jahr 999 in Indien einfiel, Lahor, Multan und Guzuratte eroberte, und im J. 1028 starb. Seine Dynastie (die Gazneviden) herrschte bis zum J. 1183.

Digitized by Google

in zwei Amphitheater auf dem Abhange zweier Hügel gereiht, sind sämtlich mit Gärten geziert, welche terrassenmäßig auf den Dächern angebracht sind, und in der Ferne einen schönen Effekt machen.

Das Penje-abe oder das Land der fünf Flüsse, in welchem die Stadt und die Provinz Lahor liegen, ist eins der schönsten und merkwürdigsten in Indien.* Hier wohnten die berühmten Männer, welche die Hindus civilisirten und die Völker anderer Landstriche aufklärten.

Aber Hindustan, seitdem es die Beute der Mongolen geworden, ist kaum mehr zu erkennen. Wo einst die friedlichen und menschlichen Abkömmlinge des Bruma, des Stifters dieses Reichs, und des ältesten in der Weltgeschichte bekannten Gesezgebers,** lebten, da herrschen izt die stupiden und wilden Pakanen und Tataren; da, wo noch vor acht Jahrhunderten eigene Staatsbediente angestellt waren, um für die Sicherheit der Reisenden zu wachen, und sie in den herrlichsten Caravanseray's gastfreundlich zu bewirthen, da haben sich izt Straßenräuber gelagert, die den Reisenden ausziehen und nicht selten morden, — und das traurige Gemälde der Anarchie ist an die Stelle des Bildes einer beglükenden Civilisation getreten.

Es giebt aber Städte, die keine Revolution zerstören kann, weil sich alles vereinigt, ihre Bevölkerung wieder aufleben zu machen; in diese Klasse gehören Lahor, Sirinagur, Deli und Agra, wegen der reichen und fruchtbaren Fluren, welche sie umgeben, Benares, Cambaya, Surate und Daca, wegen der Nachbarschaft des Meeres oder großer Flüsse, welche sie zu Stapelplätzen des gesammten Industrie- und ProduktenReichthums dieser Gegenden machen.

Die Citadelle von Lahor, deren Befestigungen übrigens sehr unbedeutend sind, und die sich nicht gegen die schwächste

* Die englischen Karten lassen diese fünf Flüsse, welche sich sämtlich in den Indus ergiessen, also von Westen nach Osten aufeinander folgen: Bebat, Tschunab, Ravi (an diesen sezen sie die Stadt Lahor), Beyah, Setledsche. Hievon weicht die Karte des Verfassers merklich ab. Ihm ist Satludschje der westlichste Fluß, dann folgen Daramnadi, Sunal-abe, Keke-nadi und Sarsati-nadi.

** Gewöhnlich Brama genannt.

Digitized by Google

Armee, wenn sie auch nur zehn Kanonen bei sich führte, würde halten können, ist durch den kaiserlichen Pallast merkwürdig, den sie in sich schließt, und der von Ferokshir,* drittem Kaiser aus der Dynastie der Gazneviden, gebaut wurde.

Dieser Pallast, einer der schönsten in der Welt, und der größte unter allen kaiserlichen Residenzen, ist von rothem Granit erbaut, welcher den Marmor an Schönheit und Festigkeit übertrifft. Er beherrscht den Fluß, welcher am Fuß der Schloßmauern im Norden läuft; an die südliche Façade stößt der freie Plaz der Citadelle, und im Osten und Westen ist Raum für zwei Gärten, den einen auf der Seite des Harems, den andern neben den Sälen des Divans.

Das ganze Gebäude, im persischen Geschmak und ohne die Schönheit und Zierlichkeit der jonischen oder korinthischen Ordnung, aber nichts destoweniger in einem ausgesuchten und reizenden Styl, ist ein länglichtes Vierek von 384 Fuß in die Länge und 92 Fuß in die Breite. Alle Theile sind regelmäßig, von schönen Verhältnissen und zierlicher Anordnung. Die Höhe des aus einem einzigen Geschoß bestehenden Gebäudes ist 56 Fuß bis zur Terrasse des Dachs, welches durchaus mit einem sehr reichen Blumenparterre verziert ist, und dadurch den Anblik eines jener Feenschlösser, die man in den arabischen Mährchen beschrieben findet, gewährt.

Man tritt in den Pallast durch einen schönen, und mit einem bronzenen, blau gefirnißten und vergoldeten Gitter verschlossenen Hof. Von der drei Fuß hohen Terrasse, die an der ganzen Länge der Façade hinläuft, gelangt man in ein großes, viereckigtes, mit Alabaster, Granit und grünlichten Marmor belegtes Vorhaus (vestibule). Rechter Hand und im Hintergrund desselben ist eine Treppe von kühner Bauart mit doppeltem Absaz und Stufen von blaulichgrünen Marmor, und rothem Granit, welche den Effekt einer musivischen Arbeit machen.

Die in einem reinen und einfachedeln Styl erbaute Gallerie ist geschlossen, und erhält ihr Licht durch sechs große Fensteröffnungen von vorn, und zwei auf jeder Seite. Die Pracht

* De Guignes nennt ihn Pharukzad. Er starb im J. 1059.

und der Reichthum ihrer Verzierung übertrifft alles, was die ausschweifendste Einbildungskraft orientalischer Dichter geträumt und in Ferokshirs Pallast ist dasjenige verwirklicht, was die phantastischen Beschreibungen des Verfassers von Tausend und einer Nacht nur im Umriß angedeutet haben. Die Wände und die Deke der Gallerie sind mit Spiegeln von Bergkrystall belegt, die, aufs künstlichste und genaueste an einander gepaßt, von einem Guß zu seyn scheinen, und ein Rebengeländer von Filigranarbeit zieht sich von sechs, an den beiden langen Seiten angebrachten, massivgoldenen Weinstöken an den Wänden hin und schmückt die ganze Deke. Eine unermeßliche Menge von Edelsteinen und Perlen bildet die Weintrauben oder Müken, Bienen und andre Insekten, welche sich von der Frucht oder dem Safte des Rebholzes nähren. Der Glanz so vieler kostbaren Steine, verstärkt durch den Wiederschein der Spiegel, ist kräftig genug, selbst in der Nacht einen Schimmer zu geben, und doch ist durch die verständige Anordnung derselben verhütet, daß das Auge weder ermüdet noch geblendet wird. Man schäzt die Summe, die diese Zierrathen gekostet haben, auf mehr als 1500 Millionen Franken. * Unter die übrigen sehenswürdigen Gegenstände des Pallastes gehören der Thron und die Badewanne des Harems. Jener wurde nach dem schröklichen Einfall des TamasKuli-Khan nach Deli gebracht, und ich erspare seine Beschreibung auf den Abschnitt, in welchem ich von dieser Stadt sprechen werde.

Die Badewanne zeichnet sich mehr durch ihren Reichthum, als durch ihre vorzügliche Arbeit aus, und steht in der lezteren Rükficht weit unter dem obenbeschriebenen Rebengeländer. Sie ist von orientalischem Agath, aus verschiedenen mit Goldplatten gefaßten Stüken. Ihre fast riesenmäßige Form gleicht der Figur eines derjenigen Lustschiffe, mit denen man Spazierfahrten auf dem Ganges macht, die man unter dem Namen Bazara kennt, und die einen sehr erhöhten Hintertheil

* Hat der Verfasser diese Herrlichkeiten selbst gesehen? und sollte Nadirschah, der bei seinem Raubzuge (1738) auch die Citadelle von Lahor eroberte, sie nicht angetastet haben?

Digitized by Google

haben. Sie faßt ungefähr acht Muids Rosenwasser;* denn so hoch hat sich der Luxus der Mongolen versliegen, die vor der Eroberung des Landes das elendeste und roheste Leben in ihren unfruchtbaren Wildnissen führten.

Alle andern Bestandtheile des Pallastes von Ferokshir entsprechen der Pracht der oben beschriebenen Gallerie. Die Wände glänzen von Gold und LapisLazuli, womit sie belegt sind, und an dem Gesims der Fensterpfeiler ist der schönste rothe Granit angebracht. Der ThronSaal hat zur besondern Zierde eine doppelte Säulenreihe; die Schäfte und Knäufe der Säulen in der ersten Reihe sind von Porphyr, bei der zweiten Reihe von halbdurchsichtigem, milchweissem, rosen- und citronfarb geadertem Glimmer.

In eben diesem Pallast ließ der Kaiser Schah Mudin zwei Taubenhäuser anlegen, in welchen eine große Anzahl der, unter dem Namen Tanztauben (pigeon danseur) bekannten Gattung hindustanischer Tauben unterhalten wurde. Dieser schöne Vogel, ausgezeichnet durch seine Federn, seine angenehmen Formen und besonders durch seinen wohlgebauten Hals, läßt sich leicht zu kriegerischen Spielen abrichten, bei welchen er in geschlossenen Reihen oder vereinzelt, nach Art der leichten Truppen (à la hussarde) kämpft.

Schah Mudin, ein erklärter Feind des Kriegs, der seinem Staat während einer 27jährigen Regierung den Frieden zu erhalten wußte, belustigte sich damit, die Tauben aus beiden Häusern gegen einander zu Feld ziehen zu lassen, weil, wie er sagte, ein Fürst in der Nothwendigkeit sey, die Kunst der Schlachten zu studieren. Er kommandirte sie entweder mündlich in persischer Sprache, oder durch Zeichen, die er ihnen mit einer Fahne gab, und die er bald so, bald anders schwang, je nachdem ein Angriff oder ein Rükzug gemacht werden sollte. Diese gelehrigen und in den kriegerischen Schwenkungen wohl unterrichteten Vögel führten gleich alten geübten Regimentern, den gegebenen Signalen gemäß, alle vorgeschriebenen Bewegungen aus.

* Das Muid, das größte Weinmaaß in Paris, hat 288 Pinten, die Pinte 47—48 Kubikzolle. 8 Muids = 30 berliner Eimer zu 64 Quart.

Der Garten der Begom oder Gemahlin des Kaisers ist nicht groß, aber mit Geschmak eingetheilt. Die schöne Natur des herrlichsten Klima's auf Erden ist hier nachgeahmt. Man findet neben dem Orangen- und Citronen-Baum den Mangusa,* den GranatBaum neben dem Jamnani,** und den Aprikosenbaum von Kaschemir, dessen Früchte von erstaunender Größe sind und mit der Farbe der Rose die Süssigkeit und Würze der Ananas und der Pfirsche vereinigen.

Unter diesen schönen Bäumen pflanzt man die Tulpen, die verschiedenen Arten von Anemonen, Nelken und Rosensträuchen; hier sind die Ananas mit und ohne Kronen, die ihren Geruch mit dem der gefüllten und einfachen Mongri, einer kleinen, weissen, rosenartigen Blume, vermischen; dort der persische Hollunder neben dem Touki, einer sehr lieblichen Art von Geißblatt und der schönen, wohlriechenden Sirini-Blume,*** welche der Hauptstadt von Kaschemir (Sirinagar) den Namen gegeben hat. In dem Mittelpunkt dieses irdischen Paradieses sieht man ein schönes zwölfekigtes, mit Marmor von allen Farben und scharlachrothem Granit bekleidetes Wasserbeken, um welches in vier, der Figur des Bekens selbst anpassenden, Reihen die, unserm Klima und unserer Botanik unbekannten, wohlriechenden Karkemebäume gepflanzt sind. Auf diesen unten kugelförmig gebauten, und sich oben pyramidalisch zuspizenden Bäumen suchen die Leuchtwürmer ihre Nahrung, und gewähren dadurch das Schauspiel einer prächtigen, der Kunst unerreichbaren, Erleuchtung. Die zahllose Menge der auf allen Blättern und Zweigen gruppirten Würmer wirft eine solche Feuer- und LichtMasse von sich, daß man alle Gegenstände auf eine weite Entfernung unterscheiden kann, und die Bäume in Flammen zu sehen glaubt.

Die Moschee oder Kapelle des Kaisers ist ein zirkelrundes Gebäude, von 68 Fuß im Durchmesser. Es ruht auf Arkaden

* Magnifera indica Linn. Seine goldgelbe Frucht, von der Größe eines Gänseeyes, wird für die köstlichste in Indien gehalten.

** Vielleicht der Dschamun oder RosenApfelbaum, dessen Frucht sehr gesund, saftig, kühlend und angenehm ist.

*** Sfry, Nymphaea Lotus, die in der indischen Mystik feyerlich ausgezeichnete SeeRose.

von einer kühnen Bauart, und diese wieder auf doppelten Säulen von milchweissem Glimmer. Da das Gesez Muhammeds verbietet, die Moscheen mit Gold und Edelsteinen zu zieren, so sind die Wände nur mit Marmor, LapisLazuli und Alabaster belegt, welche inzwischen eine angenehme und schöne Würkung machen. Vier Minarets oder Thürme von 127 Fuß Höhe auf einem Durchmesser von 19 Fuß stehen an den vier äussern Winkeln. Sie sind von einer leichten, reinen und kühnen Bauart, und von ihnen herab rufen die Chaouz * das Volk zum Gebete.

Alle Straßen von Lahor sind schön, nach der Schnur gezogen und mit zwei Alleen von Bäumen bepflanzt, die mit den auf den Dächern der Häuser befindlichen Blumenbeeten sehr gut ins Auge fallen. Die Kaiserstraße, die nach Delhi und Agra führt, ist ebenfalls in einer Länge von mehr als 120 Meilen mit großen Bäumen, und namentlich mit orientalischen Ahornbäumen (platanes) bepflanzt. Eine ähnliche Straße führt durch die Gebürgspässe von Kaschemire in dieses schöne Land, das von den Mongolen mit Recht der Garten der Gärten genannt wird, und in die Hauptstadt desselbigen, Sirinagar, welches die zweite der kaiserlichen Residenzen ist.

IX. Sirinagar.

Sirinagar liegt in einer Ebene, vier Meilen von dem Berggürtel, der die Provinz umgibt, am Flusse Satludsche, ** der sich durch die Bergkette einen Weg bahnt, den östlichen Theil der Provinz Lahor durchströmt, und in den Indus fällt.

Sirinagar war nicht sowohl eine beständige Residenz der mongolischen Kaiser, als ein Lustschloß, worin sie die Sommermonate zubrachten; eine Jahreszeit, in welcher die Luft in Kaschemir wegen des auf den Bergen liegenden, erst im September ganz schmelzenden Schnee's, sehr kühl und angenehm ist. Der kaiserliche Pallast ist in einer reizenden Gegend, dreiviertel Meilen nordwestlich von Sirinagar, gebaut. Ein prächtiger, mit Bakstteinen ausgemauerter, 80 Fuß brei-

* Auch Muezims genannt.

** Nach englischen Karten am Behat. Es ist schon oben angeführt worden, daß der Verfasser die fünf großen Nebenflüsse des Indus anders benennt, als jene Karten.

ter und 16 tiefer Kanal führt dahin. Seine Ufer sind mit 10 Alleen PlatanenBäumen besezt. Die Gärten sind herrlich, und werden im Westen durch die Bergkette, als eine natürliche Grenze geschlossen. Das Gebäude ist einfach und nicht beträchtlich. Man findet hier nicht den Aufwand, der die Schlösser von Lahor, Delhi und Agra auszeichnet, aber Naturschönheiten, die ihn nicht minder empfehlen. Ein großer 7 Fuß hoher Erdwall umgiebt den ganzen, 180 Fuß langen und 54 breiten, Pallast. Längs der östlichen Façade zieht sich eine Gallerie hin. Sie ruht auf halbovalen, in der Mitte etwas eingedrükten, Bogen, welche von dunkelgrauen marmornen Säulen getragen werden. Aus dieser Gallerie kommt man durch drei große Arkaden in einen geräumigen Saal des unterssten Stokes. Gegen Norden sind die Säle des Divans mit den dazu gehörigen Kanzleien und der Audienzsaal, gegen Süden die Zimmer des Kaisers. Die Prinzessinnen haben die ihrigen im ersten Stok, der aber nur die Hälfte von der Länge des Pallastes einnimmt; die andre Hälfte ist zu einem Garten auf der Terrasse des Dachs verwendet. Man erblikt den Pallast in einer sehr weiten Entfernung, weil der Mörtel (stuc), womit seine Mauern überzogen sind, ein blendendes Weiß giebt. Dieser aus 9/10 von gelöschtem und gesiebtem Kalk und 1/10 von Kies zusammengesezte Mörtel, welchem man noch geronnene Milch, roben Zuker, Eierweiß und Butter beimischt, giebt einen undurchdringlichen und fast unzerstörbaren Kitt, der die damit bekleideten Häuser nicht nur vor Hize und Insekten vollkommen schüzt, sondern den Gebäuden selbst eine Dauer von mehreren Jahrhunderten verschafft.

X. Agra.

Die dritte kaiserliche Residenz ist Agra, am Flusse Gemna.* Sie wurde von Fetiloue, dem 427sten (?) König der Dynastie Baar gegründet (daher ihr alter Name Fetipur), durch die Eroberer Hindustans mehr als einmal zerstört, und durch den Kaiser Akbar oder Eckbar im J. 1585 unter dem Namen Eckbarabad wieder hergestellt. Diese ungeheure, von 800,000 Seelen bewohnte, Stadt hat eine Länge von 3 Meilen bei der

* Englisch Jumnah.

sehr mäßigen Breite von 460 Toisen. Der Pallast ist auf einem kleinen Sandhügel (dune), am Ufer des Flusses gebaut und eines der schönsten Gebäude der Welt. Terrassenmäßige Mauern umgeben ihn, so daß er dadurch und durch seine Lage auf der Anhöhe zur Citadelle der Stadt wird, die sonst keine bedeutende Befestigung hat. Diese Mauern sind 42 Fuß hoch, und von dem mehrerwähnten rothen Granit, der aufs künstlichste behauen und zusammengefügt ist, erbaut. Die Fensteröffnungen und Balkons sind nach reiner Symmetrie und im besten Geschmack angeordnet, und haben den besondern Vorzug, den jenseits der Gemna liegenden Theil der Stadt erblikken zu lassen. Beide Theile dehnen sich längs des Flusses in der Form eines halben Mondes aus und lassen am flachen, sandigen Ufer einen Raum frei, wo tausend für Handlung, Reisen und Lustpartien bestimmte Fahrzeuge anlegen, und an der einen Kai bildenden äusseren Böschung des Grabens der Citadelle ihre Waaren ausladen. Der Schloßplaz, vielleicht der größte in allen vier Welttheilen, dient dreimal in der Woche zum Marktplaz, daher er den Namen EckbarMaydaneChande (kaiserlicher Marktplaz) führt. Er formirt eine verlängerte Ellipse, deren große Axe 220, die kleine 130 Toisen hat, und ist mit mehreren schönen Alleen von hohen, gut unterhaltenen und schattigten Platanen besezt. Sechs Triumphbögen, zugleich die Thore von eben so vielen Straßen, sind die Eingänge, durch welche man auf den Plaz kommt. Mitten auf demselben sieht man die Statue eines Elephanten, welcher durch seinen Rüssel Wasser speyt. Diese ungewöhnliche und doch geschmakvolle Fontaine, die den bewundernswürdigsten Effekt macht, haben weder Chardin noch Bernier in ihren Beschreibungen der Stadt angeführt, wie sie überhaupt manchen bemerkenswerthen Gegenstand übergangen haben. Die schöne Straße Sander durchschneidet die Stadt in ihrer ganzen Länge, von einem Hauptthor zum andern. Die Thore, welche nach dem doppelten Zugang von Delt führen, sind von solcher Höhe, daß die größten Elephanten mit ihren Parade Baldachinen (niche d'apparat), ohne anzustoßen, durchgehen können. Die prächtige Moschee Eckbars steht im Westen von Agra, und gewährt einen majestätischen Anblick. Ihre Mauern sind von rothem

Granit, mit Goldplatten belegt, und der Glanz dieses Metalls, erhoben durch die Farbe und Politur des Steins, macht, daß man das Gebäude schon in einer sehr großen Entfernung erblikt. Zwischen dem Marktplaz und dem Pallast sind drei stolze Triumphbogen errichtet. Ein schönes Thor führt in den Pallast. Zwei ungeheure Gallerien ziehen sich an den Seiten desselben hin, die von 24 Doppelsäulen, mit Schäften von weissem Marmor, 34 Fuß lang und 4 1/2 Fuß im Durchmesser, mit Säulenstühlen von blauem Granit und mit Knäufen von gelbem Glimmer, getragen werden.

Der Saal des Divan, wo die Kaiser Audienz gaben und zu Gericht sassen, ist ein Vierek von 120 Fuß auf jeder Seite. Seine Wände sind mit weissem Marmor bekleidet, eine doppelte Reihe Säulen von grünem Granit umgibt ihn. Am südlichen Ende des Pallasts ist eine kleine Moschee, ein wahres Kleinod in Ansehung seiner eleganten Verhältnisse, durchaus von Glimmer, das Gewölbe und den Fußboden eingeschlossen, erbaut worden. Um den Pallast Eckbars herum stehen, wie um Jupitern seine Trabanten, sieben andre kleine Palläste der kaiserlichen Prinzen, sämtlich von sehr guter Baukunst.

Agra ist eine der reichsten Städte von Hindustan,* nicht nur durch ihren blühenden Handel, sondern auch durch die Verarbeitung des Indigo, der in ihrem Gebiet vorzüglich schön gedeiht.

XI. Deli.

Die vierte Residenz ist Deli (Dehly), in einer großen, fruchtbaren, angenehmen Ebene, fast an der Quelle des Gemna. Der erste patanische Kaiser, Sultan Alavadin, errichtete hier im J. 1085 sein Hoflager, und seine Nachkommen herrschten hier bis 1519, als ihnen Baber ihre Staaten entriß.** Die

* Gegenwärtig ist das große prächtige Agra durch mancherlei widrige Schiksale sehr in Verfall gekommen und großen Theils verwüstet. Schon zu Tiefenthalers Zeit (1743) lag der Raum zwischen den alten und neuen Mauern und fast alle Vorstädte wüste, die Häuser waren baufällig geworden, und die Einwohner hatten sich durch Auswanderung ausserordentlich vermindert. (Wahls Erdbeschreibung von Ostindien II. 1063.)

** Dehly wurde erst 1205, als Cothbeddin, Stifter der Dy-

Stadt ist 5 Meilen lang und 2 breit. Ihre Straßen sind enge, die Häuser, selbst der reichsten Privatpersonen, unansehnlich und schmucklos; hingegen die der großen Staatsbeamten oder Omrahs mit asiatischem Luxus verziert. Die Straße Baderfha, welche mit noch zwei andern die Stadt ihrer ganzen Länge nach von Norden nach Süden durchschneidet, ist die geräumigste, und erstrekt sich vom LahorThore bis zum rothen. Ein von dem Gemna abgeleiteter Kanal nimmt die Mitte dieser Straße ein, und seine mit Magazinen und den Buden der Juwelenhändler besezten Kaien gewähren besonders in der Nacht bei dem Scheine der Lichter und Laternen ein angenehmes, reiches und mannichfaltiges Schauspiel. Die Stadt zerfällt in zwei Theile, den östlichen von Hindus, den westlichen von Muhammedanern bewohnt. Dieser ist viel regelmäßiger gebaut; die Moscheen und Karavanserays sind sehr schön, die Palläste des Omrahs und großen LehensBesizer prächtig. Unter der großen Zahl von Moscheen verdienen nur zwei, die von Sekandara und von Humajum die Aufmerksamkeit der Reisenden, und machen sich denselben durch die Schönheit, das sorgfältige Behauen und das künstliche Zusammenfügen der Granitstüke, woraus sie bestehen, durch ihre ausserordentlich hohen Minarets und durch ihre leichte, proportionirte Kuppel, vorzüglich würdig. Dehly hat eine solche Menge von Marktplázen (Bazars), daß man fast an jeder Straßenekke einen findet. Die drei beträchtlichsten sind die von Sadula-kan, am Thor von AltDehly, von Chande-nir-chek, im Westen der Stadt, und von Paragaon. Fünf große Pläze sind besonders für den täglichen Verbrauch der ungeheuern Volksmenge dieser Stadt bestimmt, welche auf 1,700,000 Einwohner steigt, 100,000 Fremde ungerechnet, welche der Handel dahin zieht.

Das Arsenal ist ein großes, schwerfälliges Gebäude, das

nastie der Patanen, seine Eroberungen bis an den Jumna ausdehnte, die Hauptstadt der muhammedanischen Eroberungen in Hindustan. (Sprengels Erdbeschreibung von Ostindien S. 92). AlaAddin (wahrscheinlich des Verfassers Alavadin), der im J. 1162 starb, war ein Fürst aus der Dynastie der Guriden, der die Herrschaft der Gasneviden in Indien zu Grunde richtete. (Gatterers Versuch einer allgem. Weltgesch. S. 811.)

darinn aufbewahrte Geschüz ist es nicht minder. Man findet darunter eine Kanone, die eine Kugel von 17 Zoll * schießt, aber, so viel ich weiß, nie hat gebraucht werden können.

Ueber den Gemna führt eine Brüke von 12 sehr großen Bogen und von kühner, majestätischer Bauart. Aber eines der sehenswürdigsten Denkmale in Dehly ist die von dem Rajah Schetsing, einem Abkömmling des berühmten Parus (bei den griechischen Geschichtschreibern Porus) erbaute Sternwarte, im südwestlichen Theile der Stadt. Ihre Form ist sybärisch, auf den Seiten hat sie zwei große runde Gebäude (cirques), jedes zu 70 Fensteröffnungen. In dem einen Circus hat man einen Meridian und die Ecliptik gezogen; in dem andern befindet sich ein Cylinder von 10 Fuß im Durchmesser, in 60 Theile getheilt, welche der Zahl der Stunden des indischen astronomischen Tages entsprechen. Ein Araber und ein Bramine haben die Oberaufsicht über diese Sternwarte, die mit vielen astronomischen und meteorologischen Instrumenten versehen ist. Südlich von der Brüke ist der kaiserliche Pallast Dauriserai, der eine Oberfläche von 84,373 Toisen einnimmt. Sieben Hauptgebäude und drei große Gärten bedeken diesen Raum, welchen auf drei Seiten 20 Fuß hohe Mauern begränzen; gegen Süden ist er offen und stößt an den Kai der Gemna. Sämtliche Gebäude von rothem Granit, großen Verhältnissen, schöner Anordnung, Gold und Lasursteine überall verschwendrisch angebracht, aber in so großen Massen, daß es dem Zuschauer vor den Augen flimmert. Einzelne Bestandtheile des Pallastes sind der Divankana oder Audienzsaal, der Saal des FinanzKollegiums, die Wohnung der Prinzessinnen, der Gerichtssaal, die Säle der Garden zu Pferd und zu Fuß, die Ställe für mehr als 10,000 Pferde, die gleich Prunkzimmern ausgeschmükten und mit lauter silbernen Gefäßen versehenen Küchen, und die Gärten mit ihren Alleen, Grotten und dem Labyrinth, das weniger berühmt, als das Cretensische, aber wegen der Anzahl und Mannichfaltigkeit der Bäume, aus denen es besteht, artiger und angenehmer ist.

* Die Kugel eines französischen Zwölfpfünders hat einen Durchmesser von 4, 64 Zoll (Hoyers Taschenbuch 1804 S. 63.)

Die EisFabrik zum Gebrauch des Harems und des kaiserlichen Hauses ist der Aufmerksamkeit um so würdiger, da sich keine ähnliche Anstalt in irgend einem andern Pallast befindet. Die Kälte ist in dieser Gegend von Hindustan nie stark genug, um das Wasser ohne Hülfe der Kunst gefrieren zu machen; diese müssen die Mongolen also anwenden, um sich einen Artikel zu verschaffen, der ihnen zum Bedürfniß geworden ist. Sie benehmen sich folgendermaßen dabei.

Alle Jahre, zu Ende des Novembers, wird im Innern des Pallastes, in einem sehr salpeterhaltigen Boden, eine 6 bis 7 Schuh tiefe Grube gegraben und die weggeräumte Erde an den vier Seiten aufgeschichtet, um den Rand der Grube zu erhöhen und sie möglichst gegen den Wind zu schüzen. Ist sie vollkommen ausgetroknet, so füllt man sie bis zu einer Höhe von 4 bis 5 Fuß mit wohlgetroknetem wagerecht gelegten Hirsenstroh, stellt auf dasselbige eine Anzahl Schüsseln von gebrannter Erde, welche neu seyn müssen, weil sie alsdann poröser sind, und die Ausdünstung des überflüssigen Wärmestoffes befördern. Mit dem Einbruch der Nacht füllt man die gewöhnlich 3 bis 4 Zoll tiefe Schüsseln mit Wasser, das durch die Kühle der Nacht und des Abendthaues in zwei oder drei Stunden zum Gefrieren gebracht wird. In der nemlichen Nacht wird diese Verrichtung zwei, oft drei bis viermal vorgenommen, und so von 9 Uhr Abends bis zu Sonnenaufgang, 2, 3 bis 4000 Pfund Eis gewonnen. Ein Theil der Arbeiter schlägt die Schüsseln zusammen, nimmt das Eis heraus, zerstößt und befeuchtet es mit lauem Wasser, macht daraus größere oder kleinere Scheiben und bringt sie in die Eisgrube.

Da die Straßen der Stadt im Allgemeinen eng und krumm, wegen der starken Bevölkerung aber zugleich sehr lebhaft sind, so ist alles Fahren mit Pferden von Polizey wegen verboten. Der Kaiser selbst läßt blos Ochsen an seine Wagen spannen. Sie zeichnen sich eben so sehr durch ihre Schnelligkeit und Gutmüthigkeit, als durch ihre schönen Umrisse und Größe aus, die vom obersten Theil des Halses bis zu den Klauen 6 Fuß beträgt. Ihre Hörner sind mit goldnen, zum Theil mit Edelsteinen besezten Ringen von Filigranarbeit geziert.

Aussen vor den Vorstädten sieht man noch drei andre Lust-

häuser, die von den Kaisern abwechselnd auf einen Monat oder sechs Wochen des Jahrs bewohnt werden, und unter denen sich der Pallast von Godale Cotelar besonders auszeichnet, der wegen seiner Lage an einem hübschen Kanal, wegen der Eintheilung seiner Zimmer, wegen der Zierlichkeit seiner Geräthschaften und wegen der vielen ihn umgebenden schönen Ansichten mit Klein-Trianon verglichen werden kann.

Der große Saal in diesem Schloß, genannt der Saal der Gesandten, ist mit einem Kronleuchter von schwarzem, sehr seltenen und äußerst harten Krystall geziert. Hundert Kerzen, welche er trägt, vermehren ihr Licht durch den Wiederschein aller Facetten des Leuchters oder der krystallenen Spiegel an den Wänden ins unendliche, und bringen eine Beleuchtung hervor, als stände der ganze Saal im Feuer. In demselben Saal steht der prächtige Thron, den man nach dem Rükzuge des Nadirschah von Labor hieher brachte. Er ist das Seitenstük zum Kronleuchter; beide zusammen haben mehr als 700 Millionen französischen Geldes gekostet, und nie hat die Kunst des Steinschneiders und Juweliers etwas vollendeteres geliefert. Ein goldener Palmbaum beschattet den Thron, ein Pfau, von gleichem Metall, auf dem Baume sizend, breitet seine Flügel aus, als wollte er den auf dem Thron sizenden bedeken. Die Palmzweige hängen so leicht da, als wären sie ein Spiel der sanftesten Winde, und die Früchte sind mit solcher Wahrheit dargestellt, daß man versucht ist, die Hände darnach auszustreken. Wohl mag man diese Trauben Hörner des Ueberflusses nennen, da sie aus den schönsten Diamanten von Golconda verfertigt sind, so wie der Schweif und die Flügel des Pfauen aus den kostbarsten Smaragden.

XII. Benares.

Nachdem ich die kaiserlichen Residenzen beschrieben habe, darf ich auch eine Stadt, deren Name schon jedem denkenden Wesen Ehrfurcht gebieten sollte, und die seit einer langen Reihe von Jahrhunderten die Pflegerin aller Wissenschaften gewesen ist, nicht mit Stillschweigen übergehen. In der hohen Schule zu Benares, der ältesten in der Welt, gestiftet von dem großmüthigen und philosophischen König Darmedar, schöpf-

ten Thales und Pythagoras die Kenntnisse, welche sie den Griechen und durch diese den Völkern des heutigen Europa überlieferten. Der kleine Staat, wovon Benares die Hauptstadt ist, führt den Namen des Königreichs Calchi, hat die reinste, gesundeste Luft, die glüklichste Temperatur, einen nie bewölkten Himmel und die vollkommensten Früchte von ganz Indien. Die Stadt liegt in einer reizenden Ebene, am östlichen Ufer des Ganges. Ihr Handel, noch mehr ihre Universität zieht eine unerschöpfliche, immer wachsende Bevölkerung herbei, die mehr als 380,000 Seelen beträgt. Der prächtige, seiner ganzen Länge nach mit Werkstüken bekleidete und mit Treppen versehene Kai am Ganges ist kühn, bewundernswürdig und uralten Ursprungs, und dabei ohne das geringste Zeichen von Abnahme und Verfall, vielmehr scheinen die Fugen an den ungeheuren Granitplatten der Treppe und der Seitenbekleidung wie zusammengelöthet, oder noch richtiger, das Ganze scheint aus einer einzigen Masse gehauen zu seyn.

Die Sternwarte ist ein cirkelrundes Gebäude, in welchem man den Thierkreis (in 18 Zeichen getheilt) und die verschiedenen Kreise unsrer ArmillarSphären sieht. Die Anordnung der Theile ist nach dem nemlichen System, welches wir das Copernikanische nennen. * Das zu den Sternbeobachtungen bestimmte Gemach dreht sich, wie eine Kugel um die Achse, auf einem Zapfen herum. Die gelehrten Bramen ertheilen ihren Unterricht in den Straßen, auf den öffentlichen Plätzen und unter den Bäumen, denn es ist falsch, wenn behauptet wird, daß in dieser Stadt eigentliche Hörsäle seyen. Auf der großen Messe, die hier alle Jahre im Februar und März gehalten wird, wird ein Verkehr mit Edelsteinen aus ganz Hindustan und den benachbarten Ländern getrieben, der sich auf zweitausend Millionen (deux milliards de France) belaufen soll. Ein sehr alter cylindrischer, 70 Fuß hoher Obelisk, der einen der öffentlichen Plätze zierte, ist durch den Fanatismus der mongolischen Eroberer zertrümmert worden.

Benares liegt nach den von mir im Januar 1785 angestell-

* Aber nach Sonnerat lassen die heiligen Bücher der Hindus die Sonne sich doch um die Erde bewegen.

ten astronomischen Beobachtungen im 25° 71′ 3″ nördlicher Breite und im 80° 49′ 17″ östlicher Länge vom pariser Meridian. *

II.

Die Philosophie des Pythagoras als politische Erscheinung.

Drei Gespräche von Archytas.

Diese drei Gespräche sind aus einem, in Italien erschienenen, Werke** ausgehoben, welches in einer Art von Reise des Plato und seines Schülers, Kleobuls, den Zustand von Großgriechenland in seiner schönsten Zeit darstellt. Die älteste Philosophie der Italiener ist ein Hauptzwek desselben, und die Philosophie des Pythagoras das Merkwürdigste in dieser. Bekanntlich ist es bis jezt öfter angedeutet, als durchgeführt worden, daß man die Weisheit dieses Mannes nicht mit der müssigen späterer griechischen Philosophen verwechseln darf, und in ihm und seinem System eine Erscheinung der Geschichte liegt, welche leicht die universalhistorische Merkwürdigkeit des Christenthums und des Islamismus hätte gewinnen können. Diese Ansicht ist hier einem der weisesten Männer des Alterthums, dem Tarentiner Archytas, in den Mund gelegt, welcher selbst Pythagoräer und einer der ersten Staatsmänner seiner Zeit war. Wie sich überhaupt die Geschichte nur immer zu wiederholen scheint, so finden sich auch in diesen Gesprächen so merkwürdige Anklänge an

* Da der Grad in 60 Minuten getheilt wird, so muß die oben angegebene Zahl von 71 Minuten ein Druckfehler des Originals seyn.

** Platone in Italia, Traduzione dal greco, 3 tomi, Milano. Die Uebersezung ist so eben in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienen.

unsre Zeit, daß sie nirgends besser, als in diesen Blättern stehen können, welche der Gegenwart gerne zuweilen die lehrreiche Vergangenheit gegenüber stellen mögen.

Erstes Gespräch.

Ihr Griechen (es ist Archytas, welcher spricht) betrachtet den Pythagoras als einen Philosophen, und so wird er euch zum Räthsel. Man findet die Gedanken in Widerspruch mit den Worten, die Worte mit den Handlungen, bei jedem Schritte trift man bei ihm die erhabenste Weisheit mit der pöbelhaftesten Leichtgläubigkeit gepaart, und der Urheber so verschiedener, so widersprechender Dinge erscheint zuweilen bewundernswürdig, wie ein Gott, und bald als der verächtlichste aller Menschen. Betrachtet aber Pythagoras als den Gesezgeber der Städte, als den weisen Ordner der Sitten, als den erhabenen Verbesserer der Religion, so wird alles an ihm bewundernswürdig.

Was ist denn ein Philosoph? Man erzählt, daß Pythagoras dem Leontius von Fliunt es selbst erklärt habe, als ihm dieser Tyrann den Titel eines Weisen anbot, welchen sich so viele, weit Unwürdigere, ohne Schaamröthe anmaßen, und den er ausschlug. Gott allein ist weise, sagte Pythagoras, ich bin nur ein Liebhaber der Weisheit, ein Philosoph. Was ist denn aber ein Philosoph? frug Leontius weiter. Ohne Zweifel, erwiederte Pythagoras, kennst du die olympischen Spiele? Nun dann: diese sind das Bild unsers Lebens. Viele kommen da zusammen, einige aus Begierde nach Ruhm, und um sich sehen zu lassen, andere aus Gewinnsucht, sehr viele, um die Langeweile ihres Lebens, von dem sie keinen andern Gebrauch zu machen wissen, zu versüßen; noch andere, um ihre Freunde wieder zu sehen; kurz der aus dieser, jener aus einer andern Ursache. Nur wenige kommen dahin, um in der Stille Gutes und Böses zu beobachten, und diese leztern sind Philosophen.

Pythagoras blieb aber nicht immer in den engen Grenzen des kontemplativen Lebens, sondern wollte, die Seele voll von Ideen über die ewige Ordnung und Schönheit, dieselben

andern Sterblichen mittheilen, damit sie zu nüzlichen Keimen der Tugend würden.

Vergleicht Pythagoras mit Orpheus, jenem Orpheus, mit welchem wir Pythagoräer euch bekannt gemacht haben. — Ihr? sagte ich, wie ist das zu verstehen? Orpheus war .... woher wir ihn seyn lassen wollten. Er könnte überall her seyn, denn er existirte nirgends, als in unserer Seele. Jene orpheischen Gedichte, die ihr besizt, und die Religionsgebräuche, welche sie enthalten, sind die Erfindungen unsers Cekrops, der euch Griechen das Muster eines Mannes aufzustellen gedachte, welcher, durch die bloße Gewalt der Wahrheit und der Schönheit, die Völker glüklich und tugendhafter zu machen verstand .... Aber wir reden jezt nicht von Orpheus, und mir ist es lieb, wenn ihr ihn für wirklich haltet. Vergleichen wir ihn mit Pythagoras.

Man sagt, Orpheus seye der erste Städtebegründer gewesen, welcher, geboren in einem Zeitalter thierischer Rohheit, als der erste Priester und Verkünder der Götter, durch die Macht der Weisheit und durch den Zauber der Harmonie aus dem irrenden Leben in Wäldern zu beständigen Ehebündnissen, zu anerkannten Göttern und zu bestimmten Gesezen geführt hat. Pythagoras hat aber keine Städte gegründet; sie bestanden schon, waren jedoch im Begriff, sich durch die Laster ihrer Bürger selbst zu zerstören. Das Zeitalter war verschieden, verschieden der Zwek, nach dem sie trachteten. Pythagoras mußte aufs Neue ordnen, was zur Zeit Homer's noch einmal erschaffen werden mußte. Allein die gleiche Art von Weisheit mußte beide dabei leiten, und wirklich bedienten sich beide derselben Mittel, in den wilden Zeiten des Orpheus, wie in den verderbten des Pythagoras, um die Gemüther der Menschen zu bezwingen.

Der Philosoph begnügt sich, das Wahre zu erkennen; aber diejenigen, welche ich groß in der populären Weisheit nennen möchte, müssen noch mehr verstehen. Sie müssen, und dieß halte ich für das schwerste aller Dinge, sie müssen ein Maaß, und fast möchte ich sagen, eine gewisse Mäßigkeit in der Weisheit selbst besizen. Wolltet ihr dem Volke auf einmal alle eure Wahrheiten auslegen, so wird es viele nicht verstehen, durch viele sich beleidigt finden, weil sie seinem

Vortheil und seinen Vorurtheilen widerstreiten; andere wird es vernachlässigen, und sehr viele mißbrauchen, weil es ihre Prinzipien und ihre Folgen nicht kennt. Wollt ihr dem Volke wirklich nüzen, so müßt ihr immer zu vermeiden suchen, daß die Wahrheit nie mit der Gewalt ins Gedränge komme; denn sonst muß die Wahrheit nachgeben, oder ihre Verfechter müssen mächtig werden, wenn sie siegen soll. Wenn sie aber einmal mächtig werden, wer steht uns dafür, daß sie auch weise bleiben? Wollt ihr dem Volke nüzlich werden, so sucht sein Herz zu gewinnen, ehe ihr seinen Verstand versucht: denn man will nicht hören, was nicht gefällt, und was man nicht hört, davon wird man nicht überzeugt. Wo ist aber ein Mensch, der jede Wahrheit ertragen könnte? Es ist unvermeidlich, daß sie für manchen ein Vorwurf, für den andern ein Zaum, für einen dritten ein Gegenstand des Schrekens seyn muß. Es giebt Wahrheiten, welche jedermann gefallen, manche gefallen vielen, andere können ewig nur das Eigenthum weniger seyn. Es wäre nicht der Klugheit gemäß, eben diese Wahrheiten, welche dereinst allgemein werden sollen, vor der Zeit auszubreiten, und ich würde sie eher verschleudert, als ausgebreitet nennen. Sie brauchen eine lange Vorbereitung und werden dann erst gemein, wenn das Volk werth ist, sie zu hören.

Die Pflichten des Weisen, von dem wir reden, sind: eine völlige Erkenntniß aller Wahrheiten, daß er zu unterscheiden wisse, welche das Bedürfniß des Volkes in dem gegenwärtigen Augenblik erheischt; daß er verstehe, die übrigen, deren es dereinst bedürftig seyn könnte, als ein heiliges Pfand aufzubewahren; daß er die Mittel kenne, die erstern auf das schnellste in Umlauf zu bringen, und die andern zu mehrerem Nuzen aufzubewahren, damit weder Vergessenheit, noch unkluge Uebereilung sie vor der Zeit bekannt mache; daß er auf diese Art die Erschlaffung der Nation, welche die Folge des erstern, und gefährliche Revolutionen, welche die Folge des leztern seyn würden, vermeide; kurz, daß er, gleich der Gottheit, dem Volke Geist und Leben mittheile, ohne die Quelle weder zu erschöpfen, noch zu verschliessen.

Ihr habt Italien gesehen, und kennt Sicilien; jedermann

spricht von ihm in diesen beiden Ländern: alles Gute, das sie besizen, kömmt von ihm. Die Nachwelt kann einst vergessen, daß die Wissenschaft des Pythagoras den Lauf der Planeten berechnet, und die geheimsten Geseze der Natur enthüllt hat; allein das Andenken an Pythagoras muß ieden rechtschaffenen Bürger trösten, sobald er anfängt, an dem Heil seines ausgearteten Vaterlandes zu verzweifeln, und die Weisheit des Pythagoras muß sein Leitstern seyn, wenn er die Heilung desselben versuchen will.

Als die Philosophie des Pythagoras sich erhob, war Italien das nicht, was es heutzutag ist. Ihr waret damals noch Barbaren, und wir schlimmer noch, als Barbaren. Einem alten, durch Erdbeben zerstörten, Gebäude gleich zeigte Italien auf der einen Seite halb versunkene Säulen von der höchsten Schönheit und Zierlichkeit, auf der andern Seite Kalk und Schutthaufen, verächtlicher als der Sand. Manche seiner Nationen war schon verdorben, manche noch im Zustande von Wildheit. Die lezteren verstanden es noch nicht, sich die Bedürfnisse des Lebens durch Arbeit zu verschaffen; die erstern vermochten das nicht zu behaupten, was sie durch den Anbau eines fruchtbaren Erdreichs, und durch einen ausgebreiteten Handel, durch den sie, vermöge ihrer vortheilhaften Lage, den Osten und den Westen mit leichter Schiffahrt vereinigten, gewonnen hatten. Wir besaßen alles, was nur der Luxus Thörichtes, und die Ueppigkeit Ekelhaftes hervorbringt. Wir genossen gerne des Lebens, und verstanden es nicht, dasselbe durch die schönen Künste reizend und angenehm zu machen. Die Ungleichheit der Glüksgüter und die zügellosen Leidenschaften störten zuerst die innere Ordnung der Städte, und dann ihren Frieden von Aussen, indem iede an Eroberungen, an Beleidigungen und Rache dachte. Innerhalb der Mauern sah man nichts, als Usurpatoren und Tyrannen, neben diesen eine Menge Niederträchtiger, welche das Vaterland verkauften, um ihr Leben zu retten, oder sich zu bereichern, und nur wenige rechtschaffene Bürger, die sich in der Vaterlandsvertheidigung aufopferten. In ganz Italien hörte man nichts, als Krieg, Raub, Verzweiflung und Tod.

Pythagoras faßte den kühnen Entschluß, den Frieden

und die Tugend, ohne die kein Friede Bestand haben kann, herzustellen. Seine Absicht war, aus Italien einen einzigen Staat zu bilden, in welchem die Energie jedes einzelnen Bürgers ein ausgedehnteres Feld, sich zu zeigen, fände, ohne gezwungen zu seyn, ewig diejenigen zu bekämpfen, welche die Nachbarschaft, Sprache und Sitten zu seinen Brüdern machten, und die ihm die Trennung seiner politischen Verhältnisse als Feinde zu hassen zwang. Die vereinte Kraft aller, unaufgerieben durch innerlichen Zwist, sollte so mit desto größern Nachdruk das gemeinschaftliche Vaterland gegen den Angriff der Barbaren vertheidigen.

Barbaren nannte er alle diejenigen, die bewaffnet in ein Land eindringen, das nicht ihr Vaterland ist; Barbaren und Thoren nannte er auch die, welche, ob sie gleich Eine Sprache reden, nicht im Frieden unter sich selbst leben wollen, und bei ihren Streitigkeiten die Fremden zu Hülfe rufen. Er sagte den Italienern sehr oft, was Sokrates beständig den Griechen wiederholte: Unter euch soll und kann kein Krieg seyn; das, was ihr Krieg nennt, ist Empörung, über die ihr erröthen würdet, wenn ihr euer Vaterland wahrhaft liebtet.

Ohne Tugend und ohne eine sehr gute bürgerliche Verfassung konnte man aber nicht zu diesem Ziele gelangen; es durfte niemand da seyn, der Macht und Willen genug besäße, sein Vaterland zu kaufen, oder Macht und Willen, dasselbe zu verkaufen. Der Ehrgeiz mußte, so zu sagen, gezwungen werden, die Bahn der Tugend einzuschlagen, weil ihm alle Wege zum Laster und zur Niederträchtigkeit abgeschnitten waren. Es war nothwendig, das Volk zu unterrichten: denn er behauptete, ein unwissendes Volk sey jenem apulischen Winde (atabülo) gleich, welcher die Felder verödet, da hingegen der, mit geringerer Heftigkeit von den lukanischen Gebirgen herwehende, Wind Dünste auf seinen Schwingen trägt, welche die Erde erfrischen und befruchten. Es war nothwendig, diejenigen zu unterrichten, welche es beherrschten; denn ein Volk mit hunderttausend Füßen hat doch einen Geist nöthig, um seine Schritte zu lenken, und bei hunderttausend Armen hat es noch keinen Geist, um handeln zu können.

Mit diesen Gedanken stellte Pythagoras sich dem Publikum vor. Die erste Frage, die man an ihn hätte richten sollen, blieb immer die: Wer bist du denn, der du dich in unsre Angelegenheiten mischest? Wer nicht hunderttausend Arme zu seinem Befehl hat, dem bleibt auf eine solche Frage keine andere Antwort, als die: Ich bin ein Gesandter Gottes. Auch sagt der Weise keine Lüge, denn alle Weisheit kömmt von Gott. Für die Klugen sind seine Tugenden, für das Volk seine Tugenden und seine Wunder, die Bekräftigung seiner Sendung. Die Götter hatten Pythagoras die Tugend geschenkt, und eine genauere Bekanntschaft mit den Geheimnissen der Natur machte ihm viele Dinge leicht, welche dem Volke als Wunder erscheinen mußten.

Er verkündigte zuweilen den Sturm vorher. Man erzählt, daß er einmal sogar das Erdbeben voraus gesagt habe: als erfahrner Arzt kündigte er den Kranken oft Genesung oder Tod an. Wenige Begebenheiten dieser Art waren hinreichend, die Einbildungskraft des Volkes war nun einmal empfänglich für Wunder, und erfand tausend andere, noch erstaunenswürdigere, dazu.

Oft waren die Wunder des Pythagoras nur eine figürliche Redensart. Einer von uns kann, während wir sizen, sagen: Nicht alle Schiffe, welche diese Nacht aus dem Hafen von Tarent auslaufen, werden das Ziel ihrer Reise erreichen. Nichts ist leichter, als daß wirklich Schiffe auslaufen, während er also spricht, und daß das eine oder andere bei plözlich entstehendem Sturme untergeht. Allein deswegen wird keiner ein Prophet heißen. Stelle dir aber diesen Mann unter zehntausend Zuschauern auf dem Mole vor. Zwei Schiffe lichten die Anker, breiten ihre Segel den Winden aus, das Freudengeschrei der Seeleute ertönt, die schon wieder mit Sehnsucht das vaterländische Gestade bei ihrer Rükkehr begrüßen; während ihre Freunde ihnen vom Ufer eine glükliche Schiffahrt anwünschen, erhebt sich einer aus ihrer Mitte, und sagt zu den Umstehenden: Hört ihr dieses Freudengeschrei? Seht ihr diese zwei Schiffe, die mit günstigem Winde unter glüklichen Zeichen die Segel aufziehen? Unglükliche! denen

ihr Schiksal verborgen ist! Von diesen beiden Schiffen wird das eine nie wieder die Heimath sehen. Dies ist eins der Wunder, welche man Pythagoras zuschreibt; was hat er hier mehr gesagt, als was jeder von uns tausendmal in seinem Leben schon gesagt hat, oder hätte sagen können! Nichts, das Wunder besteht in seiner Art zu reden, die Bewunderung in unserer Phantasie.

Oft besteht das Wunderbarste einer Handlung blos in der klugen Benuzung des Augenbliks. Dieß ist bei vielen Wundern das Ganze; Pythagoras verstand sich darauf, den Augenblik zu erkennen und zu benuzen. Oft wurde ihm eine einfache Vergleichung als Wunder angerechnet. So erzählt man zum Beyspiel von ihm, daß er sich zugleich mit jenem Abaris, der sich für einen Sohn des hyperboräischen Apollo ausgab, auf einem Pfeile reitend durch die Luft reiste, und allein mehr Wunder that, als zehen Pythagoraste, in Agrigent befunden habe. Diesem Manne allein, heißt es, habe Pythagoras das Geheimniß seiner Abstammung vom Merkur enthüllt, und ihn seinen goldenen Schenkel sehen lassen. Ich will nicht von diesen Dingen sprechen, die ich weder zu leugnen, noch zu bekräftigen gedenke. Abaris genoß des Rufes, ein heiliger, in der Kenntniß religiöser Gebräuche sehr erfahrner Mann zu seyn, obgleich es nicht an Leuten fehlte, die dafür halten, er habe mehr Aberglauben, als Religion gehabt, weil er mehr Eifer für die Gebräuche als für die Tugend selbst zeigte. Abaris und Pythagoras befanden sich also, wie schon gesagt, zu Agrigent, gerade zu der Zeit, als Phalaris daselbst herrschte. Abaris predigte die Heiligkeit der Gebräuche, Pythagoras die Heiligkeit der Sitten. Abaris verfocht den Vortheil der Götter, Pythagoras mehr den Vortheil der Menschen. Daraus entstand natürlich, was daraus entstehen mußte. Abaris, welcher die Sühnungen vermehrte, war Phalaris angenehmer, als Pythagoras, welcher die Gewissensbisse vermehrte. Im Anfange wurde auch er geschmeichelt, denn die Lasterhaften schmeicheln der Tugend und Weisheit, so lange sie hoffen, dieselbe bestechen zu können (nur die Thoren verschmähen sie): als man aber gewahr wurde, daß seine Tugend jeder Verführung widerstand, fieng man an ihn zu fürchten, und die Furcht machte

ihn verhaßt. Die Lasterhaften sind mächtig, sagte Abaris zu ihm, sie werden dich verderben. Sie werden mich nicht verderben, antwortete Pythagoras, wenn es nicht der Wille der Götter ist; in der Götter Hand ist mein Leben, denn sie sind es, die mir die Wahrheit einhauchen. Indessen wurde Pythagoras dem Volke täglich lieber, weil Phalaris mit jedem Tage sich ihm durch neue Grausamkeiten verhaßter machte. Eines Tages, als Pythagoras gerade zu dem Volke sprach, kamen die Trabanten, welche Phalaris ausgeschikt hatte, um ihn zu ermorden. Pythagoras redete eben über den Gebrauch und Mißbrauch der Gewalt, und zeigte, daß der eben so lobenswürdig wäre, der sich derselben zum Wohl seines Volkes bediente, als tadelnswürdig derjenige, welcher sich derselben zu seiner Unterdrükung bediente; daß die leztern immer damit endigten, sich selbst und ihre Kinder in den Abgrund des Verderbens zu stürzen, indessen die erstern geliebt und sicher, nach ihrem Tode gelobt und den Göttern gleich gehalten würden. Das Volk fieng begierig diese Worte auf, und stellte stillschweigend in Gedanken eine Vergleichung zwischen dem an, was Pythagoras sagte, und dem, was Phalaris that. Die Götter, fuhr Pythagoras fort, geben deswegen die höchste Gewalt in die Hände eines einzigen Menschen, weil das Volk selten so viel Tugend besizt, um sein Glük selbst zu erzielen, oft hat es kaum genug, um nicht zu verhindern, daß ein anderer es für sie thue. Zuweilen verliert es selbst diese Tugend, und dann geschieht es durch Zulassung der Götter, daß derjenige, dem sie die höchste Gewalt verliehen, sie so lange mißbraucht, bis die entnervten und verdorbenen Gemüther, von dem höchsten Grade des Leidens erweckt, neue Energie gewinnen, und Einigkeit in den Staat zurükkehrt. Deswegen laßt euch nicht täuschen. Die erste Wirkung der Tugend ist öffentliche Eintracht. Die Tyrannei ist die Tochter der allgemeinen Verderbtheit, und kann nur durch die Zwietracht gedeihen; wollen dann

die Götter die gute Ordnung in einem Staate wieder herstellen, so geben sie ein Zeichen, um die Gemüther der Bürger, so zu sagen, aufs Neue zu einer weisen und tugendhaften Eintracht einzuladen. Bis hieher war eben Pythagoras gekommen, die Trabanten suchten durch die Haufen zu dringen, das Volk widersezt sich und es entsteht ein großer Lärm. Pythagoras ruft, ohne seine Stelle zu verlassen, oder die Farbe zu verändern: Seht hier das Zeichen! Hört auf mich! ihr Bürger! Die Götter geben euch schon ein Zeichen ihres Willens. Ein Schwarm schüchterner Tauben, von einem Habicht verfolgt, flog über ihnen hin. Warum fliehen diese Tauben? Ihrer sind viele, der Habicht ist allein. Allein sie haben keine Tugend, jede denkt nur für sich; sie sind furchtsam, und weil sie nicht wenig sind, so zerreißt der Habicht eine nach der andern, alle... Das Volk ruft, das Zeichen ist deutlich, die Götter wollen es, lasst uns eilen, wohin die Götter uns rufen.... In weniger als einer Stunde war der Boden von Agrigent von dem Tyrannen gereinigt, von dem schrecklichsten Ungeheuer, das je die Menschheit unterdrükte und entehrte.

Du redest als ein Weiser, Archytas, sagte ich darauf, und durch dich erscheint uns Pythagoras als ein Weiser. Allein sage mir, sollte es wohl das Schikfal der Wahrheit seyn, sich nur durch den Weg der Lüge Eingang verschaffen zu müssen? Du sagtest, Pythagoras habe für die Weisen die Tugend, für das Volk die Tugend und die Wunder angewendet. War die Tugend denn nicht hinreichend für das Volk und die Weisen? Nein, Kleobul! Die Tugend ist Weisheit, die Weisheit verlangt Ueberzeugung, und Ueberzeugung ist nur das Werk der Zeit. Vorurtheile, Laster und Irrthümer, welche in der Einbildungskraft des Volks kommen und gehen, wie Ebbe und Fluth des jonischen Meeres, würden immer von Neuem jenes Beken mit Sand ausfüllen, welches du nach und nach ausgraben siehst, um einen Hafen zu bilden. Es ist nothwendig, mit mächtiger Hand einen Damm zu befestigen, der die Wuth der ewig beweglichen Wellen zähme. Ehe man ein Volk gewöh-

ven kann, zu denken, muß man es zwingen, zu glauben. Um es zu überzeugen, daß das wahr sey, was du ihm sagst, mußt du es bereden, das könne nicht wahr seyn, was du nicht selbst sagst. Es ist uns nicht darum zu thun, den Menschen zu finden, der die meisten Wahrheiten gesagt hat, sondern denjenigen, der uns von den nüzlichsten Wahrheiten überzeugt hat. Fanden sich zuweilen große Männer gezwungen, das Volk zu täuschen, so müssen wir blos untersuchen, ob es zu seinem Nuzen geschah.

So war Pythagoras. Als er sich in Agrigent befand, wurde ihm von einigen seine übertriebene Religiosität vorgeworfen. Er antwortete: man muß das nie für Aberglauben halten, was zum Wohl der Menschheit führt; denn dieses Wohl ist kein Traum. Auch gab er die Religion nie blos, um dem mächtigen Laster zu schmeicheln. Als Phalaris ihn einlud, die gottesdienstlichen Gebräuche in Agrigent zu reinigen, weißt du, was er ihm antwortete? Reinige erst dein Herz. Jede Religion erfordert einen Mittler zwischen den Göttern und den Menschen. Fragen mich diese, wer denn dieser Mittler der Agrigentiner sey? Was kann ich ihnen antworten? Werden die Götter, welche die Gerechtigkeit lieben und das Blut verabscheuen, wohl mit gnädigen Ohren die Gelübde anhören, die Phalaris für die Agrigentiner, oder die Agrigentiner für Phalaris darbringen?

Er wiederholte die Maxime sehr oft, welches ist der schädlichste Mensch in einem Staate? Der, welcher den Namen der Götter mißbraucht, um einem Mächtigen zu dienen. Welches ist der Mensch, der sich am meisten schadet? Der, welcher den Namen der Götter mißbraucht, um einem andern Menschen zu dienen. Die Götter schenkten den Menschen die Waffen, und sie mißbrauchen dieselben, um Ungerechtigkeiten zu begehen. Ihren Namen aber haben sie nur dazu bestimmt, die Tugend zu lehren. — Nun fragt ganz Italien, und man wird euch sagen, daß Pythagoras immer das ausübte, was er sagte. —

Zweites Gespräch.

Hättet ihr vor einem Jahrhundert Pythagoräer werden wollen, fuhr Archytas den folgenden Abend in seiner Rede fort, so würde ich euch, erst nach langen Jahren von Stillschweigen und Prüfungen, gesagt haben, was ich euch gestern Abend sagte. Damals wäre es nöthig gewesen, euch fähig zu machen, so zu handeln, wie Pythagoras handelte, ehe ihr wissen durftet, warum er so handelte. Heut zu Tage ist nicht mehr die Rede davon, dem Pythagoras nachzuahmen, sondern, ihn zu beurtheilen, und um ihn beurtheilen zu können, muß man vor allem wissen, was der Zwek seiner Handlungen war?

Nach dieser Erklärung will ich in meinem Gespräch fortfahren. Laßt uns vorsichtig seyn, wenn wir große Männer beurtheilen wollen. Oft führt gerade das, was uns an ihren Handlungen kindisch und trivial dünkt, am sichersten und würksamsten zum Ziele. So erzählt man vom Pythagoras, er habe den Einwohnern, ich weiß nicht, welcher Stadt, Liebe zu der Wissenschaft der Geometrie einflößen, sie aber widerspenstig für neue und abstrakte Ideen gefunden, welche die größere Anzahl von ihnen noch überdies für unnüz hielt. Pythagoras sezte Preise aus, nach Maßgabe der Fortschritte, welche die jungen Leute in diesem neuen Studium machten. Es erregte anfangs ein großes Gelächter, daß ein Philosoph, der eine Schule errichten wollte, um sich den Lebensunterhalt zu verschaffen, damit anfienge, seine Schüler zu bezahlen.

Das Gelächter fiel, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, auf die Spötter zurük. Die Gewinnsucht flößte den Schülern Liebe für die Wissenschaft selbst ein, und als diese Liebe Bedürfniß für sie geworden war, zahlten sie Pythagoras den Preis hundertfältig, damit er seinen Unterricht fortsezte. Ich weiß nicht, ob dieses Geschichtchen Thatsache oder bloße Allegorie ist; allein es enthält die Geschichte der pythagorischen Sekte, welche sehr oft den Vorurtheilen des Volks schmeichelte, um ihnen Liebe für die Wahrheit einzuflößen.

Pythagoras hatte zu dem Volke, zu den Priestern, zu den Großen und zu den Weisen zu reden. Er sprach dem Volk von

Religion und Moral. Wer durfte sich ihm entgegensezen? Er machte ja keine Neuerungen in der, schon bestehenden, Religion, nur lehrte er, die Hauptsache einer jeden Religion sey die Tugend. Auf diese Weise gewöhnte er die Menschen, Religion und Moral zu vergleichen, und dies mußte hinreichen, um dieselbe mit der Zeit zu reinigen. Ueber den Punkt der Moral allein war er unerbittlich: von der Moral mußten die Menschen überzeugt seyn, und im Fall der Nothwendigkeit dazu gezwungen werden. In allem, was ausser derselben liegt, behauptete er, müßten sie unterrichtet und geduldet werden.

Er sprach zu dem Volke von seinen theuersten Angelegenheiten, und redete die Sprache zu ihm, welche sich am besten für das Volk schikte, d. h. durch Parabeln und Sprüchwörter. Ist es wahr, daß Beispiele mehr würken, als Vorschriften, so müssen Parabeln, welche nichts anders sind, als Beispiele, mehr wirken als Vernunftschlüsse. Sprüchwörter, und zwar populäre Sprüchwörter, sind alle jene pythagoräischen Sentenzen, welche euch unverständlich scheinen, theils, weil ihr mit den Sitten der Völker, für welche sie erfunden wurden, unbekannt seyd, theils weil ihr darunter immer einen erhabenern Sinn, und ein höheres Geheimniß sucht, als natürlicherweise darinn enthalten ist.

So sagte Pythagoras, z. B. um die Götterfurcht zu befördern: Geh zum Tempel, wende dich nicht um, etwas zu thun oder zu sagen, das zum gemeinen Leben dient; mit blossen Füßen opfre und bete. Keinem Wunder der Götter, keinem göttlichen Orakel versage deinen Glauben; wenn der Sturm webt, so bete seine Stimme an; wenn der Donner rollt, so berühre die Erde.

Wollte er Ehrfurcht gegen die Fürsten einflößen, so sagte er: zerbrich die Krone nicht. Streke deinen Finger nicht gegen das Gestirn aus; rede nicht gegen die Sonne. Sprüze kein Wasser gegen sie auf.

Wollte er Eintracht predigen: Bei jedem Hieb rüke die Spize hinweg; schlage das Feuer nicht mit dem Schwerdte.

Ernähre keine Thiere mit krummen Klauen,

nimm keine Schwalbe unter dein Dach auf, sagte er zu denen, welchen er rathen wollte, schädliche Freundschaften zu vermeiden.

Es wäre unmöglich, vielleicht auch unnüz, und gewiß sehr langweilig, alle diese Aussprüche anzuführen. Glaubt ihr aber, daß alle von Pythagoras selbst erfunden seyen? Ich glaube beinahe gar keines. Schon lange vor ihm waren sie in dem Munde des Volks, und schreiben sich von ihren uralten Gebräuchen her. Wirf Steine auf die Stelle, wo Menschenblut ist vergossen worden, sagte Pythagoras; dieser Gebrauch herrschte lange vor ihm unter den Völkern Italiens. Trage keinen engen Ring; grabe das Bild der Gottheit auf keinen Ring; alles dieß war längst schon gebräuchlich, ehe er es sagte.

Hätte Pythagoras diese Sprüchwörter selbst erfunden, so wäre er darinn jenen schönen Geistern ähnlich, deren wizige Einfälle, mit mehr oder minder Beifall aufgenommen, eine kürzere oder längere Zeit im Schwange gehen, und endlich unnüz für das Volk, und von den Klugen vergessen werden. Irgend ein Schreiblustiger vereinigt sie in eine langweilige Sammlung, um Leuten, denen die Natur das wahre wirkliche Talent versagt hat, einen falschen Anstrich von Geist zu geben. Glaubt mir, meine Freunde, es ist nichts leichter, als solche Sentenzen zu erfinden. Aber sie bei einem Volke entdeken, sie erkennen, sich ihrer gleichsam als Verzahnung des Gebäudes, das man errichten will, bedienen, und dieses dadurch für immer befestigen, indem man es auf die Seele, das Herz, selbst auf das Leben eines Volkes gründet, das ist das Werk des Genie's.

Ich gebe gerne zu, daß manches von diesen Sprüchwörtern mag gebraucht worden seyn, um höhere Pflichten, als die gewöhnlichen, zu bezeichnen, und man glaubte, darinn Winke zu entdeken, die für ganz andere Geister bestimmt waren, als das Volk. Allein die Tugend der Weisen hat viele übereinstimmende Theile mit der Tugend des Volkes. Folglich können sie auch viele übereinstimmende Vorschriften haben; nur muß der Weise weiter sehen, als das Volk. Ihr Zwek ist der nämliche; dasselbe Sprüchwort, welches das Volk erinnert,

nichts Böses zu thun, legt dem Weisen die Pflicht auf, Gutes zu üben.

Im Munde der Reformatoren gewähren solche Sprüchwörter sehr große Vortheile. Sie gleichen Geldmünzen, welche, bei geringem Umfang, einen großen Werth enthalten. Sie sind allgemein verständlich, werden von jedermann angeführt, gestatten allerlei Auslegungen, und so weiß sie jeder auf sich anzuwenden.

Nach Verfluß eines Zeitalters müssen sich die Meinungen der Menschen nothwendigerweise ändern. Sind also die Vorschriften, die ihr gebt, bestimmt, streng und unabänderlich, so müssen sie nach den veränderten Sitten selbst verändert oder gerichtet werden. Das erstere ist nicht immer möglich, das zweite zieht oft das ärgste Uebel nach sich; denn schlimmer noch, als die schlechtesten Vorschriften, ist der gänzliche Mangel derselben. Durch Vorschriften in der Gestalt von Sprüchwörtern und Parabeln, erhält sich die Macht guter Grundsäze viele Zeitalter hindurch: man vermeidet dadurch die Verwirrung und Anarchie der Begriffe, und erzwekt eine glükliche Mittelmäßigkeit im Guten, indem man das höchste aller Uebel vermeidet.

In gebildeten Staaten müssen die Civilgeseze von den Religions- und Sittenvorschriften ganz verschieden, deutlich bestimmt und unerbittlich seyn. Wißt ihr, warum? Weil sehr oft ein Volk, welches man reformiren will, schon andre Grundsäze besizt, an denen es hängt. Befände sich in einem solchen Falle das Volk ohne Sitte und Religion, so würde es sich durch innere Anarchie aufreiben, ehe ihr die nöthige Zeit gewinnen könntet, um neue Geseze aufzustellen. Darum irren sich gewöhnlich beide Theile, die, welche glauben, sie können alles durch bloße Civilgeseze erreichen, und die, welche durch Religion und Sitten jene zu ersezen glauben. Jene machen die Habe und das Leben des Bürgers unsicher, diese machen den Zustand einer ganzen Stadt wankend und zweifelhaft. Es ist nothwendig, daß Sitten, Religion und Geseze zugleich bestehen; denn fehlt das eine oder das andere, so muß diese Stadt über kurz oder lang zu Grunde gehen.

Es ist nothwendig, daß ein Reformator wenige Vorschriften,

aber viele Rathschläge ertheile, und zwar die Rathschläge immer strenger, als die Vorschriften. Es ist nüzlich, in einer Stadt eine Anzahl Menschen zu haben, die tugendhafter sind, als die übrigen, und welche Beispiele und Aufseher über die Sitten des Volkes, die immer zur Verschlimmerung geneigt sind, abgeben können; und welche dazu dienen, jenem Ehrgeiz, von welchem die Tugendliebe eben so wenig frei ist, als jede andere Leidenschaft, eine Gelegenheit zu verschaffen, sich äußern zu können.

Die Männer nun, die sich durch ihre Tugend vor den übrigen auszeichnen, wollt ihr sie nicht auf eine nüzliche Weise beschäftigen, euch ihrer zu einem edlen Zweke bedienen? Mit Nuzen werdet ihr ihnen eure Lehre anvertrauen, jene Lehre, welche, zur Unzeit verkündet, die Quelle unendlicher Uebel werden könnte. Auf diese Art bewahret ihr immer in eurer Lehre jene ursprüngliche, nöthige Einheit, wenn es mehr Bedürfniß ist, zu lernen, als zu streiten. Ihr werdet euch, auf diese Weise, in der Achtung des Volks, welche immer die Tugend begleitet, erhalten. So wird sich eure Lehre schneller verbreiten; denn die Achtung des Volks und die Uebereinstimmung der Weisen tragen zu ihrer Verbreitung bei. Durch die Vereinigung der Tugend und Lehre gewinnt ihr nicht blos Lehrer, sondern auch Magistrate, um das schon unterrichtete Volk zu beherrschen.

Die pythagoräischen Collegien mußten nothwendig in verschiedene Classen abgetheilt werden; denn es war zu derselben Zeit gleich nothwendig und vortheilhaft, die Zahl der Anfänger so viel, als möglich, zu vermehren, und doch das Geheimniß der Lehre zu bewahren. Wir hatten daher Pythagoristen und Pythagoräer. Die erstern waren Menschen aus dem Volk, welche wenig mit unserer Lehre bekannt waren, allein eine große Achtung für unsere Tugend hatten; sie waren eher Freunde als Nachfolger des Pythagoras. Unter den Pythagoräern selbst gab es verschiedene Classen, und nach langen Prüfungen erst konnte man von einer in die andere gelangen.

Es gab eine geheime und eine öffentliche Lehre. Das Volk wurde nur mit der leztern bekannt gemacht. Man unterrichtete dasselbe in allem, was es wissen mußte, um in Thätig-

keit gesezt zu werden, in allem, was ihm die Arbeit leichter, nüzlicher und angenehmer, die Tugend allgemeiner, steter und süßer machen konnte. Die geheime Wissenschaft war die Kenntniß der Ursachen, welche das Volk nicht zu wissen braucht, ohne darum ein wahres Gut einzubüßen, die aber, schlecht erkannt, große Uebel veranlassen kann.

Der Weise bedarf der Kenntniß der wahren Ursachen; denn nur durch diese Kenntniß kann seine Einsicht in die Sache selbst, deutlicher und umfassender und sicherer werden. Dem Volk ist diese Kenntniß der Ursachen unnüz; denn es vermöchte nicht, den Gebrauch davon zu machen, welchen der Weise daraus zu ziehen versteht. Nothwendig ist es aber, daß es auch eine besizt, welche seinen Geist befriedigen kann. Diese Nothwendigkeit ist so gebietrisch, daß, wenn ihr ihm nicht irgend eine Ursache angebt, so wird es sich selbst eine, sey es auch die aberwizigste, erdenken, und wer weiß, wohin es sein Aberwiz führen würde? Darum hielten es die Unsrigen für gefährlich, verjährte Grundbegriffe, die das Volk erdacht hatte, und mit denen es einmal bekannt war, aufzuheben, um ihm damit nicht Gelegenheit zu geben, sich neue zu erdenken, welche sie nicht so leicht hätten erkennen und beherrschen können.

Ich habe indessen von Vielen sagen hören, weiser Archytas! versezte ich, daß ein Volk, welches die wahren Ursachen der Dinge erkennen kann, das weiseste, das tugendhafteste aller Völker seyn würde. Vereinigt, sagen sie, Sokrates, Anaxagoras, Plato, Timäus, Clinias und Archytas in Eine Familie, welche andre Familie könnte sich an Weisheit und Tugend mit dieser vergleichen? Versammelt alle Weisen der Erde, bildet aus ihnen eine Anzahl von Familien, und aus diesen einen Staat, welcher andre Staat könnte sich diesem an die Seite stellen?

Keiner, versezte Archytas. Er würde nicht einmal den Namen eines Staates verdienen; denn es würde ihm gerade das mangeln, was eine Versammlung von Menschen von einer Versammlung von Bürgern unterscheidet, die gegenseitige Abhängigkeit von einander in allem, was das Leben angenehm und sicher macht, und die vollkommene Abhängigkeit von fremden Einflusse. Wir würden den zweiten Tag alle vor Hunger

ferben; wir verstünden alle nur eine und dieselbe Sache, und keiner wüßte das, was der andere nicht wüßte. Das Uebel würde geringe seyn, wenn sich Hippias von Elea unter uns befände, denn dieser unser Freund war zu gleicher Zeit Mathematiker, Feldbauer, Maurer, Schuster. Alles, was er bewohnte, anzog, aß, war von ihm selbst gebaut, gewoben, gesäet, geordnet und gemacht. Für Hippias also mag der Vorschlag angehen, allein für uns möchte es übel ablaufen. Unsre Vereinigung würde eine vortrefliche Akademie, aber eine sehr schlecht organisirte Stadt bilden. Unsere Kinder sähen sich genöthigt, ihre Lebensweise zu verändern, müßten, um leben zu können, das Studium der Wissenschaften und der schönen Künste verlassen und sich auf die mechanischen legen, und dann hätten die Platone und Sokrate ohne dieß ein Ende.... Aber, meinst du, sie würden doch die Hälfte von dem wissen, was diese wußten.... Würden sie wissen, was nur der wissen kann, der sehr weise ist, was Sokrates wußte, nemlich, daß er sehr wenig wisse? Sie würden wenige Kenntnisse besizen, aber eben darum desto mehr Ansprüche machen, daß sie recht viele besäßen. Glaube mir, Cleobul, ein Halbweiser ist ein vollendeter Narr.

Der Irrthum kömmt einzig daher, daß man die Wissenschaft bald für nüzlicher, bald für unnüzer hält, als sie wirklich ist. Die Philosophen, welche das Volk an allen Geheimnissen der Weisen wollen Antheil nehmen lassen, begehen einen großen Irrthum. Ich sage es dir zum voraus, daß dieser Mißbrauch euerm Volke in Griechenland sehr viele und sehr große Uebel verursachen wird, und zwar den Philosophen selbst, welche am Ende werden weggejagt werden. Und dann möchte ich sie fragen: ob ihre Unvorsichtigkeit mehr Gutes oder mehr Böses bewirkt habe? Die Mächtigen irren gleichfalls, wenn sie alle nüzliche Studien verbieten, und dadurch alle die Hülfsmittel vereiteln, welche die Geometrie, die Mechanik, die Sternkunde den Künsten gewähren könnten; sie fürchten, daß das Studium dieser Wissenschaften, welche immer das Eigenthum weniger bleiben, in den Gemüthern des Volks Zweifel erregen möchte, wodurch die Meinungen zerstört werden könnten, welche sie für die Grundpfeiler der öffentlichen Ordnung

und ihrer ganzen Macht halten. Die Thoren! welche nicht einsehen, daß gerade ihre Furcht es ist, die jene Beziehungen und Verhältnisse aufdekt, welche das Volk von selbst niemals würde enthüllt haben. Sie sehen nicht ein, daß jene Unwissenheit, welche das Elend verursacht, und jenes Elend, welches zur Verzweiflung führt, die mächtigsten Ursachen der Verwirrung des Staates sind!

Das wahrhaft Nöthige in einem jeden Staate ist, daß jeder an seiner Stelle sey, d. h., daß er arbeite und die Ordnung liebe. Wissenschaft und Gehorsam sind gleich nothwendig, um das eine wie das andre zu erzweken. Pythagoras verlangte von dem Volke die höchste Ehrfurcht vor den Göttern, und von seinen Schülern die höchste Achtung für ihre Meister. Glaube alles, was von den Göttern kömmt, sagte er zu dem erstern; zu den zweiten: Er hat es gesagt. Die Nothwendigkeit dieser Achtung verringerte sich nach Maßgabe der Vermehrung ihrer Kenntnisse; und endlich kam für die Schüler der Tag, da es ihnen erlaubt war, Pythagoras mit unverhülltem Gesicht zu erbliken; dieser Ausdruk bedeutete die Wahrheit ohne Hülle zu schauen.

Pythagoras sah es nicht gerne, daß seine Nachfolger im Angesicht des Volkes über ihre Lehrer sich stritten. Denn früh oder spät wird das Volk sagen, diese Thoren oder Betrüger wollen uns belehren, und sind unter sich selbst nicht einig!

Nehmt euch in Acht, sagte Pythagoras, daß ihr nicht die Achtung des Volkes verscherzt, wenn ihr es belehren wollt. Das Volk giebt keinem Gehör, den es verachtet. Selten ist es im Stande, die Lehre zu erkennen; allein strenge beurtheilt es die Lehrer selbst, sein Urtheil hängt oft von anscheinend frivolen Dingen ab, aber sie sind die einzigen, welche das Volk einzusehen im Stande ist. Was hilft es, das Volk ungerecht zu schelten? Kommt es auf seinen Unterricht an, so hat es alles mögliche Recht, und wir haben alle Pflichten auf uns, und alle Schuld. Diodorus von Aspendium suchte jene Kleidung bei uns einzuführen, welche Diogenes und Antisthenes den Athenienſern beliebt hatten. So werden wir, sagte er, die Wissenschaft selbst populärer machen. Ihr werdet sie verächtlicher machen, antworteten die Bessergesinnten unter uns.

Jede Lehre, deren Bestimmung die Volksreform ist, bedarf der Collegien, der Einweihung und des Geheimnisses. Alle Völker haben ähnliche Collegien gehabt. Ihre Einrichtung ist der erste Schritt, den ein Volk zu einer bessern bürgerlichen Ordnung thut. Unsre eleusinischen Geheimnisse haben mit denen von Samothrazien gleichen Ursprung; allein, erzeugt in einem rohern Zeitalter, konnten sie sich im Anfang nicht mit dergleichen Gegenständen abgeben, die wir behandelten; noch können sie heut zu Tage ferner nüzlich seyn, weil sie zu allgemein geworden sind.

Wie könnt ihr verlangen, daß die Eingeweihten die Sitten von Athen verbessern, da ihr Athenienser alle eingeweiht seyd? Könnte Herkules zum zweitenmal auf die Erde zurükkehren und die Athenienser wollten ihn zum zweitenmal einweihen, er würde es gewiß ausschlagen.

Dieß sind die einzigen Uebel, Archytas, unterbrach ihn Plato, welche ich von dergleichen Collegien fürchte. Sie können sich zuweilen von dem Reste der Menschen trennen, und sich entweder in unnüzen, abstrakten Betrachtungen verlieren, oder in dem Müßiggang und der Bequemlichkeit, welche ihnen die Achtung des Volks zugestanden hat. Diese Uebel befürchte ich, so oft die bürgerlichen und die moralischen Einrichtungen sich von einander trennen. Uebrigens ist die Moral des Pythagoras in der innern Natur des Menschen gegründet. Auch zweifle ich keinen Augenblik, daß sie nicht in andern Ländern, unter andern Namen aufstehen wird, und zwar dann aufstehen wird, wenn die Verdorbenheit des bürgerlichen Standes und das allgemeine Elend die Gemüther auf den höchsten Grad des Uebels werden getrieben haben. Die äußerste Verdorbenheit der Sitten des Volks wird die äußerste Strenge in den Vorschriften der wenigen Weisen, welche sich darunter befinden, hervorbringen, und der höchste Grad von Uebel den höchsten Grad von Muth, von Mäßigkeit und von Tugend erzeugen. Die Collegien und die Lehre des Pythagoras werden unter andern Namen aufs Neue erstehen. Möchten sie sich nie von den Gesezen und der Gesellschaft trennen! Mögen sie sich nie mit allzu engen Banden umschliessen! .... Doch genug der Ahnungen und der Wün-

sche! Fahre du in deiner Geschichte des Schikſals unſerer Collegien fort!

Erinnert euch (es iſt Archytas, der aufs Neue das Wort führt), erinnert euch, daß der Zwek unſrer Collegien zweifach war. Der erſte beſtand darinn, nüzliche Wahrheiten aufzubewahren und auszubreiten, der zweite, dem Staate nüzliche Bürger zu verſchaffen: dieſen beiden fügt noch einen dritten bei, die Gemüther aller unſrer Staaten zu vereinigen, und auf dieſe Art den allgemeinen Frieden zu erzweken, welches das höchſte Ziel unſrer Wünſche und unſrer Philoſophie iſt. Von den Pythagoräern ſtammt zuerſt das Wort: der Weiſe iſt ein Weltbürger.

Alle jene Staaten, die ihr Griechiſch und wir Italioten nennen, als die von Lukanien und Samnium, füllten ſich mit Pythagoräern an. Der Bewohner von Crotona hörte auf, den Sybariten als ſeinen Feind zu betrachten. Er ſah in ihm den Nachfolger einer Lehre, der auch er ergeben war, und was noch mehr iſt, den Bekenner einer und derſelben Tugend. Jeder Pythagoräer zählte Bewohner von beinahe allen griechiſchen Städten unter ſeine Freunde. Iſt es nicht wahrſcheinlich, daß mit der Zeit die Städte ſelbſt Freunde geworden wären?

Ich ſage mit der Zeit; allein gerade die Zeit fehlte, um dieß in Erfüllung zu bringen. Die Pythagoräer waren nicht im Stande, die allgemeinen Verhältniſſe aller Städte zu reformiren, ohne vorher die innerlichen Privateinrichtungen einer jeden beſonders zu verbeſſern. Dieß erwekte bei vielen Eiferſucht, und brachte das Verderbniß ſelbſt unter uns, und unſre Collegien haben unzählige Zufälle erdulden müſſen.

Schon vor mehr, als einem Jahrhundert, hat die Wuth des Cilon beinahe alle zerſtört. Unſere Häuſer wurden eingeäſchert, unſre vorzüglichſten Männer getödtet oder verbannt, die Bücher zerriſſen, und die Namen ſelbſt würden auf ewig vergeſſen worden ſeyn, wenn es dem Böſewicht eben ſo leicht wäre, die Liebe zur Tugend zu zerſtören, als es ihm leicht wird, den Tugendhaften zu verderben.

Die Aufhebung der Sklaverei war das erſte Geſchäft der Pythagoräer. Die alten Griechen, welche zuerſt in dieſe Ge-

genden kamen, besiegten die Messavier, die UrBewohner derselben, und zwangen sie, theils in andere Länder zu fliehen, theils versezten sie dieselben in den Zustand, in welchem die Spartaner die Heloten und die Thebaner die Perreber hielten. Tausendmal waren die Bewohner der Stadt in Gefahr, von unsern rebellischen Heloten erschlagen zu werden; denn diese waren stets in größerer Anzahl als wir, und desto furchtbarer, je erbitterter sie waren. Giebt es denn, sagten da die Unsrigen, keinen Mittelweg, zwischen unterdrükt zu werden, oder selbst zu unterdrüken? Fallen diese uns einmal in einem Augenblik an, wenn sich ein Feind an den Thoren zeigt, wie dann? Ein Krieg von aussen zwang die Tarentiner, gerecht zu seyn; Aristophillides Tod war die Ursache, daß die bürgerliche Sklaverei ebenfalls aufgehoben wurde, nachdem die häusliche schon unterdrükt worden war, und der Herrschaft der Könige folgte die der Gesezе. Es gelang, das Volk zu überzeugen, die beste Regierung sey die, wo die Besten gebieten.

Vergebt mir, wenn ich euch allzu lange von den Sklaven unterhalten habe: ich liebe sie, und die Tarentiner nennen mich spottweise den Sklavenfreund, weil ich mitleidig und menschlich gegen sie bin, weil ich ihnen gerne die Last ihres Unglüks leichter mache, und dafür sorge, daß meine Sklaven besser genährt werden, als sonst gewöhnlich ist; weil ich, wie sie sich ausdrüken, nicht den Stolz habe, sie zu verachten. Was für eine Ehre, beim hohen Jupiter, kann es seyn, das zu verachten, was man äußerst gering schäzt. Ich hasse die Spartaner, weil sie ihre Heloten so schlecht behandeln, und die Sklavenjagd als eine gewöhnliche Jagdlust von wilden Thieren ansehen. In meinen Augen sind alle diejenigen groß, welche den Stand der Sklaven ihrer Sorgfalt werth geachtet, und die Herren zur Strafe verdammt haben, die sie mit allzugroßer Härte behandelten. Ihr Athenienser seyd nicht die lezten gewesen, die der Menschheit Gehör gaben. Es war eine Zeit, da man die Sklaverei weder bei euch in Griechenland, noch bei uns in Italien kannte. So war das Zeitalter des Saturns, zu dessen Gedächtniß die Sklaven aller Völker für einige Tage des Jahrs den Anschein von Freiheit erhalten. Die Völker, welche auf Eroberungen ausgiengen, waren die

ersten, welche die Sklaverei einführten. Bei euch waren es die Thessalier, die Spartaner und die Cretenser, die nach Besiegung der UrBewohner jener Gegenden, diese dazu verdammten, ihre Ländereien zu bebauen, und sich das Recht nahmen, müssig zu leben. Uebermüthig durch ihren Sieg, wähnten sie sich von einem höheren Geschlechte zu seyn. Die Einwohner von Chios haben den Ruf, die ersten gewesen zu seyn, welche gekaufte Sklaven hatten. Dieß war menschlicher, allein nicht minder gefährlich. Ihr wißt, was man bei dieser Gelegenheit sagte: die Chier haben sich Herren gekauft. Auch bestätigen die Empörungen und Verwüstungen, welche diese Insel so oft zerrüttet, und beinahe zerstört haben, die Weisheit dieses alten Sprüchworts durch die Erfahrung.

Aber wehe! wie schwer ists, Gutes zu thun, und wie wahr, daß der Weise es nur zitternd wagen darf! Es war nicht zu vermeiden, daß immer eine große Menge von Pythagoräern die Regierung führte; und warum sollten sie's nicht, da sie immer die Besten waren? Dieß zog uns anfangs den Haß der Großen zu. Ich habe schon von Cilon gesprochen, der blos darum so grausam gegen uns wüthete, weil seine Laster ihn unwürdig machten, unter uns aufgenommen zu werden. Allein der Haß der Großen hinderte uns nicht daran, dem Volke Gutes zu thun. Ueberall wurden neue Gesellschaften errichtet, oder die schon bestehenden verbessert, und überall die Künste, der Friede, der Ueberfluß und bürgerliche Sicherheit, ohne die nichts bestehen kann, befördert. Die Großen, welche uns ohne Mithülfe des Volks nicht zu unterdrüken vermochten, vereinigten sich mit demselben zu unserm Schaden, und nun entstand eine neue Art von Verfolgung. Wir suchten Freiheit und Gleichheit, aber jene sollte nicht in Ausgelassenheit, diese nicht in Anarchie ausarten. Es bleibt indessen immer schwer, daß das Volk in seinen Begriffen Ziel und Maas halte, und die Lasterhaften wissen immer seine Irrthümer zu ihrem Nuzen zu mißbrauchen. Wollt ihr euere Grundsäze festsezen, so werdet ihr in ihnen immer Feinde derselben finden. Können sie euch nicht durch Widerspruch besiegen, so stellen sie sich als neue Anhänger, und übertreiben die Sache auf eine Art, daß ihr

Mißbrauch sie fallen macht. Anfangs beschuldigten sie uns, wir hätten dem Volke allzuviel zugestanden; nachher klagten sie uns an, wir hätten ihm allzuwenig verstattet, und verhießen noch mehr. Die Gemüther des Volks sind unbeständiger, als die Wellen des adriatischen Meeres, und eben die, welche zuerst wegen Mißbrauchs der Gewalt waren verfolgt worden, wurden nun durch den Mißbrauch der Freiheit unterdrükt, und die Uebel, welche das Leztere verursachte, waren zahlreicher und furchtbarer, als die, so das erstere mit sich führte.

Drittes Gespräch.

Nun will ich von unsern eignen Ereignissen sprechen, und euch Dinge erzählen, die ich selbst gesehen, und an denen ich selbst nicht geringen Antheil hatte. Ich war noch jung, als sich eine neue Verfolgung gegen die Pythagoräer erhob. Es war die nemliche, von welcher so viel in Griechenland gesprochen wurde, und von der es hieß, daß Pythagoras selbst dabei umgekommen wäre. Ach! es ist nur allzuwahr, Pythagoras ist todt, denn die Gesellschaft, welche seine Lehre aufbewahrte, ist zerstreut und aufgelöst!

Bei dieser Verfolgung wurde der edle Philolaus, durch die Wuth des Volkes von Heraklea, getödtet. Nie wird die Philosophie und Tugend einen ähnlichen Verfechter und Bekenner ihrer Sache hoffen dürfen!

Damals gieng Lysidas nach Griechenland hinüber. Der tugendhafte Freund hofte, daß das Ungewitter vorüber gehen und die Gesellschaft wieder hergestellt werden würde. Eitle Hoffnung! Er starb fern von seinem Vaterlande und seinen Freunden, nachdem er auch einen Epaminondas gebildet und in ihm das nüzliche Beispiel gegeben hatte, wie sehr die Weisheit dazu diene, die Menschen besser und die Staaten glüklicher zu machen.

In Griechenland hatte Lysidas sich ausschließend mit der Erziehung der Jugend beschäftigt. Was kann man Besseres thun, wenn ein Volk aus Mangel an guten Sitten die gute Ordnung nicht mehr ertragen will? Es heißt, Lysidas sey auf

Hipparch erzürnt gewesen, weil er unsere Geheimnisse geoffenbart habe. Ich glaube vielmehr, er war über den Geiz erzürnt, mit welchem Hipparch, Theodor von Cyrene und Hippokrates von Chios, das verkaufte, was eine freie Gabe seyn sollte, die Weisheit. Sobald die Collegien aufgelöst sind, wäre es Thorheit, ihre Geheimnisse bewahren zu wollen. Es wäre gerade, als ob man unnüzer Weise den Verdacht bestärken wollte, welchen das Volk einmal wider uns gefaßt hat. Das Klügste unter diesen Umständen ist, unsern Mitbürgern, den Italienern, und der ganzen Welt zu sagen: ihr habt uns angeklagt, verfolgt, zerstört und warum? Dies waren unsre Gesinnungen, dies unsere Bemühungen, zu eurem Besten, dies hätten wir ins Werk gesezt, wenn ihr uns nicht gehindert hättet.

Ich tröstete mich nach so vielen ausgestandenen Leiden über den Verlust meiner Hoffnungen durch den Gedanken, daß wenigstens noch einiges Gute dereinst durch jene NationalZusammenkünfte entstehen könnte, die wir unter vielen Völkern und Städten Italiens entstehen sahen, und welche eine Frucht jener Vaterlandsliebe sind, die die Unsrigen selbst in der Verbannung nicht vergessen konnten. Bei den Unterhandlungen über ihre Zurükkunft verlangten die Verbannten, daß man unter den italienischen Städten eine ähnliche Verbindung knüpfen sollte, wie unter den achäischen Städten. Müde der ausgestandenen Widerwärtigkeiten bildeten die Italiener ein Schuz- und TruzBündniß unter einander, das durch die Todesstrafe geheiligt wurde, welches man gegen die Häupter derjenigen Stadt aussprach, die einer andern ihre Hülfe versagte, wenn sie von einem gemeinschaftlichen Feinde angegriffen würde. Die Achajer waren die Urheber dieses Beschlusses, dieselben Achajer, welche unsere Verbannten so gastfreundlich und großmüthig aufgenommen hatten. Die Bürger von Crotona, Sybaris und Lokri nahmen diesen Vorschlag zuerst an und begannen ihre Versammlungen in einem Tempel, welchen sie dem Jupiter Homorius heiligten. Nach und nach vereinigten sich andre Völker und Städte mit ihnen, und Heraklea wurde zum Size ihrer gemeinschaftlichen Versammlungen erklärt.

Aber siehe da, der Dämon der Zwietracht erhebt sich an

den Gestaden des Eurotas, an den Ufern des Piräus und von Syrakus aufs neue, um unsern Frieden zu stören, und das schwache Band unserer entstehenden Vereinigung zu zerreißen.

Nach dem unglüklichen Tage von Egospotamus waren die Spartaner Herren von Athen und ohne Nebenbuhler in Griechenland. Lysander, dessen Charakter äusserst störrisch und tyrannisch war, machte sie nun glauben, daß sie ihre Herrschaft auf dauerhaften und sichern Grundlagen festsezen würden, wenn sie in allen besiegten Städten dieselben oligarchischen Einrichtungen einführten, welche in ihrem eignen Vaterlande bestanden. Nicht zufrieden mit den Veränderungen, die sie in Griechenland gemacht hatten, schikten sie den Aristus nach Syrakus, um Dionysius ihren Beistand anzubieten, damit er desto leichter die Herrschaft über Sizilien an sich reißen könnte. Laßt uns, sagten sie, auch jedes Angedenken an Volksherrschaft zerstören. Die neuen Beherrscher, welche sich auf den Ruinen derselben erheben werden, müssen der Hülfe wegen, die wir ihnen leisten, und wegen gleicher Denkungsart mit uns unsre Freunde seyn. Dieses Beispiel einer treulosen Moral war desto gefährlicher, weil es die andern Völker in den Fall sezte, dieselbe nachzuahmen. Nachdem die Athenienser ihre Freiheit aufs neue errungen hatten, warfen sie sich zu Beschüzern der Volksklasse auf. Solche Künste verfehlen im Anfang niemals ihre Würkung; denn selten ist es, daß sich in dem Staate, welchen du bekriegst, nicht zwei Partheien befinden, und du dadurch, daß du dich zum Beschüzer der einen aufwirfst, die Macht des Feindes zertheilst, und die deinige durch die vermehrst, welche du ihm damit entziehst. Der Krieg wird durch solche Maßregeln weiter verbreitet, weil auch die Staaten, welche keine Ursache haben, sich über ihre Nachbarn zu beklagen, und Theil an ihren Zwistigkeiten zu nehmen, zu den Waffen greifen, sobald die Hoffnung entstehen kann, ihre Einrichtungen zu verändern, über die sich die Bürger immer mehr beklagen, als über die auswärtigen Verhältnisse. Ich läugne nicht, daß es Manchem durch solche Künste gelang, große und unvorhergesehene Veränderungen zu bewürken, weil er den Feind an der schwachen Seite angriff, wo er am wenigsten Widerstand zu leisten vermögend war. Denn an nichts

hält eine Regierung hartnäkiger, als an ihren Einrichtungen, und sie kann auf keine Weise leichter besiegt werden, als gerade durch das, was sie am sorgfältigsten zu vermeiden sucht, durch die Veränderung ihrer Formen. Dann giebt es kein andres Hülfsmittel, als das, die oberste Gewalt in die Hand eines einzigen Mannes zu geben, der die Ueberzeugung hat, daß das sicherste Mittel, den Feind zu besiegen, darin besteht, ihm zuvorzukommen, und dasjenige selbst zu thun, was er zu thun willens war.

Was ist aber auch die traurige Folge dieser abscheulichen Kunstgriffe? Sie verändern die Natur des Krieges und machen ihn zu einer allgemeinen Empörung. Das siegende Volk, durch das Versprechen, den Besiegten die Verfassung zu geben, welche sie wünschen, und durch seinen eigenen Vortheil gebunden, der darin besteht, den Frieden in den eroberten Ländern zu erhalten, schwankt zwischen jenen Halbentschlüssen, die uns weder Freunde gewinnen, noch die Feinde vermindern, das Land weder erhalten, noch zerstören, und mit eignem und der Freunde Ruin endigen. Die Spartaner werden die Herrschaft von Griechenland nicht behalten, noch die Athenienser sie erwarten können. Dem Sohn des Dionysius wird das Reich seines Vaters nicht bleiben; und unsere Städte?

Es würde euch heutzutage, bei aller Beredsamkeit, unmöglich werden, den Lokriern anschaulich zu machen, daß es eine sehr frivole Ehre war, einem syrakusanischen General eine ihrer Landsmänninnen zur Gemahlin von der linken Hand gegeben zu haben. So werdet ihr unsre Eupatriden umsonst zu überzeugen suchen, daß man eben nicht in gerader Linie von Phalantus abzustammen brauche, um ein guter Bürger zu seyn. Ihr werdet die einfältigen Bruttier nie dahin bringen, zu gestehen, daß eine Freiheit ohne Gesetze und ohne Obrigkeit Anarchie sey. Es wird noch die Zeit kommen, wo jedermann einsehen wird, daß Dionysius die Spartaner, die Athenienser und die Italiener, alle zusammen hintergangen hat und daß seine einzige Absicht die war, Freunde und Feinde durch gegenseitige Kriege aufzureiben, um am Ende, indem er die einen besiegte, die andern verrieth, allein zu herrschen.

Was lag daran, wessen Blut vergossen wurde? Dionysius sah nur fremdes Blut.

Du redest von Dionysius, sagte ich. So erkläre mir doch, ich bitte dich, Archytas, woher jener grimmige Haß, mit welchem er die Pythagoräer verfolgte, entstanden ist? Ich weiß, daß er ehemals ihre Freundschaft suchte. Man versichert aber, daß ihn nachher die Hartnäkigkeit, mit welcher sie das Geheimniß ihres Bundes bewahrten, gegen sie erbittert habe.

Das will ich dir sagen, antwortete Archytas. Der menschliche Geist ist vielen Krankheiten unterworfen. Wahrscheinlich wurde aber ein Mensch, voll Furcht und Argwohn, wie Dionysius, darüber erbittert, daß er nie fand, was er wünschte, oder zu finden hoffte. Furcht und Argwohn sind die gefährlichsten Leidenschaften der Mächtigen; denn es sind die einzigen, welche man weder besiegen, noch besänftigen kann. Je mehr einer gefürchtet hat, desto mehr muß er noch fürchten; und je mehr einer geargwöhnt hat, desto mehr Ursache bleibt ihm zum ferneren Argwohn, bis er zulezt, verhaßt und unerträglich durch die Grausamkeit, zu der ihn sein Argwohn verleitet, ein Opfer jener Uebel fällt, welche ohne seine Furcht, ohne seinen Argwohn, ohne seine Grausamkeit niemals entstanden wären. Die Verfolgung erbittert die Gemüther der Unterdrükten, und verhärtet sie auf einen Grad, daß sie sogar das nicht mehr entdeken wollen, was sie ohne Nuzen verschweigen. Es fehlt nie an schwachen, weibischen Seelen, welche immer ein großes Geheimniß zu besizen glauben, und nicht zufrieden sind, wenn nicht die ganze Welt weiß, daß sie es haben, bis ihre Eitelkeit selbst sie zwingt, entweder ihre Pflicht zu verrathen, oder sie, wenn noch einige Tugend bei ihnen wohnt, am ersten der Verfolgung der Mächtigen ausseżt. Und diese Verfolgung wird durch ihr Unglük noch härter, weil es ihnen den Argwohn der Lasterhaften und den Unwillen der Tugendhaften zuzieht. Es ist dann nicht mehr um die Bewahrung des Geheimnisses, sondern um die Mittel zu thun, sich der Verfolgung zu widersezen.

Dieß ist die Geschichte dessen, was in Italien durch die Verfolgungen des Dionysius geschehen ist. Wenn du einmal die Reise machen wirst, Kleobul, so wirst du auf der Straße

nach Lokri die Gräber jener zehn Pythagoräer sehen, welche dort von den Soldaten des Dionysius ermordet wurden, und das der großherzigen Timika, welche sich mit den Zähnen die Zunge abbiß, damit die Qual der Folter, zu welcher der Tyrann sie verdammt hatte, sie nicht zu irgend einer Schwachheit zwänge, die ihren Freunden schädlich werden könnte.

Aber es ist nicht einmal nothwendig, von allen diesen Gründen zu sprechen, wenn von Dionysius die Rede ist. Er suchte die Freundschaft der Pythagoräer, so lange sie mächtig und er schwach war. Er suchte in ihnen eine Stüze für seine entstehende Herrschaft, bewarb sich um die Freundschaft der Weisen, blos wegen ihres Rufs, der ihm zu der Macht der Waffen noch die Meinung gewinnen sollte. Nachdem er aber als Herr von Sizilien sich stark genug fühlte, die Eroberung von Italien zu versuchen, fieng er an, die Weisheit und Vaterlandsliebe derjenigen zu hassen, neben denen es ihm, wenn die Leitung der Dinge in ihren Händen geblieben, nie gelungen wäre, diese Gegenden zu beherrschen und zu verwirren.

Mit ganz entgegengesezтem Sinn und Herzen warf sich Anaxilaus, bei einer andern Verfolgung der Pythagoräer, auf die großmüthigste Weise zu ihrem wärmsten Vertheidiger auf. Ich weiß nicht, ob Anaxilaus in Griechenland eben so bekannt ist, als Dionysius. Er verdient es aber um so mehr, je nüzlicher es für die Menschheit ist, wenn die Beispiele von Tugend und Laster vervielfältigt und verewigt werden.

Rhegium war, wie Syrakus, von innerlichem Aufruhr verwirrt. Die Großen wußten sich in dem Gebrauch ihres Ansehens nicht zu mäßigen, und das Volk nicht im Genuß seiner Freiheit. Die Partheiwuth ward nur durch die Erinnerung an den verschiedenen Ursprung der Bewohner dieser Stadt vermehrt, und während der eine sich erinnerte, er sey ein Italiener, und mit dem Titel, ein Sohn des Landes selbst zu seyn, prahlte, gedachte ein anderer seiner messenischen, ein dritter seiner chalcedonischen Herkunft, und jeder vergaß, daß er ein Rhegier war. Anaxilaus war das Haupt der Messapier, ein Abkömmling jenes Alcidamidas, der zuerst in Rhegium geherrscht hatte. Allein er war gerecht und erklärte sich mit Beiseitsezung aller dieser thörichten Anmaßun-

gen, als Beschüzer der heiligen Rechte von allen. Seine Gerechtigkeit ist bloßer Ehrgeiz, sagten seine Feinde. Wir sind alle ehrgeizig, antwortete er ihnen; aber ich allein suche meinen Ehrgeiz in der Gerechtigkeit. Die Nachwelt wird vielleicht den Anaxilaus einer allzu übermäßigen Herrschbegierde beschuldigen, durch welche er in den sechszehn Jahren, in denen er sich behauptete, allzuoft die Ruhe von Sizilien und Italien gestört hat. Allein die Menschen und die Dinge befanden sich in einem Zustande, welcher bei allen den Wunsch erzeugte, von einem einzigen beherrscht zu werden. Du empfiehlst mir, schrieb er an Hiero, welcher die Vertheidigung der Lokrier übernommen hatte, du empfiehlst mir die Rechte einiger wenigen, die durch mich leiden, und denkst nicht an die Rechte der vielen, welche ich verfechte. Das Wohl der Menschen liegt dir am Herzen, und du vergissest darüber das der Menschheit; du behauptest die Rechte der jezigen Generation, und denkest nicht an die Pflichten, die sie gegen die künftige hat. Ich versichere dich, wenn meine Mitbürger alle weise und gerecht wären, so würde Anaxilaus sich in seinem Vaterlande nie über die andern erhoben haben, und nach seinem Tode bei Fremden und Einheimischen keinen andern Ruhm hinterlassen, als den seiner Tugend und seiner Gastfreundlichkeit. Nun hindern aber ihre Thorheiten und Ungerechtigkeiten die Herrschaft der Gesezе und machen es nothwendig, daß einer gebiete, sie zur Beobachtung derselben zwinge, und nicht zugebe, daß dies Land, auf welches ihre Nachkommenschaft ein Recht hat, durch ihre abscheulichen Streitigkeiten zur Oede gemacht werde.

Zu seiner Zeit erhoben sich die meisten Städte Italiens gegen die Pythagoräer. Den Tarentinern gebührt das Lob, daß sie sich nicht nur nicht mit jenen Lasterhaften vereinigten, sondern gastfreundlich alle diejenigen aufnahmen, welche anderswo verfolgt, bei ihnen Zuflucht suchten. Unter diesen befand sich Archipp. Die größte Menge derselben nahm aber Rhegium auf, wo ihnen Anaxilaus alle Freiheit zu philosophiren vergönnte. Die Feinde der Philosophie suchten seinen Argwohn zwar gegen die neuen Gäste rege zu machen, und sagten: die Weisheit, welche sie mitbrächten, könnte seiner

Macht schädlich werden. — Verleumdungen, erwiederte er; lange, ehe es Pythagoräer gab, sind schon viele Könige gemordet worden; und vielleicht waren damals die Empörungen, Unruhen und bürgerlichen Veränderungen häufiger und blutiger, weil es denen, welche regierten, und denen, die gehorchten, an Mitteln fehlte, sich gegenseitig zu verstehen und zu bessern. So erregt der Wind, welcher von den Küsten Afrika's herweht, Ungewitter, sobald er unsre Gestade berührt, weil er in der unermeßlichen Fläche des tyrrenischen Meeres keinen Hügel, keine Pflanze findet, die seinen Lauf unterbricht, oder seine Gewalt zertheilt. So endigte die kleinste Unzufriedenheit mit Blutvergiessen. Ihr rathet mir, die Philosophie zu verjagen, und ich wollte, daß alle meine Bürger Philosophen würden, dann würde es mir nicht an dem fehlen, was ich leider so selten finde, an Männern, die, mir die Wahrheit zu sagen, Willen und Verstand besitzen. Einer sagt mir: Anaxilaus, du bist mächtig; ein anderer: Anaxilaus, du bist großmüthig; ein Dritter: du bist glüklich, Anaxilaus. Was für ein Vergnügen kann ich daran finden, mir alle Tage diese und andre Dinge wiederholen zu hören, welche öfters nicht wahr sind, von denen viele dem Zufalle gebühren, nicht mir, und keines mein Vertrauen verdient? Wie könnt ihr verlangen, daß man bei der Stelle, auf welche mich die Götter erhoben haben, eine andre Sprache mit mir führe? Allein, wenn ein Mann mir die Wahrheit sagt, und mich für würdig hält, sie zu hören, so ist sein Lob aufrichtig und vom Glük ganz unabhängig. Es ist ein Lob, das ganz mein eigen ist und mich allein erfreuen kann.

Einem andern, der ihm sagte: was nüzen dir diese deine philosophischen Freunde? Auch ohne sie würdest du dennoch regieren; antwortete er: sie lehren mich die Kunst zu regieren und geliebt zu werden. — Aber wie vieles von dem, was sie behaupten, ist unnüz oder unwahr, sagte ein anderer. Es dient immer dazu, erwiederte er, euch aufmerksam zu machen, wie unendlich schwer das wahrhaft Nüzliche zu finden ist. Ich werde arbeit-

samer und klüger, das Volk geduldiger und gelehriger, und alle beide gerechter.

So pflegte Anaxilaus zu sagen. Er war König, er ist todt, und jene Nachwelt, welche strenger über die Könige urtheilt, als über Privatpersonen, und nach ihrem Tode die Beleidigungen rächt, welche die Schmeichler zu ihren Lebzeiten der Wahrheit anthaten, jene strenge Nachwelt hat das Andenken des Anaxilaus verschont.

III.

Nachrichten über den Feldzug der Oesterreicher in Tirol vom Jahre 1805. *

Nachstehender Aufsaz, welcher wichtige, und aus einer höchst achtungswerthen Quelle geschöpfte Beiträge zur Geschichte des Feldzugs im Spätjahr 1805 enthält, wird nächstens im zweiten Heft des vierten Bandes des „Sammlers für Geschichte und Statistik von Tirol“ erscheinen. Da diese Zeitschrift, ungeachtet des ausgezeichneten Ranges, den sie durch Inhalt und Form unter ihren Schwestern behauptet, ausser Tirol nicht sehr verbreitet ist, so glauben wir unsre Leser uns zu verpflichten, wenn wir gedachten Aufsaz mit Bewilligung der Herren Redaktoren des Sammlers, gleichfalls in den europäischen Annalen abdruken lassen.

Die Ereignisse des Krieges vom Jahre 1805 waren so sonderbar und unvorhergesehen, daß Resultate entstan-

*) Dieser, aus der Feder eines wohl unterrichteten Oesterreichers geflossene, Aufsaz, welcher nicht nur für Tirol merkwürdige Daten, sondern auch manche, dem Ausländer interessante, Aufschlüsse über die Tagesgeschichte enthält, ist von uns in seiner Wesenheit ganz unverändert gelassen worden; wir haben nur geglaubt, die Lücken desselben ergänzen, dann aber auch die abweichenden Ansichten und Urtheile der Gegenparthey darlegen zu sollen.

den, die niemand erwartete. Viel und mannigfaltig wurde darüber geschrieben, viele Mühe sich gegeben, die Gründe der Begebenheiten und die Triebfedern der Handlungen zu erklären, allein nicht immer das Wahre getroffen. So geschah es denn auch, daß Manches über die Kriegsereignisse in Tirol gesagt ward, was das Benehmen von dessen Bewohnern vor der Welt in ein ganz anderes Licht stellt, als sie es verdienten. Die meisten Urtheile stimmen darin überein, daß nach so manchen Vorbereitungen und so vielen Anstalten, die seit geraumer Zeit in diesem Lande zur Organisirung einer bessern und verstärktern Volksvertheidigung gemacht worden waren, als das Feldgefecht begann, weit größere Resultate hätten erfolgen sollen, als wirklich erfolgt sind; es ward daher geschlossen, der Volkscharakter, der sich in den vorigen Kriegen so treu und so kraftvoll gezeigt hatte, müsse gesunken seyn. Unumwunden ward dieß unter andern in der Voß'schen Monatsschrift „Die Zeiten" * durch

Dieses suchten wir dadurch zu erreichen, daß wir theils Anmerkungen dem Texte beyfügten, theils aber in einem besondern, am Ende folgenden Codex diplomaticus alle öffentlichen Kundmachungen, Verordnungen und officiellen Berichte, welche bei Gelegenheit und in Betreff jener Ereignisse erschienen sind, nebst andern sich darauf beziehenden Stüken abdruken ließen. Sollte mancher Leser mit uns darüber rechten, daß der Abdruk wörtlich, nicht blos auszugsweise erfolgt ist, so entgegnen wir ihm, daß wir die Nachrichten über den Feldzug der Oesterreicher vom J. 1805. möglichst vervollständigen wollten, und daß unsere Zeitschrift überhaupt nur Vorarbeit und Repertorium für eine pragmatische Geschichte Tirols seyn soll. (Anm. d. Redaktion des Sammlers).

* Im Oktober Stüke 1805 bei dem Artikel „Reform der tirolischen Landmiliz." — Anders und nach unserer Meinung, wenn diese etwas dabei gilt, treffender ist der Grund des Falls von Tirol von der Nationalchronik der Deutschen in

folgende Stelle ausgesprochen: „Fast nie sind die streitbaren Tiroler so schnell und so leicht überwunden und entwaffnet worden, als in diesem Kriege, wiewohl sie einen Bruder ihres Kaisers, einen braven und ihrer Ergebenheit sich erfreuenden Prinzen, an ihrer Spize hatten, und die wichtigen Vortheile der Anzahl und genauen Kenntniß und geübten Benuzung des Lokals auf ihrer Seite waren. Wirft man einen Rükblick auf das Betragen der Tiroler bei einer ähnlichen Invasion der Baiern, vor etwa hundert Jahren (1703) im spanischen SuccessionsKriege, so kennt man jene alten Tiroler in den jezigen gar nicht wieder. Man wird geneigt, an eine gänzliche Entartung, in Betreff ihres militärischen Charakters, zu glauben. Indessen erfordert die Gerechtigkeit, sein Urtheil zurük zu halten, bis das Dunkle hinweggehoben seyn wird, das jezt noch auf diesen Vorgängen und ihren pragmatischen Verbindungen ruht." Diese lezten Zeilen scheinen eine Aufforderung, das Dunkel zu heben. Als Augenzeuge der lezten Ereignisse in Tirol bis zum Austritte der österreichischen Truppen aus diesem Lande, finde ich mich im Stande, von jenen „Vorgängen", so weit sie mir bekannt geworden sind, eine wahre Darstellung zu liefern, welche die den biedern Bewohner Tirols treffenden Vorwürfe aufklären, und beweisen wird, daß eben jene Unthätigkeit in den lezten Momenten, die das Ausland als Beweis gesunkener Nationalkraft und geschwächter Treue ansieht und anführt, die schönste, lobenswürdigste Probe ihrer Treue und Folgsamkeit gegen diejenigen war, deren Leitung sie das Schiksal anvertraut hatte.

Die Errichtung der Landmiliz war eine wohlthä-

den im Cod. diplomat. unter Ns. 1. abgedrukten Stellen beurtheilt worden; nur wird sich der Leser weiter unten überzeugen, in wiefern die Einnahme der Scharniz und die darauf gefolgte Besezung von Innsbruk „das Werk der Tapferkeit" des Marschalls Ney genannt werden könne. (Anm. d. Redaktion des Sammlers.)

tige Anstalt: sie hatte die Absicht, der Landesvertheidigung eine der jezigen Streitart mehr anpassende Einrichtung zu geben, ohne die Bewohner mit neuen Lasten zu beschweren, oder in ihren häuslichen Geschäften zu hindern. Einige Zeit wurde an dieser Anstalt gearbeitet; da keine Gefahr vorhanden war, zog sich das Geschäft in die Länge, als diese eintrat, war zwar bald alles geendet; allein erst einige Tage vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten war die Miliz geordnet worden: noch ungeübt, hatte sie jene Festigkeit nicht, die sie erst in dem Zeitraum von einigen ruhigen Monaten erhalten konnte. Auch nicht so bewaffnet war sie, wie sie es bedurfte; aus Mangel andrer Waffen, hatte sie nur schlechte und schwere Commißflinten erhalten. Nichts destoweniger besezte sie so, wie sie war, die Gränze, und nahm thätigen Antheil an den vorgefallenen Gefechten. Daß sie dem Feinde gegenüber gestanden hat, beweist ihr erlittener Verlust, und die Zeugnisse jener, die bei Scharniz und Strub neben ihr fochten. Zweimal zog der Landsturm aus. Das erstemal wurde er, da man seiner nicht bedurfte, wieder entlassen; da eine solche Anstalt in mehr als einer Hinsicht für das Land drükend ist, kann er nur eine kurze Zeit zum Dienst verwendet werden. Das zweitemal konnte sich der Landsturm nicht sammeln, noch ward er unterstüzt, da die Unfälle in der Leutasch den Ort Seefeld, wo er sich sammeln sollte, bereits dem Feinde in die Hände geliefert hatten. Von diesem Zeitpunkte an war Tirol sich selbst überlassen, ohne Führer; das Armeekorps war durch höhere Befehle abgerufen. Der schnelle unerwartete Uebergang von vollkommener Ruhe zu solchen Ereignissen pflegt gewöhnliche Gemüther niederzuschmettern; allein der Tiroler erhob sich muthig, fest entschlossen, das Land von Thal zu Thal zu vertheidigen. Die Bitte der Stände um Ueberlassung von 6000 Mann, damit sie einen Kern geordneter Truppen hätten, und dann sich selbst behaupten könnten, gestellt

zu einer Zeit, da der Feind schon vor Innsbruk stand, ist der sprechendste Beweis dafür; daß sie ihnen abgeschlagen wurde, war Folge der harten Nothwendigkeit, die ein höherer Zwek gebot. Bei alle dem wollte doch noch immer die Miliz kämpfen; wiederholt wurde um Waffen und Munition gebeten, an denen es ganz gebrach; häufig wurden die Vorsteher der Gemeinden nach Sterzing und Brunecken geschikt, um es zu erwirken; den Unmuth, der sich des Volkes bemeisterte, konnte nur die Hoffnung einer baldigen Hülfe stillen. Daß sie dem erlauchten Bruder ihres Kaisers zugethan waren, daß sie in ihm dessen Befehle ehrten, seine persönliche Zuneigung für ihre Nation erkannten, beweist die blinde Folgsamkeit gegen seine Winke — ein seltner Fall bei Bergbewohnern! Daher auch, nur daher die schnelle Aufstellung der Miliz, die Versammlung des Landsturms, die Bereitwilligkeit zur Leistung der lästigen Vorspann, die Zurükschaffung des zahlreichen Geschüzes, die Ernährung des bereits darbenden Heeres von dem Wenigen, was ihnen übrig blieb, daher endlich die wehmüthige stille Hingebung in seinen Befehl, sich bis auf bessere Zeiten ruhig zu verhalten, weil jede Kraftaufbietung damals zwekloß und dem Lande schädlich gewesen wäre. Wahrlich, nur dieses erlauchten Prinzen Befehle allein konnten sie dazu vermögen! Um diesen Willen aus des Prinzen eigenem Munde zu hören, wurden aus allen Gegenden Deputationen an ihn gesandt. — Bedarf es noch eines größern Beweises, daß es nicht an Tirols Volk lag, wenn Tirol fiel, sondern an den Ereignissen bei Ulm und deren Folgen? Jeder Unpartheyische muß gestehen, daß sich das Herz und der Sinn des Volkes nicht geändert hatte, daß es noch immer seinen alten ehrwürdigen Charakter behaupte, daß sich bei günstigeren Ereignissen weit größere, merkwürdigere Resultate, als selbst in den vorigen Zeiten gezeigt haben würden. Bei den lezten Ereignissen noch äußerten sich manche der Aufzeichnung würdige Züge, die

unbekannt blieben, weil Prahlsucht dem biedern Tiroler fremd ist. Offenheit, unwandelbare Treue gegen seinen Fürsten, unerschütterliche Anhänglichkeit an die, von den Vorältern ererbten, Sitten, Gebräuche und Rechte, Liebe zum Vaterlande, fester, unbiegsamer Muth, sind die Hauptzüge des tirolischen NationalCharakters. Mit Unrecht trifft ihn jeder Vorwurf, sollte es auch das Schiksal beschlossen haben, daß dieses gute Land verkannt werde! — So gieng es auch seinen Nachbarn, den Schweizern. Tirol fiel durch das Zusammentreffen der widrigen Ereignisse in Deutschland, die Schweiz durch Uneinigkeit der Führer; doch darum waren beide Völker nicht minder gut, und auch im Fallen blieben sie ihrer Vorältern würdig. Jene kämpften bei Scharniz, Leutasch und Strub, diese bei Schindellegi, Morgarten, Stanz, Altdorf, Dißentis; beide hätten noch weiter gekämpft, hätte nicht Nothwendigkeit und Pflicht ihrem Willen Schranken gesezt. Wenn andere Länder ihre Kräfte gleich Tirol angestrengt, gleich ihm mit Einigkeit und unerschütterlichem Vertrauen ausgeharrt hätten; so würden nun ihre Bewohner in der öffentlichen Meinung in der Mitwelt, und einst in den Jahrbüchern der Geschichte einen ehrenvollern Plaz einnehmen, als den ihnen diese unbestechlichen Richterinnen des Menschengeschlechtes hier und dort anweisen.

Schon zwei Jahre hindurch beschäftigte man sich in Tirol mit der Errichtung einer Anstalt, welche der Landesvertheidigung mehr Zwekmäßigkeit verschaffen sollte; allein lange konnte nichts Bestimmtes festgesezt werden, theils wegen Verschiedenheit der Meinungen, theils weil alles zur Bestätigung erst an die dirigirenden Stellen zu Wien gelangen mußte. In den Sommermonaten des Jahrs 1805 konnte jedermann den bevorstehenden Krieg voraussehen; es erfolgten mehrere Truppenbewegungen, und das in Tirol stehende Corps wurde allmählig ver-

stärkt. Mit Anfang Septembers war über den nahen Ausbruch des Krieges kein Zweifel mehr übrig; denn am Inn und im Land ob der Enns waren Oesterreichs Streitkräfte versammelt, und in Italien zogen sich die Truppen, der Etsch zu, immer mehr zusammen.

In Tirol hatte man bereits Verschanzungen anzulegen angefangen, in Trient waren sie weit gediehen. Im südlichen Tirol stand zu dessen Vertheidigung anfangs der F. M. L. Simbschen, später F. M. L. Hiller mit einem beträchtlichen, zur italienischen Armee gehörigen Truppencorps; sie hielten die Päße des Tonals, der Judicarien, des Gardsee's, des Montebaldo und Etschthals besezt. Im nördlichen Tirol war gleichfalls ein beträchtliches Corps in und bei Innsbruk, Imst, Landeck versammelt; es war zur Armee in Deutschland, unter dem Befehl des F. M. L. Jellachich, bestimmt. In Nauders und Glurns hatte F. M. L. Auffenberg ein ganz unabhängiges IntermediarCorps, mit dem er die Päße gegen Graubündten besezt hielt. Alle diese Truppenabtheilungen konnte man füglich auf 40,000 Mann anschlagen; zur Verstärkung der regulirten Truppen, jedoch blos bei der Vertheidigung des Landes, war die zu errichtende Landmiliz bestimmt. Die Absicht dieser Anstalt ließ sich nicht verkennen, nämlich, eine geordnete, wohl gemusterte Landesbewaffnung zu organisiren, die durch Ordnung und Einfachheit sich vor der bisherigen auszeichnen und mit geringern Lasten des Landes bewerkstelligt werden sollte. Die alten hergebrachten Formen sollten dabei beobachtet die Anstalt selbst auf das wenigste drükend gemacht, und nach Möglichkeit dem Wunsche des Volkes angepaßt werden. Die Stärke dieser Landesbewaffnung ward auf 20,000 Mann, getheilt in vier Zuzüge, bestimmt. Bei eintretender Gefahr sollte der erste und zweite Zuzug, aus 10,000 Mann bestehend, sogleich mobil gemacht werden, so, daß sie am fünften

Tage nach der vorläufig geschehenen Aufforderung von ihren Sammelplätzen ab- und in die ihnen zur Vertheidigung angewiesenen Engpässe auf des Landes Gränzen rüken könnten. Der dritte und vierte Zuzug, ebenfalls von 10,000 Mann, sollte sich bereit halten, um die beiden ersten abzulösen, oder nach Umständen zu verstärken. Diese 20,000 Mann Landesvertheidiger waren in vier MilizRegimenter eingetheilt, von denen das erste auf Ober- und UnterInnthal, das zweyte auf Pusterthal, das dritte auf Vinschgau, Burggrafenamt und Etschland, und das vierte auf Trient und die wälschen Confinen kam. Jedes derselben hatte 4 Zuzüge, wovon einer aus 1 Bataillon zu 6 Compagnien bestand. Diese wurden durch Offiziere geführt, die Eingeborne seyn, und zur Hälfte vom Landesfürsten, zur Hälfte aber von den Landesständen ernannt werden sollten. Jedes Regiment hatte zwei Staabsoffiziere, und zwar das erste den Grafen Wolkenstein und Baron Vaider, das zweite v. Söll und v. Leis, das dritte Baron Cazan und v. Sagburg, das vierte v. Sardagna und v. Piombazzi, mit dem Charakter von Majors. Für die Miliz, vorzüglich aber um in dem Falle einer Landesgefahr Bezirks- oder Landesstürme zu führen, waren zwey Landesobersten bestimmt, nähmlich für die zwei ersten Regimenter des nördlichen Tirols, Graf Brandis, und für die zwei des südlichen Tirols, Graf Athems. Eine ähnliche Anstalt war in Vorarlberg getroffen.

Anfangs Septembers sollte der lezte Kongreß zu Innsbruk gehalten werden, um die so sehr in die Länge gezogene Anstalt zu beendigen. Von Seiten des Landesfürsten war unmittelbar der Erzherzog Johann mit Aufträgen zur Abschließung des Geschäftes dahin abgesandt worden; * allein bei seiner am 12 September 1805 erfolgten Ankunft, war der Kongreß bereits geschlossen,

* Diese Sendung wurde von der Hofkommission mit dem Aufrufe (No. 2. Cod. Dipl.) dem Lande bekannt gemacht.

und die Musterung der ersten zwei Zuzüge größtentheils geschehen; überall, wo nicht den Bewohnern die wahre Absicht verborgen geblieben, oder in falschem Lichte dargestellt worden war, zeigte sich der beste Wille. Rastlos wurde nun an all dem gearbeitet, was die Landesvertheidigung überhaupt und den Milizgegenstand insbesondere betraf. Wegen Errichtung der zwei lezten Zuzüge gab die Regierung die dringendsten Befehle, und zur Organisirung des Landsturms wurde ein eigner Ausschuß aus der Regierung, dem Militär und den Ständen gebildet, der aus dem Landesgouverneur Grafen v. Brandis, F. M. L. Chasteler, VicePräsidenten v. Strobl, dem Abt von Wilten, dem ständischen Referenten v. Reinhart ꝛc. bestand, und das Geschäft unter dem Vorsize des Erzherzogs betrieb. Eine der ersten und vorzüglichsten Klagen war gegen die schweren Gewehre gerichtet, welche statt der im Patente vom 28 August 1802 der Miliz verheißenen leichten, in das Land geschikt worden waren. Der Ausschuß bemühte sich, dieser allgemeinen Beschwerde dadurch abzuhelfen, daß er öfter Vorstellungen nach Wien einbegleitete, und CavallerieCarabiner sowohl, als auch 5000 Capote für die schlecht gekleideten Milizen verlangte: allein vergebens war jede Vorstellung, vergebens auch eine andere wegen Verabfolgung von 300 Stük Kartätschen!

Indessen war man mit den übrigen Landesvertheidigungsanstalten nicht müssig geblieben: am 16 September wurden durch einen Kreisausschuß die Punkte, welche verschanzt werden sollten, festgesezt, und Tags darauf die dießfälligen Befehle erlassen. Man stellte überall dabei Offiziere an, und machte am 20 den Anfang; zugleich wurden zur Herbeischaffung des nothwendigen Geschüzes, wie auch zur Aufnahme, Wartung und Verpflegung der Kranken und Verwundeten alle nöthigen Vorkehrungen getroffen. Am 25 wurde ein Vorschlag in Betreff der Landesapprovisionirung zur Begnehmigung nach

Wien eingesandt; er gieng dahin, daß ein einjähriger Vorrath für 40,000 Mann und 300,000 Einwohner gesammelt, und das für das Militär und die Landesmagazine Nothwendige, mit aller möglichen Anstrengung, aus Deutschland herbeigeschafft werden sollte. Aber auch auf den Vorschlag dieser, so offenbar das Beste des Landes beabsichtigenden, Maßregel, deren Ausführung in der Folge den Dingen eine ganz andere Wendung gegeben haben würde, erfolgte keine Entschließung. Im Vorarlberg giengen die Landesvertheidigungsanstalten nicht minder gut von statten; bei der am 28 erfolgten Ankunft des Erzherzogs in Feldkirch hatten die Stände bereits alles beschlossen, und 6000 Mann in zwei Ausschüssen aufgestellt. Die diesem Lande verderbliche Viehsperre wurde mit Vorbehalt der HofBegnehmigung einstweilen aufgehoben. In Tirol hatten die Stände die nothwendigen Tragthiere für die Miliz herbeigeschaft; alles gieng den erwünschten Gang, und jeder wandte willig seine Kräfte an, um die bereits begonnenen Anstalten auf's schnellste zu ihrem Zwecke zu fördern. So waren alle Anstalten in den ersten Tagen des Monats Oktober zu Stande gebracht. *

F. M. L. Auffenberg hatte Tirol mit seinem Corps verlassen, und war zur Armee in Deutschland gestoßen. Jellachich stand in Vorarlberg, mehrere Regimenter waren durch Innsdruk aus Italien nach Deutschland gezogen, um bald darauf — in Memmingen gefangen zu werden. Ueber alle Kriegsereignisse war Tirol in der tiefsten Unwissenheit; Ruhe herrschte in dem von Truppen ganz entblößten Lande. Im Oberinnthal standen die Jäger und etwas Reiterei unter dem G. M. Victor Rohan, um Reute das Regiment Duca, im Vinschgau das Regiment Franz Kinsky, in Innsbruk nur ein

* Dieses wurde von der Hofkommission durch den, im Cod. Dipl. unter No. 3. abgedrukten, Aufruf bekannt gemacht, und zugleich die Verordnung (No. 4. ebendaselbst) wegen Organisirung des Landsturms erlassen.

schwaches Bataillon und einige Husaren. Alle Landespässe waren unbesezt; jedermann glaubte Oesterreichs Heer an den Quellen der Donau, und erwartete die Nachricht von einer vorgefallenen Schlacht. Erst am 12 October brachte man in Erfahrung, der Feind habe bei Dillingen und Donauwerth über die Donau gesezt, und Auffenberg sey bei Wertingen gegen die Hauptarmee, Kienmayr aber bis gegen Dachau zurükgedrükt worden. Am 13 erscholl plözlich durch einen von Mittewald kommenden Kaufmann in Innsbruk die Nachricht, der Vortrab der Feinde hätte Partenkirch besezt, und 20,000 Mann folgten nach. Obgleich diese Sage übertrieben schien, so konnte sie doch, bei dem gänzlichen Mangel an Vertheidigungskräften, nicht unbeachtet gelassen werden. Oberstwachtmeister Lambois, der die Reichswerbung über Scharniz nach Innsbruk führen wollte, hatte kaum diese Nachricht erfahren, als er sogleich die Scharniz mit seinen vierzig Mann besezte, die Brüke aufzog, und Wasser in die Gräben ließ, entschlossen, diesen Posten bis zur Ankunft mehrerer Mannschaft zu vertheidigen. An ihn schlossen sich gleich die wakern Bewohner von Scharniz und Leutasch an: mit Stuzen bewaffnet erschienen sie freiwillig, um vereint mit ihm diese Eingänge zu vertheidigen. Groß war die Bestürzung in Innsbruk, das seit 1703 keinen Feind mehr gesehen hatte. Kassen, Archive ꝛc. wurden eingepakt, jeder Privat zitterte vor der Ankunft des Feindes, der Zahlmeister verlor vor Schreken das Leben. Nur die Anwesenheit des Erzherzogs, auf den alles vertraute, brachte einige Beruhigung hervor. Eben sollte er auf Befehl des Erzherzogs Karl nach Italien abreisen, um den ihm dort angewiesenen Posten zu übernehmen. Die Reise wurde eingestellt, und sogleich die nöthige Veranstaltung getroffen: das Bataillon Erzherzog Ludwig gieng unter dem Commando seines Oberstlieutenants Swinburne sogleich nach Scharniz und Leutasch

ab, die zwei ersten Milizzuzüge wurden an die Gränzen beordert, und in dem Ober- und UnterInnthale der Landsturm aufgeboten. * Rings um Innsbruk tönten um Mittag Sturmgloken, und Lärmschüsse krachten. Zirl war als Sammelplaz für die Masse des Oberinnthals angewiesen; aus allen Thälern strömte das Volk zusammen; der Erzherzog gieng Abends dahin ab. Als er zu Pferde stieg, war das Volk haufenweise auf dem Burgplaze versammelt: aus der Ruhe des jungen geliebten Prinzen schöpfte das Volk ebenfalls Ruhe und Muth; nicht lautes Vivatrufen, aber stille Segenswünsche und gerührte Blicke aus thränenden Augen begleiteten ihn. Die Menge strömte bis vor die Stadt hinaus nach. In der Nacht zog alles nach Seefeld, um nach Umständen die Scharniz oder Leutasch zu besezen; gegen 6000 bewaffnete Tiroler hatten sich versammelt. Sie waren zum Theil ohne Aufruf freiwillig aus den benachbarten Dörfern herbeigeeilt, und jubelten dem Erzherzoge, der noch an dem nämlichen Tage die Scharniz besah, muthvoll entgegen.** Die Scharniz und Leutasch waren durch das

* Siehe Cod. Dipl. No. 5.

** Bei der Stimmung der Nation, die sich an diesem Tage so thätig gezeigt hatte, war es für jeden Biedermann eben so befremdend, als schmerzlich, zwei Tage darnach, als die Nachrichten über die Unfälle in Deutschland häufiger unter das Publikum kamen, die im Cod. Diplom. unter No. 6. abgedrukte bedrohliche Warnung gegen unbedachtsame und boshafte (!) Reden erscheinen zu sehen, welche Mißvergnügen unter dem Volke verbreitete, seine Stimmung in ein falsches Licht stellte, und doch, wäre der darin als Motiv aufgestellte Fall vorhanden gewesen, ihren Zwek nie erreicht hätte. Einigermaßen ward man wieder dadurch mit der Regierung versöhnt, daß sie in der Folge die bereits einmal zurükgehaltenen Augsburger Zeitungen, welche natürlich ungünstige Nachrichten enthielten, allgemein vertheilen ließ, und sich blos begnügte, in einer Beilage zum Inns-

Bataillon E. H. Ludwig, und durch die nächsten Milizkompagnien besezt. Es wurden Patrouillen ausgesandt, die keinen Feind erblikten, und bald wurden durch die Einziehung sicherer Nachrichten die falsch ausgesprengten berichtiget; es ward daher noch Tags darauf in der Frühe, nachdem die Milizkompagnien vom ersten und zweiten Zuzuge die Pässe besezt hatten, der Bezirkssturm entlassen, und selbst jene sollten, sobald beruhigende Nachrichten von der Donau einliefen, wieder abziehen.

Am 14 kamen die ersten Nachrichten von der Donauarmee durch einen Courier an; sie verkündeten einen bei Ulm am 11 errungenen Vortheil, und ließen glauben, daß die feindliche Macht sich ganz dahin gewendet habe. — Um diese Zeit waren die Landmilizgeschäfte zu ihrem Ende gediehen; der erste und zweite Zuzug stand an den Landesgränzen, und der dritte und vierte hatte seine Rollen eingesandt; es fehlte nur noch die Sanctionirung des Hofes. Die Bergwerke hatten 4 Kompagnien Pionniers, nämlich für jedes Milizregiment eine, zu stellen. Das Infanterieregiment Kinsky wurde aus dem Oberinnthal näher nach Innsbruk beordert, und aus Italien täglich eine beträchtliche Truppenanzahl erwartet. In dieser Lage der Sachen reiste der Erzherzog am 16 zur italiänischen Armee ab, nachdem er die Leitung der Landmiliz dem F. M. L. Chasteler, und das Commando der Truppen dem F. M. L. St. Julien übertragen, und mit einer

bruker Wochenblatte, die Erinnerung beizufügen: „daß bescheidene Leser diese Artikel, so lange die Zeitung mit besonderer Rükficht auf die feindliche Armee zu schreiben gezwungen sey, von selbst zu würdigen wissen würden." In der Folge suchte man durch die Herausgabe eines halb offiziellen Blattes, dessen Ankündigung unter No. 7. im Cod. Dipl. abgedrukt ist, dem Mangel an ächten Nachrichten abzuhelfen, und wollte dadurch zugleich auf den Geist der Nation einwirken; allein die schnelle Ankunft des Feindes ließ es nicht über das zweite Stük kommen. A. d. R.

eignen Proklamation * von den Landesbewohnern Abschied genommen hatte.

Nun folgten Nachrichten auf Nachrichten von den Unfällen, die sich in Deutschland ereigneten: man erfuhr den Rükzug des F. M. L. Jellachich von Ulm nach Vorarlberg, und die Gefangennehmung der memminger Besazung; nur über die Lage der Hauptarmee selbst herrschte vollkommene Stille, da alle Communication mit ihr durch feindliche Truppen gehemmt war. Durch die Zurükdrükung des F. M. L. Baron Kienmayr an den Inn war Tirols ganze nördliche Gränze bedroht. Indeß waren mehrere aus Italien zur deutschen Armee beorderte Regimenter in Tirol angekommen, und gemeinschaftlich mit der Landmiliz zur Vertheidigung der Päße verwendet worden. Die Besorgnisse nahmen überhand; am 22 schon wurden die Staatsverbrecher von Kufstein, die am 13 nach Innsbruk geliefert worden waren, durch Pusterthal nach Kärnthen geflüchtet; die Kassen und Archive zu Innsbruk wurden zur Flucht vorbereitet. Unter diesen Umständen schikten die Stände einen eigenen Abgeordneten an den Erzherzog Carl, um ihn zu bitten, daß er seinen Bruder, der ganz das Vertrauen der Tiroler besize, noch ferner an der Spize ihrer Vertheidigungsanstalten lassen möchte. Am 25 erfolgte unvermuthet desselben Ankunft; in einer Postkalesche war er mit General Rimbsch seiner Suite vorgeeilt. Mit ihm langte ein eigenhändiges Schreiben des Erzherzogs Carl an die Stände ein, ** welches kräftigen Schuz dem Lande zusicherte. Das Schreiben wurde von der Schuzdeputation bekannt gemacht, und mit einem Aufrufe begleitet, *** welcher den durch die Unfälle in Deutschland geschwächten Muth des Landmanns und Bürgers wieder heben sollte. Der Erzherzog erließ in gleichem Geiste an die regulirten Truppen

* No. 8. im Cod. Dipl.

** Siehe No. 9. im Cod. Dipl.

*** No. 10. im Cod. Dipl.

den 27 einen Armeebefehl. * Nun war seine erste Sorge, das Armeekorps in drei Divisionen zu theilen. Die erste unter dem Commando des F. M. L. Jellachich im Vorarlberg wurde in Statu quo belassen, die andern zwei aber so aufgestellt, daß die Päße besezt blieben; jede derselben erhielt noch eine Reserve, und bei Innsbruk selbst wurde eine Hauptreserve angetragen, um die bedrohten Theile des Landes nach Umständen zu unterstüzen. Die Landmiliz wurde gleichmäßig vertheilt; die zwei Bataillons des ersten Regiments besezten die Gränzstreke im Ober- und UnterInnthal; zu ihrer Verstärkung rükten die zwei Bataillons des zweiten Regiments. Auch in das Vinschgau rükte ein Bataillon, und ein anderes nach dem Nonsberg; das dritte und vierte wurde zur Disposition des F. M. L. Hiller angewiesen. Zu Innsbruk wurde am 26 ein PlazCommando errichtet, dessen Bestimmung vorzüglich darin bestand, das von der deutschen Armee häufig nach Tirol geflüchtete Pak- und Fuhrwerk, das sich anzuhäufen begann, fortzuschaffen, die verlaufene Mannschaft zu sammeln, die bewaffnete einzutheilen, die unbewaffnete aus dem Lande nach Klagenfurt zu transportiren, und auch in Rüksicht der Verwundeten und Kranken die gehörige Verfügung zu ihrer Unterkunft und Pflege zu treffen; überhaupt alles zu beseitigen, was die Subsistenz der streitbaren Mannschaft durch eine zwekloſe Anhäufung von Mann und Pferd gefährden könnte. Diese Verfügung war in mehr als einer Hinsicht nothwendig: Excesse, welche sich ranzionirte Soldaten und Offiziere der deutschen Armee bei ihrem Durchzug durch Tirol erlaubt hatten, erzeugten bereits Mißmuth; der durchziehende Troß von zwei und dreißig RegimentsDepots von der ganzen Bagage des Hauptquartiers, ** nebst den vielen gefan-

* No. 11. im Cod. Dipl.

** In welchem Zustande sich schon am 20 Oktober die Vorspanne im Lande befand, läßt sich am besten aus der da-

genen Offizieren, drohte das ohnehin mit Lebensmitteln nicht sehr versehene Land vollends aufzuzehren, und den Marsch der streitbaren Truppen zu hemmen. Von dem Plazkommando sowohl, als von der PolizeiDirektion wurden dießfalls Verfügungen getroffen, welche den Aufenthalt von dergleichen MilitärPersonen verhindern sollten.

Die bei Ulm gefangenen Generale kündigten zuerst in Innsbruk die Niederlage der deutschen Hauptarmee an. Sie verließen Innsbruk, ohne vom Erzherzoge vorgelassen worden zu seyn; natürlich erregten diese Nachrichten eine große Bestürzung: denn nun sah sich Tirol täglich den Unternehmungen des Feindes ausgesezt. Bei der Eingeschränktheit der Streitkräfte mußte man bedacht seyn, diese möglichst zusammenzuziehen, und damit die wichtigsten Eingänge des Landes zu behaupten, vorzüglich aber die Verbindung über den Brenner mit der italiänischen Armee zu sichern. Die Nachrichten, welche man erhielt, lauteten: daß die Gränze vom Feinde verlassen sey, daß derselbe mit gesammleten Kräften über den Inn rüke, und nur Ney mit 3000 Mann noch bei Ulm stehe. In diesen kritischen Tagen waren noch immer die vorgeschlagenen Staabsoffiziere der Miliz vom Hofe nicht bestätigt. Der Erzherzog wies sie nun aus sich an ihre betreffenden Posten an, und erneuerte die frühern Vorstellungen nach Hofe wegen Beguehmigung der zur immer dringender gewordenen Landesverpflegung gemachten Vorschläge. Während dem man auf die Herbeischaffung der Vorräthe aus dem Vorarlbergischen und Aufbringung des hierzu nöthigen Fuhrwerks die größte Sorge verwandte, wurde auch an der Entwerfung des Landesvertheidigungs Plans fortdauernd gearbeitet. Fest entschlossen, das Land Tirol gegen feindliche Unternehmungen zu behaupten, selbst dann noch, wenn auch das österreichische Heer Italien verlassen hätte, und alle Ver-

mals erlaßenen Verordnung, No. 12. im Cod. Dipl., schließen.

bindung mit den österreichischen Staaten aufgehoben wäre, wollte der Erzherzog, daß, nachdem die wichtigsten Eingänge des Landes besezt worden wären, der gröſte Theil der Macht in solchen Rükhalten aufgestellt würde, die geschikt wären, den angegriffenen Posten zu unterstüzen, oder aufzunehmen, und die Verbindung mit dem Innern des Landes zu sichern; außer den verschanzten Posten sollte dem eindringenden Feinde nirgends ein hartnäkiger Widerstand entgegengesezt, er sollte von vorne nur so lange aufgehalten werden, als nöthig wäre, um die dazu bestimmten Abtheilungen der LandmilizKompagnien und der Bezirksstürme auf die Höhen, in die Seiten, und in den Rüken des Feindes zu führen; die Bezirksstürme und selbst die Landmiliz sollten nie einen geschlossenen Angriff auf den Feind machen, nie auf dessen concentrirte Stärke geführt werden, sondern nur in Haufen von zehn, höchstens zwanzig Mann, nicht zu nahe an einander gereiht, in Waldungen, hinter Felsenklippen, in Schluchten, auf unersteiglichen Stellen, die Anhöhen zu beiden Seiten des Feindes und nach Möglichkeit hinter dessen Rüken besezen, die geschlossenen feindlichen Haufen in steter Unruhe erhalten, und überhaupt nur Schüzendienste thun; daher sie auch nie hartnäkig festen Stand halten, und nur darauf bedacht seyn sollten, kleinere, zu weit ins Gebirg vorgedrungene Abtheilungen abzuschneiden und gefangen zu machen. Auf solche Art gedachte man den Feind in eine Lage zu bringen, die ihn hinderte, von seiner Uebermacht Gebrauch zu machen. Immer nur im Kleinen, aber unaufhörlich Schaden leidend, sollte er zu schaden unvermögend gemacht werden; in steter Unruhe gehalten, sollte er das Schiksal vor sich sehen, durch seine mißliche Lage aufgerieben zu werden, und, um nicht als Opfer des Hungers zu fallen, endlich das Land selbst räumen müssen. Als den lezten Zufluchtsort, als den Dreh- und Schlußpunkt aller Vertheidigungsanstalten, betrachtete der Erzherzog Sterzing und

Brixen. Hier sollte der Feind den hartnäkigsten Widerstand finden, und mit aller Heftigkeit angegriffen werden, sobald er eine Blöße gäbe: aber auch hier sollte jeder geschlossene Angriff nur mit LinienTruppen geschehen, der Landsturm und die Landmiliz nur auf die oben gedachte Art verwendet werden.

Dem F. M. L. St. Julien wurde der Strich Landes von Kufstein längs der Gränze von Baiern bis zur Riß, dem F. M. L. Marquis Chasteler das Karwendelthal bis zur Gacht hinauf angewiesen, und beiden aufgetragen, ihre Verbindung mit Innsbruk und Sterzing zu bewahren. Um der zu großen Ausdehnung der Stellung vorzubeugen, wurde dem F. M. L. Fellachich befohlen, seine Posten aus Schwaben einzuziehen, Bregenz zu verlassen, auf Feldkirch sich zu beschränken, und mit seinem Gros über den Arlsberg nach Landek zu rüken. Bald darauf erhielt er den Befehl, auch Feldkirch zu räumen, den Arlsberg zu vertheidigen, und den Prinzen Rohan, der nach Lermos zu ziehen befehligt wurde, bei Reute abzulösen. Allein nun erhielt der Erzherzog von seinem Bruder, dem Erzherzog Karl, den Auftrag, seine Truppen zusammen zu ziehen, und den Brenner zu vertheidigen; als Rükzugspunkt wurde Spital vorgeschrieben. G. M. Siegenthal war bereits mit neun Bataillons in Marsch gesezt worden, um diesen Posten zu gewinnen. Inzwischen hatte die russische Armee den Inn und die Salza verlassen, und hatte sich, ohne sich mit dem Feinde einzulassen, auf die ihr zueilenden Verstärkungen zurükgezogen. Der G. M. Szenasy, der vom F. M. L. Meerveldt mit sechs Bataillons Gränzer zur Armee des Erzherzogs Johann beordert worden war, erhielt, als diese Nachricht (erst an dem Tage nämlich, da der Inn verlassen werden sollte, folglich um ganze vier Tage später, als es nothwendig gewesen wäre, dießfalls Anstalten zu treffen) einlangte, sogleich den Befehl, den

Paß Lueg zu gewinnen, und diesen, so wie Werfen, zu vertheidigen; zu seiner Verstärkung wurde der Obrist Mayer von Kerpen mit drei Kanonen seines Regiments von Schwaz über St. Johann und Hochfilzen nach Radstadt abzurüken beordert. Die am 31ten ausgebliebene Wienerpost ließ vermuthen, daß die Franzosen Salzburg besezt hatten, was sich auch am folgenden Tage bestätigte; die Wienerpost mußte wieder umkehren, da sie schon in Unken Franzosen traf.

So standen die Sachen am 1 November, dem Tage, an welchem die Operationen in Tirol ihren Anfang nahmen. In dieser kritischen Lage ward beschlossen, mit einer Abtheilung, so stark man solche in der Eile zusammen zu bringen vermochte, über Schwaz und St. Johann nach Saalfelden zu rüken, dort dem Feinde aufzulauern, und ihn, wie er eine Blöße gäbe, entweder in seinem Zuge von Salzburg gegen Lambach, oder auf seinem Gange nach Radstadt in den Rüken oder in der Seite unversehens anzugreifen, ihn von Radstadt abzudrüken, oder ihm daselbst zuvor zu kommen, wie es die Umstände darböten. Um diesen Entschluß rascher und pünktlicher auszuführen, wollte der Erzherzog selbst diese Abtheilung anführen. Diesem zufolge brach G. M. Festenberg am 1 mit sechs GrenadierBataillons, drei Bataillons Kinsky und 6 Eskadrons Würtemberg von Innsbruk nach Schwaz auf; er hatte den Befehl, nach Wörgl am 2 und am 3 nach St. Johann zu marschiren, daselbst sich mit der Division St. Julien zu vereinigen, die wegen genauer Kenntniß des Landes der F. M. L. Chasteler übernommen hatte. Vereint sollte der Marsch über Hochfilzen, Saalfelden, Zell, nach St. Johann im Pongau und Radstadt gehen, wo G. M. Siegenthal und Szenasy zum Erzherzog stoßen sollten; die in Reute, Scharniz, Leutasch und dem obern Innthale aufgestellten Truppen waren bestimmt, den Brenner

zu vertheidigen, bis F. M. L. Hiller nach Brixen gekommen wäre, und sodann mit ihm vereint bei Spital zum Erzherzog zu stoßen. Am 2 November kam die Nachricht vom G. M. Szenasy, er sey vom Feinde gezwungen worden, den Paß Lueg zu verlassen, und ziehe sich nach Werfen; auch hier werde er schwerlich Widerstand leisten können, und folglich weiter nach Radstadt gehen. Dessen ungeachtet wurde der einmal festgesezte Plan verfolgt, und am 3 war das Hauptquartier in Schwaz. Allein schon mit des folgenden Tages frühstem Anbruch traf von dem F. M. L. St. Julien der Bericht ein: der Feind habe das Bataillon Klebek von der Gegend bei Reichenhall bis Paß Strub zurükgeworfen, und rüke in großer Eile vor; zugleich kam auch die Nachricht aus der Scharniz: der Feind sey von der Seite Garmischgau in Mittewald plözlich erschienen, habe das dort aufgestellte Piquet vertrieben, und sey auf der Chaussee außer dem Kanonenschuß der Verschanzungen mit Geschüz aufmarschirt. Nun erhielt der F. M. L. Marquis v. Chasteler den Befehl, seine Aufmerksamkeit auf die Streke zwischen dem Achenthal, Kufstein und Lofers zu richten, ohne jedoch Saalfelden und Hochfilzen ganz ausser Acht zu lassen; nach Innsbruk wurden die zwei Bataillons Franz Kinsky und die zwei Kompagnien Jäger beordert; dann sollte der F. M. L. v. Chasteler vier Escadrons von Melas Dragoner dahin schiken, und der General Freiherr von Festenberg am 4 mit 5 Bataillon Grenadiers und dem Regiment Würtemberg Dragoner dort eintreffen.

Schon am 2 November früh um 10 Uhr wurde der Paß Strub mit zwei Kanonen und einer Haubize vom Feinde heftig beschossen, und bald darauf Sturm angelegt. Strub liegt da, wo die Post- und Landstraße von Innsbruk nach Salzburg Tirol verläßt. Die aus dem Pillersee entspringende Ache fließt über Waidring gegen Lofers, und bildet das Strubthal;

außerhalb Waidring verenget sich dasselbe, besonders bei dem Strubhause; südlich liegen die hohen Loferer Wände, nämlich das Roth-, Flech- und Breit-Horn, in ihren Klüften stets voll Schnee und äußerst steil; diese bilden steile Abhänge, besonders wo Strub liegt; nördlich liegt der SturtKopf, ebenfalls steil und felsicht; auf den lezten Abhängen ist Wald. Da, wo das Thal am schmälsten ist, und am stärksten gegen Lofer abfällt, liegt der Paß, eine bloße Vertheidigungsmauer quer durch das Thal, in der Mitte mit einem Mauthhause, wo die Straße durch ein Thor führt; gleich ausserhalb ist die Gränze, unweit derselben der salzburgische Paß Mollenstein, fast von gleicher Beschaffenheit, nur etwas besser erhalten und fester; jenseits der Gränze wird das Thal etwas breiter. Beide Pässe sind in der Nähe nicht zu umgehen; nur längs der Wände, auf der Höhe, im Angesichte derselben können gute Fußgeher fortkommen, so wie auch über dem Hulfersteig nach dem Strubhaus. Der einzige nächste gute Weg ist jener der Hochfilze und des Pillersees. Weit vortheilhafter ist Strub von Seiten Tirols, da das Thal gegen Salzburg stark abfällt, zu vertheidigen, als von der leztern Seite. Nach einem ziemlich hartnäkigen Gefechte wurde der Feind mit großem Verluste hier zurükgeschlagen. Um Mitternacht versuchte der Feind neuerdings, durch Dunkelheit und eingefallenen Nebel begünstigt, den Paß Strub durch beinahe unwegsame Fußsteige im Gebirge zu tourniren, und drang, ohne einen Schuß zu thun, mit dem Bajonet in den vordern Theil, nämlich in den sogenannten Salzburger Paß wirklich ein; allein das rasche Vordringen des eben angekommenen Bataillons von Klebek, unter dem Major von Putcany, durch eine Abtheilung von Melas Dragoner unterstüzt, vereitelte die Unternehmung und er wurde wieder vertrieben. Am 3 November mit Anbruch des Tages erneuerte sich das Gefecht wieder, wobei des Feindes Absicht dahin gieng,

den Paß auf alle mögliche Art zu forciren; doch das gut angebrachte Kartätschenfeuer der Artillerie des Bataillons von Klebek machte das Unternehmen fruchtlos, und der Feind wurde neuerdings mit beträchtlichen Verlust zurükgeschlagen. Gegen Abend stürmte der Feind den Paß von neuem, und da die durch das lang anhaltende Fechten abgematkete Mannschaft auch überdieß alle Munition verfeuert hatte, so gelang es ihm, sich des ganzen Passes zu bemeistern. Allein nun hieb der Lieutenant des Dragonerregiments Melas, Hikmer, mit entschlossener Tapferkeit in den Feind ein, und erleichterte dem eben zum Secours angerükten Bataillon von Kerpen die Wiedereroberung des Passes: der namhafte Verlust, welchen der Feind bei diesen Gefechten gehabt hatte, verschaffte die ganze Nacht hindurch Ruhe. Am folgenden Tag den 4.) früh um 9 Uhr erneuerte sich zwar der Angriff wieder, jedoch nicht mehr mit der Heftigkeit der vorhergehenden Tage. Nach des F. M. L. Grafen v. St. Julien Angabe belief sich der Verlust der Oesterreicher auf 170 Mann an Todten und Blessirten. Nach der Aussage der Gefangenen, worunter der Lieutenant Graf Tattenbach und zwei Hauptleute befindlich waren, stieg der Verlust des Feindes auf 1500 Mann an Todten und Blessirten, unter welchen leztern die Generallieutenants Deroi und Minucci und der Oberstlieutenant Metzen sich befanden.

Von Seiten der Landesvertheidiger, denen die regulirten Truppen das rühmlichste Zeugniß über den dabei bewiesenen Muth gaben, haben sich nach dem Zeugnisse des F. M. L. Grafen von St. Julien und des F. M. L. Marquis v. Chasteler, welcher am 4. das Commando übernahm, vorzüglich der nun verstorbene brave Major des ersten Landmilizregiments, Graf von Wolkenstein, der dem Feinde eine Fahne ab- und 57 Gemeine gefangen nahm, dann der Hauptmann der zweiten Kitzbüchler SchüzenKompagnie, Hager, welcher während des langwierigen Sturms mit seiner Mannschaft, die fast keinen

Fehlschluß that, im Feuer muthig ausharrte, und selbst die Linientruppen zur Uebersteigung und Gewinnung der steilsten Höhen durch sein Beispiel aufmunterte, endlich der Hauptmann der ersten Kitzbüchler Kompagnie, Wintersteller, ausgezeichnet. *

Am 4 November langte der Erzherzog Johann mit dem Hauptquartier in Innsbruk an, um dem Punkte näher zu seyn, von welchem der Ausführung der Absicht, die Truppen auf dem Brenner zu sammeln, am meisten Gefahr drohte. Dieses war der einzige Plan, den man noch hatte. Zu dem Ende wurde dem F. M. L. Freiherru v. Jellachich der Befehl zugeschikt, daß er trachten solle, mit dem größten Theil seiner Truppen Innsbruk zu erreichen, daß er auf dem Fernberg und bei Ehrwald nur die zwei schwächsten Bataillons und etwas Cavallerie lassen, und mit allen übrigen im beschleunigten Zug fortrüken, sofern aber die Scharniz übergeben würde, bevor er Innsbruk erreichen könne, den Weg durch Vinschgau in das Pusterthal nehmen sollte. Eben so erhielt der General Prinz Victor Rohan den Auftrag, mit drei Bataillons Duca und sechs Escadrons Kronprinz Ferdinand nach Lermos, Ehrwald und Biberwier zu rüken, und jedem Unternehmen des Feindes Einhalt zu thun; von Reute aber alles Geschüz mitzunehmen, und dasselbe theils auf dem Fernberg, theils bei Ehrwald auffühven zu lassen. Gegen Garmischgau sollten, um sich zu versichern, ob, wie stark,

* Ueber dieses Gefecht wurde am 4 November Abends in Innsbruk die unten im Cod. Dipl. unter No. 13. abgedrukte „Nachricht" bekannt gemacht, deren Schluß, so wie die wüthenden Ausfälle, die sich ein österr. General noch in derselben Nacht mündlich gegen die Unthätigkeit der Tiroler erlaubte, mit dem damals schon gegebenen Befehl zum Rükzuge über den Brenner sonderbar kontrastirten. Der baierische officielle Bericht findet sich im Cod. Dipl. unter No. 14. A. d. R.

und in welcher Absicht der Feind in dortiger Gegend sey, Patrouillen geschikt, und von Thörle und Ehrwald ununterbrochen im Gange erhalten werden, damit jede Bewegung des Feindes sogleich entdekt und angezeigt werden könnte.

In der Nacht vom 3 zum 4 kam die Nachricht vom Erzherzog Carl, daß er zwar sich gegen den neuen Angriff, welchen der Feind auf den linken Flügel gewagt hatte, am 31 Oktober in der Stellung bei Caldiero behauptet, und dieser sich am 1 November früh auf St. Giacomo zurükgezogen hätte; dennoch sähe der Erzherzog in dem Uebergange des Feindes über den Inn und in seinem dortigen weitern Vordringen eine mächtige Aufforderung, sein Vorhaben nicht länger aufzuschieben; er würde daher noch am 1 November Abends den Rükzug auf Montecchio Maggiore antreten, und weiter über Vicenza fortsezen: dem zu Folge hätte auch der Erzherzog Johann keine Zeit mehr zu verlieren, und seine Truppen zu sammeln, um auf den Brenner zu ziehen. — Während der Feind beim Paß Strub, wo seine wiederholten Angriffe gänzlich zurükgewiesen wurden, Zeit zur Erholung nöthig hatte, und sich auch gegen die Scharniz vorzubereiten schien, machte sich's der Erzherzog zum Geschäfte, die Weisung seines Bruders in Vollzug zu sezen. Der so sehr zögernde F. M. L. Baron Jellachich erregte am meisten Sorge; nach den wiederholten Beweisen, die er gegeben hatte, daß er sich von der Ansicht nicht trennen könne, aus welcher er die Lage der Sachen beurtheilte, blieb kaum ein Schatten von Hoffnung übrig, daß er seinen Bewegungen jene höchste Schnelligkeit geben werde, welche nun nöthig war, wenn er noch zur rechten Zeit Tirol erreichen wollte. Indessen wurde ihm die Nachricht gegeben, daß der Erzherzog in Zusammenstimmung mit den Bewegungen des österreichischen Heeres in Italien schon am 5 den Brenner beziehen werde. Da das Heer in Italien, und folglich

auch der F. M. L. Baron Hiller ihre gegenwärtigen Stellungen verlassen wollten, so ließ sich kaum erwarten, daß Jellachich den Weg durch das Vinschgau noch frei finden würde, und es blieb für ihn das dienlichste, sich im Vorarlbergischen aufzustellen, und zugleich den Arlberg zu besezen: die Neutralität der Schweiz und der im Vorarlbergischen vorhandene Vorrath machten es möglich, verstärkt durch die Landmiliz, sich so lange dort selbstständig zu erhalten, bis die Verhältnisse etwa sich geändert haben würden. Dem Oberstlieutenant des Tiroler JägerRegiments, Grafen Spaur, wurde befohlen, mit seinen vier JägerCompagnien und mit der Eskadron Hohenzollern leichter Reuterei sogleich aufzubrechen, und so durch das Vinschgau nach Brixen zu rüken, daß er spätestens am 8 November dort eintreffe, von hier aber sich mit den Truppen des F. M. L. Freiherrn von Hiller auf der Straße nach Trient in Verbindung zu sezen. Indem dem Oberstlieutenant Swinburne erklärt ward, daß die Behauptung der Scharniz wenigstens noch auf drei Tage nöthig sey, wurde dem F. M. L. Marquis Chasteler eröffnet, daß man übereinstimmend mit den Bewegungen des italiänischen Heeres mit den Truppen in Tirol am 9 November bei Mühlbach zu seyn gedenke; er sollte nur so viel Truppen bei dem Paß Strub belassen, als zu dessen einstweiliger Behauptung unumgänglich nöthig sey; die übrigen hätte er sogleich gegen Innsbruk abzuschiken, wobei er jedoch auf den möglichen Fall vordenken soll, daß indeß die Scharniz in Feindes Hände fallen könnte. Wegen der Festung Kufstein wurde dem F. M. L. befohlen, ein Bataillon von Klebek als Besazung dahin zu geben, und den Commandanten dieser Festung zu bedeuten, sich auf das Aeußerste zu halten, um diesen vortheilhaften Posten am Inn zur Begünstigung künftiger Absichten in österreichischen Händen zu behalten. * Zu dem General Prinz Victor

* Die Festung wurde bald darauf von den baierischen Truppen

Rohan nach Reute wurde der des Landes kundige Oberstwachtmeister Fleischer vom Generalquartiermeisterstaab abgeschikt, um dessen Herbeikunft auf den Brenner, unabhängig von allen Zögerungen des F. M. L. Baron Fellachich, und sicher gegen alle in der Nähe möglichen Ereignisse, zu bewirken.

Nachdem so die dringendsten Anordnungen gegeben waren, wendete der Erzherzog sein Augenmerk auf das, was zur Aufnahme der Truppen auf dem Brenner zunächst nöthig wurde. Vor seiner Abreise nahm er von den Innthalern durch einen Aufruf * und in einem eigenen Schreiben von den Ständen Abschied, welche umsonst um Zurüklassung eines Truppencorps von 6000 bis 8000 Mann in Tirol baten. ** Nebstdem ließ er die Stände vor sich kommen, und nahm auch mündlich von ihnen den rührendsten Abschied, bei dem er sich auf die gemessensten Befehle, die er zu diesem Rükzuge habe, berief, und ihnen befahl, jede Art von Vertheidigung einzustellen, sich überhaupt keine Widersezlichkeit gegen den Feind zu erlauben, und nur dafür zu sorgen, daß das Land, so viel möglich, schonend behandelt werde. Er beorderte zwei österreichische StaabsOffiziers, die in Ulm gefangen, und dann auf ihr Ehrenwort entlassen worden waren, mit der Deputation der Landesregierung und der Stände dem Feinde entgegen zu gehen, und gab einem kriegsgefangenen französischen Offizier unter der

berennt. Am 7. Nov. ward das Landgericht und die Stadt mit der untern Festung übergeben: am 10 ergab sich auch die obere Festung. Die Capitulationen folgen im Cod. Dipl. unter No. 15.

* No. 16. im Cod. Dipl.

** Die hierüber zwischen dem Erzherzog und den Ständen geführte, dem Inhalt und der Form nach gleich merkwürdige, Correspondenz ist im Cod. Dipl. unter No. 17 abgedrukt, wo sich das erwähnte Abschiedsschreiben unter B. befindet. A. d. R.

Bedingung die Freiheit, daß auch er diese Deputation begleiten und ihr auf jede mögliche Art an die Hand gehen sollte. * Der Landsturm, der am 4 Morgens um acht Uhr aufgeboten war, wurde um zwölf Uhr wieder entlassen; traurig, aber ruhig gieng das Volk auseinander. Am nämlichen Tage trat der Erzherzog den Weg nach Steinach an, wohin schon in der Nacht der Gouverneur Graf von Brandis mit der Kasse vorausgegangen war; die Erzherzogin Elisabeth hatte am 27 Oktober Morgens Innsbruk verlassen, und auch das Archiv war mit dem Ambraser Schaze schon am 26 geflüchtet worden.

Schon Tags vorher hatte Nachmittags der von Nordwesten kommende dumpfe Schall von Kanonenschüssen in den Bewohnern Innsbruks die Besorgniß erregt, daß die Scharnitz und Leutasch, die noch einzige Vor-

* Das nämliche that er im Pusterthal, als beim Rükzuge durch dasselbe sich die Einwohner gegen den Feind zur Wehre sezen wollten: das Kreisamt machte es durch ein eigenes Circulare, No. 18. im Cod. Dipl., den untergebenen Obrigkeiten bekannt. Der Reichsmarschall Ney fand für gut, in der von ihm, als er mit seinem Corps Tirol verließ, erlassenen Proklamation, sich auf jene Befehle in folgender Stelle zu berufen: „J'exhorte les autorités constituées et particulièrement les chefs de la religion à maintenir les habitans dans le devoir et à leur faire sentir, qu'ainsi que le leur a prescrit l'Archidue Jean lui-même, ils doivent se soumettre à la loi du vainqueur et ne prendre les armes ni contre les François ni contre leurs alliés." So schied der Erzherzog Johann aus dem Lande, wenigstens dessen Ruhe, da er es nicht mehr vertheidigen durfte, möglichst sichernd: daß er es nicht wieder sehen sollte, dachte er wohl nicht. Sein Andenken und die dankbare Erinnerung an seine Vorliebe für Tirol, und an alles das, was er für unser Land that (und noch viel mehr zu thun hatte Er beschlossen!) wird aus den Herzen der Tiroler nie verlöschen. A. d. R.

mauer gegen den andringenden Feind, auch angegriffen sey. Bald bestätigten Boten die Wahrheit dieser Vermuthung.

Diese beiden Gränzpässe liegen am nördlichen Abhange des Gebirgrükens, der das Thal des Inns von jenem der Iser, und allen nach Baiern fließenden Gewässern trennt. Die sehr hohen Gebirge, die diesen an den Gränzen Bündtens sich von der Hauptkette trennenden Rüken bilden, haben an einigen Orten tiefe, oft sehr breite Einsattelungen, wie der Arlberg, der Fern, die Ebene von Seefeld ꝛc. Die leztere ist, vom Fuße des TelfersHochmundiBerges oberhalb Buchen bis an das Reuterjoch, mehrere Stunden breit, meist mit Wald bewachsen, von vielen Gründen und Wegen durchschnitten; auf dieser Einsattelung entspringet der RaaBach, welcher der Scharniz, und der Uschbach, welcher der Leutasch zufließet. Das Thal der Scharniz wird durch die Iser gebildet, welche, nachdem sie die Gewässer aus dem Gleitsch-, Iser- und Karbendel-Thale gesammelt hat, ihre bisherige westliche Richtung verläßt, und sich bei dem Dorfe Scharniz nördlich wendet; das Thal der Leutasch (in der Volkssprache Luetasch oder Loitasch, woraus die Franzosen Loitach und sogar Neustart machten), wird durch die aus dem Geisthal strömende Ache gebildet, die sich oberhalb Mittewald mit der Iser vereinigt. Diese zwei Thäler trennt ein aus der Einsattelung von Seefeld entspringender Gebirgszweig, der sich beträchtlich erhebt, und nächst der Scharniz die hohe und felsichte Arnspize bildet, von derselben steil gegen Mittewald abfällt, und mit dem Schartenkopf, dessen Abhang felsicht, der Gipfel mit Wald bewachsen ist, endigt.

Die Gebirge bei der Scharniz sind alle waldicht und steil, die Arnspize und die gegen das Karbendelthal zu liegenden ausgenommen. Die Thäler, aus denen die Iser ihre Wässer zieht, sind hoch gelegen, rauh, in

ihrer Tiefe waldicht, von hohen steilen Kalkalpen umschlossen. So sind auch jene Gebirge, welche das östlich von der Scharniz liegende Karbendelthal von Baiern trennen. Nächst der Scharniz liegt östlich der an Höhe die Arnspize übertreffende steile Brunnstein, ihr gegenüber und sofort den Gebirgen des Karbendelthales zu gegen die Iser, bildet er steile Wände. Der Paß selbst ist am engsten Plaze des Thales angelegt. Da, wo von der Arnspize ein Vorgebirge sich herabsenkt und das Thal schließt, lag die Feste. * Dieses Vorgebirge heißt der Kapfelberg, ist ganz mit Wald bewachsen und steil; zwischen ihm und dem Arnspiz ist eine Einsattelung des Arnthales; durch dasselbe führt ein schlechter Fußsteig, auf welchem man die Feste in der Nähe umgehen kann. Die Feste bestand in einer wohl gemauerten Verschanzung mit Wassergräben, die sich in der Tiefe von einer am Fuße des Brunnsteins gelegenen Felsenwand (Blattenkopf) bis an jenen des Kapfelberges, und längs dem Abhange desselben bis an die Wand am Gipfel hinaufzog. Auf diese Art war das Thal vollkommen ge-

* Die Feste war zu den Zeiten des dreißigjährigen Krieges von der geistreichen und verständigen Klaudia von Medicis, welche vom Jahre 1632 bis 1648 als Vormünderin ihrer, mit Erzherzog Leopold von Oesterreich gebornen Söhne Ferdinand Carl und Siegmund Franz, die Landesregierung führte, aus Marmor neu erbaut worden und erhielt daher den Namen Porta Claudia. Kaiser Joseph II. ließ diesen, wie alle übrige Gebirgspäße, eingeben; allein bei der dem Lande im Jahre 1796 drohenden Feindesgefahr wurde auch dieser Paß, so wie die Leutasch wieder hergestellt und ausgebessert; im J. 1805 und 1806 endlich von den französischen Sappeurs mit einem Kostenaufwande von mehr als zwölftausend Gulden demolirt; die Festungswerke, besonders in der Ebne, wurden alle gesprengt, so daß kaum mehr eine Spur davon zu sehen ist. A. d. R.

schlossen. Die Iser fließt am Fuße des Kapfelberges mitten durch die Feste, und giebt den Gräben Nahrung. Da dem Kapfelberg schwer beizukommen war, so war er auch nicht verschanzt; nur im Arnthal war ein Bollwerk von zusammengelegten Brunnsteinen angelegt. Von der Verschanzung übersieht man das ganze Thal bis Mittewald; am rechten Ufer der Iser ist die Tiefe waldicht und morastig; am linken ist die Poststraße nach München geführt. Ueber den Brunnstein gehet in's Karbendelthal ein schlechter Fußweg, der sich am Brunnsteinek von der Straße trennt. Unweit der Feste gegen Tirol liegt das kleine Dorf Scharniz an der Iser.

Nördlich des Leutascher Thals liegt eine Reihe hoher, felsichter Berge, die dieses Thal von Baiern trennen; das Thal selbst ist breit und von einer großen zerstreuten Gemeinde bewohnt. Von Mittewald führt längs des Baches ein schlechter Fahrweg in dieses Thal, anfangs durch einen Wald längs dem in der Tiefe zwischen Felsen strömenden Bach; so wie man aus dem Walde tritt, erblikt man die Feste. Da, wo die nördlichen Gebirge sich allmählich gegen Mittewald senken, ist der lezte hohe Berg, die weiße Wand; an diese reihet sich das niedere Alpel (über welches ein guter Fußsteig vom Lauterſee in Baiern in den Rüken der Feste Leutasch führt), dann der waldichte Grünkopf (Krümkopf), Halsl und Burbergl. Zwischen dem Grünkopf und der hohen Felsenwand des südlichen Schartenkopfs ist quer durch das Thal die gemauerte Verschanzung gezogen, die es vollkommen sperrt. Ueber dem Alpel und auf weiter entferntern Stegen kann sie umgangen werden; von der Behauptung derselben hängt das Schikſal der Schanze ab. Die Abhänge zu beiden Seiten des Thales sind nächst der Schanze waldicht, so daß man, was von den Gebirgen kömmt, aus dem Thale nicht entdeken kann, ehe es im Thale selbst ist.

Von Scharniz führt die Landstraße nach See-

feld; von Leutasch ein Fahrweg durch die Gassen und die LeutaschWand ebenfalls dorthin, oder über die Kirche nach Buchen und Telfs. Auf dem erstern Wege kann am Rappenbach, da wo er sich aufwärts schlängelt, im Walde mit Wenigen einer überlegenen Kraft Widerstand geleistet werden: auch waren da vormals Verhaue angelegt.

Die Scharniz war mit einem Bataillon von E. H. Ludwig und einem Bataillon von E. H. Carl, die Leutasch mit einem Bataillon von Franz Kinsky besezt, als der Marschall Ney am 3 vor der erstern Feste erschien, und den Commandanten davon, Oberstlieutenant v. Swinburne, um 10 Uhr Vormittags, mit einem Schreiben folgenden Inhalts zur Uebergabe aufforderte:

„Dem Commandanten der Feste Scharniz werde nicht „unbekannt seyn, daß die siegreichen Truppen des fran„zösischen Kaisers schon seit mehrern Tagen über den Inn „gegangen wären, daß alle Verbindungen der Feste mit „Oesterreich abgeschnitten seyen und drei Abtheilungen des „großen Heeres gegen Tirol anrükten; es wäre daher in „einer Vertheidigung, die keinen Erfolg hoffen lasse, „weder Ruhm noch Nuzen zu suchen, und es bliebe keine „Wahl, als den Augenblik zu benuzen, der eine günstige „Kapitulation anböte. Drei Stunden Bedenkzeit wür„den gestattet, um sich zu bestimmen, die Feste gegen „Bedingnisse zu übergeben, welche für die Truppen so„wohl, als für den Commandanten befriedigend seyn „würden; nach Verlauf dieser Zeit würde man gezwun„gen seyn, das Kriegsrecht nach aller Strenge zu üben. „Der Commandant solle wissen, daß seine Verweigerung „den Angriff nur um einen Tag verspäten könne; er werde „eingeladen, seine Lage zu erwägen, und zu bedenken, „daß er kein Recht habe, das Leben wakerer Truppen un„nüz zu opfern." Der Commandant antwortete: „Er „und die Besazung seyen einig, den ihnen anvertrauten

„Posten auf eine Art, die ihnen die Achtung des Feindes „erwerben sollte, zu vertheidigen."

Gleich nach der erfolgten Auffoderung ward der Landsturm aufgeboten; die nächsten Gerichte sammelten sich, und zogen gegen Seefeld. In der Scharniz standen die MilizCompagnien von Innsbruk, Hörtingen, Seefeld und Sterzingen, zusammen bei 400 Mann. Sie hatten die Streke des Kapfelberges, des Arnthales bis an den Arnkopf, das Karbendelthal und den Brunnstein zu besezen. Der Schmid zu Seefeld, Gruber mit Namen, hatte bereits bei herannahendem Gefechte eine Compagnie freiwilliger Schüzen aus den Bewohnern der Scharniz, Leutasch, Seefeld und aus Jägern zusammengesezt; mit dieser stand er am Fuße des Brunnsteins, in den rechts von den Verschanzungen liegenden Wänden. Die Bataillons besezten die weitschichtigen Verschanzungen. Major Graf von der Lippe von E. H. Carl führte sein Bataillon, Oberstlieutenant Swinburne von E. H. Ludwig das Ganze. Nichts hatte dieser thätige Mann vernachlässiget, um die Behauptung des ihm anvertrauten Postens zu sichern, den Muth der Truppen zu erheben, und das Vertrauen des Volkes zu gewinnen.

Nachmittags rükte Marschall Ney in mehreren Colonnen, vorzüglich auf der Straße, gegen die Verschanzungen mit drei Kanonen, die er vorführte, fieng die Beschießung an, und nach einiger Zeit führte er mehr und schwereres Geschüz auf; einige Abtheilungen zogen gegen das Arn- und Karbendelthal; Oberstlieutenant Swinburne detaschirte sogleich auf jeden dieser Posten eine Compagnie Unterstüzung. Zugleich wurde nach Innsbruk um mehreres Geschüz geschrieben, von wo aus auch der F. M. L. Graf St. Julien zwei Jägerkompagnien zur Verstärkung schikte. Noch am nämlichen Tage wurde gestürmt, Abends mußte nach einem Verluste von 800 Mann der Versuch aufgegeben werden; allein es war nur Maske gewesen. In der Leutasch standen nebst einem Bataillon

Franz Kinsky die Milizkompagnien von Zirl und Silz, welche den Grünkopfberg und den Alplesteig besezt hielten. Die Truppen wurden an den Verschanzungen aufgestellt, aber die beiderseitigen Gebirge vernachlässigt. * Als endlich eine Abtheilung gegen den Fußsteig und die Höhe von Lauterſee abgesandt wurde, als den einzigen Weg, auf welchem die Leutasch in der Nähe tournirt werden konnte, fand sie daselbst den Feind, der bereits den leicht zu vertheidigenden Zugang und die Höhe besezt hatte; das Piquet mußte im Walde unterhalb aufgestellt bleiben. Nun rükte der Feind, ohne die Verschanzungen in der Fronte zu beunruhigen, mit einigen tausend Mann hier herunter, und warf das Piquet. Zu spät erkannte man den begangenen Fehler; die MilizCompagnie von Silz wurde ihm entgegen geschikt, sie sollte ihn entweder aufhalten oder vertreiben, damit das Bataillon Zeit gewinne, sich zurükzuziehen; allein der Wald war bereits voll Feinde, und die MilizCompagnie hatte, nach einem kurzen Gefechte, das vorauszusehen gewesene Schikſal, mit großem Verluſte gesprengt zu werden. Nun hatte das Bataillon gegen den Feind Front gemacht;

* Eine Stelle des officiellen österreichischen Berichtes, welche diese Vernachlässigung den Landesschüzen zuzuschreiben schien, veranlaßte die damals mit den Ständen vereinigte Landesstelle, die gerichtliche Erhebung dieſes Umstandes zu verfügen, wovon die Resultate im März 1806 durch die unentgeldlich vertheilte Beilage des Innsbruker Wochenblattes (No. 19. im Cod. Dipl.) bekannt gemacht worden. Ein interessantes Gegenstük zu diesem unter der baierischen Regierung erschienenen Artikel bildet die Affiche (No. 20. ebendas.), welche die Traubenwirthin zu Innsbruk, noch während der französischen Besezung, zur Widerlegung des „ehrrührenden" Vorgebens, daß ihr Schwiegersohn, der Posthalter zu Mittewald, dem Ney'schen Corps Vorschub geleistet habe, an allen öffentlichen Plätzen der Stadt anschlagen ließ. A. d. R.

allein unweit der Verschanzungen wurde es angegriffen und auseinander gesprengt. Dem Major Kraus von Kinsky Infanterie Regiment gelang es, mit einer Kanone und einiger Mannschaft Seefeld zu gewinnen; ihm folgte der Feind über die Böden gerade nach Seefeld. Hier kam eben der Landsturm in kleinen, noch nicht gesammelten oder geordneten, Abtheilungen an; der folgende Feind fiel auf sie und zerstreute sie. Die Scharnitz war nun im Rüken genommen: um 10 Uhr Abends kam dort die Nachricht an, daß der Feind Seefeld habe. Oberstlieutenant Swinburne sammelte seine zwei Bataillons und die Schüzen nebst einer Kanone, ließ die übrigen vernageln und rükte an den Feind; den Schüzen wurde befohlen, sie sollten sich einen Ausweg suchen. Der Feind war bereits ihm entgegengegangen, und weit überlegen. Umsonst versuchte Swinburne mit seiner Kanone und der Mannschaft in Colonnen durchzudringen. Umrungen vom Feinde wurden seine Reihen gelichter, und die Zahl verringerte sich immer mehr; nach einer tapfer geleisteten Gegenwehr übermannt, war er in der harten Nothwendigkeit, sich kriegsgefangen zu ergeben. * Die Schüzen hatten die Gebirgssteige eingeschlagen; ein Offizier, einige Artilleristen und Mannschaft folgten ihnen; über das Gleitschthal und Stempel Joch kamen sie durch tiefen

* Das brave Benehmen dieses Offiziers, welches freilich nach den vorausgegangenen Ereignissen zu Ulm, Memmingen, Nördlingen noch mehr auffiel, ward auch vom Feinde erkannt und geschäzt: nicht nur geschieht in den unten vorkommenden baierischen Berichten desselben ehrenvolle Erwähnung, sondern auch als Kriegsgefangener ward er zu Innsbruk, wo ihm der Marschall Ney wieder seinen Degen zurükgab, mit ausgezeichneter Achtung, zugleich aber mit jener Vorsicht behandelt, welche bei der Stimmung des auf ihn vertrauenden Landvolks, dem Feinde, der ihn bisher blos von Seiten seines Muthes kennen gelernt hatte, natürlich nothwendig scheinen mußte. A. d. R.

Schnee über den Salzberg nach Hall, und stießen zu dem Armeekorps auf dem Brenner. Diese Ereignisse kosteten der Miliz und den Freiwilligen viel; bei Leutasch fielen bei 90 Köpfe, theils todt oder verwundet, und darunter drei Offiziers; mehrere vor Sterzingen, einige vor Seefeld und Innsbruk. Vor der Scharniz lagen 1800 Feinde zwischen Todten und Verwundeten. Die Kugeln der Schüzen strekten manche nieder, so wie die abgerollten Steine und Bäume. Ohne den begangenen Fehler bei der Leutasch wäre des Marschalls Ney Unternehmen gescheitert, und die in diesem Passe stehenden drei Bataillons und Milizen würden nur einen unbedeutenden Verlust erlitten haben. *

Erst gegen Morgen kam diese Nachricht nach Innsbruk, wo noch F. M. L. St. Julien stand; von diesem war schon am 5 Morgens im Hauptquartier des Erzherzogs zu Steinach der unerwartete Bericht eingelaufen, daß der Feind die Leutasch mit Sturm genommen, und daß ein nach der Scharniz mit Aufträgen abgeschikter Offizier, auf seiner Rükkehr von dort, einzelne Feinde schon bei Seefeld gesehen habe. Dieses schien ein Unfall von äußerster Wichtigkeit; nun war auf die Scharniz auch nicht mehr zu rechnen, und im Falle sie sich auch halten wollte und konnte, würde es nichts mehr genüzt haben, weil der Feind den Weg nach Innsbruk nun ge-

* Die baierischen Berichte über die Einnahme der Scharniz und Leutasch sind im Cod. Dipl. unter No. 21 abgedrukt. In dem französischen (25) Armee-Bülletin wurde die Einnahme der Scharniz nur mit folgenden Worten berührt: „Der General Ney hatte den Auftrag, Tirol einzunehmen. Er hat diesen Auftrag mit seiner gewöhnlichen Sachkenntniß und Unerschrokenheit vollzogen. Er hat die festen Päße von Scharniz und Neustark (Leutasch) umgangen, und dieselben mit Gewalt weggenommen. Er hat dabei 1800 Mann gefangen, auch 1 Fahne und 16 bespannte Feldstüke genommen. Am 7 Nov. Abends ist er in Innsbruk eingerükt."

winnen konnte, ohne von der Scharniz Meister zu seyn. Auch von andern Seiten liefen nicht minder beunruhigende Nachrichten ein. Vom General Siegenthal kam die Anzeige, daß der Feind schon am 1 um 4 Uhr Nachmittag eine Stunde vor Radstadt gewesen sey, und den General Szenasy, der sich nach Spital zöge, unaufgehalten dränge, daß sich dieser auch bei Spital schwerlich werde halten können, weil dort außer ihm nur 25 PalatinalHusaren ständen. F. M. L. Baron Hiller berichtete, daß, nachdem das österreichische Heer die Brenta verlassen habe, und die Valsugana dem Feinde offen stehe, er es nun nicht mehr wagen dürfe, einen feindlichen Angriff bei Trient abzuwarten, sondern vielmehr gleich den Rükzug gegen Brixen antreten werde. Endlich hätte auch der Erzherzog Carl unterm 3 November aus dem Hauptquartier Lisiera bekannt gegeben, daß er am 31 October den F. M. L. Davidovich über die Etsch gehen und den General Hillinger durch das Val Pantena gegen Verona rüken lasse, um dem Feind auf seinen beiden Flügeln für seinen Rüken Besorgnisse zu erregen, daß er unter dem Schuze dieser Scheindrohungen den Rükzug ruhig angetreten habe und am 3 in Vicenza seyn wollte. Bei diesen Umständen blieb dem Erzherzog Johann nichts anders übrig, als auf den Brenner zu eilen, von wo er, nachdem er die ganze Stellung besehen, und alles nöthige angeordnet hatte, sich Abends nach Sterzingen begab.

Inzwischen hatte auch F. M. L. Gr. St. Julien am 5. früh Morgens Innsbruk verlassen, und war mit drei Bataillons Franz Kinsky, dem Jäger- und dem KavallerieRegiment Würtemberg nach Steinach gerükt; er hielt Matray noch immer besezt, und erwartete dort den F. M. L. Chasteler, welcher den 4 Abends über die EllenbögnerStraße dahin zu kommen zugesichert hatte. Die Grenadiere, welche ebenfalls auf dieser Straße waren, konnten, obwohl sie unaufhaltsam mar-

schirten, doch an diesem Tage nicht mehr zur Arrieregarde stoßen. Während dessen war der an der Salzburger Gränze stehende General Szenasy am 3 wieder vorgerükt, und hatte den Paß Lueg besezt, ohne auf dem Weg dahin mehr als eine feindliche Patrouille bei Werfen zu sehen. Da die Abtenau stärker besezt war, so glaubte Szenasy so lange ohne Besorgniß bei Werfen stehen bleiben und den Paß Lueg besezt halten zu können, bis nicht von Rottenmann in seinem Rüken, oder von Lofer in seine rechte Seite Gefahr drohte. Der Feind hatte sich bei Salzburg zusammengezogen, und bei Golling nur schwache Vorposten. Die drei Bataillons von Kerpen waren mit dem General Szenasy vereinigt, und ausser diesen hatte der General noch zwei Bataillons des deutschbanatischen, zwei Bataillons des wallachischillirischen, und zwei Bataillons des siebenbürgerwallachischen Gränzregiments bei sich. Diese Lage der Dinge, und der beim Paß Strub erhaltene Vortheil schien auch auf die Entschließungen des F. M. L. Chasteler einzufließen, und es entstand im Hauptquartier die lebhafteste Besorgniß, daß er dadurch verleitet werden möchte, länger bei St. Johann zu verweilen, als es thunlich wäre, wenn er noch den Brenner zur rechten Zeit erreichen wollte. Um den Rükzug der Truppen aus Tirol, welcher im Vergleich mit jenem in Italien weit zurükbleiben mußte, gegen feindliche Unternehmungen von dieser Seite her, wo nicht gänzlich sicher zu stellen, doch ihm die nöthige Zeit zu Gegenanstalten zuzusichern, wurde das italiänische Armeekommando vom Erzherzog ersucht, auf dem weitern Rükzug ihres Heeres, einige Abtheilungen durch die Hauptthäler, welche sich gegen Italien hin öffnen, gegen das Pusterthal heraufzuschiken. Dem F. M. L. Baron Hiller aber wurde aufgetragen, seinen Rükzug so einzuleiten, daß er am 10 ganz versammelt zwischen Klausen und Brixen stehe, damit die volle Vereinigung aus dem nördlichen und südlichen

Tirol am 11 November vor sich gehen könne. Im voraus sollte eine Abtheilung bei Bruneken aufgestellt werden, um auch die Ereignisse von dorther zu beobachten. Endlich wurde nach Pfitsch ein Bataillon Kinsky detaschirt, da viele Schüzen, die dem Feind entgangen waren, über das Joch kamen, und im Zillerthale die Feinde angesagt wurden; der Posten am Wildensee im Oberberg wurde durch das Bataillon Hildburgshausen besezt, und vertraute Jäger als Kundschafter mit Bauern allenthalben abgesandt.

Am 6 standen die Vorposten bis Steinach. Mittags langten die Grenadiere auf dem Brenner an. Am 7 und 8 ward Rasttag in Sterzing in der Absicht gehalten, damit Prinz Rohan und Jellachich, von dem es hieß, daß er in Landek sich befände, Zeit gewinnen möchte, sich durch das Vinschgau anher zu nähern. Prinz Rohan hatte nämlich den Befehl erhalten, über Landek zum Erzherzog zu eilen, und dort die Truppen des F. M. L. Jellachich, die er in Landek finden würde, mitzunehmen.

Während die Truppen auf dem Brenner standen, war der Sterzinger Vorrath beinahe aufgezehrt; die Reuterei lag vollkommen auf. Nur durch die rastlosen Bemühungen des Landrichters von Sterzing, dann der Anwälde von Ridnaun, Pfitsch und Pflersch, durch welche die braven Bergbewohner dieser Gegend aufgemuntert, Stroh, Heu und ungedroschnen Haber auf den Rüken von ihren Höhen herabtrugen, gelang es, dem Mangel abzuhelfen. Die ArtillerieReserve wurde vorausgesendet, und um sich des unnüzen Gepäks zu befreien, wurden alle Depots beordert, in die abgelegensten Seitenthäler zu fahren. Am 6 brach F. M. L. Hiller auf, und trat seinen Marsch gegen Brixen an; F. M. L. St. Julien blieb mit Kinsky und zwei GrenadierBataillons am Brenner so lange, bis Hiller über Brixen gerükt war.

Am 9 rükte das Hauptquartier nach Mühlbach. Auf die unterwegs erhaltene Nachricht, daß Prinz Rohan am 10 in Bozen eintreffen werde, ward F. M. L. St. Julien an den F. M. L. Hiller angewiesen, und lezterem befohlen, durch die Arrieregarde des G. M. Schauroth den Prinzen Rohan abzuwarten. Die eingelaufenen Nachrichten waren beruhigend; Innsbruk war vom Feinde zwar beſezt, allein man rechnete deſſen Stärke auf 6000 Mann; deſſen Vorpoſten ſtanden am Bergiſel, außerhalb Wiltau. * Am 10 fiel ein klei-

* Das ſechste Armeekorps unter dem Commando des Marſchalls Ney, welches in Tirol auf 10—12000 Mann geſchäzt wurde, beſtand aus 4 Brigaden, die, ſoviel ſich aus den beim Innsbruker Quartieramte jedesmal übergebenen Liſten entnehmen ließ, aus folgenden Regimentern zuſammengeſezt waren:

1. Brigade, General Villatte.
   2 Bataillons vom 6ten leichten InfanterieRegiment.
   2 Bataillons vom 39ſten LinienRegiment.
2. Brigade, General Roguet.
   2 Bataillons vom 69 LinienRegiment.
   2 Bataillons vom 76ſten LinienRegiment.
   Das 3te HuſarenRegiment.
3. Brigade, General Marcognet.
   3 Bataillons vom 25ſten leichten InfanterieRegiment.
   2 Bataillons vom 27ſten LinienRegiment.
4. Brigade, General Labaſſé.
   2 Bataillons vom 50ſten LinienRegiment.
   2 Bataillons vom 59ſten LinienRegiment.

   Die ArriereGarde wurde vom Oberſt Colbert kommandirt, und beſtand aus dem 10 ChaſſeurRegiment und 4 Compagnien Voltigeurs vom 69ſten und 76ſten Regiment.

   Chef des GeneralStabs, General Dutaillis.
   General der Cavallerie, Tilly.
   General der Artillerie, Serrour.
   DiviſionsGenerale Loiſſon und Malher.

nes Vorpostengefecht in der Gegend von Staflach vor, wo anfangs der Feind die österreichischen Posten zurük-

Commissär Ordonnat ur Marchand.
Kriegs Commissär Robert.

Die Franzosen waren noch am 5 Nachmittags um 4 Uhr in Innsbruk eingerükt, und hatten sich über die umliegenden Dörfer verbreitet. Noch um zwölf Uhr Mittags, nachdem schon eine zahlreiche, aus den Ständen und den ansehnlichsten Beamten zusammengesezte Deputation dem französischen Marschall entgegen geschikt worden war, um ihn des ruhigen Betragens der Einwohner zu versichern, und zugleich seinen Schuz anzusuchen, wollten einige Tollköpfe Sturm läuten, und beinahe wäre ihnen dieses Unternehmen, welches durch den Schein verrätherischer Herbeilokung den Sieger auf das höchste aufgebracht und namenloses Elend über Stadt und Land herbeigeführt haben würde, gelungen, wenn nicht der in der Stadt zurükgebliebene GubernialRath v. Martini mit Hilfe des PolizeiCommissärs Schubert und des Stadtschreibers Mayrhofer, die sich unter die Volkshaufen mischten, das Volk beruhigt und zugleich durch die angeordnete Verwahrung der Thurmschlüssel und Stellung von Polizeiwachen zu den Thürmen die Ausführung vereitelt hätte. Diese Stimmung des Volkes, die den Franzosen nicht unbekannt blieb, machte sie sehr vorsichtig, und wirklich waren sie auch in den ersten Tagen nach ihrem Einrüken in keiner vortheilhaften Lage. Sie hatten vom Innthale nichts im Besiz, als die Streke von Zirl bis Schwaz. Südlich giengen ihre Vorposten bis Schönberg und später bis Gries. Telfs hatten die Vorposten des Generals Rohan inne, und zwischen ihnen und den eine Stunde über Zirl hinaus reichenden französischen Vorposten fielen täglich Gefechte vor. Im Unterinnthal stand Chasteler, und auf dem Brenner und bei Sterzing das Corps des Erzherzogs. Bei einem combinirten Angriffe dieser verschiedenen Corps, den das Landvolk damals kräftig unterstüzt haben würde, hätten sie einen harten Stand bekommen. Dies fühlten sie auch ganz, da sie nicht wußten, und noch weniger

drükte, dann aber zum Rükzuge gezwungen wurde; der Verlust der Oesterreicher belief sich an Todten, Blessirten

vermutheten, daß dem Erzherzog blos der Abzug aus Tirol, nicht dessen Behauptung am Herzen liege. Als daher am 7 und 8 Rohan im Oberinnthal Bewegungen machte, die das Vorhaben verriethen, über die Anhöhen von Seefeld und auf der Landstraße von Telfs gegen Zirl und Innsbruk vorzurüken, so entstand unter ihnen große Bewegung, und in den von ihnen gegebenen Befehlen, daß anstatt der geforderten Naturalrequisition eine Geld-Contribution von 300,000 Gulden auf der Stelle erlegt, daß die Kasernen zur Aufnahme der bisher in Privathäusern einquartiert gewesenen Truppen geräumt, daß das Läuten in der Kirche zum Morgengebete und bei Begräbnissen unterlassen werden sollte, so wie die am 8ten erfolgte Versezung des Artillerieparks von dem rechten Ufer des Inns auf das linke, der Straße des Oberinnthals näher, ließ sich sowohl die Vorsicht gegen einen Aufstand der Inwohner, als die Vorbereitung zum Rükzuge über die Scharniz nicht verkennen. Als aber Rohan, von Jellachich nicht unterstüzt, sich wieder zurük und durch das Oberinnthal hinauf dem Vinschgau näher zog, und als nun auch durch die Uebergabe der Festung Kufstein das untere Innthal frei geworden war, so verminderten sich freilich ihre Besorgnisse, und sie verloren sich ganz, als sie die Verschanzungen am Brenner, die sie erst erstürmen zu müssen glaubten, verlassen fanden, und so die Absicht des Erzherzogs, das Land nicht behaupten zu wollen, erkannten. Man erzählt sich die Anekdote, daß, als sie mit Kanonen vor die Verschanzungen am Brenner rükten, ein französischer Trompeter, der die Oesterreicher auffordern sollte, sich beinahe die Lunge entzwei blies, bis endlich ein von oben herunterkommendes Eierweib ihn verständigte, daß jede Aufforderung vergeblich wäre, weil auch nicht ein Mann mehr sich in den Verschanzungen befinde. Eben so wenig, als die Franzosen, hatte das Volk und die Landesregierung an eine so leichte und plözliche Eroberung von Tirol geglaubt. Die Vorbereitung einer telegraphischen Linie durch das Ober-

und Vermißten auf 49 Mann. Französischer Seits kam von einem Commando von 20 Chasseurs nur ein Mann zurük: die übrigen waren von den Tiroler Schüzen, die auf den Bergen lauerten, von den Pferden herabgeschossen worden. *

Am 11 war das ganze Korps des F. M. L, Hiller bis auf die Arrieregarde in Brixen eingetroffen, von da wurde der Marsch bis Mühlbach fortgesezt. Während dieses Marsches liefen stets Nachrichten vom feindlichen Vordringen in Steyermark und den widrigen Ereignissen, welche den G. M. Meerveldt betroffen hatten, ein; doch hielt dieses den vom Erzherzog eingeleiteten Marsch nicht im mindesten auf. Spital war nun der Punkt, wohin er gelangen wollte; von Seiten Salzburgs war er gesichert, von Seiten Italiens aber konnten noch mehrere Zugänge gefährlich werden; daher ließ der Erzherzog während des Marsches die Wege von Cadober nach Toblach, und jenen des Kreuzberges nach Innichen beobachten. General Siegenthal erhielt wiederholte Befehle, die Eingänge der Ponteba und Flitsch zu besezen und zu vertheidigen. Am 10 berichtete der Prinz Rohan aus Landek, daß er nicht mehr im Stande wäre, zum Erzherzoge zu stoßen. Die Arrieregarden wurden nun vom Erzherzog eingezogen, und

innthal, die zum Theil schon vollendet war, ließ die Absicht einer hartnäkigen Behauptung vermuthen; allein der Feind rükte ein, ehe ein Telegraph spielen konnte, und etliche 100 Exemplare der bekannten Brochüre: „wer ist der angreifende Theil, Oesterreich oder Frankreich?" die eben aus der Drukerei hervorgegangen waren, und unter das Volk, dessen Stimmung „zu bearbeiten," vertheilt werden sollten, wurden erst am Morgen des Tages, wo die Franzosen einrükten, in die Fluthen des Inns versenkt: so wenig dachte noch Tages vorher selbst die Regierung an die Möglichkeit der französischen Eroberung. A. d. R.

* Allg. Zeitung von 1805. Nr. 322.

folgten dem übrigen Truppenkorps. F. M. L. Chasteler war nach der Affaire bei dem Paß Strub gegen Innsbruk vorgerükt, als er aber die Einnahme der Leutasch erfuhr, kehrte er sogleich um, verließ am 8 November St. Johann, und sezte seinen Marsch durch das Pinzgau nach Werfen fort, wo er den 10 ankam, seine Truppen aufstellte, und nach Steyermark streifte. Am 11 November war das Hauptquartier in Niederdorf. Die Nachricht, daß der Feind in Italien plözlich nachgelassen habe, dem österreichischen Heere an dem Tagliamento zu folgen, erzeugte natürlich die Vermuthung, daß er, unterrichtet von dem gleichzeitigen Rükzug aus Tirol, einige Partheien durch das Piave- und andere Thäler heraufschiken werde, um das Pusterthal unsicher zu machen; deshalb wurde dem Oberstlieutenant Grafen v. Spaur, welcher mit vier Jägerkompagnien und einer Eskadron Hohenzollern leichter Cavallerie bei und vorwärts Toblach stand, der Befehl gegeben, bis weiters auf seinem dermaligen Posten zu bleiben, und nicht nur die schon anbefohlenen Patrouillengänge immer betreten zu erhalten, sondern auch alles anzuwenden, um so tief als möglich aus dem Venetianischen sichere Nachrichten von den feindlichen Bewegungen zu erhalten; dann wurde aber auch dem F. M. L. Freiherrn v. Mitrowsky befohlen, alles aufzubieten, damit er am 12 November mit seiner ganzen Truppenabtheilung bei Toblach eintreffe, wo er den Oberstlieutenant Grafen Spaur unter seine Befehle zu nehmen habe; endlich wurde der Freiherr v. Siegenthal angewiesen, in Eilmärschen bis Oberdrauburg zu rüken, und das Gaisthal bei Mauthen zu besezen.

Am 12 war das Hauptquartier in Sillian. Auf dem Wege hieher traf man auf eine auffallende Anzahl umgestandener Pferde; bei näherer Untersuchung zeigte sich, daß es ArtillerePferde waren, und daß die Bespannung der ReserveArtillerie überhaupt in einem sehr

traurigen Zustande sey. Ein großer Theil der Wägen war ganz ohne eigene Bespannung, und mußte mit Landesvorspann kümmerlich fortgebracht werden; die wirklich vorhandenen Pferde waren durch die anhaltende Anstrengung in dieser rauhen Jahreszeit und Gegend so übel zugerichtet, daß sich die meisten nur mit Mühe fortschleppten, und täglich mehrere umfielen; es mußten 300 Stük diensttaugliche Zugpferde angekauft werden. General Baron v. Festenberg hatte nun alle sechs GrenadierBataillons und sechs Eskadrons Würtemberg-Dragoner zu Arnbach bei Sillian vereinigt und die Feldwachen gegen Innichen ausgestellt. Er wurde zu Arnbach zurükgelassen, als das Hauptquartier am 13 nach Lienz gieng. F. M. L. Mitrowsky war am 12 mit seiner ganzen Abtheilung zu Toblach angekommen.

Die wiederholten Anzeigen von dem bis Judenburg, ja gar bis in die Gegend von Unzmark schon erfolgten Vordringen des Feindes machten nun jeden Augenblik, um welchen Villach früher erreicht würde, zum wesentlichen Gewinn für den höhern Zwek des Dienstes erheben; auf der andern Seite war keine Hoffnung mehr übrig, die Vereinigung des F. M. L. Baron Jellachich, der noch in Feldkirch, und des Generals Prinz Victor Rohan, der noch in Imst sich befand, mit dem F. M. L. Hiller, welcher seit dem 8 darauf wartete, abwarten zu können; beide mußten nun ihrem Schikſal und den Folgen ihres Ungehorsams überlassen werden, * und der F. M. L. Hiller erhielt Be-

* Das Schikſal von beiden war, wie bekannt, Gefangennehmung. Jellachich stand mit einem Corps von 4,800 Infanterie von den Regimentern Stein, Jellachich und den TirolerJägern zwischen Hohenembs und Feldkirch, als das Augereau'sche Armeekorps, 15,000 Mann stark, am 14 über Bregenz und Dorenbiren nach Hohenembs vordrang. Der Gen. Wolfskehl hatte sich schon am 13 mit

fehl, gleich den weitern Zug aller Truppen durch das Pusterthal einzuleiten, und mit Aufbietung aller Kräfte so zu beschleunigen, daß alles noch vor dem Feind bei Villach ganz gewiß, wo möglich auch bei Klagenfurt eintreffe; die Abtheilung des F. M. L. v. Mitrowsky sollte gleich von Toblach abrüken, sobald die folgenden Abtheilungen in ihrem Zuge hinlänglich gesichert wären. Zugleich verrieth jenes Vordringen des Feindes die Absicht, die Verbindung mit seinem Heere in Italien zu erzwingen. Der Ausführung dieser Absicht konnte bei den Verhältnissen in der Bewegung der aus Tirol kommenden Truppen, welche Jellachich und Rohan mit der Hoffnung einer endlichen Vereinigung bis jezt bei Brixen und auf dem Brenner größtentheils zurükgehalten hatten, nicht offene Gewalt entgegengesezt werden, sondern man mußte darauf denken, den Feind

der Reiterei, die ungefähr 2000 Mann betrug, von der Infanterie des F. M. L. getrennt, in der Hoffnung, sich durchzuschlagen. Am 14 schloß Jellachich eine Capitulation, vermöge welcher er und seine Mannschaft freien Abzug nach Böhmen erhielt, jedoch unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen; die Officiers behielten ihre Pferde und Gepäk. In der Capitulation war auch der General Wolfskehl einbegriffen: die Cavallerie jedoch hatte sich unter den Obersten Kinsky und Wartensleben durchgeschlagen. Wie nun öffentliche Blätter melden, wurde F. M. L. Jellachich in dem ihm desfalls angeworfenen Processe von einem Kriegsgerichte losgesprochen. — Der G. M. Prinz Rohan zog sich nach der Eroberung der Scharniz von Reute über Landek nach dem Vinschgau, und von dort über Meran nach Bozen, wo er die französischen Vortruppen bis nach Brixen zurükdrängte, und dann sich durch das Etschthal und Valsugan herunterzog, in der Hoffnung, die Armee des Erzherzogs Karl zu erreichen, aber am 24 Nov. sich bei Bassano ergeben mußte. A. d. R.

durch gut berechnete und klug ausgeführte Bewegungen irre zu führen, und den Lauf seiner Unternehmungen zu lähmen. Zu diesem Ende wurde dem F. M. L. Chasteler befohlen, seine Truppen auf das schnellste zu sammeln, und nach Umständen durch das Murrthal, oder gegen Neumarkt, oder gegen Freysach vorzudringen, um dem Feind auf dem Weg gegen Klagenfurt den Vorsprung abzugewinnen, oder wenigstens den Feind während seines Zuges in seiner Seite und in seinem Rüken unaufhörlich, und so zu beunruhigen, daß er seine Aufmerksamkeit zu theilen, und folglich seinen Zug zu zögern gezwungen werde. Aehnliche Weisungen wurden dem G. M. Siegenthal gegeben, und ihm befohlen, mit seinen Truppen nach Villach zu rüken, die Ponteba beobachten zu lassen, nach Umständen auch nach Klagenfurt zu gehen, die Unternehmungen des F. M. L. Chasteler zu unterstüzen, und die Straßen über die Wurzen und den Loibl zu sichern.

Mit dem weitern Vorrüken des Hauptquartiers von Lienz nach Greifenburg, und am 16 November nach Spital, schließt sich hier die Geschichte des Feldzugs in Tirol. * In Spital erhielt der Erzherzog ein Schreiben von dem französischen Marschall Ney, ddo. Innsbruk 12 November, folgenden Inhalts: „Das Hauptquartier der französischen großen Armee sey am 7 November zu Amstetten, die Vorposten zu St. Pölten gewesen; in diesem Augenblike werde sie Wien im Besiz haben. Das Heer des Marschalls Massena sey über den Tagliamento gegangen, es habe 6000 Gefangene gemacht, und Udine besezt. Ein drittes Heer sey bei

* Der officielle Bericht über diese Ereignisse ist unter No. 22 im Cod. Dipl. abgedrukt. Was darauf folgte, und überhaupt die Ereignisse von der französischen Besezung an, bis zu dem Zeitpunkte, wo wir in die Hände unserer jezigen Regierung übergiengen, soll mit der Zeit in einem besondern Aufsaze dargestellt werden. A. d. R.

Leoben. Er habe den Befehl, mit dem 6 Armeekorps und mit der baierischen Abtheilung, welche Kufstein mit Vertrag bekommen habe, ganz Tirol zu besezen. Der Marschall Augereau werde ihm mit seinem Corps folgen und seine Bewegungen unterstüzen, während dessen eine andere Abtheilung in das Vorarlbergische eindringen würde. Er wünsche daher sehr lebhaft, daß der Erzherzog fürträglich fände, Mittel vorzuschlagen, wie ein unnüzes Blutvergießen vermieden werden könne, ohne den Marschall in Ausübung der ihm gegebenen Befehle zu verzögern, da der Erzherzog ohnehin klar sehen müßte, daß seine Vereinigung mit den österreichischen Heeren nicht mehr möglich sey." Natürlich blieb dieses Schreiben unbeantwortet.

(Der zu diesem Aufsaz gehörige Cod. Dipl. im nächsten Heft.)

Digitized by Google

I.

Codex Diplomaticus zu den Nachrichten über den Feldzug der Oesterreicher in Tirol vom Jahre 1805.

1.

Auszüge

aus der NationalChronik der Deutschen, Tirols Eroberung vom Jahr 1805 betreffend.

A.

(Aus dem 46ten Stük vom 11 December 1805.)

„Das Tirol ist für militärische Operationen eines der unschiklichsten Länder in Europa. Hohe, felsichte und zum Theil mit ewigem Schnee bedekte Gebirge wechseln unaufhörlich mit tiefen Thälern ab, die sich zwar da und dort weit und freundlich ausdehnen, aber oft plözlich wieder in Schluchten verengen, neben denen senkrechte Felsenwände sich erheben. Alle Zugänge zu dem Lande führen durch Päße, in denen sich kaum Raum zur Bewegung eines Wagens findet, und die meistens noch künstlich befestigt sind, und die Steige über die Gebirge sind größtentheils nur für einzelne Fußgänger brauchbar. Im Innern des Landes wohnt ein treues, tapferes Volk, unter dem sich viele tausend geübte Schüzen befinden, und das sich durch Nationalbegriffe und Pflicht zur Vertheidigung seines Heerds berufen fühlt, ohne des schulgerechten Soldaten dazu zu bedürfen. Das ganze Land ist eine starke Festung, versehen mit einer treuen und tapfern Besazung. Daher ist der Angriff auf das Tirol immer schwierig, gefährlich und ohne Aufopferung vieler Leute zwekłos; die Vertheidigung desselben aber leicht und sicher; und daraus wird es erklärbar, daß die Geschichte der lezten Jahrhunderte keiner gänzlichen Eroberung dieses Landes gedenkt, und daß fremde Truppen, die durch

Tapferkeit oder List in dasselbe eindrangen, nie vermochten, sich lange darinn zu halten."

„Als Moriz von Sachsen im J. 1552 mit seinen Bundsverwandten die Waffen ergriff, um die deutsche Freiheit gegen den Despotismus des Kaisers zu schüzen, begann der Krieg in den Gebirgen von Tirol. Karl befand sich zu Innsbruk, und sein kleines Heer hatte sich am Eingange des Landes bey Reute gelagert. Plözlich überfielen die Verbündeten den Vortrab desselben, warfen ihn zurük, und verbreiteten einen solchen Schreken, daß alles die Flucht ergriff. Aber nun hemmte die Ehrenberger Klause, die bis dahin den Namen der Unüberwindlichen getragen hatte, den raschen Flug der Sieger. Doch muthig griffen sie am folgenden Tage die untern Werke derselben an, der Herzog Georg von Meklenburg erstieg die Höhen, die die obern Verschanzungen beherrschten, und die noch aus 3000 Mann bestehende Besazung öffnete die Thore. — So hatte Moriz durch Ueberraschung und Schreken sich den Eingang in das Tirol aufgeschlossen. Karl, am Podagra leidend, saß eben mit seinen Höflingen beim Abendessen, als ihm die Nachricht von dem Falle von Ehrenberg gebracht wurde. Alles erhub sich eiligst und ergriff die Flucht. Die Nacht war fürchterlich stürmisch, und die dringende Noth gestattete keinen Augenblik des Aufschubs. Zu Fuß schleppten die stolzen Spanier sich im Kothe fort, den Kaiser trug man in einer Sänfte; nur wenigen war es geglükt, das kostbarste Eigenthum zu retten. Wenige Stunden später rükten die Truppen der Bundesgenossen in Innsbruk ein. Sie fanden die Tafel noch gedekt und mit Speisen besezt, an der Karl das Abendessen genommen hatte. Der Bürgerschaft durfte kein Leid geschehen. Aber alles Eigenthum des Kaisers, der Spanier und des Bischoffs von Augsburg ward die Beute der Soldaten. — Es lag nicht in dem Plane der Verbündeten, in dieser Gegend ihre Operationen fortzusezen. Nach einem Aufenthalte von 8 Tagen führte Moriz sein Heer wieder nach Füssen, und von dort nach Rothenburg ob der Tauber zurük. * Es geschah in

* S. J. A. Thuani historiar. sui temp. (Ed. Offenbach, 1609. fol.) T. I. S. 203. 204.

Gemäßheit eines größern militärischen Entwurfes, als der Churfürst Maximilian Immanuel von Baiern, im spanischen Erbfolgekriege, das Tirol angriff. Villars sollte über den Rhein und Vendome über die Alpen in Deutschland einbrechen, beide sich mit dem Churfürsten vereinigen, und dann die gesammte Macht auf die österreichischen Erbstaaten losstürzen. Villars war bereits bis Lauingen vorgedrungen, und Vendome operirte an der Etsch. Um diesem entgegen zu wirken, brach der Churfürst auf, und unversehens erschien er (18 Juni 1703) mit 16,000 Mann vor Kufstein. Ein Unglüksfall machte ihm die Eroberung dieses Plazes leicht. Der Befehlshaber desselben, Graf von Wolkenstein, hatte die Vorstadt anzünden lassen, das Feuer ergriff das Städtchen, die Flamme wogte gegen die Festung empor, es flogen zwei Pulverthürme in die Luft, eine Bastion fiel in Schutt, Wolkenstein rettete sich mit dem größten Theile der Besazung nach Rattenberg und die Burg ward erstiegen. Auch Rattenberg widerstand nur 4 Tage lang. Innsbruk schikte dem Churfürsten die Schlüssel der Stadt entgegen, Ehrenberg fiel durch ein Stratagem, die Scharniz hatte sich auf Befehl der Landesregierung ergeben, und der Churfürst rükte über den Brenner vor, um seinem Bundesgenossen die Hand zu bieten. Mittlerweile erholten sich die Tiroler von der Betäubung, in die dieser plözliche Ueberfall sie hingesenkt hatte, die Baiern reizten durch zuchtloses Betragen ihren Zorn, und es erwachte in ihnen ihre alte Vaterlandsliebe und das Gefühl ihrer Kraft. Einzelne Haufen griffen zu den Waffen. Es erhuben sich Anführer unter den Erbitterten. Das Volk vereinigte sich mit den zerstreuten Resten des Militärs. Es organisirte sich ein planmäßig wirkendes Heer. Die Päße des Landes wurden wieder genommen. Die Volksmacht drükte von allen Seiten auf die verhaßten Feinde los. Der Churfürst war genöthigt, das Land eiligst zu räumen. Seine Armee war bis auf 5000 Mann zusammengeschmolzen. Von Rache glühend folgten die Tiroler ihm nach, und vergalten seinen Unterthanen im Süden von Baiern durch Raub, Mord und Brand, das Böse zehnfältig, was er ihnen gethan hatte. Nur Kufstein ward von seinen Truppen behauptet,

bis er nach der Schlacht bei Höchstädt gezwungen ward, das deutsche Reich zu verlassen, da sich die Churfürstinn Theresie Kunigunde durch den Vertrag von Ilbersheim (7. Nov. 1704) verbindlich machte, diese Festung dem Kaiser wieder einzuräumen.* Als nach dem unvergeßlichen Feldzuge, in dem Napoleon den unzerstörbaren Grund seines Ruhms und seiner Größe gelegt hatte, sein siegendes Heer über den Tagliamento nach InnerOesterreich vordrang, operirte der linke Flügel desselben durch das Tirol, um die eine Flanke des Ganzen zu sichern. Joubert, einer der muth- und talentvollsten Generale der Republik, brach am 19 März (1797) mit 15000 Mann auf, schlug den F. M. L. von Kerpen und drang fechtend nach Bozen vor. Bei Klausen wieder geschlagen, räumten die Oesterreicher Brixen, und zogen sich bis Sterzingen zurük, um die mit Schreken erfüllte Hauptstadt zu deken. Nur eine Tagreise war Joubert von ihr entfernt. Unterdessen hatte der Minister von Lehrbach den Volksgeist der Tiroler bearbeitet. Schaarenweise schlossen sich die Jünglinge des Landes an das Hauptcorps zu Sterzingen und an den General Laudon an, der mit 1200 Mann bei Meran im Rüken des Feindes stand. Die Zahl der Landesvertheidiger wuchs auf 40,000 Mann an. Laudon begann seine Operationen mit Kraft und Erfolg. Der französische Obergeneral hatte seine auf die Bewegung des Hauptcorps berechnete Absicht erreicht, und so schloß er sich durch das Pusterthal wieder an die Armee an. Kerpen und Laudon vereinigten sich in Brixen, jener folgte dem Feinde auf der Straße von Lienz nach, und dieser drang eiligst längs der Etsch bis Verona vor, wo er die Nachricht von dem zu Leoben geschlossenen Traktate erhielt. Laudon hatte auf diese Weise eine der schwierigsten und gefährlichsten Operationen ausgeführt; er hatte das Tirol in einer Zikzaklinie durchschnitten. Die Bewohner des Landes aber hatten abermals ihren Nationalsinn, ihre Treue und ihren

* Diese interessante militärische Expedition habe ich in den Neuesten Staatsanzeigen ꝛc. Bd. V. S. 325—333 umständlicher beschrieben.

Muth rühmlich erprobt.* Auch in dem Feldzuge des Jahrs 1800 verläugnete dieses brave, selbst von dem Feinde geachtete Volk seinen Charakter nicht. Kaum sah man im Mai den Norden und Süden des Landes bedroht, als sogleich auf den Ruf des patriotischen Grafen von Bissingen die Schüzen an die Gränzen eilten, die Schuzdeputationen zu Innsbruk und Bozen ihre Geschäfte begannen, und die gesammte Mann-

* S. Der Feldzug im Tirol im Jahr 1797 in den Neuest. Staatsanzeig. VI. S. 485. f. Hier wird die militärische Chorographie dieses Landes folgendermaßen entworfen. Es giebt wenige Länder, die durch ihre natürliche Beschaffenheit den Bewegungen eines feindlichen Heeres so viele Hindernisse entgegen sezen, so schwer anzugreifen und so leicht zu vertheidigen sind, als das Tirol. Die Wege führen hier immer entweder über himmelhohe Berge und Felsen, die man nur auf schmalen Fußsteigen, klippigten Fahrwegen, und durch gefährliche Gongen erklimmen kann, oder durch tiefe und enge Schluchten, an denen sich die Gebirge so dicht erheben, daß man sie oft beinahe mit ausgespannten Armen erreichen kann. Wilde Flüsse und reissende Waldströme durchschlängeln die Thäler und verengen den Bewegungsraum noch mehr, und machen ihn oft unzugänglich. Manchmal ist es, wegen der unersteiglichen Klippen, die sich zwischen den Thälern erheben, unmöglich, geradezu aus dem einen in das andere zu kommen, und selbst viele Landesbewohner kennen die Wege nicht, auf denen man in der kürzesten Linie zu ihren Nachbarn gelangen kann. Beinahe jeder Berg giebt eine feste Position gegen einen auf den Heerstraßen andringenden Feind, und die durch die Thäler führenden Wege sind fast überall durch die Höhen zur Seite so gewaltig beherrscht, daß man keiner Waffen, sondern nur großer Steine und Klöze bedarf, um alles, was sich unten bewegt, niederzuschmettern. Oft stürzen große Schneelavinen und abgerissene Felsen in die Abgründe, und begraben die in denselben wandelnden Menschen und Thiere. Die Artillerie ist hier schwer zu gebrauchen, die Cavallerie stößt jeden Augenblik auf Hindernisse, und der Transport des Wagenwerks ist äußerst unsicher, indem man überall kleine Detaschements versteken und ihn beunruhigen kann. Dabei ist die tirolische Nation knochenfest, kühn, tapfer und brav. Sie liebt ihr Vaterland und ihre Verfassung, und fühlt ihre Pflicht, das erste gegen jeden Feind zu vertheidigen. Es giebt unter diesen rauhen Söhnen der Natur eine Menge sehr guter Büchsenschüzen. Keiner entehrt seinen Nationalcharakter durch Verrätherey. Durch ihre Lebensart und die Beschaffenheit ihres Landes an Gefahren gewöhnt, kennen sie keine Furcht. —

schaft des Landsturms sich zur Fehde gürtete. Lecourbe machte im Julius gewaltige Angriffe von Füssen her gegen Reute; aber unerschütterlich standen jene Schüzen mit ihrem braven Major Schilger, in den Verschanzungen, und brachen den Ungestüm des einherstürmenden Feindes. Was der lezte durch Waffengewalt nicht vermochte, gab ihm der Traktat von Parsdorf. Reute wurde ihm eingeräumt, und mit Schmerz sahen die Tiroler die Schanzen schleifen, welche sie zuvor mit einem Aufwande von 300,000 Gulden erbaut hatten. Als im November die Feindseligkeiten wieder begannen, eilte die Nationalwache, wie gewöhnlich, in die Schluchten der Gebirge. Ein langer Gurt von streitlustigen Schüzen umgab die ganze Gränze. Bei Reute, Scharniz, am Wormser Joch und in Vorarlberg kam es zu mehr und minder lebhaften Gefechten. Der Feind zog vorüber und ließ die unüberwundenen in seinem Rüken.* Aber es gelang ihm, das Tirol an der Salza und an der Donau zu erobern. Durch den Traktat von Steyer überließ Oesterreich das ganze Land den Franzosen, als ein Unterpfand seiner — Friedfertigkeit und seiner Treue. Die Eroberung des Tirols, die wir vor kurzem den Reichsmarschall Ney in wenigen Tagen ausführen sahen, ist nicht das kleinste unter den Wundern des jezigen Feldzugs. Sie geschah weder durch Ueberraschung, noch durch ein Stratagem; sie war einzig das Werk der Kühnheit und der Tapferkeit, und zur Ehre des deutschen Namens theilen sich auch die braven baierischen Truppen in ihren Ruhm. Am 5 Nov. erstürmten die Tapfern die Päße von Leutasch und Scharniz, am 6 zogen sie in Innsbruk ein, am 10 kapitulirte Kufstein, und am 17 hatten sie alles Land bis nach Bozen sich unterworfen. Seit Jahrhunderten ist dieß das erste Beispiel, daß ganz Tirol mit den Waffen in der Hand erobert, und ringsum von aller Hilfe abgeschnitten, auch behauptet wurde."

B.

(Aus dem 7 Stük vom 19 Februar 1806.)

„Oesterreich mußte in seinen bisherigen Kriegen gegen

* S. Nat. Chr. der Teutsch. 1801. S. 34. f.

Frankreich das Tirol als den wichtigsten Gegenstand seiner Aufmerksamkeit ansehen. Denn bei offensiven Operationen war dieß Land der Drehpunkt, von dem man nach Belieben schnell an den Rhein und in das Innere von Italien wirken konnte; waren aber die Gränzen der Monarchie bedroht, so galt es für das wohlbefestigte Bollwerk derselben, das der Feind nicht in seinem Rüken lassen konnte, ohne entweder es zu belagern, oder seine Communikationen unaufhörlich gestört zu sehen. Wie jede andere Festung auch, durfte es nur mit einem hinreichenden Vorrathe von Lebensmitteln versehen werden; und seine Eroberung war, ohne die Anwendung ausserordentlicher Kräfte, unmöglich. Der patriotische und kriegerische Geist seiner Bewohner machte sogar eine sehr zahlreiche Besazung von schulgerechten Truppen unnöthig. „Gebt mir siebentausend Mann," sprach der Churfürst Carl Philipp von der Pfalz, der im Jahr 1712 Statthalter in Tirol war, „und ich getraue mir das Land gegen alle feindliche Angriffe zu vertheidigen. Die Auflösung der Armee in Schwaben, und der Rükzug des Erzherzogs Karl aus Italien hatten deshalb noch nicht über das Schikfal dieser unzugänglichen Päße und Gebirge entschieden. Zwar konnten sie, sobald der Feind die Linien der Salza und des Tagliamento in seinem Rüken hatte, als abgeschnitten betrachtet werden. Aber welcher Befehlshaber hat je eine Festung um deswillen geräumt, weil seine Verbindung mit der Hauptarmee unterbrochen war. — Auch fehlte es den Tirolern in diesem Feldzuge nicht an guten Willen, an Freudigkeit und an getrostem Muthe zur Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Heerde. Als in der Mitte des Oktobers der plözliche Lärmen sich verbreitete, daß der Feind gegen Reute und die Scharnitz heran ziehe, zog das Landvolk an der nördlichen Gränze allenthalben die Sturmgloke und strömte haufenweise auf den Allarmplätzen um seine Fahnen zusammen, und da es an Pferden mangelte, spannten die Bauern sich selbst vor die Kanonen und Munitionswägen. Bei dem wirklichen Ausbruch der Gefahr giengen sie ihr mit derselben Entschlossenheit entgegen, und kämpften als treue wakere Männer. Ja, als in der Mitte des No-

vembers, da der Feind schon gegen den Brenner operirte, der Prinz Roban auf seinem Rükzug in Bozen erschien, griff in dem dortigen Landgericht alles zu den Waffen, und weit umher regte sich der thätigste Eifer zur Landesvertheidigung. Die von den Franzosen und Baiern auf das Tirol gemachten Angriffe waren meisterhaft entworfen, und mit seltener Tapferkeit ausgeführt. Das Corps d'Armée des Reichsmarschall Ney operirte gegen die Nordgränze des Landes, durch die Grafschaft Werthenfels, und das des Reichsmarschall Bernadotte aus dem Salzburgischen; die Hauptstadt Innsbruk war der Zusammentreffungspunkt für beide. Am ersten November begannen die Angriffe, die Baiern eröffneten die Scene an der Gränze gegen Salzburg, nahmen die Päße Mellek, Kniepaß und Lofers hinweg, und der Vortrab des Reichsmarschall Ney erstürmte die Leutasch und die Scharniz. Damit waren dem Feind die Thore des Tirols eröffnet, und das Schikfal der Hauptstadt entschieden. Die Baiern erwarben sich bei dieser Gelegenheit einen hohen Ruhm. Sie erprobten es, daß auch Deutsche Muth und Kräfte haben, durch Standhaftigkeit und Ungestüm die Vortheile zu überwinden, welche die Natur dem Feinde darbietet. Hier vorzüglich haben sie bewiesen, „daß sie, was Napoleon auch von ihnen erwartet hatte, würdig seyen, in den Reihen der großen Armee zu dienen." Unterdessen würde das Tirol in kurzer Zeit gefallen seyn, wenn in den Päßen, und vor den Gränzburgen desselben auch nicht ein Tropfen Bluts vergossen worden wäre. Denn man hatte versäumt, dieses Land, das seine Inwohner mit seinen eignen Produkten kaum zur Hälfte ernährt, hinreichend zu verproviantiren, und gerade auf derjenigen Seite, von der es alle seine Lebensbedürfnisse bezieht, war es eingeschlossen. Die geringen Vorräthe, die man für die Armee zusammengebracht hatte, waren durch die aus Schwaben zurükfliehenden Transporte größtentheils aufgezehrt. Man hatte höchstens noch so viel, um Menschen und Pferde 3 Wochen lang ernähren zu können. * Die Festung hatte alles, was zu ihrer Vertheidigung erforderlich war; aber

* S. den officiellen Bericht über die Operationen des Erzherzogs Johann ꝛc. in der Wiener Zeitung vom 11 Jan.

ste hatte keine Lebensmittel, und so blieb der Besazung blos die Alternative, entweder zu kapituliren, oder den Plaz zu räumen. Der Widerstand, der an der Gränze von Baiern und Salzburg geleistet worden war, konnte nur den Zwek haben, Zeit zur Vereinigung der österreichischen Corps zu gewinnen, um dann mit gesammter Kraft den Abzug anzutreten. Die Lage des Erzherzogs Johann war indessen äusserst bedenklich, aber man muß gestehen, daß er sich in derselben mit Festigkeit und Entschlossenheit benommen, und seine Armee mit Vorsicht und Kunst den Gefahren derselben entzogen hat. Während die Franzosen in Innsbruk einrükten, nahm er mit seiner Hauptmacht eine Stellung auf dem Brenner; der General Chasteler bildete seine rechte Flanke, Hiller stand bei Bozen, der Prinz Rohan bei Imst, und Jellachich in dem Vorarlberg. Die beiden leztern erhielten den Befehl, ihre Positionen zu verlassen, sich über Nauders, Glurns und Meran an den General Hiller anzuschließen, und nach Vereinigung aller Colonnen, wollte man den Rükzug nach Kärnthen antreten. In seiner Fronte von dem Reichsmarschall Ney angegriffen, und auf seiner Rechten, auf der er abmarschiren mußte, von Bernadotte bedroht, behauptete er seine Position bis am 13 Nov., ohne daß die Herbeikunft der Generale Rohan und Jellachich erfolgte. Beide in die feindlichen Colonnen verwikelt, retteten das Leben ihrer Krieger durch das schmähliche Mittel der Kapitulation. An dem besagten Tage trat der Erzherzog seinen Rükzug durch das Pusterthal an. Auf seiner Rechten war Massena bereits über den Tagliamento gegangen. Ney folgte ihm auf dem Fuße nach. Bernadotte operirte auf seiner Linken. In seiner Fronte an der Muhr stellte Marmont sein Armeekorps auf. Aber glüklich schlüpfte er durch das Nadelöhr von Lienz und Villach, vereinigte alle seine Colonnen bei Klagenfurt, und schloß sich am 27 Nov., ohne einen beträchtlichen Verlust erlitten zu haben, und nach der rühmlichsten Ueberwindung der fürchterlichsten Gefahren, an die Armee seines Bruders Karl an. Mit diesem Rükmarsche nahm die Oberherrlichkeit von Oesterreich über das Tirol für immer ein Ende. 442 Jahre lang war das Land in dem ungestörten Be-

ße des habsburgischen Regentenstammes gewesen. Der Friede von Preßburg fügte es, als einen der glänzendsten Steine in die neue baierische Königskrone. Unter allen Opfern, welche Franz II. den Ansprüchen des Siegers darbringen mußte, war dieß für sein Herz — und vielleicht auch für seine Politik — das größte."

C.

(Aus dem 12ten Stük vom 26 März 1806.)

„Aber Salzburg gewährte für Oesterreich einen sehr schäzbaren Gewinn, nicht nur weil es Oberösterreich mit Kärnthen zurundet, sondern auch, weil es dadurch seine feste Gebirgsgränze von dem Meerbusen von Triest an, bis an den Inn herauf, verstärkt und verlängert, und einen Hauptpaß in das Innere seiner Staaten beherrscht. Es gilt ihm in dieser Hinsicht einigermaßen als ein Surrogat für das Tirol; aber freilich nur in einem sehr beschränkten Sinn. Denn nie kann ihm Salzburg gewähren, was ein klassischer militärischer Schriftsteller, der General Lloyd, von dem Tirol versichert: daß kein Feind in Oesterreich einrüken könne, wenn die Hauptarmee des Kaisers bei Innsbruk stehe, und daß gegen das Tirol keine militärische Operation möglich sey. Freilich hat die Geschichte des Tages auch diese Versicherung widerlegt; aber sie meldet zugleich, daß man die Schuld von dem entgegengesezten Erfolge nicht in dem Terrain suchen dürfe."

2.

Bekanntmachung

der Hofkommission d. d. 11. Sept. 1805 in Betreff der Sendung des Erzherzogs Johann nach Tirol.

„Die landesväterliche Sorgfalt für alles, was nur immer zum Wohl der Sr. M. landesväterlichen Herzen wegen ihrer ausgezeichneten Treue so theuern Provinzen Tirol und Vorarlberg führen kann, haben Allerhöchstdieselbe bewogen, die baldigste Vollendung der Organisation der Tiroler und Vorarlberger Landmiliz, und des Aufgebots zum Bezirks- und Landessturm in beedbenannten Provinzen Seinem durchlauchtigsten Herrn Bruder, des Erzherzogs Johann k. H. zu über-

tragen. Indem man nun diese allerhöchste Entschließung zur allgemeinen Kenntniß bringet, ist man zugleich vollkommen überzeugt, daß in dieser Sr. k. H. gegebenen Bestimmung jeder biedere Tiroler und Vorarlberger jene besondere Allerhöchst landesfürstliche Sorgfalt und Gnade auffinden werde, welche Se. M. für das Wohl und die Schüzung beider Provinzen auf eine so hervorstehende Art denenselben angedeihen lassen. Diese Ueberzeugung läßt aber auch mit Zuversicht erwarten, daß die Bewohner dieser Provinzen keinen Anlaß verabsäumen, und alle ihre Kräfte und Gesinnungen dahin vereinigen werden, die höchsten Befehle Sr. M. in schuldigste Erfüllung zu bringen, und zugleich den Wünschen Sr. k. H. vollkommen zu entsprechen. Die Beförderung dieser höchsten Anordnung, welche sich einzig auf das Wohl und die Schüzung des theuersten Vaterlandes begründet, muß den Bewohnern dieser Provinzen um so angenehmer und willkommener seyn, als sie denenselben zugleich die Gelegenheit gewähret, jenen Ruhm zu erneuern, welchen sie von jeher durch ihren Biedersinn, Treue und Anhänglichkeit auf eine so ausgezeichnete als lobenswerthe Art sich eigen gemacht haben." Innsbruk den 11 September 1805.

Unterz. Johann Bapt. Graf u. Herr zu Brandis,
Gouverneur und bevollmächtigter Hofkommissär.

3.

Aufruf

d. d. 10 Oktober 1805 wegen der Landesvertheidigung.

Wir Franz der Zweite ꝛc. „Unsere landesfürstliche Pflicht zur Vertheidigung der Ruhe und Selbstständigkeit Unsers Kaiserthums gegen unausgeforderte und gränzenlos herrschsüchtige feindliche Anmaßungen und Angriffe, hat Uns in die unausweichliche Nothwendigkeit versezt, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Es ist ganz Europa bekannt, welche Opfer Wir der Erhaltung des Friedens bereits dargebracht haben, und, so weit es sich mit Unserer Würde und der Sicherheit Unserer Staaten verträglich war, noch darzubringen bereit waren. Wir haben daher die tröstliche Beruhigung für Unser landes-

väterliches Herz, daß es nicht von Uns abhieng, die Lasten und Gefahren des neu ausgebrochenen Krieges von Unsern getreuen Unterthanen abzuwenden, und Wir können mit vollem Zutrauen darauf rechnen, daß sie Unsern gerechten Unwillen über die unanständig trozigen feindlichen Ansinnen allgemein, wie einzeln mitempfinden, und zu Unsern gerechten Vertheidigungsmaßregeln nach ihren Unterthanspflichten muthvoll und aus allen ihren Kräften freudig mitwirken werden."

„Diese landesväterliche Zuversicht tragen Wir insbesondere zu Unsern lieben, getreuen und biedern Unterthanen des Landes Tirol und Unserer damit vereinigten Fürstenthümer Trient und Brixen, welche in den lezten Kriegsepochen Uns durch ihre rühmliche Anstrengung und kraftvolle Landesvertheidigung so viele Beweise ihrer unverbrüchlichen Treue und ihrer unerschütterlichen Anhänglichkeit gegen Unsere Person und Unsere Krone gegeben haben, und Wir befehlen demnach den gesammten vier Ständen des Landes Tirol und Unsern Fürstenthümern Trient und Brixen, daß nach den Fundamental-Gesezen des Landes, besonders des Landes-Libells vom Jahre 1511, und nach den zerschiedenen, bis auf die gegenwärtige Zeit in den ständischen Congressen, besonders aber in dem Congresse des Jahres 1802 abgefaßten, von Uns genehmigten Schlüssen, auch für diesen Krieg der verfassungsmäßige Aufgebot und Zuzug auf die Macht von fünf, zehn, fünfzehn und höchstens zwanzigtausend Mann, wie es die Umstände der mehrern oder mindern Gefahr erheischen werden, und für die höher steigende Gefahr auch der Bezirks- und Landessturm verwendet, und ohne Verzug in Bereitschaft gesezt werde. Die Ausführung dieses Unseres höchsten Befehles wird neuerlich Unsern landesfürstlichen und landschäftlichen Defenstons-Deputationen zu Innsbruk und Bozen, welche bereits verfassungsmäßig gewählt und bevollmächtiget worden sind, mit dem allergnädigst übertragen und anvertraut, daß diese Deputationen alsogleich in Wirksamkeit zu treten, nach den Beispielen von den Jahren 1796 und 1797, dann 1799 und 1800 mittelst der Landesobrigkeiten als bewaltigten untergeordneten Localkommissarien und ihrer Gerichtsausschüsse verfassungsmäßig zu operiren, und bei sich ergebenden Anständen an Uns oder

Unsern LandesGouverneur als bevollmächtigten HofCommissär sich zu wenden haben; wobei Wir zugleich zwekmäßig befunden haben, der Deputation von Innsbruk einen Vertreter Unsers Fürstenthums Brixen, und jener von Bozen einen Vertreter Unsers Fürstenthums Trient zuzuordnen.

„Gleichwie die ersten zwei Zuzüge bereits organisirt sind, so verordnen Wir ferner gnädigst, daß diese sogleich, und zwar nach der schon in Unserm höchstlandesfürstlichen Convocatorium vom 16 August d. J. gemachten Vorerinnerung gleich auf die GerichtsMusterpläze und alsdann unverzüglich auf die von ihren Hauptleuten angewiesenen Posten in das Feld nach jenen Gegenden auszurüken haben, welche jedem Regimente untereinst durch den betreffenden Landesobersten werden bestimmet werden. Zugleich befehlen Wir, daß an die Organisirung des dritten und vierten Zuzuges allgemein und ungesäumt thätigste Hand angelegt werde, um dadurch nach Erforderniß der Umstände die zwey ersten Zuzüge entweder unterstüzen, oder doch pünktlich ablösen zu können. Untereinst ist mit nicht minderer Thätigkeit der Landsturm vorzubereiten, worüber Wir Uns aber auf Unser deshalben untereinst erscheinendes sonderbares höchstes Patent beziehen. Wir verordnen auch, daß, wie es in den lezten Kriegen von mehrern Compagnien der Zuzugsmannschaft schon freiwillig geschehen ist, künftig iede Compagnie am Tage ihres Ausmarsches vor ihrer Ortsobrigkeit und unter Vorsprechung derselben in Gegenwart der Ortsgeistlichkeit nachstehenden Eid schwöre: „Wir schwören zu Gott dem Allmächtigen einen körperlichen Eid, daß wir dem allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Fürsten und Herrn Herrn Franz dem Zweiten erwählten Römischen Kaiser, erblichen Kaiser von Oesterreich, zu Hungarn und Böheim König, Erzherzog zu Oesterreich und Grafen zu Tirol, unserm regierenden Erbherrn und Landesfürsten kraft unserer Unterthanspflichten nicht nur überhaupt getreu, gehorsam und gewärtig seyn, sondern auch bei der gegenwärtigen, dem Vaterlande drohenden Feindesgefahr unsern vorgesezten Offizieren in Vertheidigung des Vaterlandes alle schuldige Folgsamkeit und Ehre bezeigen, unter derselben Anführung bei jeder Erforderniß ehrlich, mannhaft und tapfer streiten, auch ausser

einer erhaltenen sonderbaren Bewilligung den uns angewiesenen Feldposten nicht eher, als bis nach vollstrekter vorschriftmäßiger Dienstzeit die Ablösungsmannschaft wirklich daselbst eingetroffen seyn wird, verlassen wollen; so wahr uns Gott helfe!" Liebe, getreue Tiroler! Von dem Gefühle der Pflichten durchdrungen, die ihr nach eurer Verfassung gegen Uns, euern gnädigsten Landesfürsten und gegen euer Vaterland traget, habet ihr euch, eingedenk der rühmlichen Beispiele eurer Väter, in den lezten französischen Kriegen muthvoll einem Feinde entgegen gestellet, dem damals trügerische Hoffnungen und täuschende Verheißungen vorausgiengen. Eure Pflichttreue und euer Biedersinn hat euch belehrt, daß ihr eure Wohlfahrt nur von Uns, eurem gnädigsten Landesfürsten, und von eurer beglükenden Verfassung, welche Unsere durchlauchtigsten Vorfahrer, die Fürsten des Erzhauses Oesterreich, euch gegeben, und in das fünfte Jahrhundert erhalten haben, erwarten könnet. Gott hat euer Wohlverhalten gesegnet; ihr habt in Verbindung mit Unsern Truppen euer Vaterland, euern Wohlstand und euere Verfassung aufrecht erhalten; ihr habet euch Unsere, eures gnädigsten Landesfürsten, Zufriedenheit und Erkenntlichkeit, und den Beifall aller Gutgesinnten von Europa erworben. Neue Gefahren drohen nun wieder euerm Vaterlande, eurer Wohlfahrt und Ruhe. Eure Pflicht und Treue, und die Stimme eures Landesfürsten ruft euch von Neuem auf, den rühmlichen Kampf für euern Landesfürsten und euer Vaterland so ehrenvoll, als ehemals, zu bestehen. Wir haben zu euch das landesväterliche Zutrauen, daß jeder und alle diese Stimme hören, und willig ihrer Pflicht folgen werden. Gegeben in der Stadt Innsbruk den 10 Oktober 1805.

Unterz. Johann Graf und Herr zu Brandis,
Gouverneur und bevollmächtigter Hofkommissär.

Johann Franz von Strobl,
VicePräsident.

Joseph von Trentinaglia.
Commissio Sacrae Caesareae, ac Caesar. Reg. Apost. Majestatis.

Joseph von Röggla.

4.

Patent wegen Organisirung des Landsturms d. d. 10 Oktober 1805.

Wir Franz der Zweite ꝛc. „Unsere Fürsorge für Unser getreues Land Tirol hat Uns bewogen, das zu dessen Vertheidigung so kräftige Mittel des Bezirkes- und Landessturms, der schon in den Vorzeiten, so wie während der lezten Vertheidigungsepoche dieses Landes in den Jahren 1797, 1799 und 1800 so mächtig wirkte, bei den jezigen Umständen mehrmal zu ergreifen, somit selben in voraus zu reguliren und einzutheilen, damit in dem Augenblike der Gefahr, wenn der Feind wider besseres Verhoffen mit Uebermacht in dieses Land eindringen sollte, zu dessen nachdrukvollen Angriff und Wiedervertreibung alles im voraus angeordnet und bereitet sey. Wir versehen Uns hiebei, daß Unsere Geistlichkeit durch Ermahnung, Unser Adel durch Eifer und ritterliches Beispiel, Unsere sämmtlichen Obrigkeiten durch Thätigkeit, und Unser gesammtes getreues Tirolervolk in Städten und Gerichten durch Bereitwilligkeit diese Unsere väterliche Absicht unterstüzen werden.

Um diesen heilsamen Zwek zu erreichen, befehlen Wir demnach, daß

Erstens, von gesammten Magistraten, dann Obrigkeiten und Gemeindevorstehern der Gerichte, die ganze waffenfähige männliche Bevölkerung von 18 bis 60 Jahren, soweit solches nicht bereits aus Veranlassung der von Uns allerhöchst angeordneten Restaurirung der Landmiliz erfolgt seyn sollte, sogleich namentlich und zwar mit Bemerkung des Standes, Alters und Profession beschrieben werde.

Zweitens. Von solcher jeden Orts erhobenen Anzahl der waffenfähigen zum Vertheidigungsdienst geeigneten Bevölkerung ist iedoch ein Sechstheil zu dem Ende in Abzug zu bringen, damit bei ergehenden Aufgebot der Sturmmasse durch solche noch zu Hause bleibende Mannschaft sowohl gute Ordnung inzwischen erhalten, als auch die Zufuhr der erforderlichen Lebensmittel für die ausgerükte Masse befördert werde.

Auf gleiche Weise ist auch die zu den vier Zuzügen ohnehin inrollirte Mannschaft der übrigen Sturmmasse aus dem Grunde nicht einzurechnen, weil selbe bereits die besondere Organisirung erhalten hat.

Drittens. Die solcher Gestalt zur Ausrükung mit dem Landsturm bestimmt erhobene und ausgewählte Anzahl der waffenfähigen Mannschaft ist durch die Stadtmagistrate und Ortsobrigkeiten, Pfarr- oder Gemeindenweis in Compagnien, oder nach der alten Benennung in Rotten oder Schaaren von 120 bis 160 Mann unverzüglich und so einzutheilen, daß die Mannschaft solcher kleinen Gerichte, welche keine Compagnie oder Sturmrotte von obiger Stärke zu formiren vermag, immer an das benachbarte Gericht sich anzuschließen hat; nach welchem Grundsaze auch mit der Masse der einzelnen Gemeinden größerer Gerichte sich zu benehmen ist. Wenn jedoch die Masse eines kleinen Gerichts nicht geneigt wäre, sich an eine Compagnie eines benachbarten größern Gerichts anzuschließen, sondern für sich allein eine halbe Compagnie formiren zu dürfen bäte, so kann ihr solches auf den Fall gestattet werden, wenn die wirklich ausrükende Mannschaft des Gerichtes wenigstens 50 Mann beträgt.

Viertens. Jede solche Compagnierotte oder Schaare wählt sich einen Hauptmann oder Sturmanführer und zwei Lieutenants, oder Unteranführer, und nach Unterschied der Stärke der Rotte so viele Korporals, daß immer auf 15 Gemeine ein Korporal zu stehen kömmt; sämmtliche diese Anführer werden unmittelbar von den betreffenden Ortsobrigkeiten bestätigt.

Fünftens. Wo in größern Gerichten die Sturmmasse in mehrere Compagnien oder Rotten eingetheilt wird, haben selbe auf gleiche Weise einen, oder, wo 6 oder mehr Rotten von einem Gerichte auszurüken haben sollten, auch zwei Oberanführer der Masse des ganzen Gerichtes sich zu wählen.

Sechstens. Ueber solche unverzüglich vorzunehmende Eintheilung und Organisirung der Sturmrotten hat sodann jeder Stadtmagistrat und Obrigkeit ein summarisches Verzeichniß dieser in dem Stadt- oder Gerichtsbezirk auf erwähnte Art organisirten Rotten, der Anführer, Unteranführer, und dann

Korporals derselben, dann der Gemeinen, jedoch mit namentlicher Sichtbarmachung des Anführers jeder einzelner Rotte, wie auch des Oberanführers der ganzen Gerichtsmasse längstens binnen 14 Tagen an die Tiroler Landschaft einzustellen, welche sohin das Totalverzeichniß der in LandmilizAngelegenheiten aufgestellten bevollmächtigten Hofkommission vorzulegen haben wird.

Siebentens. Jedermann, der mit dem Bezirk- oder Viertelsturm auszurüken hat, soll so viel möglich mit den ihm angemessenen Waffen sich zeitlich versehen. Wir versprechen Uns hiebei von dem Diensteifer der Gewehrsbesizer von jedem Stande, daß selbe die betreffenden Gerichte in Darleihung der bereits besizenden Feuergewehre zur Aushilfe der Landstürmer bereitwilligst unterstüzen werden. Gleichwie aber diese Gattung der Waffen überhaupt nur jenen zuzutheilen ist, welche zur zwekmäßigen Behandlung derselben zureichende Kenntniß und Geschiklichkeit besizen, und so viele tausend Schießgewehre für die ganze Sturmmannschaft schon nie aufgebracht werden können; also haben alle diejenigen, für welche die aufzubringen mögliche Anzahl der Feuergewehre nicht zureichen mag, und vorzüglich jene, die selbe ohnehin nicht zu behandeln wissen, um so mehr auch mit andern Waffen, als mit langen Spießen, oder Pikeln, Morgenstern, Hacken, und dergleichen sich zu versehen, als die Erfahrung sattsam bewähret hat, daß durch derlei Instrumente, besonders im Handgemenge, nicht minder als durch die Schießgewehre, Furcht und Niederlage bei dem Feinde verbreitet werde. Unsere gesammten getreuen tirolischen Unterthanen werden zugleich aufgefordert, ohne Verzug an die Beischaffung und Reparirung der zum Landsturm nöthigen Waffen thätige Hand anzulegen, um auf jede Fälle der eintretenden Gefahr sogleich bereitet zu seyn. Uebrigens haben die Gerichtsobrigkeiten Sorge zu tragen, daß bei jeder Rotte einige wenige Mann auch mit Schaufeln, Pickeln und Hacken versehen seyen, um nöthigen Falls auch zu Verhauen und dergleichen verwendet werden zu können.

Achtens. Sobald durch Unsere betreffenden landesfürstlich- und landschäftlichen Schuzdeputationen der Bezirk- oder Viertelsturm in einem oder mehrern Theilen des Landes auf-

geboten wird, haben die Obrigkeiten die Sturmmannschaft ihrer untergebenen Gemeinden durch die Ausschüsse bei den Pfarrkirchen sogleich zu versammeln, welche sohin selbe auf den GerichtsSammelplaz zu führen, und alldort nach der Ordnung der bereits vorläufig abgetheilten RottenBezirke ein namentliches Verzeichniß der Stürmenden der Obrigkeit zu übergeben haben; die Obrigkeiten selbst werden sohin aus diesen einzelnen, in deren Händen zurükbleibenden, Verzeichnissen der Gemeindssturmmannschaften ein Totale, jedoch gleichfalls, so weit es immer der Drang der Umstände zuläßt, mit namentlicher Sichtbarmachung der einzelnen Individuen rottenweis zu verfassen, und den Sturmanführern zu übergeben, sich angelegen halten.

Neuntens. Sollten zur Zeit des ergehenden Sturmaufgebots zween Zuzüge ohnehin ausser dem Felddienste zu Hause sich befinden, so haben auch selbe aus den betreffenden Gerichten ebenmäßig in den eigenen Miliz- oder StandesschüzenCompagnien, wozu selbe bereits inrollirt sind, unter den wirklich bestehenden Miliz- und StandesschüzenOffizieren, oder so fern diese zur Zeit bei den übrigen zween Zuzügen bereits auf dem Feldposten sich befinden sollten, unter den sich ebenmäßig zu wählenden Anführern mit der übrigen Sturmmasse so eilig als möglich, und zwar ohne auf allenfällige Zögerung irgend eines andern Gerichtes zu sehen, dahin zu marschiren, wohin selbe auf Verlangen Unsers kommandirenden Generals von der aufgestellten Schuzdeputation werden beordert werden.

Zehentens. So wie nun die Sturmmassen jedes Gerichtes in dem durch die Schuzdeputation ihnen einsweil angewiesenen Posten eingetroffen seyn werden, sind selbe von dem in dem betreffenden DefensionsBezirk von der Schuzdeputation aufgestellten Kommissär sogleich zu mustern, der sohin ein summarisches Verzeichniß der befundenen Sturmmannschaft nach den Gerichten und Rotten aufzunehmen, und Unserm daselbst kommandirenden General zur Ermessung der weitern Verhaltsbefehle zu übergeben hat. Es wird hiebei der Bedacht genommen werden, daß die Sturmmasse von dem nämlichen Gerichte, und noch mehr von der nämlichen Gemeinde so viel

möglich beisammen zu bleiben habe. Uebrigens haben gesammte Sturmmassen unter dem Oberkommando des betreffenden von uns aufgestellten Landesobersten und der von ihm für die einzelnen Posten oder Bezirke zu ernennenden Commandanten zu stehen.

Eilftens. Wird die Vorsorge getroffen werden, daß die mit Feuergewehren versehene Sturmmasse auch die erforderliche Munition erhalte, wozu Unsere Generale und Unsere landesfürstliche Schuzdeputationen zu seiner Zeit die Orte bestimmen werden, wo solche zu fassen sey.

Zwölftens. Erhält zwar die Sturmmasse vermög Landesverfassung keine Löhnung, und hat sich selbst auf die wenigen Tage des Sturms zu verpflegen, und mit dem Nöthigen zu versehen, zu welchem Ende von Städten, Gerichten und Gemeinden, von welchem die Sturmmasse ausrükt, Brod, Wein, Brandweiu, Fleisch und andere Lebensmittel nach Thunlichkeit nachgeführt werden sollen. Zur bessern Subsistenz Unserer getreuen Sturmmannschaft bewilligen Wir doch allergnädigst, daß derselben nach Erforderniß, und jedesmaliges gemachtes Ansuchen vom Tage der Ausrükung aus den Gerichts-Sammelplätzen bis zum Tage des Wiedereintreffens in selben vom Feldwäbel abwärts pr. Kopf täglich eine halbe Portion Brod und ein halb Pfund Kochmehl für die deutschen Tiroler, für die italiänischen aber gleichfalls täglich pr. Kopf 2 Pfund Polentamehl nach möglichster Thunlichkeit und zwar unentgeltlich gegen Quittung der betreffenden Gerichtssturmanführer aus Unsern militärischen Verpflegungsmagazinen verabfolget werde.

Dreizehentens. Da endlich selbst die treffendsten Plane Unserer kommandirenden Generale durch Mangel an Folgsamkeit, Zwietracht, oder andere Unordnungen jener Truppen vereitelt werden müßten, welchen die Ausführung derselben Plane auch nur zum Theil anvertraut wird, so versehen Wir Uns zu Unserer gesammten SeelsorgsGeistlichkeit, zu allen Magistraten und Obrigkeiten, daß selbe bei einem ergehenden MasseAufgebot die ausrükende Sturmmannschaft vor allem zur schuldigen Folgeleistung gegen ihre vorgesezten Behörden, zur Eintracht sowohl unter sich, als mit

Unserm regulären Militär, und überhaupt zur genauen Erfüllung jener Pflichten, die sie Uns ihrem natürlichen Landesfürsten, und ihrem eigenen Vaterlande in tapferer Vertheidigung desselben schuldig ist, mit allem Nachdruk und Ernst ermahnen, und selbe vor allen Unordnungen auf dem Feldposten, wie auf dem Marsche und vorzüglich gegen jedes eigenmächtige Schießen, welches nicht nur schon in jedem Falle wegen unnüzer Verschwendung der Munition nachtheilig, sondern vielfältig selbst für das Ganze mit höchster Gefahr verbunden ist, nachdrüklich warnen werden. Bei dieser thätigen Verwendung und Zusprache gesammter betreffenden Behörden und Sturmanführer, und bei der denselben entsprechenden schuldigen Folgsamkeit der Sturmmasse versehen Wir Uns ganz zuversichtlich, daß zwischen Unserm regulären Militär, dann der Miliz, Standesschüzen und Sturmmannschaft die beste Eintracht herrschen, zur Vertheidigung und Rettung Unsers getreuen Landes Tirol mit vereinten Kräften werden mitgewirkt, und somit dieser große Endzwek mit Gottes Beistand unter allen Ereignissen werde erzielet werden.

Gegeben in Unserer Stadt Innsbruk den 10 Oktober 1805.

Unterz. Johann Graf und Herr zu Brandis,
Gouverneur und bevollmächtigter Hofkommissär.

Johann Franz von Strobl,
VicePräsident.

Joseph von Trentinaglia.
Commissio Sacrae Caesareae, ac Caesar.
Reg. Apost. Majestatis.
Joseph von Röggla.

5.

Aufgebot des Landsturms vom 13 Oktober 1805.

„Die Feindesgefahr ist für unser Vaterland unvermuthet so nahe eingetreten, daß dem Vernehmen nach ein feindliches Corps von 20,000 Mann bereits gegen Bairisch Mittewald sich nähert, welches die Absicht haben könnte, in Tirol einzudringen. Auf Befehl Sr. K. H. des Erzherzogs Johann, höchstwelche während dieser Gefahr ferner im Lande bleiben werden, wird hiemit im ganzen obern und untern Innthale eiligst der

Landsturm dergestalt aufgefordert, daß die Masse der Gerichte Kufstein und Kizbühel nach Kufstein, jene der Gerichte Rattenberg, Schwaz und Rottenburg nach Achenthal und jener Gegend, endlich jene der Gerichte Rettenberg, Hall, Thaur, Innsbruk, Sonnenburg, Ambras, Wiltau, Axams, Hertenberg, Petersberg und Imst nach Zirl, wo der Herr Landesoberste Graf von Brandis der Mannschaft die weitern Befehle ertheilen wird, eiligst vorzurüken, und einsmals auf 5 Tage sich mit Lebensmitteln zu versehen habe. Untereinst wird die Anstalt getroffen, daß an alle erwähnte drei Hauptgegenden ein zureichender Vorrath von Munition ohne Verzug abgeschikt werde. Die Treue und der Biedersinn der Tiroler bedarf nicht mehr, als diese Aufforderung, und jeder wird eilen, das Vaterland zu vertheidigen und zu retten. Innsbruk den 13 Oktober 1805."

Unterz. Johann Graf und Herr zu Brandis,
Gouverneur und bevollmächtigter Hoflommissär.

6.

Warnung der Hofkommission gegen unbedachtsame und boshafte Reden, d. d. 15 Okt. 1805.

Von mehreren Seiten sind mir die unangenehmen Anzeigen eingelangt, daß hie und da einige übelgesinnte und verführerische Menschen es sich gleichsam zum Geschäfte machen, durch Ausstreuung unwahrhafter Nachrichten den Muth der biedern Bewohner Tirols zu unterdrüken, die von Zeit zu Zeit geschehenden Anstalten durch widrige Auslegungen herabzuwürdigen, und dadurch den guten Unterthanen das schuldige Vertrauen gegen ihre vorgesezten Behörden zu benehmen. Doppelt unangenehm ist mir dabei die weitere Erfahrung, daß sich in dieser verderblichen Menschenklasse sogar Individuen befinden, von deren höhern Ausbildung, und selbst von ihren Berufspflichten man vielmehr erwarten sollte, daß sie alle ihre Handlungen dahin ordnen werden, um zum heilsamen Zwek der eingetretenen Landesvertheidigung beizuwirken, und ihre geführten Unterthanen durch Belehrungen und Beispiele auf den Weg der Wahrheit und des schuldigen Gehorsams rük-

zubringen. Besonders in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen, wo Gemeinsinn, Eintracht und Vertrauen zum ersten Erforderniß geworden sind, um aus den eingeleiteten und noch weiters eingeleitet werdenden DefensionsAnstalten den beabsichteten guten Erfolg erwarten zu mögen, kann es mir ungeachtet der angenehmen Ueberzeugung, wie wenig die biedern Bewohner Tirols auf diese boshaften Einstreuungen achten, und wie sehr die getreue und tapfere TirolerNation dagegen ihren Ruhm und lobenswerthen Eifer, von welchem selbe bei dem jüngst erfolgten Aufruf des Landsturms durch ihren guten Willen und Bereitwilligkeit das erneuerte schöne Beispiel aufgestellt hat, fortan aufrecht zu erhalten gewohnt sey, doch nicht gleichgültig seyn, Handlungen der Art ungeahndet zu belassen. Unter dieser Voraussezung wird daher jedermann gewarnt, sich dieser Vergehungen um so gewisser zu enthalten, als jeder darwider Handelnde ohne Rüksicht der Person und des Standes von seiner betreffenden Behörde zur strengsten Verantwortung und Strafe gezogen werden würde. Den gesammten Magistraten, Obrigkeiten, PolizeiBehörden und Kreisämtern wird anbei zur besondern Pflicht gemacht, hierwegen alle Aufmerksamkeit zu tragen, jeden sich hierunter verfänglich machenden, oder beinzichtigten sogleich zur strengsten Verantwortung lzu ziehen, und das hiernach aufgenommene Protokoll zur weitern Schlußfassung anher vorzulegen. Hiervon sind auch jene nicht ausgenommen, welche nicht so fast aus Bosheit als vielmehr aus Unverstand hierzu verleitet worden seyn dürften, indem die Folgen davon doch immer gleich nachtheilig seyn können. Welches mit dem Beisaze andurch allgemein kund gemacht wird, daß hinkünftig alle auf diesländige Defension Bezug nehmende verläßlichen Kriegs-Ereignisse, sie mögen eines guten oder widrigen Inhalts seyn, nach dem Wunsche des Publikums zur allgemeinen Kenntniß werden gebracht werden. Innsbruk den 15 Oktober 1805."

Unterz. Johann Graf und Herr zu Brandis,
Gouverneur und bevollmächtigter Hofkommissär.

7.

Ankündigung eines Tiroler Tagblattes.

„Oeffentliche Begebenheiten müssen zur öffentlichen Sprache kommen. Jeder gute Staatsbürger nimmt daran Theil; jeder hat das Recht zu wissen, wie sie geschahen; wenn Gefahren Allen drohen, so müssen Alle davon benachrichtigt werden, damit sie durch vereinte Kräfte abgewendet werden können. Es ist lieblos und eben so schädlich, sie zu verschweigen, wie sie zu vergrößern. Damit unsere biedern und braven Landesleute weder durch ein düsteres Schweigen, noch durch ein grundloses Lärmmachen beunruhiget und irre geführt werden, ist die Anstalt getroffen worden, daß dem Publikum die zuverlässigen Nachrichten, sie mögen günstig oder ungünstig seyn, in diesem Blatte ohne Verzug mitgetheilt werden. Der Zwek ist Wahrheit, nichts als reine Wahrheit, wie es die gerechte Sache, um die gefochten wird, würdig ist; wie die Wahrheit soll auch die Sprache einfach und ungekünstelt seyn. Der prahlerische oder hochsprechende Ton ziemt nur dem im Glüke sich nicht Mächtigen. Selbst dem Feinde soll Gerechtigkeit widerfahren. Dieses Unternehmen hat nicht nur allein den Beifall der hohen Behörden, sondern es darf auch auf ihre Unterstüzung rechnen. So wie ämtliche Berichte einlaufen, werden sie auf diesem Wege zur Kenntniß des Publikums gebracht. Es ist dabei nicht darauf gerechnet, die gerechte Wißbegierde zu besteuren, sondern den verächtlichen Kunstgriffen, durch übertriebene und grundlose Gerüchte und Nachrichten Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit zu verbreiten, entgegen zu wirken..... Sollte der Ertrag über die Auslagen sich belaufen, so wird er zum Opfer fürs Vaterland dargebracht. Innsbruk den 29 Oktober 1805."

8.

Abschied des Erzherzogs Johann von den Bewohnern Tirols, d. d. Innsbruk am 16 Okt. 1805, bei seiner Abreise nach Italien.

„Biedere, treue Tiroler! Mit innigster Rührung fand

Ich während Meines Aufenthalts in Eurer Mitte die seit so alten Zeiten sich erhaltene Anhänglichkeit und Treue an Euren rechtmäßigen Landesfürsten, noch in dem schönsten Glanze der von Euren Vätern und in der Geschichte Tirols unvergeßlichen Vorfahren ererbten UnterthansTugenden bestätiget. Dieses habt Ihr in den vergangenen Kriegen, in der Bereitwilligkeit zur Errichtung der, bei den gegenwärtigen Zeitumständen, zu des Landes Besten, von Eurem für Euch so väterlich sorgenden Landesfürsten angeordneten Landmiliz, und jezt erst wieder in der schnellen Aufstellung des Landsturmes zur Vertheidigung Eures Vaterlandes bewiesen. So ein Geständniß ist das unverkennbarste Merkmal von meinem Danke gegen Euch für die Eurem Landesherrn bewiesene Ergebenheit und guten Willen, und dieses nur zu Eurer eigenen Wohlfahrt; und wenn Mich gleich jezt Meine Bestimmung aus Eurer Mitte ruft, so scheide Ich doch mit dem Bewußtseyn, Euch froh und glüklich wieder zu sehen. Ich erwarte aber von Euch, daß Ihr während Meiner Abwesenheit fortfahren werdet, alle Eure Kräfte aufzubieten, um den Erwartungen Eures Landesherrn zu entsprechen; als das einzige und sichere Mittel, Eure Religion und Verfassung aufrecht zu erhalten, Euer Land gegen Gewaltthätigkeiten des Feindes zu schüzen, und ein glükliches Loos Euren Kindern und Nachkömmlingen zu sichern und zu bereiten. Nur durch Vertrauen an Eure Obrigkeiten, nur durch pünktliche Folgsamkeit gegen Eure Vorgesezten, daß sie blos für Euer wahres Wohl, den Absichten Eurer Landesväter gemäß sorgen, und durch unerschütterlichen Muth und Standhaftigkeit in Gefahren und Widerwärtigkeiten, werdet Ihr dieses erreichen. Laßt daher das, was Ich Euch hier sage, tief in Eure Herzen geprägt seyn; und wenn die alles zum Guten lenkende ewige Vorsicht Uns wieder Ruh und Frieden schenkt, dann werdet Ihr Euch überzeugen, daß Ich durch Meine Aufforderung und Ermahnung an Euch, blos Euer, und Eurer Angehörigen Glük gegründet wissen wollte, was der Zwek Meiner Absendung zu Euch, und somit der so innige Wunsch Unsers allgeliebten Landesherrn war."

Unterz. Erzherzog Johann.

9.

Schreiben Sr. k. H. des Erzherzogs Carl an die Tirolische Landschaft, d. d. Hauptquartier St. Steffano den 22 Oktober 1805.

„Die allerhöchsten Anordnungen Sr. M., und selbst die Nothwendigkeit, über die Lage der Dinge und über die theils schon getroffenen, theils noch zu treffenden Maßregeln für die Sicherheit Tirols nähere Verabredungen zu treffen, machten es mir zur unerläßlichen Pflicht, meinen Herrn Bruder, des Erzherzogs Johann k. H. von Tirol aus zu mir ins Hauptquartier zu berufen. Dieser mein Herr Bruder kehret nun wieder nach Tirol zurük, um die theils schon im Lande befindlichen, theils nach Umständen noch dahin zu beordernden Truppen an den angemessensten Punkten aufzustellen, und überhaupt alle nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um die getreue Landschaft Tirol für alle, im Laufe des Kriegs möglichen Unfälle gegen jeden feindlichen Angriff zu sichern. Mögen die Herrn Stände und Abgeordneten daraus, daß ich mich von meines Bruders k. H. trenne, und ihn zu einer, von der ihm vorgezeichneten verschiedenen Bestimmung abgehen zu lassen, über mich nehme, sich überzeugen, welche Wichtigkeit ich auf die Sicherstellung Tirols lege, und wie sehr es mir am Herzen liege, den Wünschen einer Nation zu entsprechen, welche durch so viele, in ältern und den neuesten Zeiten immer mit so glüklichem Erfolge an den Tag gelegte Beweise ihres Muths und ihrer Anhänglichkeit an ihren Souverän einen so gerechten Anspruch auf meine Zuneigung und Hochachtung sich erworben hat. Ich verspreche mir jezt, bei der allgemeinen Anhänglichkeit an meines Herrn Bruders k. H., von dessen kluger Thatigkeit und dem Patriotismus aller Stände der Grafschaft Tirol um so mehr die größte Thätigkeit in Vollendung aller Vertheidigungsanstalten. Sollten es, was ich jedoch bei der gegenwärtigen Lage und den allerseits getroffenen Anstalten nicht erwarte, die Umstände erheischen, so würde ich mirs zum angelegensten Geschäfte machen, selbst mit einer ange-

messenen Macht zum Schuze der getreuen Grafschaft Tirol herbeizueilen."

Unterz. Erzherzog Carl.

10.

Aufruf der Schuzdeputation an die Tiroler, d. d. 26 Oktober 1805.

„Als die tirolische Landschaft vernommen hatte, daß Se. k. H. der Erzherzog Johann aus unserm Lande zu einer andern Bestimmung nach Italien abberufen sey, erachtete sie für das theure Vaterland nichts dringender, als Se. k. H. den die Armee in Italien kommandirenden Erzherzog Carl mittelst eines eigenen Abgeordneten flehentlichst zu bitten, daß dieser erhabene Prinz, höchstwelcher so ganz das Vertrauen und die Liebe der Tiroler besizt, noch ferner an der Spize aller unserer Vertheidigungsanstalten bleiben möchte. Noch ehe diese Bitte erlediget werden und der Abgeordnete zurükkehren konnte, kam durch das Schikfal des Krieges das nördliche Tirol in die auffallendste Gefahr; und Se. k. H. erklärten sogleich, uns nicht zu verlassen, bis nicht Beruhigung vor den Gefahren, welche damals drohten, eingetreten seyn würde. Dem ganzen Vaterlande ist bekannt, mit welcher Thätigkeit und Weisheit Se. k. H. alle Anstalten zur Beschüzung des Landes getroffen haben, und daß Höchstselbe nach einigen Tagen zu Ihrer Bestimmung erst dann abgegangen sind, als wir uns schon durch ein angekommenes beträchtliches Truppenkorps verstärkt und vor einem gähen feindlichen Ueberfalle gesichert gesehen hatten. Aber wir hatten unsern allgeliebten Erzherzog Johann abreisen gesehen; eine allgemeine Trauer hierüber erfüllte unser Vaterland, und beide landesfürstlichen und landschäftlichen Schuzdeputationen zu Innsbruk und Bozen, aufgefordert durch die Stimme des Volkes, wie durch eigene Ueberzeugung von der höchsten Wichtigkeit des Gegenstandes, haben sich in besondern Vorstellungen auch an die bevollmächtigte Hofkommission verwendet, daß hochdieselbe den allgemeinen ersten Wunsch des Landes, Se. k. H. dem Erzherzog Johann die Vertheidigung unsers Vaterlandes wieder untergeben zu sehen, an Se. k. und k. k.

M. vortragen und kräftigst unterstüzen möchte. Wie groß war nach allem dem unser Entzüken und unsere frohe Ueberraschung, als wir gestern unsern Erzherzog Johann wieder unvermuthet in Innsbruk ankommen sahen, und zugleich das unterzeichnete Schreiben Seines durchlauchtigsten Bruders, des Erzherzogs Karl k. H. und dadurch in den huldvollesten Ausdrüken die Versicherung erhielten, daß Erzherzog Johann die Leitung unserer Vertheidigungsanstalten wieder übernehmen, und daß, wenn die Gefahr steigen sollte, auch Erzherzog Carl selbst mit einer angemessenen Macht zu unserer Rettung kommen werde.

Tiroler! Er ist wieder unter uns, auf Den wir am 13 Oktober mit unerschüttertem Muthe hinsahen; der schon damals sich an unsere Spize stellte! Er ist wieder unter uns, um als unser Führer für unser Vaterland zu kämpfen! Sollten unsere Kräfte der Uebermacht zu unterliegen drohen, so kömmt auch der Sieger bei Stockach in unsere Mitte. Werden wir zittern vor den Franken? Napoleon hat unser Land ein armes Ländchen * genannt. Wir können uns allerdings mit Ueberfluß und Reichthum nicht brüsten; aber zeigen wollen wir doch, daß dieses Ländchen Männer nährt, die Muth genug haben, gegen ihn ihr Vaterland zu vertheidigen. Schwere Unfälle haben das österreichische Heer an der Donau getroffen. Aber Unfälle brechen den Muth des Mannes nicht. Europa sieht auf das Volk, das in den Jahren 1703, 1796 und 1797, 1799 und 1800, als alles vor den Franzosen sich beugte, und ringsumher mächtige feindliche Heere wütheten, nicht bebte, nicht fiel. Wird es jezt Europens Hoffnungen täuschen? Nein! wir werden, eingedenk der Thaten unserer Väter, als Männer, als Tiroler, als unerschütterlich treue Unterthanen unsers Kaisers handeln. Unsere Felsen werden die Reihe der, von den Franzosen zertrümmerten Verfassungen vormals glüklicher Länder unterbrechen; Napoleon wird uns an seine Eroberungen nicht anreihen; er wird uns nie losreissen von dem Kaiserhause, unter dessen milder Regierung

* Pays pauvre et ingrat wird Tirol in der französischen ministeriellen Note vom 16 August 1805 an den öster. Gesandten Grafen v. Cobenzl genennt.

wir über vier Jahrhunderte glüklich waren; noch unsere Enkel werden uns dafür danken, daß wir Muth genug hatten, an der Erhaltung unsers Vaterlandes und unserer, durch ihr Alter ehrwürdigen, gemeinbeglükenden Verfassung in der Zeit der größten Gefahr nicht zu verzweifeln; und der Allmächtige, dessen besondere gütige Vorsorge für unser Vaterland wir schon so oft dankbar gefühlt haben, wird auch dieses Mahl unsere Fürstentreue und unsern Biedersinn segnen. Zwar werden schwere Lasten, unvermeidliche Folge des Krieges, uns drüken, aber das Land hat sie bisher so standhaft getragen; sie werden auch in Zukunft die Kraft der Tiroler nicht schwächen; und vertrauend auf die Anstalten unsers allgeliebten Erzherzoges und der Regierung, werden wir jedes Opfer gerne bringen, welches der Drang der Umstände zum Wohle des Vaterlandes von uns fordert. Im Geiste unserer Väter, voll des Vertrauens auf unsere gute Sache, vereint durch Biedersinn und wechselseitiges Zutrauen werden die Landmilizen und Standschüzen mit den Linientruppen blos durch Männerthaten wetteifern; und sollte das Schikfal des Krieges uns größere Gefahr bringen, so werden wir wieder als eine Nation erscheinen, die keinen Augenblik ansteht, in Masse aufzustehen, und für ihren Landesfürsten, für ihre Verfassung, für ihre Ehre unter dem erhabenen Bruder ihres Kaisers zu kämpfen. Innsbruk den 26 Oktober 1805."

Von der landesfürstlichen und landschäftlichen Schuzdeputation.

II.

Armeebefehl des Erzherzogs Johann an das Armeekorps im nördlichen Tirol, d. d. Hauptquartier Innsbruk am 27 Oktober 1805.

„Soldaten! Krieger Oesterreichs! das Schikfal war unsern gerechten Waffen in Deutschland bisher nicht günstig. Ohne mit Auffindung der Gründe dieses Mißgeschiks sich aufzuhalten, ist gegenwärtig der Zeitpunkt da, wo wahre Soldatentugenden, Muth, Beharrlichkeit und Liebe zum Monarchen und zum Vaterland, euern bekannten Ruhm erhöhen, dem Vordringen des Feindes Einhalt thun, und das Ganze

herstellen sollen. Von euern Verdiensten und dem unverdrossensten, besten Willen überzeugt, bin Ich auf höchsten Befehl Sr. k. H. des Erzherzogs Carl meines Herrn Bruders Liebden, mit Beistimmung unsers allergnädigsten Monarchen, um so schneller von dem kraftvollen und muthigen Heere Italiens zu euch gekommen, als Ich die zuversichtliche Hoffnung hege, daß ihr durch die gleiche thätige als gründliche Ausführung aller meiner Befehle unsern alten Ruhm geltend machen und aufrecht erhalten, und mir eben jene Folgsamkeit und Ausharrung in allen Gefahren an Tag legen werdet, welche ihr vielfach unter meines Herrn Bruders Carl Anführung so ausgezeichnet bewiesen habt; so wie im Gegentheil Ich wie ein Vater für euch sorgen, brüderlich jede Mühe und Sorge, Noth und Beschwerde mit euch theilen, dulden, tragen und im Glüke wie im Unglüke stets an eurer Seite seyn werde."

Unterz. Erzherzog Johann.

12.

Verordnung wegen der Regulirung der Vorspann d. d. 20 Oktober 1805.

„Man hat die unangenehme Erfahrung gemacht, daß bei den meisten Stationen in Beistellung der von Zeit zu Zeit erforderlich werdenden Vorspann eine ausserordentliche Unordnung herrsche, welche theils in der vernachlässigten Thätigkeit der CivilBehörden, theils aber darin ihren Grund hat, daß militärischer Seits die Vorspann in der nächsten Station nicht entlassen, sondern auf deren weitere Verwendung gedrungen, durch diese Entziehung aber die vorgelegene Station in ihren Vorspannskräften dergestalten zurükgesezt werde, daß in dem nachfolgenden Transporte eine Hemmung unvermeidlich entstehen müsse. Es ist in den gegenwärtigen Verhältnissen an der pünktlichen Beförderung der Vorspann um so wesentlicher gelegen, als die schädlichen Folgen, welche aus einer hieruntigen Verspätung entstehen können, nicht zu berechnen sind. Von dieser Ansicht geleitet, findet man demnach zu verordnen:

1mo. daß in der Regel, und ohne besondere Gubernial-

weisung, unter keinem Vorwande die Vorspann weiter, als auf die nächste Station gebraucht werden dürfe;

2do. daß die Obrigkeiten und Magistrate bei schwerer Verantwortung, und unnachsichtlicher Bestrafung auf die sichere Beistellung der benöthigten Vorspann nach den Kräften der Station alle nur mögliche Aufmerksamkeit zu richten, alle jene Vorspannsleister, welche ohne gründliche und erhebliche Ursache einen dießfallsigen Saumsal sich zu Schulden kommen lassen, mit angemessenen Strafen zu belegen, und da, wo sogenannte eigene VorspannsKommissärs in der Station besonders aufgestellt sind, welche ihr Amt nicht mit gehöriger Genauigkeit versehen, selbe nicht nur auf der Stelle zu entlassen, und hiefür thätigere Individuen anzustellen, sondern auch gegen die saumseligen VorspannsKommissärs nach Umständen schärfere Behandlung und Strafe eintreten zu lassen haben, endlich

3tio. daß, soferne in ein so anderer Station der Viehstand so beschränkt wäre, wodurch bei größern Transporten ungeachtet aller Anstrengung das Aerarialgut auf einmal nicht verführt werden könnte, in Fällen, wo es nicht mehr an der Zeit wäre, diese Unvermögenheit anzeigen und die hierzu nöthige Aushilfe nachsuchen zu können, jenes, was die Kräfte der Station vermögen, sogleich verliefert, das aus Abgang der Vorspann zurükbleibende Aerarialgut aber einstweilen in sichere Verwahrung genommen, und selbes so, wie in dee Station Vorspannspferde rükeintreffen, sogleich und zwar längstens am darauf folgenden Tage nachgeliefert werden solle. Man versiehet sich der genauen Befolgung dieser Anordnung um so sicherer, als man

4to. jede von Seiten der Vorspannsleister in Beistellung der Vorspann sich darstellende Renitenz ohne weiters mit MilitärExecution zu behandeln, und durch selbe die aus sträflicher Unfolgsamkeit rükgebliebene oder versäumte Vorspann beitreiben zu lassen bemüssiget seyn würde. Innsbruk am 20 Oktober 1805."

Unterz. Johann Graf und Herr zu Brandis,
Gouverneur und bevollmächtigter Hofkommissär.
Johann Franz von Strobl,
Vicepräsident.
Franz Xaver Freiherr von Mauerburg.

Von Seiten des k. und k. k. unmittelbaren MilitärCommando in Tirol, Vorarlberg und Schwäbisch Oesterreich wird diese in gemeinschäftlichem Einverständnisse erlassene Anordnung dem gesammten k. und k. k. Militär zur genauesten Nachachtung mit dem Beisaze andurch erinnert, daß bei strengster Verantwortung die Vorspann nicht weiter, als bis zur nächsten Station mitgenommen und verwendet werden könne.

Sr. k. und k. k. M. GeneralFeldmarschallLieutenant, des MarienTheresiensOrdens Commandeur, des Tiroler Jäger-Reaiments Inhaber, und F. Landes kommandirenden General.

Unterz. Marquis von Chasteler.

13.

Oesterreichische Nachricht an das Publikum, über das Gefecht beim Paß Strub vom 4 Nov. 1805.

„So eben treffe ich von einem glüklich erfochtenen Siege im Paß Strub gegen die Baiern hier ein. Fechtender mußte ich meinen errungenen Sieg auf Befehl Sr. k. H. des E. H. Johann, dem würdigen und tapfern Herrn FeldmarschalLieutenant Marquis von Chasteler übergeben. Er übernahm diesen Auftrag mit der größten Heiterkeit, und ich bin überzeugt, daß er diesen Sieg fortsezen wird. Zwölfhundert Feinde, wobei der baierische General Deroi, bedeken das Schlachtfeld, mehrere Blessirte retteten sich, worunter auch der Avantgarde-Commandant, baierischer Oberstlieutenant Mezen sich befindet. Meine Truppen waren unermüdet, und wie sollten sie auch das nicht seyn, da sie sich stets von den braven, tapfern und biedern Tirolern unterstüzt fanden! Major, Graf Wolkenstein, der die Miliz anführte, that mit selber Wunder der Tapferkeit; nicht minder thätig und standhaft war der sämmtliche Landsturm. Noch hat kein feindlicher Fuß, weder der Franken noch der Baiern, den Tirolerboden betreten, und ich bin überzeugt, daß bei anhaltenden, den biedern Tirolern stets eigen gewesenen Anhänglichkeit und guten Gesinnungen gegen unsern allergnädigsten Kaiser, dieses auch dem Feinde nie gelingen werde. Daher hoffe ich auch, daß jeder Bürger

und Landmann bei gegenwärtigen Zeitumständen mit der gewöhnlichen Gutmüthigkeit zu den ungewöhnlich starken Kriegslasten, es sey von was Art sie immer nur wollen, das Seinige beitrage, und sich aller nur Kleinmuth erreg'enden Reden enthalte, indem ich hiemit feierlichst versichere, daß ich alles, was in meinem und der braven Truppen Vermögen steht, zur Vertheidigung dieses mir aufgetragenen ehrenvollen Postens anwenden werde. Innsbruk den 4 November 1805."

Unterz. Franz Graf von St. Julien,
General Feldmarschall Lieutenant.

14.

Baierischer Bericht über die vom 1 bis 3 Nov. 1805 an der baierischen Gränze oberhalb Reichenhall vorgefallenen Gefechte. *

„Reichenhall, 10 Nov. Der ertheilten Ordre gemäß, sezte sich der Oberst Graf von Pompeji mit seinem Bataillon und einem kleinen Schüzenkorps, am 1 dies Nachmittags 4 Uhr, von hier aus auf der Straße nach Lofer in Marsch. Der Feind hatte sich hinter Schnaizelreit auf einer, von der Natur gegen die stärksten Anfälle begünstigten Anhöhe neben der Straße, dem sogenannten Bodenbühel postirt, hier eine Kanone aufgestellt, und hinter einem starken Verhaue sich verschanzt. Die Schüzen griffen, unterstüzt von Cavallerie, diesen Posten mit der äußersten Entschlossenheit an, und bemächtigten sich dieser Platteform und der feindlichen Kanone, aus der nur ein einziger Kartätschenschuß fiel. Nun stets mit dem Feinde handgemein und plänkelnd, drang der Oberst mit einem Theile seiner Leute durch das Thor vom Steinpaß vor, wo ihm die zweite feindliche Kanone in die Hände fiel. Die Oesterreicher und die sie unterstüzenden Schüzen sezten sich am Fort des Steinpasses neuerdings. Es kostete unsern braven Truppen über eine halbe Stunde die größte Anstrengung, sich dieses Plazes zu bemeistern. Der Feind verließ ihn, und nahm, nachdem eine über Fronau gesandte baierische Kom-

* Aus der Münchner Zeitung.

pagnie bei dem Bodenbühel, und der Maior von Maillot mit seiner Mannschaft über Fettenberg am Steinthale herausbrachen, und die dort gestandenen feindlichen Pikete aus einem weitern Verhaue über die Salach geworfen worden sind, die volle Retirade über Lofer nach dem Paß Strub. Als inzwischen das Bataillon Mezen nachgerükt war, übernahm dieses in Lofer die Vorposten, und der Oberst Pompeii wurde nach der Ankunft der beiden Brigaden Minuzzi und Marsigli am 2 dieß Abends 8 Uhr nach Reichenhall zurükbeordert. Es sind ihm nach dieser ersten Expedition bereits 284 Mann Oesterreicher Soldaten und einige Schüzen gefangen, und nebst den angezeigten Kanonen 2 Munitions- und Armaturwagen in die Hände gefallen, 27 Mann seiner Seits wurden blessirt, und 6 blieben todt. Unter den Verwundeten befand sich auch der, an der immer voran kämpfenden Kompagnie des verdienten Hauptmanns von Brück gestandene, und hier bereits verstorbene Lieutenant von Grünstein, dessen persönlicher Muth, so wie die Tapferkeit des Oberlieutenants Hahn, nicht genug gerühmt werden können. Zu bemerken kömmt, daß vor 5 Jahren die Gewinnung des Bodenbühels allein viele Tage und 500 Mann gekostet hat, während er jezt binnen einer Stunde mit einem Verlust von 5 Mann erobert war. — Am 3 Nov. geschah die Attake auf den Tiroler Paß Strub. Der Muth und die Beharrlichkeit, mit der die Baiern diesen fürchterlichen Plaz zu erstürmen wagten, überstieg jede Erwartung. Man muß Augenzeuge von diesem Angriffe gewesen seyn, muß die natürliche Festigkeit dieses Passes kennen, um sich überzeugt zu halten, was für Hindernissen und welchen Gefahren die baierischen Krieger Troz zu bieten vermögen. Sie erkletterten verschiedene Anhöhen, warfen die zerstreut versteckten Tiroler Schüzen bei den Füßen über die todtbringenden Felsen, erschossen und verwundeten selbst von oben herab eine Menge Schüzen und Oesterreicher im Fort, machten mehrere Gefangene, und würden dieser Veste sich vollends bemeistert haben, wenn der unaufhörliche Kugelregen von den in Masse darin postirten Scharfschüzen, die so sicher zu treffen wußten, und von denen mancher 10 Büchsen und 8 Ladknechte bei der Hand hatte, nicht so gewaltig auf unsre

wakern Truppen eingedrungen, und der unglükliche Fall von der Verwundung des beherztesten aller Krieger — Generals Deroi — nicht eingetreten wäre. Als dieser vortrefliche Anführer den Kampfplaz verließ, lähmte ein banger Schreken den Muth der Baiern für einen Augenblik, den die Oesterreicher so gut mit Kartätschenfeuer zu benüzen wußten, daß ein Rükzug unsererseits aus dieser diesmal unbezwinglichen Gebürgsschlucht bis Lofer anzurathen kam. Die Feinde wagten jedoch keinen weitern Ausfall, und ließen ungestörte Ruhe den Truppen, von denen eine Brigade an der obern Bergkette die Tiroler Gränze zu deken, und vor einem andern Eingange daselbst eine vortheilhafte Position zu nehmen, sogleich abgeordnet wurde."

15.

Kapitulationen des Landgerichts und der Festung Kufstein. *

A.

Kapitulation wegen des Landgerichts Kufstein, nebst den Hofmarken Mariastein und Thierberg mit dem kurbaierischen Corps, welches bei Ober- und UnterAudorf, Mühlbach und Fischbach steht.

„Das Landgericht Kufstein verpflichtet sich, alle Feindseligkeiten der Landeseinwohner in seinen Bezirken und Hofmarken Mariastein und Thierberg, und auf beiden Ufern des Inns alsogleich einstellen zu lassen. Dagegen versprechen die beiden Corpscommandanten, Oberstlieutenant von Zoller und Oberstlieutenant v. Jordan, die persönliche Sicherheit und das Eigenthum der Einwohner durch ihre Corps respektiren zu lassen. Kufstein den 7 Nov. 1805."

v. Zoller, Oberstlieutenant m. p.
v. Jordan, Oberstlieutenant und Flügeladiutant Sr. Durchlaucht des Kurfürsten von Pfalzbaiern.
Johann Georg Kolb, Stadt- und Landrichter m. p. im Namen der Landgericht Kufsteinischen Gemeinden.
Desiderat Schmid von Wellenburg m. p. Verwalter zu Hofmark Thierberg im Namen der Gemeinden Thierberg und Mariastein.

* Aus der Münchner Zeitung.

B.

Kapitulation wegen der Stadt Kufstein und der untern Festung.

Zu. Es wird von Seiten der feindlichen Armee in der Stadt keine Batterie errichtet, und auf die Festung geschossen; dagegen darf auch von der Festung nichts gegen die Stadt unternommen werden. — Von Seiten der jezigen baierischen Garnison wird keine Batterie gegen die Festung errichtet; die Festungsbesazung unternimmt nichts gegen die Garnison der Stadt. — 2. Das Eigenthum, welches vom Militär depositirt, so wie jenes der Bürger, wie auch ihre Personen, muß respektirt werden. — Alles Eigenthum, welches den HH. Officiers und ihren Frauen gehört, wird respektirt. — 3. Die ganze Garnison zieht sich in die Festung zurük, wozu 4 Stunden erfordert sind. — Zugestanden. Signatum Kufstein, den 7 Nov. 1805.

v. Zoller, Oberstlieutenant. Ujhazy, Ingenieur und Festungskommandant.
v. Jordan, Oberstlieutenant und Flügeladjutant Seiner Durchlaucht des Kurfürsten von Pfalzbaiern.
Ant. Kinsky, Maior von. 4. Bataillon Klebek Infanterie.

C.

Kapitulation wegen der obern Festung mit dem französischbaierischen Brigadekommando des H. G. M. Grafen von Mezzanelly.

1. Morgen früh 10 Uhr wird das Kastell Kufstein an jenseitiges französischbaierisches Brigadekommando übergeben, die äußern Posten und Eingang des Kastells morgen früh 7 Uhr von obbesagter Brigade besezt. — Zugestanden; zur wechselseitigen Sicherheit aber wird heute noch ein H. Hauptmann von diesseitigen baierischen Truppen in das Castell hinauf, und ein H. Hauptmann von dort in hiesige Stadt herunter beordert. — 2. Daß der sämtlichen Garnison im hiesigen Kastell mit allen militärischen Ehrenzeichen, Ober- und Unter-Gewehren, wie auch allem daselbst beihabenden Feldgeschüz, ohne solche abzulegen, freier Abzug, jedoch ohne mindester

Munition, zu gestatten. — Die Garnison von der Festung zieht mit allen militärischen Ehrenzeichen ab, behält Ober- und Untergewehr, jedoch bleiben die Bajonnets versorgt, und die Steine werden von den Gewehren abgenommen. Die Garnison führt ferner 2 Dreipfünder ohne Munition, aber 2 Munitionswagen mit sich. — 3. Die Sicherheit des Privateigenthums zu respektiren und sicher zu stellen, dann mittelst Vorspann dasselbe ohne alle Hinderniß bis zur kaiserl. österreich. Armee in Oesterreich zu transportiren. — Zugestanden; jedoch blos das Particulareigenthum der Garnison, und wird besonders ausbedungen, daß alle Pläne und Karten des Forts und umliegender Gegend ausgeliefert werden. — 4. Daß heute noch die Ratifikationen der Kapitulationspunkte der Ordnung und militärischen Gesezen nach gewechselt werden. — Zugestanden, und folgt die gesezliche Ratifikation hiemit in nachstehenden Unterschriften. Kufstein, den 10 November 1805. — — Baron v. Donnersberg, Major. — Le Chef d'Escadron aide de Camp de Mr. le Maréchal Bernadotte Callopin. — Bieringer, Oberst vom Regiment Preising. — Graf v. Mezzanelly, Generalmajor und Brigadier. — Jos. Wizigmann, Artilleriehauptmann. — Anton Graf Kinsky, Major vom 4. Bataillon Klebek Infanterie. — Uihazy, Ingenieurmajor und Commandant. — Daß Nachbenamste mit vorstehender Beantwortung der vorgeschlagenen Uebergabspunkte vollkommen und durchgehend einverstanden sind, sohin die Haltung dieser Kapitulation auf Ehre versichern, solches bestätigen nachstehende Unterschriften. Sign. Kufstein, den 10 Nov. 1805. — — Kaiser, Hauptmann. — Anton Graf Kinsky, Major vom 4. Bataillon Klebek Infanterie. — Johann Dunkel, Artillerielieutenant. — Uihazy, Ingenieurmajor und Commandant.

16.

Abschied des Erzherzogs Johann von den Innthalern d. d. 4. Nov. 1805 bei seinem Rükzuge nach dem Brenner.

„Biedere Innthaler! Ich danke euch für eure thätige Treue gegen euren Landesfürsten und die besondere Anhäng-

lichkeit an mich, die ihr bei jeder Gelegenheit mit vorzüglicher Auszeichnung zum Beispiele aller guten Unterthanen und zu meiner innigsten Rührung bewiesen habt. Ich werde eure Thaten, von denen ich so oft Zeuge war, Sr. k. auch k. k. Majestät in jenem schönen Lichte darstellen, das sie mit allem Rechte verdienen. Die Umstände rufen mich zwar zeitlich nach dem Pusterthale: Ich hoffe aber mich bald wieder in euerer Mitte zu sehen. Innsbruk den 4 November 1805."

Unterz. Erzherzog Johann.

17.

Correspondenz zwischen den Ständen Tirols und dem Erzherzog Johann vom 4. und 5. Nov. 1805.

A.

Schreiben der Schuzdeputation an den Erzherzog d. d. Innsbruk den 4. Nov. 1805.

Die höchst traurige Eröffnung, welche Euer k. H. durch unsern GeneralReferenten uns zu machen geruheten, muß uns, die wir zur Leitung der Vertheidigungsanstalten aufgestellt, und eben dadurch hiefür beim Lande verantwortlich sind, wirklich in die äußerste Bestürzung versezen. Das Land hat sich unter allen Ereignissen zur thätigsten Selbstvertheidigung mit unerschütterlicher Treue bereit gezeigt, und ist hiezu noch wirklich bereit. Se. k. auch k. k. M. gaben ihr heiligstes Wort, solche Vertheidigung durch Höchstdero Militär kraftvollest zu unterstüzen. Eben diese feierlichste Zusicherung gaben erst jüngst auch Se. k. H. der durchlauchteste Hr. Bruder Erzherzog Carl. Dem ganzen Lande sind diese heiligsten Zusicherungen bekannt, und sie waren bisher als ein Kleinod ihrer Beruhigung in der mit Treue und Devotion gegen das kaiserliche Haus Oesterreich erfüllten Brust jedes Tirolers tief verwahrt. Welche Stimmung müßte sich nun des treuesten Landes Tirol bemächtigen, sich gänzlich auf einmal und unüberwunden den Feinden Preis gegeben zu sehen! Die SchuzDeputation hält es sich zur strengsten Pflicht, Euer k. H. die Erfüllung obiger höchsten Zusicherungen noch gehorsamst und dringendst ans Herz zu legen, und zu bitten, daß das Land

nicht verlassen, sondern noch das äußerste versucht werden wolle, dasselbe zu vertheidigen; das Land wird hiezu mit seiner Landmiliz und Sturmmannschaft eifrigst und muthvollest mitwirken. Sollte aber — uns schauert vor dem Gedanken — die Kriegslage wirklich von so einer höchst mißlichen Art seyn, daß die Vertheidigung des Landes einen gluklichen Erfolg unmöglich erwarten läßt, so bitten wir doch wenigstens, vom Pflichtgefühle für das Land durchdrungen, Eure k. H. wollen noch suchen, einen achttägigen Waffenstillstand mit dem Feinde abzuschließen, und nur gegen diese Bedingung das Land zu räumen, damit in solcher Zwischenzeit die zur Vertheidigung ausgerükten Landestruppen in ihre Heimathen zurukkehren, und der Feind mit jener Ruhe erwartet und empfangen werden könne, welche wenigstens alles Unheil feindlicher Reizung verhüten könnte.

Geruhen Eure k. H. diese devotesten und zutrauenvollsten Bitten an Höchstdero edelstes Herz als einen Beweis unserer tiefsten und unveränderlichsten Verehrung noch zu einigem Troste für uns gnädigst aufzunehmen. Innsbruk den 4. November 1805."

B.

Schreiben des Erzherzogs an die Stände, d. d. Innsbruk vom nämlichen Tage.

Wie unendlich leid es mir thut, das biedere treue Volk von Tirol auf einige Zeit verlassen zu müssen, kann ich Ihnen, löbliche Stände, nicht genug an Tag legen, und ich ersuche Sie, dieses auch den guten treuen Leuten Tirols in meinem Namen allgemein bekannt zu machen. Doch um dem Lande es vollkommener einsehen zu machen, daß nur die dringendsten Kriegsumstände mich hiezu bemüssigen; so wollen Sie dem Volke die Erklärung machen, daß die so unglüklichen Ereignisse der Armee in Deutschland eine Reihe von ungünstigen Folgen für Tirol und Italien nach sich gezogen haben. Die russische vereinigte Armee, noch nicht in Stand gesezt, dem übermüthigen Feinde Einhalt zu thun, und selben von den Gränzen Oesterreichs zurükzuschlagen, bemüssiget auch die Armee in Italien, zur Vertheidigung des Ganzen näher gegen

die Hauptstadt der Monarchie selbst in dem Augenblike zurük zu gehen, als sie den Feind am 1. dieses mit großem Verluste bei Caldiero zurükgeschlagen hat. Ich erhielt daher von Sr. k. H., dem Kriegs- und MarineMinister, Erzherzog Carl, den Befehl, mich nach und nach über den Brenner durch das Pusterthal an Ihn anzuschließen; und es wird vielleicht in wenigen Tagen durch die k. auch k. russischen Armeen entschieden seyn, daß ich vielleicht nur auf eine kurze Zeit von hier mich entfernen mußte. Beruhigen Sie, meine Herrn Stände! daher das Landvolk, erklären Sie ihm meinen wärmsten Dank für seine Treue und Anhänglichkeit an seinen Monarchen, und empfehlen Sie solchem, sich in diese mißlichen Zeiten mit Geduld und Ruhe zu schiken. Es wird gewiß bald die Zeit kommen, wo wir die Feinde gemeinschaftlich aus Ihrem Vaterlande vertreiben werden, wo es mir sodann ein wahres Vergnügen seyn wird, mich wieder mit und unter Ihnen zu befinden. E. H. Johann.

C.

Weitere Vorstellung der Schuzdeputation an den Erzherzog vom nämlichen Tage Abends.

So höchst bestürzend der heute in den gnädigsten Ausdrüken an uns erlassene Abschied Eurer k. H. für die Schuzdeputation war, so richtete uns doch die darin vorkommende tröstliche Versicherung auf, daß Eure k. H. uns nur auf kurze Zeit verlassen, bald wieder mit und unter uns seyn werden. Diese gnädigste Versicherung belebt uns mit neuem Muthe, diese kurze Zeit hindurch unser Vaterland gegen den Feind mit Anstrengung aller Kräfte zu vertheidigen, und ein Beispiel aufzustellen, was ein seinem Landesfürsten mit wahrer Treue ergebenes Volk vermag. Mit diesen unerschütterlichen Gefühlen, jedoch im leidigen Bewußtseyn, daß bei gegenwärtiger Kriegskunst auch die muthvollste Selbstvertheidigung durch bloße Landmiliz- und Sturmmannschaft ohne alle militärische Beihilfe und Leitung von keinem Erfolge seyn könnte, wenden wir uns neuerlich flehentlichst an Eure k. H., uns im Lande Tirol wenigstens zwei Generale in den Personen des sich erst gestern am Passe Strub ausgezeichneten verdienstvollen Herrn

Generals F. M. L. Grafen St. Julien, wie auch des ebenfalls so sehr verdienstvollen, das Zutrauen des Landes noch vom Jahre 1800 her vollends besitzenden Herrn Generals F. M. L. Baron von Fellachich mit einem regulären Truppencorps von wenigstens 6000 bis 8000 Mann Infanterie nebst einiger Cavallerie und Artillerie und mit einem zureichenden MunitionsDepot rüklassen zu wollen, damit wir in Abwesenheit Eurer k. H. unter Commando dieser zwei Generale das große Werk der Landesvertheidigung mit dem Beistande des Allmächtigen so lange fortsezen können, bis die Kriegslage im Ganzen sich wieder zum Vortheile der österreichischen Waffen herstellt und Eure k. H. uns wieder mit großer Macht zu Hilfe kommen werden.

Wir beziehen uns bei dieser gehorsamsten Bitte neuerlich auf das heiligste Wort Sr. k. auch k. k. M., wie auch des durchlauchtesten Hrn. Bruders Erzherzogs Carl k. H., und bitten zugleich gnädigst zu erwägen, daß eine so treue Provinz, welche wegen ihrer geographischen Lage zugleich der Schlüssel der kaiserl. österreichischen Staaten ist, doch allerdings verdient, ein so kleines Corps zu risquiren, besonders da die Truppen, welche sich unter Commando des Hrn. F. M. L. Baron Fellachich befinden, ihre Vereinigung mit der k. auch k. k. Hauptarmee bei einer jezigen allgemeinen Verlassung Tirols gleichsam unmöglich werden ausführen können. Innsbruk, den 4 November um 8 Uhr Abends 1805.

D.

Antwort des Erzherzogs, d. d. Steinach den 5. November 1805.

Da mein Marsch aus der Grafschaft Tirol nicht auf meine eigene Veranlassung, sondern auf Befehl des Kriegs- und MarineMinisters Erzherzogs Carl königl. Hoheit erfolgen muß, so kann ich auf Ihre mir unterlegte Vorstellungen nichts anders zu Ihrem Troste antworten, als daß ich selbe an den kommandirenden Kriegs- und MarineMinister

der italiänischen Armee senden werde. Indessen muß ich Ihnen bei der jezt sich ereigneten Wegnahme des Passes Leutasch, welche die Räumung des Passes Scharniz nach sich ziehet, die billigen Vorstellungen machen, daß jezt diese Aenderung wohl schwerlich mehr zu veranlassen seyn wird. Beruhigen Sie sich daher über die uns alle betreffenden mißlichen Umstände, leiten Sie das Volk in diesem Augenblike nach Ihrer besten Einsicht, und da das Corps des F. M. L. v. Fellachich noch in Feldkirch, und jenes des F. M. L. Chasteler bei St. Johann den Paß Strub behauptet, und täglich den Feind mit Verlust zurükschlägt; so bestehet noch vieler Wechsel des Glükes, daß sich durch eine Bewegung oder Angriff der Hauptarmee an der Ens die mißlichen Umstände sehr bald ändern können; und da werde ich gewiß wegen jener Provinz den wärmsten Antheil nehmen, die sich so sehr durch biedere Treue an ihren Monarchen seit langen Zeiten ausgezeichnet hat, und ich hoffe daher, daß Sie auch im Unglüksfalle Ihre Gesinnungen für das Erzhaus mit entschlossener Anhänglichkeit fortsezen werden.

Unterz. E. H. Johann.

(Die Fortsezung künftig.)

II.

Die Schlacht von Vierzehnheiligen, vom Obersten von Massenbach.

Fragment
aus den historischen Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preußischen Staats seit dem Jahre 1794. *

.... Also, nicht sorglos, aber vertrauungsvoll auf die, in unserer linken Flanke und selbst in unserem Rüken

*) Welche nebst zwei andern Werken des Herrn von Massen-

getroffenen Anstalten und ermüdet durch die Arbeit des Tages, glaubte man im Hauptquartier zu Capellendorf sich einer kurzen Ruhe hingeben zu können. Es sind, soviel ich weiß, während der ganzen Nacht keine, also auch keine beunruhigenden Nachrichten von den Vorposten eingelaufen. Man mußte daraus schließen, daß die Vorposten nichts Meldungswürdiges beobachtet hatten.

Von allem dem also, was in dieser Nacht auf den Thalufern der Saale vorgegangen, wurde nichts ins Hauptquartier berichtet, und doch standen, wie wir eben gesehen, die Detaschements von Holzendorf und Tauenzien so, daß sie von der geringsten Bewegung des Feindes Nachricht erhalten konnten.

Als wir nach Dornburg marschirten, blieb der Generallieutenant von Grawert mit allen sächsischen Generalen im Lager zurük. Den erstgenannten General habe ich noch vor Mitternacht beim Fürsten gesehen, und nicht gehört, daß er über unsere Lage besondere Besorgnisse und über die Unternehmungen des Feindes ängstliche Vermuthungen geäussert habe.

Wenige Stunden waren verflossen, als die ersten Kanonenschüsse fielen. Jedermann eilte durch die Straße des Dorfs in das Zimmer des Fürsten. Ein fast undurchdringlicher Nebel füllte die Luft.

Aus dem Zimmer des Fürsten eilten alle, um zu Pferde zu kommen, um sich in das ganz nahe Lager, dessen rechter Flügel an Capellendorf stieß, zu begeben.

Noch ehe wir das Lager erreichten, eigentlich in dem Augenblicke, wo wir das Zimmer verließen, ward dem Feldherrn der Vorschlag gemacht: „die preußische Divi„sion des rechten Flügels vor der Hand noch auf dem „Sperlingsberge fest stehen zu lassen; mit allen andern

bach: Memoiren über seine Verhältnisse zum preußischen Staat und: Rükerinnerungen an große Männer, zu Michaelis im Verlage des amsterdamer IndustrieComptoirs erscheinen werden.

„Truppen aber nicht nur auf die Höhen hinter Jsserstädt, „sondern noch etwas weiter, nämlich auf die Höhen von „Klein-Romstädt und Hermstädt zurükzugehen, und zwar „in der Richtung, selbst Uttenbach noch rechts lassend.“

Diese Idee war der Lage, in welcher wir uns befanden, vollkommen angemessen. Als ich sie angab, war mir die in der vergangenen Nacht vom Herzoge eingegangenen Ordre, welche dem Fürsten den Befehl ertheilte, sich nicht von der Hauptarmee abschneiden zu lassen, noch nicht bekannt. * Jene Idee oder Vorschlag beförderte also die Absicht des Herzogs. Dieser Fürst scheint erst in Auerstädt die Nothwendigkeit recht deutlich eingesehen zu haben, mit der ganzen Armee links abzumarschiren. Anstatt diesen Gedanken ganz auszusprechen, begnügte er sich mit der Weisung: der Fürst sollte sich nicht abschneiden lassen. Sollte dieser Zweck erreicht werden, so mußten wir den linken Flügel sofort zurükwerfen und nicht nur über den nach Apolda fließenden Bach, sondern selbst über die Ilm zurükgehen, und die Stellung nehmen, die wir schon längst hätten nehmen sollen.

Der sächsische Major von Egidy sollte zu den sächsischen Truppen geschikt werden und diese Bewegung leiten, weil ihm das Terrain bekannt war. Dieser würdige Mann ist leider nicht mehr am Leben, und kann die Wahrheit dessen, was hier gesagt wird, nicht bekräftigen. Indessen, es bedarf nicht der Bekräftigung dieses Offiziers. Der Feldherr, dem der Vorschlag gemacht wurde, erinnert sich dessen, und ich erzähle diesen Umstand.

Blieb unser rechter Flügel auf dem Sperlingsberge stehen, so blieben wir auch in einer nähern Verbindung mit dem, auf den Lehnstädter Höhen befindlichen, Corps des Generals von Rüchel; der Feind wurde veranlaßt, in die Ebene zu kommen, und seinen linken Flügel mußte

*) Ich füge diese Ordre, die höchst merkwürdig ist, diesem Abschnitte bei.

er den Angriffen eines Generals Preis geben, von welchem man nichts anders, als die allerentscheidendste Unternehmung erwarten durfte.

Allgemein war die Meinung, und ich gestehe, daß es auch meine Meinung war, der Feind werde uns heute nicht mit Macht angreifen, der Kaiser habe den größten Theil seiner Armee nach Naumburg und Kösen dirigirt, und werde den König verhindern wollen, über die Unstrut zu gehen. Erkämpfe er dort Vortheile, so müsse ihm die hohenlohische Armee ohnehin das Feld räumen.

Die Idee, der Kaiser werde mit dem größten Theile seiner Macht nach Naumburg oder Kösen oder Merseburg marschiren, um in jener Gegend den großen Schlag zu schlagen, kann gerechtfertigt werden, aber die Wirklichkeit, in der wir mit dem größten Theile unserer Macht nach Hastenhausen marschirten, uns von dem kleinsten Theile der feindlichen Macht schlagen ließen, und den kleinsten Theil unserer Macht, also die hohenlohische Armee, der größten Macht des Feindes Preis geben; diese Wirklichkeit ist nicht tadellos.

Wir glaubten also, es nur mit dem linken Flügel der großen franz. Armee zu thun zu haben. Mit vielen habe ich mich in meinen Muthmaßungen geirrt. Wer sich in seinen Combinationen nie irrt, hebe den ersten Stein auf und schleudere ihn gegen mich!

Auch hofften wir, unter dem Schutze des Nebels, nicht nur unsern linken Flügel gegen Uttenbach zurükkehmen, sondern auch über den apoldaer Bach, vielleicht selbst über die Ilm kommen zu können, und auf solche Art den Ettersberg zu erreichen.

Die Bestimmung der hohenlohischen Armee war: die Arrieregarde zu machen. Dieser Bestimmung zufolge mußten wir uns dem Feinde entziehen, mußten wir eine Schlacht vermeiden, diese Idee ist mit großer Klarheit vor der Schlacht hingestellt worden. Ich befinde

mich also nicht in dem Falle der Kritiker, welche nach der Schlacht ihre Weisheit auskramen.

Ich meinte, unsere noch nicht an das Feuer gewöhnten Truppen müsse man nicht im Nebel auf feindliche Batterien führen, und sie auf diese Art stuzig machen.

Ich hofte, diese Maßnehmungen würden den Feind auf die Ebene herauslocken, und wir würden von unserer Cavallerie, auf welche jedermann ein so großes Vertrauen sezte, einen entscheidenden, recht entscheidenden Gebrauch machen. — Auch ich sezte ein großes Vertrauen auf diese Waffe.

Als der Fürst mit seinem Gefolge im Lager ankam, hatte der GeneralLieutenant von Grawert seine Division bereits links abmarschiren lassen. Da der Fürst zu diesem Abmarsch keinen Befehl gegeben, so ließ er die Truppen halt machen, und frug den General von Grawert nach seiner Absicht. Weil dieser die Meinung äusserte, man müsse die Höhen hinter Isserstädt gewinnen, welches der erste Schritt zu seyn schien, um mit dem linken Flügel gegen Uttenbach zu kommen, so wurde alles sofort wieder in Bewegung gesezt und dieser Stillstand hatte nur einen geringen Zeitverlust verursacht. Nach meinem Sinne war diese Bewegung nicht. Man mußte die rechte Schulter stärker vornehmen, und den Anstüzungspunkt unsers rechten Flügels, nemlich den Sperlingsberg bei Capellendorf, nicht verlieren. Die Geschwindigkeit, mit welcher wir nun in das Gefecht verwikelt wurden, verhinderte die Ausführung der oben angegebenen Idee, nemlich des Zurükwerfens des linken Flügels in der Richtung gegen Uttenbach. Es wurde nothwendig erachtet, die Cavallerie hervorzuziehen, und durch sie den Aufmarsch der Infanterie zu decken.

Noch immer waren wir im Nebel eingehüllt; das Feuer kam uns näher, der Feind hatte die tauenzienschе Division geworfen, und man mußte nun glauben, es werde ein sehr heißer Tag werden.

Der Fürst entschloß sich auf der Stelle, seine Anordnung zur Schlacht zu treffen. Diese Anordnung war einfach, und deswegen ist sie gut. General Holzendorf sollte nemlich über Rödchen, wo sein Sammelplaz war, vorgehen und des Feindes rechte Flanke angreifen. Der Fürst selbst wollte mit allen Truppen, die er bei sich versammeln konnte, auf die Fronte des Feindes losgehen; General Rüchel sollte die im Isserstädter Forst und an der Schnecke stehenden Truppen, als des Feindes linke Flanke, mit größter Vehemenz angreifen. Nach dieser Idee sollte die Schlacht geliefert werden.

In eben dem Augenblicke, in welchem der Fürst diesen Entschluß faßte, sendete er drei Offiziere in gewissen Zeitintervallen zum General von Holzendorf; es waren der Hauptmann von Valentini, der Lieutenant Diedrich, der Capitain Heflen. Zu gleicher Zeit wurden Offiziere zum General Rüchel gesandt, welchen der Fürst, ich erinnere mich dessen sehr deutlich, ersuchen ließ, auf der Chaussee vorzugehen, weil er nur dadurch den Zwek des Manövres erreichen konnte. Es ist mir während der ganzen Schlacht nicht bekannt geworden, daß dem General Rüchel eine andere Direktion, als die eben angezeigte, ertheilt worden wäre.

Von der Manövrirkunst dieses Generals konnte man erwarten, daß er selbst nur diesen Weg einschlagen werde.

Der Namen der Offiziere, welche zum General Rüchel gesendet wurden, kann ich mich nicht erinnern. Soviel ich mich entsinne, war der eine dieser Offiziere vom Dragonerregiment Prittwiz, der andern erinnere ich mich nicht mehr, von welchen Waffen sie gewesen sind. Diese Offiziere mögen sich selbst nennen und die Zeit angeben, zu welcher sie abgeschikt worden sind. Auch ist der Feldjäger Steinert dem General Rüchel entgegengesendet worden. — Ein Mann von Genie bedarf keiner ausführlichen Instruktion. Dazu war auch jezt warlich keine Zeit. Wenige, aber zentnerschwere, Worte mußten

genügen. Der Fürst sprach diese wenigen gehaltvollen Worte aus. Der General Rüchel mußte selbst sehen, worauf es ankam, der General Rüchel mußte eilen und eilend gehorchen! Das Wort ist ausgesprochen und ich nehme es nicht zurük. Der Fürst hat, als wir schon im heftigsten Feuer waren, ein Billet an den General Rüchel geschrieben. Dieses Billet habe ich nicht gelesen. Es kann nichts anders enthalten haben, als die dringende Bitte des Fürsten, an dem Siege Theil zu nehmen, den wir zu erkämpfen hoften.

Die blutrothe Scheibe der Sonne brach nun durch den schwarzen Dunstkreis. Die Cavallerie unsers rechten Flügels kam auf sumpfigtes Terrain; auch fand sie einen breiten Graben vor sich, es blieben einige Reuter darin stecken. Doch glaubte ich, sie noch eine beträchtliche Strecke über dieses fatale Terrain hinausführen zu müssen, weil man sich hier schlechterdings Plaz schaffen mußte.

Ich hatte nemlich den Auftrag, diesen Aufmarsch der Cavallerie zu Stande zu bringen. Sie gerieth hier bald in das feindliche Kanonenfeuer, und da wir wieder auf sumpfigtes Terrain trafen, wo die Kavallerie nicht agiren konnte, so mußte der rechte Flügel derselben etwas zurük genommen werden. Die Kavallerie, welche blos den Aufmarsch der Infanterie decken sollte, brauchte keineswegs auf einem Terrain, auf welchem sie nicht fechten konnte und nicht fechten sollte, einer Kanonade ausgesezt zu werden; ich suchte sie hinter einer kleinen Anhöhe zu postiren.

Nachdem auf dem rechten Flügel alles angeordnet war, erhielt ich den Befehl, die schwere Batterie Wolframsdorf auf einer ziemlich vortheilhaft liegenden Anhöhe, zwischen Vierzehnheiligen und Hermstädt, zu placiren.

Hier ereignete sich eine Begebenheit, die uns schon im ersten Anfang der Schlacht in das gröβte Unglük hätte stürzen können.

Drei Eskadrons Küraſſier und ein DragonerRegiment

sollten den Aufmarsch des linken Flügels decken. Eben, als ich beschäftigt war, die Batterie Wolframsdorf auffahren zu lassen, kam die erwähnte Kavallerie, die im Nebel auf den Feind gestoßen war, dessen Stärke sie nicht beurtheilen konnte, plözlich zurükgesprengt; sie ward von Chasseurs verfolgt.

Wollte man die Batterie nicht verlieren, so durfte man auch den eigenen Bruder nicht schonen, so mußte man unter Freund und Feind mit Kartätschen feuern. Ich befahl, daß es geschehen sollte. Der Feind stuzte, doch prellten einige Chasseurs bis hinter die Batterie, und wurden da herunter gehauen.

Ein Offizier ergriff einen Trompeter und ließ Marsch blasen, er ergriff einen Unteroffizier vom Regiment ...., der die Standarte führte, und so brachte es dieser Offizier endlich dahin, daß sich unsere Kavallerie sezte, und dann wieder vorgieng, den Aufmarsch der Infanterie zu decken. Unter den auf die Batterie Wolframsdorf zurükgestürzten Reuterschwärmen habe ich keinen Offizier bemerkt. Sie waren gegen den Feind stehen geblieben, nur gemeine Kürassiere und Dragoner waren zurükgestürzt.

Zu eben dieser Zeit, da sich diese Unordnung auf dem linken Flügel ereignete, ward die Batterie Steinwehr rechter Hand Vierzehnheiligen vom Feinde genommen.

An allem diesem Unglük war der Nebel schuld. Der Soldat fürchtet nicht den Feind, den er sieht; er fürchtet den, welchen er nicht sieht, und der ihm unvermuthet auf den Hals kommt. Hätten wir gleich anfangs die rechte Schulter mehr vorgenommen, so wäre dieses Unglük nicht geschehen. Timidi putabamur, quia dicebamus ea futura, quae facta sunt.

Unser Aufmarsch war nun vollendet; das Gefecht engagirte sich auf der ganzen Linie, und jezt trat der Zeitpunkt ein, mit dem linken Flügel vorwärts und dem Feinde auf den Leib zu gehen. Aber noch waren keine Nachrichten vom General Holzendorf eingegangen. Hatte

dieser General dem Feinde das Debouchiren bei Dornburg verwehrt? War der Feind auch im Gönnethal he aufgegangen? Glaubt man etwa, daß sich ein kommandirender General diese Fragen nicht vorlegen müsse?

Endlich kamen Valentini und nach ihm Diedrich, keiner von ihnen hatte den General Holzendorf finden können, weil sich feindliche CavallerieTrupps zwischen ihm und uns befanden; bei Stobra war der Lieutenant Diedrich auf einige Chasseurs getroffen und der Gefangenschaft kaum entgangen.

General Holzendorf war also schon von uns abgeschnitten, das war eine sehr mißliche Sache. *

Der Fürst beschloß, das Dorf Vierzehnheiligen, welches der Feind stark besezt hatte, anzugreifen; wir avancirten, und alles, was vor uns stand, wich; wir stekten Vierzehnheiligen in Brand. Eine Brandkugel bewürkte dieß. Hoch schlug die Flamme empor. Unter einem großen Geschrey verließen die Feinde das Dorf. **

* „In der Folge haben wir erfahren, daß sich General Holzendorf auf Apolda zurükgezogen. Vielleicht hat der dem General Sanitz gegebene Rath diesen Rükzug veranlaßt. „Wir müssen glauben, daß die Patrouillen in der Nacht „vom 13ten zum 14ten nicht so gegangen sind, wie sie wohl „hätten gehen sollen, und sehen uns genöthigt, die Versäumnisse, welche hieraus entstanden sind, als die erste „Ursache des Verlusts der Schlacht anzusehen. Die zweite „Ursache ist der Rükzug nach Apolda. Wir sind von den „Ursachen, welche den Generallieutenant von Holzendorf „zu dieser retrograden Bewegung veranlaßt haben, nicht „unterrichtet, und sprechen also von dem Rükzug nach „Apolda nur in sofern, als er eine Thatsache ist, die noch „einer nähern Aufklärung bedarf."

** Prinz Bernhard von Weimar hielt neben dem Fürsten. Seinem Begleiter sagte ich: „Die armen Bauern! Ist das Dorf Weimarisch?" „Ja! der Herzog würde es auch haben in Brand stecken lassen" war seine Antwort.

Nun war es die höchste Zeit, dieses Dorf mit stürmender Hand zu nehmen, und mit unserer Cavallerie, die troz des Mangels an Futter, noch in gutem Stande war, auf den Feind loszugehen.

Wer weiß, wozu uns dieser, mit der größten Vehemenz unternommene, Angriff geführt haben würde?

Wir hatten den Feind auf die Ebene herausgelokt, wir hatten ihn geworfen, der Sieg erklärte sich für uns.

In diesem Augenblik, da unsere Truppen jauchzend dem Siege entgegen giengen, hob sich die Brust eines jeden, ein herrliches Gefühl durchglühte das Herz. Ich drükte dem Fürsten die Hand. Der Fürst umarmte mich.

„Nehmen Ew. Durchl. einen Trompeter, setzen Sie „sich an die Spitze der Kavallerie, überlassen Sie dem „General Grawert die Führung der Infanterie, lassen Sie „uns ausführen, was wir schon früher beschlossen! Hol„zendorf können wir nicht erwarten! Gott weiß, was „aus ihm geworden ist!“

Vielleicht war dieser Angriff die That der Verzweiflung! Aber in unserer Lage konnte auch nur die Verzweiflung helfen! Sie konnte uns in den Untergang schleudern! Stille stehn und abwarten mußte uns den Tod bringen!

Der Fürst fand den Zeitpunkt noch nicht günstig.

„Ich erwarte mit jedem Augenblick die Ankunft des Generals von Rüchel,“ sagte er. Es mochte ohngefähr $8\frac{1}{2}$ Uhr seyn. *

Auch dem General von Grawert theilte ich diesen Gedanken mit. Er hielt auf dem linken Flügel seiner

* Als ich dem Fürsten diesen Vorschlag machte, befanden wir uns schon dem Dorfe Vierzehnheiligen gegenüber. Ein Adjutant, ich erinnere mich nicht mehr, wer es war, meldete dem Fürsten: „die Feinde ließen eine Batterie neben „dem Dorfe aufführen, und würden uns bei unserm An„griffe auf das Dorf in der rechten Flanke beschießen.“ Ich habe diese Batterie nicht gesehen.

Division an einem sehr heißen Flek, wo es an feindlichen Kugeln nicht mangelte. Sein Regiment stand vor uns und feuerte in Vierzehnheiligen hinein. *

„Die Munition fängt an zu mangeln, und wir müssen den General Rüche. erwarten," war die Antwort dieses Generals.

Der Fürst zu Hohenlohe sowohl, als der General von Grawert, sind edle Männer, sie werden die Wahrheit dessen anerkennen, was ich hier sage. —

Ich drang darauf, Adjudanten über Adjudanten an diesen General zu schicken.

„Dieses ist ja längst geschehen, wie Sie wissen!" — „Aber warum kommt denn der General von Rüchel nicht?" — rief ich mit der Stimme und der Gebehrde eines Menschen, der die schwarze Gestalt des Unglüks neben sich erblikt. **

General Rüchel wird diese Blätter lesen, er selbst muß die Empfindungen ehren, welche in diesem Momente meine Seele durchglüheten.

Die Gründe, welche diesen General abgehalten, zu dieser Zeit auf dem entscheidenden Punkt (selbst ohne Aufforderung, ohne Befehl des Feldherrn, aus eigenem Antrieb, sich mit dem Feinde zu messen) eingetroffen zu seyn, wird der Zeitgenosse und die Nachwelt prüfen.

Während wir in dem Feuer hielten, das unsere Reihen immer dünner machte und sehnsuchtsvoll die Ankunft dieses Generals erwarteten, mußte mir, durch eine sehr nothwendige Gedankenreihe des in den ersten Tagen des Jahrs 1794 von dem General Rüchel bei Frankenthal gelieferte Gefecht vor den Augen schweben. Damals hatte dieser General auch auf seinem rechten Flügel Unterstüzung

* In diesem Augenblicke sah ich zum leztenmale meinen Freund Eberhard!

** Bald nach dieser Aeußerung kam der Capitain Valentini an mich heran und frug mit nicht geringerer Verzweiflung: „Was wird daraus werden?"

von dem Fürsten zu Hohenlohe erwartet. Ehrlich und redlich war der Fürst herbeigeeilt; aber das eine sehr kurze Zeit dauernde, also keineswegs hartnäkige Gefecht, war zum Vortheil unserer Waffen entschieden, ehe der Fürst hatte herankommen können. General Rüchel hatte einen ungegründeten Verdacht geschöpft. Lange nach dem Vorfall sprach er mit mir darüber, ich benahm ihm seinen Verdacht, weil ich ihm bewies, daß der Fürst mit brennender Begierde zu seiner Hülfe herbeigeeilt sey. Der General Rüchel ward von meinen Gründen überzeugt, aber jezt, bei Vierzehnheiligen, mußte er um so mehr eilen, uns zu helfen. Wahrlich bei Vierzehnheiligen war das Gefecht ernsthafter, als bei Frankenthal. Ich hoffe und glaube, General Rüchel ist der Mann, der sein Herz dem Blicke eines jeden entfalten kann; — verargen kann er es mir nicht, daß ich verzweiflungsvoll an Feuquieres und Catinat, an Granby und an Ferdinand, an Soubise und an Broglio dachte! Ich sage meine Gedanken, der General Rüchel wird seine Gedanken offenbaren und sich vor der Mit- und Nachwelt und vor dem Könige rechtfertigen.

Ich behaupte, die Vorsehung hatte das Schikſal dieses Tages, also das Schikſal der Armee, des Königs und des Staates in die Hand des General Rüchel gelegt. — Uns war der glorreiche Sieg, uns der unsterbliche Ruhm, erschien der General Rüchel in der neunten Stunde, gleichviel ob bei Vierzehnheiligen oder bei Kötschau. Ueberall entschied seine Ankunft!

Um fünf Uhr waren die ersten Kanonenschüsse gefallen, es war jezt halb neun Uhr. Drei und eine halbe Stunde war verflossen und General Rüchel stand in einer Entfernung von uns, die höchstens drei Stunden beträgt. Er konnte also angekommen seyn. Erschien er in diesem Augenblik, so war die Schlacht gewonnen. Die ersten Corps des Feindes waren schon auf diejenigen zurükgeworfen, die noch im Defiliren begriffen waren. Der

kleinste Theil der preußischen Armee würde den größten Theil der französischen Armée geschlagen haben. Ein nie verwelkender Lorbeer würde uns zu Theil geworden seyn.

Der General Rüchel kam nicht, und wir hatten Muße genug, philosophische Betrachtungen über die Charaktere der Menschen und über das schlechte entscheidende Fatum anzustellen.

Nun dauerte das mörderische Gefecht noch vier oder fünf volle Stunden! Alle die edlen Männer sahen wir fallen, die hier, auf diesem Felde der Ehre, den glüklichen und ehrenvollen Tod fanden. Das Regiment Grawert allein zählte über zwanzig todte und verwundete Offiziere. Der General selbst war verwundet, ohne sich aus dem Gefechte wegbringen zu lassen. Die Bataillone wurden immer dünner. Viele standen unerschütterlich wie Mauern. Wo einige wankten, da stellten die tapfern Offiziere und der Fürst an ihrer Spitze die Ordnung sogleich wieder her.

Der That eines heldenmüthigen Jünglings muß hier Erwähnung geschehen. Als das Schiksal des Tages und der Monarchie auf dem Wendepunkte stand, als der Feldherr bemerkte, wie das zweite Bataillon des Regiments von .... aus der Linie wich, als Er hinsprengte, die Ordnung wieder herzustellen, da begleitete ihn auch der fünfzehnjährige Eberhard als OrdonnanzOffizier. Der Jüngling erblikt den die Fahne tragenden Junker zurükweichend mit dem Panier der Ehre. Eberhard entreißt ihm die Fahne. Mir, ruft er, mir dieses Ehrenzeichen! Dir die Schande! Auf mich sehet, Pursche! Hier ist eure Fahne. Ihr folgt! Und so trug er die Fahne in die Linie zurük! Der heldenmüthige Jüngling ist der Sohn des in dieser Schlacht gebliebenen Majors Eberhard!

Dergleichen Züge widerlegen Vorurtheile und gehören in die Geschichte.

In unserer Fronte also fand ein Gleichgewicht statt

und dieses Gleichgewicht war beinahe sechs voller Stunden mit unerschütterlicher Tapferkeit festgehalten worden. Jezt erst, gegen ein Uhr Nachmittags, erblikte man in unserer linken Flanke zwei Kolonnen, wovon die eine gerade in unsere linke Flanke, die andere in unsern Rücken marschirte. Die Batterie des linken Flügels wurde gegen sie gerichtet, aber diese schwere Batterie von Zwölfpfünder war nicht beweglich genug, um gegen das leichtere Geschüz, das dieser Batterie in die Flanke und in den Rücken feuerte, behende genug Fronte zu machen.

Tempelhof! dachte ich, und alle die braven, einsichtsvollen Männer, welche gegen die Einführung dieses schweren Geschüzes geeifert, wie seyd ihr gerächt!*

Die Schlacht war verloren!

Wir mußten unsern Rükzug antreten, mit so vielen Schwierigkeiten auch eine manövrirende retrograde Bewegung wegen der feindlichen zahlreichern Cavallerie, die uns auf dem Fuße folgte, verbunden war. Das Regiment Gr. Henkel dekte unsern Rükzug. Dieses Regiment und das Regiment aus dem Winkel thaten Wunder der Tapferkeit.

Erst in dem Augenblik, als nur noch eine schwankende, der völligen Auflösung sich immer mehr nähernde, Ordnung in unsern Bataillonen und Eskadronen statt fand, was sage ich? erst in dem Augenblik, als sich unsere Infanterie schon in einem monströsen Knäul zurükzog und die Schlacht unwiederbringlich verloren war, als

* Es ist bekannt, daß Pontanus die vortrefflichen Sechspfünder verwarf und die unbeholfenen Zwölfpfünder einführte. Der Herzog von Braunschweig, Tempelhof und viele erfahrne Offiziere protestirten. Pontanus, unterstüzt von dem vortragenden königlichen GeneralAdjudanten, drang durch. Diese heillose Veränderung ist in den lezten Jahren der vorigen Regierung geschehen.

uns der Feind von vornen drängte und uns immer mehr und mehr in der linken Flanke umgieng, * erst in diesem Augenblik erschien die sehnlichst erwartete Hülfe unter dem General Rüchel. Seine Truppen defilirten durch Kapellendorf und erreichten eben die Höhe des Sperlingsberges.

Dieser Mann, auf dem die Hoffnung der Armeen, des Vaterlandes und besonders jezt auch unsere Hoffnung ruhte, und dessem Genie wir so hoch vertrauten, muß sehr wichtige Gründe gehabt haben, seinen Marsch von den Lehnstädter Höhen nicht schon bei den ersten Nothschüssen, die wir thaten, anzutreten und nicht auf der Chaussee fortzusetzen, sondern das beschwerlichste Defilee von Kapellendorf zu wählen; auf der Chaussee würde der Zwischenraum, der den General Rüchel von uns trennte, mit großer Schnelligkeit haben zurükgelegt werden können, nicht so durch dieses Defilee!

Der Fürst hatte die an den General Rüchel abgesandten Offiziere in diesem Sinne instruirt. Ich kann nicht glauben, daß die Sache falsch bestellt worden seyn sollte.

Indessen, da General Holzendorf von uns abgeschnitten worden, so würde General Rüchel uns auch auf diesem Punkte und unter diesen Umständen ein rettender Genius gewesen seyn.

Ich erhielt vom Fürsten den Befehl, zu dem General Rüchel zu reiten, und ihm zu melden, wie es bei uns stehe, nemlich, daß wir geschlagen wären, und nur

* Mir ist eine Relation zu Gesichte gekommen, in welcher der Verf. behauptet, in diesem Zeitpunkte auf dem ganzen Felde zwischen Vierzehnheiligen und Capellendorf keinen Feind gesehen zu haben. Ich und viele andere haben wahrlich die schwarzen Linien des Feindes, die vor unserer Fronte und in unserer linken Flanke standen, sehr deutlich gesehen.

wünschten, Se. Excell. möchte uns aufnehmen und unsere Retraite decken.

„Wo steht der Feind?"

Ich zeigte Sr. Excellenz die schwarze Linie auf den vorliegenden Höhen; die Entfernung betrug die Weite eines Kartätschenschusses. Der General Ruchel kommandirte: „linke Schulter vor!" „Da geben Er. Excellenz dem Feinde die linke Flanke! Denn gegen unsere linke Flanke kommt der Feind am stärksten! Und bei weiterem Vormarsch — den Rücken. Diese Batterie (indem ich linker Hand zeigte) ist eine feindliche Batterie."

Der General Ruchel hielt diese Bemerkungen seiner Aufmerksamkeit nicht würdig, und kommandirte: linke Schulter vor! linke Schulter vor!

Ich wiederholte noch einigemal jene Vorstellungen, General Ruchel schien mich nicht zu hören; er kommandirte fortdauernd: linke Schulter vor! linke Schulter vor!

Dieser tapfere Mann wollte jezt durch seinen persönlichen Muth die Schlacht allein wieder gewinnen! Von seinem Feuer hingerissen, konnte er die Größe der Macht, die gegen ihn stand, nicht einmal berechnen. — Als ich ihn mit dieser Vehemenz losstürmen sah, dachte ich an Winterfeldt bei Moys; der Muth des Soldaten, nicht die Uebersicht des Feldherrn sprach aus beiden.

Der Fürst ließ mich rufen. Ich meldete ihm meine Unterredung mit dem General von Ruchel.

Indem ich so mit diesem General sprach, der mich, wie gesagt, gar nicht zu hören schien, und dessen Auge glühete, feuerte jene uns in der linken Flanke befindliche Batterie bereits mit Kartätschen, und es fielen in diesem Momente die braven Männer, die ich hier nenne, mit der Anzeige ihrer Verwundung, die merkwürdig ist, weil sie das Daseyn des Feindes in unserer linken Flanke bestätigt.

Namen der Offiziere vom Infanterie Regiment von Winning, welche in der Schlacht von Vierzehnheiligen getödtet oder verwundet worden sind.

1) ObristLieutentenant und Commandeur von Rathenow von mehrern Kartätschenkugeln am linken Ohr, Schulter und Arm verwundet. Er befand sich vor dem Bataillon und wollte vom linken Flügel nach dem rechten reiten. Eben hatte er kommandirt: Geschwinde Schritt! In diesem Moment fiel er.

2) ObristLieutenant von Puttkammer. Ihm wurde gleich anfangs das Pferd todtgeschossen; er war vor dem Bataillon und wollte das Gewehr fällen lassen und auf die Batterie losgehen; dies erste Bataillon stand durch ein Versehen des raschen Aufmarsches auf dem linken Flügel des Regiments Puttkammer. Er erhielt eine Wunde im Arm, blieb aber vor dem Bataillon, was noch nicht gefeuert hatte, wiewohl das zweite und dritte Bataillon schon mit Erfolg Feuer auf die Kavallerie gegeben hatten; Puttkammer fiel, das Kreuz war ihm entzweigeschossen.

3) Major v. Rathenow eine Contusion am linken Arm.

4) Capitain v. Puttkammer, eine Contusion an der Stirn; er war der erste vom Regiment, der gefallen; die Kugel war matt und streifte nur.

5) Capitain v. Wenzel durch eine KartätscheuKugel den linke Arm zerschmettert.

6) Capitain Hüne durch eine Kartätschenkugel.

7) Capitain v. Zilinsky an der linken Lende mit zwei Kartätschenkugeln.

8) Capitain v. Werder von mehreren Kartätschenkugeln, an der linken Lende und im Backen.

9) Lieutenant v. Lobenthal, den linken Arm durch eine Kartätschenkugel zerschmettert.

10) Lieutenant v. Bernhardt am Fuß.

11) Lieutenant v. Lohr zweimal am Fuß.
12) — — — Laffert im Rücken und am Fuß.
13) — — — Schweiniz todt.
14) — — — Schwedern soll auch geblieben seyn.
15) — — — Wenzel dreimal verwundet, am Arm und an der Lende.
16) Fähndrich Wildermeth, viermal verwundet.
17) Junker Puttkammer } jeder einmal.
18) — Seidliz }
19) — du Maree dreimal verwundet.

Es dauerte nicht lange, so wurde der General Rüchel selbst verwundet. Ich hielt seine Wunde für gefährlich. Wie glüklich ist er, dacht' ich, diesen Tag nicht zu überleben! Seine Truppen waren geschlagen, und seine Hülfe ward in eben dem Augenblik vernichtet, in welchem sie erschienen war.

III.

Ostindische Miscellen.

Aus dem Essai sur l'Indoustan par Mr. Legoux de Flaix.

Dritte Lieferung.

XII. Handel der Länder Hinduftans unter sich selbst.

Die östlichen Küsten der Halbinsel erhalten aus Ceylan Zimmerholz von Palmbäumen, FagreZuker aus Kokossaft, Arekanüsse von der Palme gleiches Namens, die zugleich mit dem BetelBlatte gekaut werden, und Zimmet. Dagegen schikt Coromandel verschiedene Baumwollenzeuge dahin.*

* Vom Verfasser mit den Namen chites communes, guinées bleues, toiles à quatre fils, marchais und Guingans bezeichnet.

Die Küste von Oriza erhält von Ceylan Cokosnüsse, Arak aus Colombo, Arekanüsse, und schikt dagegen weisse Guinees, Schnupftücher von Masulipatnam und Jamdanis. Der Werth dieser verschiedenen Artikel kann sich auf 1,200,000 Rupien belaufen.

Coromandel und Oriza erhalten von Pegu Teekholz * zu Schiffen, Gebäuden und Hausrath, aus den Molukken Muskatnüsse, Gewürznelken und Muskatblüthe, von Malacca Zuker und Schilfrohr zu Geräthen und Fensterbesezungen von Flechtwerk; dagegen geben sie Schnupftücher von Masulipatnam und Paliacate und die oben erwähnten Baumwollenzeuge.

Bengalen und die Gegenden am Ganges erhalten von Coromandel Seesalz, blaugefärbte Leinwand, Schnupftücher von Masulipatnam und Paliacate, Teek- und Ebenholz, und bezahlen diese Waaren mit Musselinen, Zuker, Salpeter, Borax und Seide.

Von den Maldiven tauschen sie gegen die dahin geschikten Reisladungen, die in Bengalen und Bahar als Scheidemünze kursirenden Muscheln oder Cauris, getroknete Fische und Kokosnüsse ein; von Pegu und der Halbinsel ** und von den Molukken gegen Musseline Seidenwaaren und Opium: Rubinen, Sapphire, Smaragde, Topasen, Gewürze, Goldstaub und die kleinen und schnellen Pferde der Insel Achem; *** von Malabar und Decan gegen Musseline, Salpeter und Opium (300,000 Rupien am Werth), Pfeffer, Cardemonen und Sandelholz. Der Handel zwischen den westlichen und östlichen Küstenländern und zwischen diesen beiden und Bengalen wird auf Schiffen der Hindu Kaufleute oder auf europäischen getrieben.

XIII. Die Perlenfischerei bei Ceylan.

Die Perlenfischerei in der Meerenge von Manar, die alle

* Das Holz des Teek- (Thiek-) Baums (Tectona grandis Linn.) ist von ungemeiner Dauerhaftigkeit. Schiffe von Teekholz können über 40, Häuser mehrere 100 Jahre aushalten.

** Wahrscheinlich der Halbinsel jenseits des Ganges.

*** Worunter vielleicht Achem, ein Handelsplaz auf der nördlichen Küste der Insel Sumatra gemeint ist, deren Pferde nach Marsden klein, aber wohlgebaut und dauerhaft sind.

zwei Jahre vorgenommen wird, zieht eine unglaubliche Menge der reichsten Juweliere aus der Halbinsel und den nördlichen Provinzen herbei. Die Muscheln werden längs der Küste von Ceylan vom Vorgebirge Jafnapatnam bis an die südliche Spize der kleinen Insel Manar gefischt. Zur bestimmten Stunde, in welcher die Fischerei sich endigt, gehen die Fahrzeuge auf ein gegebenes Zeichen ans Land und laden die Muscheln aus. Man ordnet sie in Schichten, jede zu 100 Stük ungefähr, und verkauft diese Loose oder Antheile an den Meistbietenden, ohne daß der Käufer oder der Verkäufer wissen, was die Muscheln enthalten, da sie vor dem geschlossenen Contrakt nicht geöffnet werden. Nicht selten ist also das erkaufte Loos kaum den tausendsten Theil des Kaufpreißes werth, weil sich der Erfolg eben so schwer, wie bei einer Lotterie, voraus berechnen läßt. Aber gegenseitig reicht auch oft ein einziges Loos hin, den Käufer für den ganzen Einsaz aller seiner Einkäufe hundertfältig zu entschädigen, wenn er, wie bisweilen geschieht, unter zwanzig für 12—15,000 Rupien erkauften Loosen ein paar Muscheln mit Perlen vom ersten Range findet, die neun bis zehn Linien im Durchmesser haben, von schönem Wasser und vollkommner sphärischer Figur sind und von den Großen in Hindustan mit 3000 Rupien bezahlt werden. Von dieser Art war die doppelte Schnur, welche den Turban HederAliKans an großen Festtägen zierte und 78 Perlen, 610,000 Livres an Werth, enthielt. Perlen von diesem Range waren in Europa nicht zu sehen, bis im J. 1784 Madame Hastings die ersten für die Königin von England mitbrachte.

XIV. Bank- und Wechselgeschäfte.

Die Wechselbriefe (in der Landessprache Ondegicate) sind seit undenklicher Zeit in Hindustan bekannt. Nie wird es wohl in der Welt einen Bankier gegeben haben, der größere Geschäfte gemacht hätte, als das Haus der Gebrüder Chek in Bengalen. Ihr Vermögen überstieg die Summe von vierhundert Millionen Franken, sein Credit hatte keine Gränzen, seine Geschäfte giengen bis nach China und in die Türkei. Seine Tratten wurden in Canton eben so gut, wie in Constantinopel, acceptirt, und, was ohne Beispiel ist, wenn sie auf Schiras gezogen waren, in Bassora ausbezahlt. Es schikte jährlich 60 bis 80

auf eigene Kosten ausgerüstete Schiffe mit den Naturprodukten und Fabrikaten Hindustans nach allen Seeplätzen Indiens. Die mächtigsten Souveraine Asiens standen mit diesem Hause in Correspondenz, und machten sich eine Ehre daraus, mit ihm befreundet zu seyn.

Als der Kaiser AurungZebe den Zug in die Halbinsel machte, um Doltabad zu erobern * und die Einladung des Oberhaupts dieses Hauses zu einem Gastmahl angenommen hatte, ließ Chek einen Lehnstuhl für den Kaiser von lauter mit Goldstüken angefüllten Säken errichten, die mit sammtenen mit Edelgesteinen gestikten Kissen bedekt waren, und mit diesem auf 120 Lak Rupien oder 32 Millionen Livres geschäzten Lehnstuhl machte er dem Kaiser ein Geschenk.** Daraus mache man sich einen Begriff von dem Reichthum dieses Hauses!

XV. Handel von Hindustan mit Arabien, Persien und China.

Das rothe Meer liefert Kaffee, Korallen und Weihrauch, und bezahlt mit 1,600,000 Franken in venetianischen Zechinen den Ueberschuß der Waaren, die es aus Indien erhält (Musseline, Pfeffer u. s. w.) und die gegen 3,400,000 Livres werth sind. Bassora erhält Musseline, Cassien, Opium, Salpeter, Seidenwaaren aus Bengalen, Pfeffer, Cardamomen, Baumwollen- und SeidenZeuche, Leinwand u. s. w. von Coromandel, Malabar und Surate, und schikt dagegen Datteln, Rosinen, Salmiak und gelben Amber; den Ueberschuß der Einfuhr über die, gegen 1,500,000 Franken betragende, Ausfuhr, der auf 280,000 Livres gerechnet werden kann, bezahlen die arabischen Kaufleute von Bagdad und Bassora mit venetianischen und holländischen Goldstüken.

Nach Ormus schikt Hindustan bengalische Seidenzeuche,

* Dowlatabad wurde schon im J. 1636 vom Schach Jehan eingenommen. Vermuthlich ist AurungZebe's Zug gegen Visapur im J. 1683 hier gemeint.

** Wenn hier nicht etwas von halb orientalischer, halb französischer Uebertreibung beigemischt ist, so erscheint der augsburgische Wechselherr Fugger, der die Schuldverschreibungen des Kaisers Karl V., als er denselben bewirthete, in das von Zimmetholz unterhaltene Kaminfeuer warf, neben diesem Chek ziemlich klein.

leichte und starke Leinwand, Candiszuker, Cassonadzuker, Salpeter, Borax, kaschemirische Schawls, Baumwolle, Pfeffer, Cardamomen, Arekanüsse, Zimmet, molukkische Gewürze, Sandelholz, und die Fabrikate von Coromandel und Orixa. Dafür erhält es von Ormus Elephantenzähne, Salmiak, Datteln, für 700,000 Livres, und den Ueberschuß bezahlen die armenischen und georgischen Kaufleute, welche die Hauptfaktoren des reichen Handels von Ormus sind, mit Gold- und Silbermünzen und Goldstaub von der Ostküste von Afrika. Die ganze Quantität Goldes, womit der Saldo der Waaren von Hindustan bezahlt wird, kann auf 2,600,000 Livres geschäzt werden. Von jeher haben alle handelnde Nationen ihr Gold nach Hindustan eingeführt, und keines herausgezogen; Plinius berechnet, daß der indische Handel den Römern jährlich 50 Millionen Sesterzen (ungefähr 9,680,000 Livres) entzog, und in gewissen Jahren gehen aus England 3 Millionen Pfund Sterling für die indischen und chinesischen Einfuhrartikel, die Schiffsmiethe (le fret) mit eingerechnet. Demnach würde der europäische Handel nach Hindustan durch den Mangel edler Metalle gänzlich ins Stocken gerathen seyn, wenn nicht die Entdeckung der Bergwerke von Mexiko und Peru ihn wieder belebt hätte. Von dieser Epoche an verschlangen Indien und China die Schäze, die jenen Bergwerken entrissen wurden, unaufhörlich, bis die Franzosen, und nach ihrem Beispiele die Engländer, sich Territorialbesizungen in Indien verschafften, wodurch das Gleichgewicht im Abfluß der edlen Metalle aus dem Occident nach dem Orient wieder hergestellt wurde.

Denn seitdem England fast ganz Bengalen, die östlichen und einen Theil der westlichen Küsten der Halbinsel als Eigenthum erworben, und diese Länder steuerbar, einen großen Theil der Souveraine des Landes aber zu Vasallen gemacht hat, versendet es merklich weniger edle Metalle nach Ostindien, als vorher. England ist aber auch die einzige europäische Macht, für welche die Handelsbilanz günstig ist, denn es allein bezieht ungeheure Einkünfte aus Indien; Einkünfte, welche nicht nur die Verwaltungskosten, den Saldo der hindustanischen Exporten und die Bedürfnisse der Colonien zu Bankul,* Botanybay,

* Benkulen, die vierte Präsidentschaft der Compagnie, auf der Insel Sumatra.

Gombrom * und Ormus decken, sondern auch den Handel dieser Nation mit China, eine jährliche Ausgabe von 20 Millionen, im Gang erhalten.

Die Handelsverbindungen zwischen Hindustan und China hatten schon viele Jahrhunderte bestanden, als Vasco de Gama uns den Weg nach Indien zeigte. Zu Naur, einer Stadt im Reich Tanschaur, 2 Meilen südlich von Negapatnam, hatten die Chineser ein Comptoir und einen, noch jezt bestehenden, Tempel, den sie aber, von den Mongolen dazu genöthigt, verlassen mußten. Seitdem erschienen sie nicht mehr an den Ufern von Hindustan. In frühern Zeiten kamen jährlich 10 bis 12 Junken** nach Coromandel, welche gegen chinesische Kunst- und Naturerzeugnisse, bengalischen Salpeter, Seide, Gummilak, Borax, Musseline, Ebenholz, Indigo, Pfeffer, Cardamomen, Sandelholz, Floßfedern von Hayfischen und suratische Baumwolle, eintauschten. Die Artikel von Malabar schikten die Kaufleute von Surate, Cambaya und Mangalor nach Naur. Denn die Chineser getrauten sich nicht, jene Küste selbst zu besuchen, aus Furcht vor den Seeräuberflotten der Angrias, welche der Schreken jener Meere waren. Die Chineser, welche überhaupt für etwa 16 Millionen Livres hindustanische Waaren einkauften, mußten den Hindus über die chinesischen und molukkischen Erzeugnisse, welche sie ihnen zuführten, noch einen Saldo von 8—900,000 Livres bezahlen. Denn da die Hindus keine Theetrinker sind, so haben sie sich nicht, wie die Völker Europens, zu Steuerpflichtigen der Chineser gemacht. Seitdem aber China seine hindustanischen Waaren nur vermittelst der europäischen Schiffe bezieht, welche eine ungeheure Menge Thee einladen, so hat sich die Handelsbilanz ganz zum Vortheil von Canton gedreht, und Indien muß dahin jährlich einen Saldo von 3 Millionen an edeln Metallen bezahlen. Auf diese Art werden mit dem Geld der Hindus die nöthigen Ausgaben für die ganze brittische Ausfuhr aus Canton nach Europa bestritten und die

* Gumruhn, an der Meerenge von Ormus.

** Kauffahrtey-Schiffe von 800 bis 1000 Tonnen Last. Eine Abbildung davon siehe in Macartney's Gesandschaftsreise nach China. Berlin 1800. 12., im dritten Theil S. 500.

Masse des in Hindustan befindlichen baaren Geldes von Jahr zu Jahr verringert.

XVI. Handel nach der östlichen Küste von Afrika.

Mehrere Jahrhunderte vor der Ankunft der Portugiesen war dieser Handel schon im Gange. Hindustan bezog von daher theils auf eigenen Fahrzeugen, theils auf Schiffen von Mascat, Goldstaub, Elfenbein, Ebenholz, und bezahlte diese auf 2 Millionen Rupien geschäzten Artikel mit gemahlten Zeuchen, Glasperlen, Glaskorallen, bengalischen und suratischen Seidenwaaren, Zuker und Kamelot. Der Werth der Ein- und Ausfuhr hob sich gegeneinander auf. Izt wird von allen diesen ostafrikanischen Artikeln nichts mehr von den Hindus gesucht, als eine Art von sehr großen, einschaligen, blendendweissen Muscheln, die zum Schmuk der Weiber in großen Ringen und Armbändern verarbeitet werden.

XVII Gewichte, Maaße und Münzen.

Gewichte auf der Küste von Malabar: der Palon ist das Elementargewicht und soviel als die französische Unze, 20 Palons = 1 Ser, 40 Sers = 1 Man, 10 Man = 1 Candi, welcher 500 Pfund zu 16 Unzen wiegt.

Auf der östlichen Küste geben 20 Palons auf den Ser, 30 Sers Paka (altes Gewicht) oder 35 Sers Kacha (mongolisches Gewicht) auf den Man, 8 Mans auf den Bar, welcher 480 pariser Pfunde beträgt.

In Bengalen und dem nördlichen Hindustan enthält der Man 40 Sers, der Ser 20 Vichoms, der Vichom 10 Palons. Der gewöhnliche Man (denn fast iede Gattung von Waaren hat einen eigenthümlichen) beträgt 75 Pfund Mark-Gewicht.

Maaße: der Molom, der bei Stoffen gebraucht wird, = 2/5 einer pariser Elle, 1 1/4 Gadge = 44 Zollen des Pied de roi, die Magale, oder das Getraide-Maas, wiegt in Korn oder Reis 28 Pfund 2 Unzen.

Silbermünzen. Die Landesmünze, die dem übrigen zum Maasstabe dient, ist die Rupie, und diesen Namen tragen 17 Silbermünzen von besserem oder schlechterem Gehalt in Hin-

dustan. Die bekanntesten sind die Rupien von Pondichery, Arcate, Bombay, Surate und die Siccarupien. Die von Pondichery wiegt 91/2 Deniers;* ihr innerer Werth ist 51 Sous 11 Deniers tournois.** Die SiccaRupie, die am Ganges kursirt, wiegt 10 Deniers und gilt 54 Sous, die von Bombay hat das nemliche Gewicht, wie die von Pondichery, gilt aber wegen ihres verschiedenen Gehaltes 13 Deniers tournois mehr, als diese. Die von Surate wiegt 10 Deniers und gilt 51 Sous, die von Arcate hat bei einem Gewicht von 9 Deniers einen Werth von 48 Sous 6 Deniers tournois. Alle Münzen in Hindustan werden als Waare betrachtet, und sind demnach einer beständigen Abwechslung ihres Werths unterworfen. Die Sarafs, die zugleich die Geldwechsler und die Banquiers von Hindustan sind, wechseln alle Gold- und SilberMünzen jeglichen Landes ein, um sie entweder dereinst wieder an Kaufleute zu verhandeln, die ihrer bedürfen, oder sie auf der nächsten Münzstätte stempeln zu lassen, wenn sie noch nicht den Stempel einer Landesmünze haben, wie z. B. die spanischen Piaster, die französischen Thaler und Louisd'or und überhaupt alle ausländischen Sorten. Durch diese beständige Variation des Kurses kann die Rupie von Pondichery, die im innern Werth 7 1/2 Fanons hat, auf 8 1/2 Fanons steigen und einige Tage darauf wieder auf 7 1/4 fallen. Der Fanon enthält 16 Doukanies, der Doukanie, eine Kupfermünze, gilt 5 1/5 Deniers, wenn man die Rupie von Pondichery zu 2 L. 12 S. berechnet. Die Pagode courante, eine eingebildete Münze, nach welcher die Rechnungsbücher der ostindischen Compagnie gehalten wurden, steht beständig auf 24 Fanons von Pondichery. Der spanische Piaster wird von den Sarafs für 17 1/2 Fanons eingewechselt, auf den Münzstätten hingegen erhält man für 100 Piaster 217 Rupien, und noch um 2 1/4 Procent steigen diese Piasters bei der Annäherung des Monsons, der die Fahrt nach China begünstigt, weil man dort diese Münzsorte den französischen, englischen und holländischen Silbermünzen vorzieht.

Goldmünzen. Die Goldrupie (assaraße) hat einen Gehalt

* 192 Deniers auf die Mark.

** 20 Sous auf den Livre.

von 23 Karaten. Die Goldpagode mit den 3 Figuren, die an den 3 darauf geprägten Idolen erkannt wird, die Badrinnd die PondicheryPagode hält 22 Karate, die Madras- und RegapatnamPagode 21, die PortonovoPagode 19.

Das Verhältniß des Goldes zum Silber ist in Hindustan wie in Europa, nemlich wie 1 zu 14, doch kann es durch ausserordentliche Ursachen, besonders durch kriegerische Vorfälle, weil das Gold leichter der Raubsucht des Soldaten zu entziehen ist, auf das Verhältniß von 1 zu 20 steigen; so wurde im J. 1781 und 82 bei HederAlyKans Einfall in Carnate der Werth der Pondichery- und MadrasPagode auf 5 Rupien gesteigert, da sie sonst nicht anders als für 3 3/4 Rupien gewechselt wurde. Gedachte Pondichery- und MadrasPagoden haben einen innern Werth von 8 L. 7 S. 6 D. Die Dreifiguren- und die BadriPagoden einen von 9 L. 19 S. Die GoldRupie gilt in Bengalen 16 SiccaRupien, und ich habe sie im J. 1788 auf der pariser Münzstätte gegen 43 L. 4 S. 3 D. gewechselt. Von der aus Muscheln bestehenden Scheidemünze, Cauris, werden 60 zu einem Pont und 120 solcher Ponis oder 7,200 Cauris zu einer SiccaRupie erfordert. Große Summen werden nach Lak's (der Lak ist ein eingebildetes Maaß von 100,000 Rupien oder Pagoden) und nach Koturs (Crores) berechnet. Der Crore gilt eine Million Rupien, Pagoden oder Assarafien und ist ebenfalls ein eingebildetes Maaß, mit welchem die Einkünfte großer Reiche gemessen werden.

XVIII. Notizen über einige nuzbare Produkte des Pflanzenreichs, namentlich über diejenigen, welche in den östlichen und westlichen französischen Colonien zu naturalisiren wären.

Die verschiedenen Varietäten der Baumwollenstaude taugen nicht allein für die Cultur unserer Colonien, sondern sie könnten auch in Frankreich, Italien und Spanien einheimisch gemacht werden. Diese Pflanze ist übrigens zu bekannt, als daß es nöthig wäre, hier eine besondere Beschreibung davon zu geben.

Unter den Anils oder Indigopflanzen* sind besonders

* Indigofera tinctoria, Anyl, Nily.

die von Agra, genannt NilBodi oder die glänzend blaue, der Dinagang von Cochinchina, der alle Schattirungen von Grün giebt, und das Apocynum indigoferum von Sumatra, welches die Engländer nach Bengalen verpflanzt haben, zu empfehlen. Das Getraide von Nagpur und Kaschemir, genannt GuionBound oder das Höchstnahrhafte, hat nicht nur vor allen hindustanischen, sondern auch vor allen europäischen Varietäten den Vorzug. Es enthält viele klebrige Theile und wenig Kleie. Von den Gattungen des Reises würde der Gunduli vom Penschab, der in trokenen Reisfeldern gebaut wird, für Europa eine sehr gute Erwerbung seyn, und dort besser fortkommen, als der piemontesische und mailändische. Unter den Obstsorten bemerke ich die Ananas von Patna, die Jamnani oder Aprikose von Kaschemir, die Pflaume von Kabul, den weissen und schwarzen Gutedel (Chasselas) und die MuskatellerTraube von Kaschemir, die rothe Orange von Silote in Bengalen, die Pompelmuse * von Bernagor, eine monströsgroße Orange mit grünem oder rosenfarb und weisgestreiften Fleisch, und die Apfelpalme von den nicobarischen Inseln, die die Engländer in den botanischen Garten zu Calcutta verpflanzt haben. Diese Palmenart, welche eine 18—25 Pfund schwere Frucht trägt, und mit einer mehlichten, gesunden, angenehmen und nahrhaften Substanz angefüllt ist, würde auf Isle de France, in allen amerikanischen Colonien, in Louisiana und vielleicht noch in nördlichern Gegenden naturalisirt werden können, und eine wahre Wohlthat für dieselbigen seyn.

Der weiße Mohn von Bohar, aus welchem das beste Opium gemacht wird.

Der Weihrauchstrauch (Olibanum, Arbor thurifera Linn.) findet sich hauptsächlich im glüklichen Arabien, aber auch in einigen Provinzen von Hindustan, z. E. in dem schmalen und sandigten Landstrich nordöstlich von Berar. Die Zweige dieses kleinen, höchstens 9—10 Fuß hohen, Baumes sind dünn und in geringer Anzahl, die Blätter glatt, glänzend und denen des Mastixbaums gleich, die Rinde ist runzlicht und von unzählichen Rissen durchfurcht, aus denen ein

* Citrus decumana, Aurantium maximum.

wohlriechendes, trockenes, rothbraunes, halbdurchsichtiges Harz in der Größe einer Haselnuß von selbst abtropft. Der Benzoebaum (Laurus benzoin) in Siam, Ava, Malacca, auf den molukkischen und sondischen Inseln, desgleichen in Tepra, einem Grenzlande von Bengalen, ist 10—12 Fuß hoch, von pyramidalischer, regelmäßiger und hübscher Form. Seine Blätter sind dik, zahlreich und schwarzgrün; das Holz dicht, hart und rothgelb; das Harz läuft durch Einschnitte ab, die man in den jungen Baum am Stamm und an den Zweigen macht; es wird in roßhärenen Säkchen aufgefangen, ist von weisser, ins gelbliche spielender, und wenn es hart geworden, von hellcitrongelber Farbe.

Das Holzöl, ein sehr schäzbarer Firniß, wird aus einer Gattung des Teekbaums, der in Pegu und dem Reich der Barmanen * auf die ganz einfache Art gewonnen, daß man den Baum verbrennt. Während daß das Feuer die Holztheile verzehrt, läuft längs des ganzen Baumes von den Zweigen bis zu den Wurzeln das Oel oder vielmehr diese Art von Firniß ab, der einen starken aromatischen Geruch hat. Man bedient sich desselben zum Anstreichen des Holzes, entweder ungemischt, oder mit Farben, welche dieses harzichte Oel ohne Ausnahme vom Weiß bis zum dunkelsten Schwarz annimmt. Er vertreibt die Insekten, schüzt das Holz vor dem Wurmfraß und die Schiffe vor den Seewürmern, daher die damit in Pegu, Surate und andern hindustanischen Häfen angestrichenen Schiffe, wie man sagt, drei Jahrhunderte dauern sollen.

Der Seifenbaum trägt eine Frucht, die in siedendes Wasser geworfen, es schäumen macht, als wäre Seife darinn aufgelöst worden. Mit diesem Wasser lassen sich alle seidene und wollene Stoffe reinigen, ohne daß die Farben, selbst die empfindlichste nicht, wie z. E. rosenfarb und Lilas, darunter leidet. Dieses Gewächs würde in allen Antillen sehr gut gedeihen. Auch der Aloëbaum ** würde ein Gegenstand von hohem Werth für unsre Colonien seyn. Dieser Baum ist ein

* Der Staat von Burma, wozu Ava und Pegu gehören.
** Xylaloe, Agallochum.

herrliches Geschenk der Natur, und vereinigt auf seinem Stamm drei sehr schäzbare Dinge; die Rinde, welche das unter den Namen Adlerholz so hoch geschäzte Rauchwerk liefert und selbst in Indien und China mit Gold aufgewogen wird; das zarte weiche Holz zwischen der Rinde und den Kernholz ist ein gutes Arzneimittel gegen die von der Ungesundheit der dortigen Luft erzeugten Fieber, gegen die von einer Entkräftung herkommenden Magenschmerzen und gegen die Auszehrung; das Kernholz selbst ist das, wegen seines Geruches und seiner Farbe, sogenannte Rosenholz, von welchem die Tischler die schönsten Arbeiten machen.

Der Schirmmandelbaum oder Badamier ist vielleicht der einzige in der Welt, dessen Aeste sämtlich horizontal sind und in dieser Richtung in verschiedenen Absäzen übereinander stehen. Er trägt Früchte vom feinsten und angenehmsten Geschmak, gehört in die Familie der Lorbeerbäume und könnte nicht nur in den Antillen, sondern auch in den europäischen Gärten angepflanzt werden: denn ich habe in Kaschemir und Kabul Badamiers gesehen, deren Wurzeln mit Schnee bedekt waren.

Der Babelabaum,* von welchem sich das Gummilak-Insekt * nährt, würde mit Erfolg auf Isle de France und Bourbon eingeführt werden können und den Ertrag dieser Colonien vermehren.

Der Wattenbaum (Ouattier, Bombax) liefert eine feine, seidenartige und sehr kurze Baumwolle, die sich leicht filzt, und daher für die Hutmanufakturen ein sehr brauchbarer Stoff wäre.

XIX. Die Kokospalme.**

Man kennt in Ostindien sieben Species dieses Baums, die sich durch die Form ihrer Früchte unterscheiden. Die Kokosnuß von Coromandel mit sehr glatter und glänzender, gelbrother Schale und abgeplatteter Grundfläche; die von Canara von ganz ovaler Form und grüner Schaale; die kugelförmige Malabarische, die ganz kleine und vollkommen

* Mimosa cinerea.

** Coccus lacca Linn.

runde Maldivische, die eiförmige äusserst kleine von Achem, die dreiekichte, oben mit einer Spize versehene Nicobarische, welche die größte unter allen ist, und die länglicht runde von Ceylan. Die Nuzbarkeit des Kokosbaums ist schon im frühesten Alterthum in Hindustan so bekannt gewesen, daß der Gesezgeber Bruma einer der 19 Kasten, in welche die Nation getheilt ist, und zwar einer der angesehensten, ausschließlich den Anbau dieses nüzlichen Gewächses auftrug. Es ist in den Augen der Hindus so hochgeschäzt daß sie das Umhauen eines Kokosbaums als ein unverzeihliches Verbrechen, als eine Art von Todschlag betrachten.

Dieser Baum, in der Sanskritsprache Pheniziana,* im Dialekt von Decan Tenemaron ** genannt, wächst nicht, wie andre Bäume, vermittelst mehrerer Holzschichten, die sich über einander ansezen; sein Stamm besteht aus unzählichen größern und kleinern Nadeln, die durch ein zartes, schwammichtes Mark in einem Büschel zusammengehalten werden, und sein Wachsthum äussert sich durch die allmähliche Entwiklung seiner Palmen. Er ist in der ganzen Familie der Palmen derjenige, welcher sich zur größten Höhe (von 50—80 Fuß) erhebt. Seine Dauer ist gewöhnlich 85 Jahre, nie überschreitet er ein Jahrhundert. Bis zum 35 Jahre wächst er schnell, von da an langsamer, mit dem 50 oder 60sten nimmt sein Ertrag ab, seine schöne grüne Krone bleicht ab und wird dünne, er hat alle Zeichen der menschlichen Altersschwäche, und verliert er durch irgend einen Zufall seine oberste Spize, so hören die Wurzeln auf, Nahrung anzunehmen, und der Stamm zerfällt in 8—10 Tagen zu Staub. Er reproducirt sich blos durch seine Früchte. Man legt die Nüsse, das Auge nach oben gerichtet, fünf bis sechs Zoll tief in die Erde, und sorgt dafür, daß die Pflanzung alle zwei oder drei Tage hinlängliche Wässerung durch kleine Graben bekomme. Am 18ten Tage erblikt man die Spize des Keims, der, einem kleinen Elephantenzahn ähnlich, eben so weiß und glatt, wie dieser, aus der Erde hervorkommt, seine Form 15 bis 20 Tage behält, und unter dem Namen Kelinga eine äußerst feine und angenehme Speise

* Nach Wahls Ostindien Sfaßiaga.
** Nach Wahl Tengamaram.

abgiebt. Am 35 oder 40sten Tage sticht das erste Blatt als ein Gebund kleiner blassfleischfarbener Bänder hervor, die mit einem sehr hübschen lichtgrünen Fädchen eingefaßt sind. Die Wurzeln bilden sich aus der holzartigen Schale, welche die zweite Hülle der Nuß ist, und aus einem Gewebe von Fasern in Gestalt eines großen GänseEies von gelblichter Farbe besteht. Gegen den 30sten Tag durchdringen sie die Schale, werden im dritten Monat stark, dringen in die Erde ein und häkeln sich so fest an dieselbe an, daß auch die heftigsten Orkane nur selten einen Kokosbaum über den Haufen werfen.

Das Holz des Palmbaumes ist nicht hart, aber äußerst biegsam und geschmeidig, so lang der Baum noch sein Pflanzenleben fortsezt und seinen Saft behält. Ein Beispiel von dem hohen Grad seiner Elasticität ist folgendes: während der Belagerung von Pondichery im J. 1778 durchbohrte eine aus der Festung abgeschossene Kanonenkugel einen Kokosbaum, der in der Richtung gegen die Angriffsfronte stand. Der Baum beugte sich unter dem Druk der Kugel, ließ sie wie durch ein Polster durchgehen, schloß sich hierauf vermittelst dee Annäherung seiner holzartigen Nadeln wieder zusammen, und war bei der Uebergabe des Plazes von seiner Wunde vollkommen geheilt.

Ich machte von dieser Eigenschaft einen militärischen Gebrauch, indem ich im J. 1778 die Brustwehren zwischen den Schießscharten (les merlons) auf den Wällen von Pondichery damit verkleiden ließ. Eine ähnliche Probe machte schon im J 1760 der französische Commandant von Alemparve, * indem er an der äussern Seite der Mauer Kokosbäume anbrachte, und dadurch in Stand gesezt wurde, eine Belagerung von 12 Tagen in einem Nest auszuhalten, das ohne diese Vorkehrung nicht 10 Kanonenschüssen hätte widerstehen können.

Im fünften Monat kommen die ersten Blätter ganz zum Vorschein; sie treiben sämtlich aus der Spize oder dem Kopf hervor. Zwischen dem achten und fünfzehnten Monat wird der Baum aus der Baumschule wald- garten- oder alleenmäßig versezt, und er kommt unter allen dreien Methoden gut fort. Seine Wurzeln schaden keinem ihm noch so nahe stehenden

* Nördlich von Pondichery, an der Seeküste.

Gewächs, seine Palmen, die bis 24 Fuß lang werden, verschlingen sich mit den Zweigen der benachbarten Bäume, ohne diesen den mindesten Nachtheil zu bringen. Bespühlt das Seewasser seinen Fuß, so gewinnt er an Kraft und Fruchtbarkeit; daher sieht man auf der Küste von Malabar in ihrer ganzen Ausdehnung einen unermeßlichen und dichten Wald dieser Bäume, welches die malerischsten Ansichten und ein bezauberndes Gemählde der elysäischen Gefilde gewährt.

Nach der Versezung wird mit der Arbeit des Bewässerns bis ins achte oder zehnte Jahr fleißig fortgefahren, und überdieß muß während der ganzen Lebensdauer des Baumes dafür gesorgt werden, daß der Chana (dieß ist der Name der Mitglieder jener Kaste, welcher die Kultur desselben aufgetragen ist) von Zeit zu Zeit nachsehe, ob sich nicht einer jener großen mit starken Bohrwerkzeugen versehenen Käfer, die dem Palmenkohle nachgehen, darin eingeschlichen habe. Dieser Palmenkohl besteht aus dem Mark der auf einander gedrängten und noch nicht ganz entwikelten Blätter, und ist nicht nur eine sehr angenehme Speise, sondern enthält auch das Lebensprincip des Baums. Sobald der Chana die Oeffnung entdekt, durch welche der Käfer eingedrungen ist, so sondirt er sie mit einem eisernen Instrumente, um das Insekt zu tödten und wegzuschaffen.

Im fünften, bei minder sorgfältiger Bewässerung erst im siebenten oder achten Jahr treibt der Baum seine ersten Knospen von ovaler Form, 24 bis 28 Zoll lang und 2 bis 3 Zoll dik. Sie enthalten eine Traube in der Form eines an verlängerten Stielen gerade in die Höhe stehenden Büschels (en panicule), der mit einer großen Anzahl kleiner Blumen besezt ist. An die Stelle von einigen dieser Blumen treten in der Folge die Früchte, es wäre denn, daß man die Absicht hätte, aus der Knospe das unter dem Namen Kalu bekannte geistige Getränk zu ziehen. * Starke Palmenbäume geben gewöhnlich 9–12, schwache und schlecht besorgte höchstens 4–5 Knospen des Jahrs. Aus den Knospen, von denen der Kalu oder Palm-

* Aus dem Kalu erhält man durch Destillation die beste Sorte Arak; der schlechtere wird von Reis gemacht. (Wahls Ostindien, II. 782.

wein abgezapft wird, können sich keine Nüsse mehr bilden, auch würde der Baum absterben, wenn man nicht wenigstens eine Knospe unter dreien unberührt liesse. Der Kalu ist sehr zukerreich und nahrhaft, und nicht wie alle andre berauschende und gegohrene Getränke der Gesundheit nachtheilig. Vielmehr ist er ein Specifikum gegen den Scorbut, und mit Koriander vermischt ein erprobtes Heilmittel gegen die Steinkolik. Ueberdieß kann er als Hefen beim Baken des Brodes gebraucht werden, welchem er eine ungewöhnliche Weisse und Leichtigkeit giebt. Da er eine große Quantität von Alkohol enthält, so bekommt man durch die Destillation mehr als ein Viertel seiner Masse an Brandtwein oder Arak. Der durch Abdampfen aus dem Kalu genommene Zukker giebt, wenn er in der Proportion von 15—20 Pfund zu 180 Pinten (oder halben Maaßen) Wasser mit dem Mörtel vermischt wird, den davon aufgeführten Gebäuden eine fast unzerstörbare Festigkeit.

Der Kokosbaum ist einer der schönsten Bäume, den man kennt. Sein Bau ist hoch und aufgeschossen, sein Stamm schlank und gerade, sein reichbewachsenes Haupt, mit Palmen gekrönt, deren Farbe ein dem Auge sehr wohlthuendes Grün ist, und mit Früchten von ungeheurer Größe beladen, bietet dem Wanderer einen anmuthigen Schatten und die Zusicherung an, daß er hier seine dringendsten Bedürfnisse befriedigen könne; und man kann sich einer gewissen Begeistrung nicht erwehren, wenn man von diesem interessanten Gewächs redet, in welchem die Macht des Ewigen so viele, für die Künste, für die Bedürfnisse, für das Vergnügen, nuzbare Eigenschaften vereinigt hat. Der gewöhnliche Ertrag eines Kokosbaums ist nahe an 8 Franken des Jahrs, ein Ertrag, den wohl kein anderer Baum in irgend einer Gegend der Erde gewährt, wenn man bedenkt, daß der Kokosbaum sehr wenig Raum einnimmt, daß unter seinem Schatten verschiedene grasartige und Gemüßpflanzen und selbst Fruchtbäume fortkommen, daß er wenig Sorge und Aufwand erfordert und daß alle seine Theile zu benuzen sind.

Aus der faserigen Hülle der Kokosnuß (Kaer bei den Hindus genannt) werden sehr gute Schiffseile und Ankertaue gemacht, die den hänfenen weit vorzuziehen sind, weil sie elasti-

stischer, leichter, dauerhafter, geschmeidiger sind, als diese, und keine der Gesundheit schädliche Ausdünstung haben.

Die Blätter (Palmen) des Baums dienen zur Bedachung der Häuser und zu Matten; das Kokoswasser * ist ein sehr angenehmer und erfrischender Trank, die Nuß eine süße wohlschmekkende Speise. Nur dürfen beide, wenn man von einer langen Seefahrt herkommt, nicht unmäßig genossen werden. Die aus der Nuß gezogene Emulsion ** dient bei den Färbereien, indem sie, vermischt mit dem Extrakt der Coleschipflanze und fixem Alkali ein glänzendes Violett giebt. Sezt man noch ungelöschten Kalk hinzu, so wird das Alkali rosenfarb. Auch bedienen sich die Färber dieser Milch bei den seidenen, baumwollenen und wollenen Stoffen, die sie schwarz färben, indem sie verhindert, daß diese, gewöhnlich beizende, Farbe die Stoffe nicht verbrenne. Wird die KokosnußMilch durch Einkochen bei einem gemäßigten Feuer concentrirt, so erhält man ein süßes und angenehmes Oel, das auch medicinischen Nuzen hat. Das aus dem Kern durch Auspressen gewonnene Oel ist zum Brennen gut, und giebt eine helle, glänzende Flamme ohne Geruch und Rauch. Mit den Träbern, die nach dem Auspressen übrig bleiben, füttert man die Lastthiere, auch Kühe und Ziegen, die davon desto mehr Milch geben.

Könnte man auch noch das Holz dieser nüzlichen Palmenart gebrauchen (dieß ist aber nach der oben gegebenen Beschreibung des Stammes unmöglich, wenn schon Thunberg, Reed und Rumph das Gegentheil behaupten), so könnte man mit vollem Recht sagen, daß dieser Baum allein für alle Bedürfnisse des Menschen hinreiche.

XX. Die Arekapalme.

Ungeachtet die Arekapalme (Areca Catechu Linn.) nicht von einem so ausgedehnten Nuzen ist, als der Kokosbaum, so ist sie doch den Hindus eben so unentbehrlich. Sie hat zwar nicht die Schönheit und den Wuchs jenes Baums, aber doch eine gefällige, angenehme Gestalt. Sie erhebt sich be-

* Der milchige Saft aus der noch jungen Nuß (Wahl).

** Wahrscheinlich das aus der Milch der Schale durch Einkochen mit Wasser bereitete Kokosöl (Wahl S. 781).

ständig vertikal; der herbe Geschmack ihres Saftes und ihres Gummi läßt ihr kein Insekt zu nahe kommen; ihr Laubwerk giebt einen angenehmen Anblik. Ihre Palmen haben ein reiches, glänzendes Grün zur Farbe, daß sich, wenn sie alt werden, nach und nach ins Gelblichte verwandelt. Sieben bis acht dieser Palmen, die mittelsten an der Krone, stehen aufwärts, die fünf übrigen neigen sich in leichter Biegung abwärts. Die Fortpflanzung dieses Baums geschieht wie bei den Kokosbaum, durch das Einstekken der Nüsse in die Erde, aus welcher der Keim zwischen dem 20 und 30 Tag aufsproßt. Die Versezung geschieht vom 1 bis zum 7 Jahr, die Lebensdauer ist von 50 bis 70 Jahren. Seine Palmen werden nicht länger als 8—9 Fuß, und geben daher nur einen mäßigen Schatten, aber keine andre Pflanze (Bananas- und Kaffeebäume ausgenommen) gedeiht unter diesem Schatten. Die Palmen geben, zu Asche verbrannt, einen guten Dünger und eine zum Bleichen der Leinwand brauchbare Sode (soude), der Stamm dient zu Sparren für Schuppen (hangars) und Schirmdächer (toits en appentis), und gespalten zu trefflichen Latten, die nie von Würmern zernagt werden. Die Nusse, von ovaler, sphärischer oder kegelförmiger Form, nach der Species des Baums, auf dem sie wachsen, sind höchstens von der Größe eines starken Taubeneyes. An einem Büschel hangen gewöhnlich ihrer 150. Starke Stämme geben jährlich 6, 7 bis 10 solcher Büschel. Der Ertrag des Baums fängt im 7ten Jahr an, im 10ten Jahr erreicht er sein höchstes Maaß. Die Hindus, so wie alle Asiater von Arabien bis nach China, bedienen sich der Arekanüsse in Verbindung mit dem Betelblatt, welches in allen gesellschaftlichen Cirkeln, bei Hofe und in der Stadt, wie beim ärmsten Holzhacker, eine große Rolle spielt, und dessen Entbehrung für den Indier das höchste Unglük seyn würde. Bei jedem Besuch wird Betel gegeben, begegnet ein Freund dem andern, sie bieten sich gegenseitig dies Material an. Die größte Unhöflichkeit wäre es, eine Standesperson anzureden, ohne diese Mischung zu kauen, die aus Betelblättern, klein geschnittener Areka, etwas Kalk, Kardamomen, feinem Gewürz und Kaschu zusammengesezt und in den Betelblättern, wie in kleinen Düten eingewikelt ist. Diese Mischung, welche den Spei-

schel und die Lippen mit einer sehr lebhaften Rosenfarbe überzieht, hat nach der Meinung der Indier die Wirkung, den Hunger zurükzuhalten, den Athem wohlriechend zu machen, die Verdauung zu befördern, die unterbrochene Ausdünstung wieder herzustellen, vor dem Kopfweh, der Fäulniß der Zähne, den Krämpfen und Nervenübeln und andern Krankheiten zu schüzen, den Fibern Spannung und dem Geist Heiterkeit zu geben, und ich muß gestehen, daß die Erfahrung mir die Richtigkeit ihrer Behauptungen im Allgemeinen bewiesen hat.

Die Substanz, welche wir Caschu, die Hindus Catecambe und die Portugiesen Catecambre nennen,* ist der verdichtete Saft der Arekanuß. Man zerschneidet die frischen Nüsse in 3 oder 4 Stükchen und wirft sie in einen irdenen glasirten Kessel, der bis zu einem Drittel seines Inhalts mit Wasser angefüllt ist, in welches man 12—15 Pfund von der Rinde des Kantai Babela, einer stachlichten Pflanze von der Familie der Mimosen gethan hat. Man läßt bei einem mäßigen, nach und nach schwächer werdenden Feuer, die wässerichten Theile so lange verdunsten, bis sich der Saft zur Consistenz eines Extrakts verdichtet hat: diesen nimmt man dann heraus, giebt ihm die Form kleiner Stüke von der Größe einer Faust, und läßt diese im Schatten troknen. Dieß sind die wahren Catecambes; zu Goa, Batavia und Macao mischt man noch Zuker, Zimmt, Cocosnuß, Bisam und etwas weniges von Rosenessenz hinzu; so entsteht dasjenige, was die Portugiesen Cachonde nennen und woraus wir das Wort Caschu gemacht haben. Es wird von den europäischen Frauen, die sich an den Betel gewöhnt haben, und von den Mongolen dem ungemischten Caschu vorgezogen, an welchen lezteren hingegen die Hindus sich ausschließlich halten.

In der Medicin wird der verdichtete Saft der Areka gegen Brandwunden, gegen den Mundschwamm und andere schwammichte Gewächse, desgleichen gegen die Taubheit, — in der Färberei der Zize als Gummiüberzug für diejenigen Theile der Leinwand, die nicht gefärbt werden sollen (denn die Hindus geben ihr die Farbe nicht durch das Druken, sondern durch den Pinsel und das Eintauchen), und als Beize oder klebrigter Grund gebraucht, auf dem man die Gold- und Silber-

* In den Apotheken Catechu oder Terra japonica.

blättchen befestigt, die an den Kattunen angelegt werden sollen. Auch der Rothgerber bedient sich desselben mit dem besten Erfolg und die Engländer haben seinen Gebrauch seit einigen Jahren in ihren Gerbereien eingeführt.

IV.

Briefe des General ToussaintLouverture an den Bischoff und Senator Gregoire.

(Aus der französischen Handschrift übersezt.)

Erster Brief.

(Am 9 Frimaire J. 5. vom Cap geschrieben.)

Bürger! Wenn die Völker verschiedene Gottesdienste haben, so vereinen sie sich hingegen alle in der Anerkennung des Daseyns eines höchsten Wesens, eines Gottes, des Urhebers aller Dinge, des Belohners der Guten und des Rächers der Bösen. Die Anerkennung dieser höchsten Intelligenz ist die Grundlage der Religion aller Länder, und alle Menschen sind ihr Verehrung, Furcht und Liebe schuldig. Aber wie zahlreich sind nicht die Unglüklichen, welche durch eitlen Tand irdischer Dinge verführt, die Lehren der Weisheit und Sittlichkeit, die ihnen in ihrer Jugend beigebracht wurden, vergaßen, und nachdem sie die Verehrung des guten und großen Gottes vernachlässigten, damit enden, ihn und seine Wohlthaten zu mißkennen. Von ihrem Hirten verlassen wird die Heerde ein Raub des Wolfes. Dieß ist die Gefahr, die dem Volke von St. Domingo droht, seit die Diener des Altars, von denen er geleitet ward, ihren geheiligten Dienst verließen und die Unglüklichen ihren Leidenschaften und ihrer Schwäche preis gaben, durch welche sie bald göttlichen und menschlichen Gesezen gleichmäßig entrükt seyn werden. Vom Gefühl dieses Unglüks durchdrungen, wünsche ich, soviel an mir ist, den Folgen desselben zuvorzukommen und seinen Fortschritten Einhalt zu thun, und ich wende mich an Sie, um Ihre Unterstüzung anzurufen, für dasjenige, was meine Anhänglichkeit an die Religion und

meine Liebe für die allzuschwache und allzugebrechliche Menschheit mich thun heissen.

O Sie, erhabener Diener der heiligsten Gottesverehrung, Sie, würdiger Hirte der getreuen Heerde, Sie, der Sie durch ihre philantropischen Gesinnungen die Revolution der politischen Wahrheiten in diesen Gegenden vorbereiteten, helfen Sie mir in der Ausführung des Vorhabens, mit jenen zugleich auch die Herrschaft der moralischen Wahrheiten auszubreiten. Der wahre Philantrop ist ein religiöser Mensch, denn die Grundlage der katholischen Religion beruht auf der eben so einfachen, als wohlthätigen Lehre: Liebe Gott über alles, und deinen Nächsten wie dich selbst. Ich bitte Sie demnach, Bürger, daß Sie selbst zwölf katholische Geistliche auswählen mögen, die einen exemplarischen Lebenswandel führen, die von erprobter Geduld seyen, um die verirrten Schaafe zurukzuführen, deren Sittlichkeit rein, weise, klug und vor allem mit den Gesezen übereinstimmend sey. Ich würde solche vorziehen, welche bereits die Verrichtungen ihres Standes in diesem Lande ausgeübt haben, indem der Arzt seine Kranken leichter heilt, wenn er mit ihren Temperamenten schon zum voraus bekannt ist. Uebrigens, wer sie immer seyn mögen, die Sie mir senden werden, so sollen dieselben, sobald sie von Ihnen gewählt und vorgestellt worden, auf eine ihren Tugenden und ihrem Charakter angemessene Weise empfangen, geachtet und geehrt werden. Ich werde mir es zu einer heiligen Pflicht machen, ihnen alle mögliche Vortheile und alles, was für die ruhige Ausübung ihrer Verrichtungen erforderlich seyn kann, zu verschaffen. Gruß und Ehrerbietung.

(Unterz.) Toussaint Louverture.

Zweiter Brief.

(Am 15 Prairial J. 6. vom Cap geschrieben.)

Bürger! Ich habe mit unendlicher Freude alle Ihre Briefe und die denselben beigefügten Drukschriften erhalten. Ich sage Ihnen dafür meinen aufrichtigsten Dank. Ich freue mich ausnehmend über den Antheil, den Sie mich an Ihrer Achtung und an Ihrer Freundschaft geniessen lassen wollen. Ich werde mich dieser Gesinnungen Ihrer schönen Seele würdig

zu erhalten bemüht seyn; ich lege einen sehr großen Werth auf dieselben und ich fühle mich nicht wenig geehrt, unter die Zahl Ihrer Freunde gerechnet zu werden. Ich habe nicht das Glük, Sie persönlich zu kennen, aber Ihre Schriften, in denen allen Liebe der Freiheit und der Gleichheit, Menschenfreundlichkeit und Religiösität athmen, sind mir vollkommen wohlbekannt. Ich habe dieselben aufmerksam gelesen, sie haben mich mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt und ich werde sie nie aus dem Gedächtnisse verlieren.

Ich bin äußerst erkenntlich für die Güte, mit der Sie, mein lieber und ehrwürdiger Freund! meine Kinder zu besuchen, die Mühe nehmen. Ich schreibe an den B. Coisnou, und ich ersuche ihn, denselben den Anlaß zu verschaffen, Ihnen ihre ehrfurchtsvollen Gesinnungen zu überbringen; in Ihrer Gesellschaft werden Sie die Tugenden des guten Christen und des guten Bürgers lernen. Erweisen Sie mir den religiösen Dienst, dieselben in jener heiligen Moral zu unterrichten, welche Sie mit so großem Erfolg in Ihren Schriften lehren. Ich werde zufrieden und ruhig sterben, wenn meine Kinder Ihren frommen Räthen folgen.

Ich werde der französischen Regierung das Begehren der Ueberlassung von zwölf, durch Anhänglichkeit an die Republik und an ihre Pflichten achtungswerthen, Priestern vortragen. Diese Diener eines Kultus, den ich liebe und dem ich mit Verehrung zugethan bin, werden aus allen ihren Kräften mitwirken, um die Sittlichkeit des Volkes herzustellen und dasselbe milder und gesellschaftlicher zu machen. Ich werde auch der Sendung einiger, mit bischöfflichem Charakter bekleideten, Geistlichen meinen ganzen Beifall schenken, die die Priester ordonniren und zuverlässig nur gute Wirkungen in der Kolonie hervorbringen könnten.

Ich gebe Ihnen von den neuesten Vortheilen Kenntniß, die wir über die Engländer erhalten haben. Nachdem die Ruhe im Innern gesichert, die Keime der Zwietracht ausgerottet, der Genius des Böse vertrieben ist, war mein ganzes Bestreben auf die Entfernung der Engländer gerichtet. Die tapfere Armee von St. Domingo hat sich unverzüglich aller Posten bemächtigt, durch welche die im Westen vom

Feinde beſezten Städte gedekt waren. Dieſe drohende Stellung zwang die Engländer, mir eine Kapitulation anzutragen, und meine Menſchlichkeit bewog mich, dieſelbe anzunehmen, zumal ſie mit der Würde der Republik auch keineswegs unverträglich war. In Kraft dieſer Kapitulation haben unſere Truppen von den Städten St. Marc, l'Arcahaye, La Croix des Bouquets und Port republicain Beſiz genommen. Akkerbau, Induſtrie und Handlung werden in dieſen vier wichtigen Plazen des Weſtdepartements bald wieder aufblühen... Ich höre nicht auf, Gott zu danken, der mich bei allen meinen Unternehmungen geleitet hat, und der mich die Feinde der Freiheit meines Vaterlandes überwinden ließ... Gruß und achtungsvolle, herzliche Ergebenheit.

(Unterz.) ToussaintLouverture.

Dritter Brief.

(Am 3 Vendem. J. 7. aus dem Generalquartier des Gonaives).

Bürger! Es iſt der Bürger Pascal, Ihr Freund und der meinige, welcher Ihnen, mein lieber und achtungswürdiger Freund! dieſen Brief übergeben wird. Er kann Ihnen bezeugen, mit wie viel Vergnügen wir Uns von Ihnen unterhalten haben und wie ſehr ich wünſche, daß Sie uns beſuchen könnten. Ich habe Ihnen zu wiederholtenmalen eröffnet, wie nüzlich für dieſe Kolonie die Sendung guter, der Republik und der Religion gleichmäßig zugethaner Geiſtlicher, welche die Menſchen auf die Pfade des Glükes und ihrer Pflichten zu leiten verſtünden, ſeyn würde. Ich wünſchte nicht minder, daß Sie, verehrungswürdiger Bürger, ſelbſt zu uns kommen und an der Ausbreitung der evangeliſchen Moral, die mit derjenigen unſerer theuren Verfaſſung ſo ganz übereinſtimmt, vorzugsweiſe arbeiten könnten. Allerdings würde Ihre Abreiſe aus Frankreich Bedauern erwekken, allein ſie haben bereits ſo viel Eifer für die Freiheit der Neger gezeigt, Sie haben ſich ſo ſehr als ihren ſtandhaften und aufrichtigen Freund bewieſen, daß ich glauben darf, Sie könnten auch noch dieſes Opfer darbringen, um das große Werk zu vollenden, zu dem Ihre ausdauernde Menſchenfreundlichkeit kräftig mitwirkte. Ihre Gegenwart wird, ich bin deſſen gewiß, von den beſten Folgen ſeyn. Sie ſind vor allen uns ein aufrichtiger Freund der Re-

publik und des Ruhmes von Frankreich. Alle Partheyen der Republikaner werden ihre Herzen vor Ihnen öffnen, sie werden Ihnen ihre Besorgnisse und ihre Hoffnungen mittheilen und wenn Sie ihre wahren Gesinnungen werden kennen gelernt haben, so können Sie, durch treue Berichterstattung über die moralische Lage der Kolonie an das Direktorium, Ihrem Vaterlande und der Menschheit nüzliche Dienste leisten.

Izt, da die Kolonie ruhig ist, da Ordnung in ihr herrscht, da keine Feinde mehr ihren Boden verunreinigen, da die Schwarzen, unerachtet aller Verläumdungen, mit denen sie überhäuft wurden, mit Fleiß und Eifer an der Herstellung der Landeskultur arbeiten, und da auch die am meisten gegen uns Eingenommenen erkennen müssen, daß die Freiheit, weit entfernt, zum Müssiggange zu verleiten, vielmehr den Muth und den Arbeitsfleiß verdoppelt hat, — izt ist es nur darum zu thun, diese glükliche Ordnung der Dinge zu erhalten und zu bevestnen. Es wäre jämmerlich, wenn ungeschikte Hände oder durch Vorurtheil geblendete Menschen kommen sollten, um jene zu vernichten, und ich kann Ihnen meine dießfälligen Besorgnisse nicht verheelen. In der Hoffnung, Ihrer Umarmung zu geniessen, bitte ich Sie, von meiner aufrichtigen Ergebenheit und von meiner Achtung sich versichert zu halten. Gruß und Hochachtung.

(Unterz.) Toussaint Louverture.

Vierter Brief.

(Am 23 Brumaire J. 7. vom Cap.)

Achtungswürdiger Bürger! Die neuesten Ereignisse, die mir nicht unerwartet waren, indem sie mich bewogen, meine Entlassung (ma retraite) durch eben jene Gelegenheit zu begehren, die Ihnen mein leztes Schreiben vom 3 Vendem. überbracht haben soll, legen mir die Pflicht auf, dem Directorium einen Bericht zu erstatten und demselben diejenigen Aufklärungen zu geben, die geeignet seyn können, ihm aller Ränke ungeachtet, die man wird spielen lassen, die Wahrheit unverdekt zu zeigen. Ich benuze diesen Anlaß, um meine frühere an Sie gethane Bitte zu wiederholen, Sie möchten sich unter Ihre Kinder von St. Domingo begeben, die Ihren Charakter verehren, Ihre Moral und Ihre Tugenden lieben. Kommen Sie

in unsere Mitte, Sie werden glüklich seyn durch das Vergnügen, Glükliche zu machen und durch das Bewußtseyn, für die Civilisirung eines der Freiheit würdigen Volkes mitgewirkt zu haben. Sein Glük wird Ihr Werk seyn und Ihnen wird es seine Tugenden verdanken. Welche Wohlthaten könnten eine so heilige Schuld bezahlen. Die Dankbarkeit eines großmüthigen Volkes wird Ihnen niemals eine Ihrer würdigere Belohnung anbieten können, als die Sie in Ihrem eignen Herzen finden werden.

Hätten Sie wohl gedacht, daß, als die Ernennung des General Hedouville zum Gouverneur von St. Domingo alles das Glük versprach, wozu sein hoher Ruf den Bewohnern dieses unglüklichen Landes Hoffnung machen mußte, er dasselbe den großen Gefahren aussezen würde, gegen die ich es zu schüzen noch glüklich genug war. Die beiliegende Abschrift meines Berichtes an das Direktorium, wird Ihnen darthun, wie sehr dieser mit den größten Mitteln, das Gute zu bewirken, wenn er den Willen dafür hatte, versehene Agent, die Hoffnungen der ächten Freunde der Freiheit täuschte, indem er durch unpolitische Maßnahmen, durch freiheitmörderische Unternehmungen und durch willkührliche Handlungen, die er im Namen des Gesezes sich erlaubte, ein ganzes Volk gegen seine Gewalt aufbrachte und die Flamme der Zwietracht anzündete, die den Bürgerkrieg herbeiführen mußte, welcher seinem Ausbruche nahe war... Welche persönliche Unannehmlichkeiten der General Hedouville auch immer mir verursacht haben mochte, so durfte ich mit meinen Pflichten nicht kapituliren. Ich habe das GemeinWesen aus den Gefahren gerettet, denen es ausgesezt war, und zum Lohne dafür hat der General Hedouville mit Schimpf und Schmach meine Ergebenheit an mein Vaterland erwiedert. Glüklicherweise finde ich in dem Zeugnisse meines Gewissens einen bessern Lohn. Um die Feigheit, mit der er seinen Posten verließ, zu entschuldigen, schreit er izt in Frankreich aus, was er schon hier zu verkünden schaamlos genug war: ich hätte die Kolonie von Frankreich abgerissen, die Emigrirten aufgenommen, und mit Hülfe von durch England besoldeter Truppen den langgenährten Entwurf der Unabhängigkeit in Ausübung gebracht. So wird die schwärzeste Verläum-

dung durch Schlauheit, Ränke und das Gold der Antillen unterstüzt, das Licht verdrängen und mich in Einem Tage die Früchte meiner vieljährigen Dienste, meiner Treue gegen Frankreich und meiner Anstrengungen, um demselben den Sieg über seine Feinde zu erhalten — verlieren lassen, wenn anders die Rechtschaffenheit meiner Richter den bösen Willen meiner Gegner nicht zu schanden werden läßt. Allein ich vertraue auf die Unpartheilichkeit beider Räthe, auf die Gerechtigkeit des Direktoriums, und das Ungewitter, das über meinem Haupte gerüstet wird, schrekt mich nicht, da ich überzeugt bin, es werde durch diejenigen von mir abgewandt werden, die vermöge ihrer Stellen und ihrer Pflichten die Beschüzer der Unschuld und die Rächer des Lasters, die Vertheidiger der Freiheit und die Feinde der Tyrannei sind.

St. Domingo gegen die Gefahren geschüzt, denen es preis gegeben werden sollte, wird ferner dem Wohlstande entgegen reifen, welcher unter der Herrschaft der Gesezе und der Freiheit und des Kommissär Roume seiner wartet; an diesen sandte ich Abgeordnete, um ihn im Namen der öffentlichen Wohlfahrt dringend zu bitten, die Zügel der Regierung für so lange zu übernehmen, bis das Direktorium wird verfügt haben, was es in seiner Weisheit für gut erachten mag. Was mich betrifft, so werde ich, unwandelbar in meinen Grundsäzen und wie ich es von jeher war, Frankreich und der Freiheit aufrichtig zugethan, nicht aufhören, jeden Augenblik meines Lebens allem dem zu widmen, was die Wohlfahrt von St. Domingo sichern kann. Meine und Ihre Religion, tugendhafter Bürger, macht mir dieß zur Pflicht, und finde ich den Lohn dafür auf dieser Erde nicht, so werde ich ihn im Himmel erhalten. Diese erhabene Moral, diejenige des Christenthums, die mehr Helden bildete, als der Atheism nicht that, wird mich stets über die Ungerechtigkeit meiner Mitbürger und über alle Härte des Unglükes trösten. Wenn ich in meinen eignen Unvollkommenheiten die Ursache des Hasses suchen sollte, mit welchem der General Hedouville mich verfolgt hat, so könnte ich dieselbe in meiner Religion allein finden, die der Gegenstand seiner Diatriben und seiner größten Schmähungen gegen mich gewesen ist. Er rechnete mirs zum Verbrechen, einen belohnenden und strafen-

den Gott anzuerkennen und zu verehren. Er bedurfte aber der Scheingründe, um zu seinem Zwecke zu gelangen, und in diesem Fall ist alles brauchbar, und die Tugend wird in den Augen desjenigen, der Verbrecher sucht, bald zum Verbrechen.

Izt vorzüglich, mein verehrter Freund! würde Ihre Gegenwart in St. Domingo kostbar für mich seyn; Sie allein, verbunden mit dem Frieden meines Innern und dem Zeugniß meines Gewissens, könnten mich über alles mein Ungemach trösten. Sie finden beigeschlossen eine Zuschrift, die ich nach der Vernichtung aller Feinde Frankreichs, welche sich während so langer Zeit den Besiz der Kolonie streitig machten, an die unter meinen Befehlen stehende Armee erlassen habe. Sie wird von denen getadelt werden, welche die Macht der Religion und ihr Gewicht auf ein neugebildetes Volk nicht kennen; wenn aber Sie ihr Ihren Beifall schenken, so bin ich zufrieden. Genehmigen Sie die Versicherung meiner Hochachtung, meiner tiefen Verehrung und meiner aufrichtigsten Freundschaft.

(Unterz.) Toussaint Louverture.

N. S. Die Hinsicht auf die Gefahren des Winters bewegt mich, das Aviſoschiff l'Enfant prodigue noch vor Abdruk meines Berichtes abgehen zu lassen; Sie werden also das Exemplar das ich Ihnen ankündigte, mit dem Doppel des gegenwärtigen Schreibens, durch die nächste Gelegenheit erhalten.

Fünfter Brief.

(Am 16 Germinal J. 8. von Port au Prince.)

Verehrungswürdiger Bürger! Ihr Schreiben vom 22 Vendemaire J. 8. ist mir nur sehr späte zugekommen, was mir nicht allein um seines interessanten Gegenstandes willen leid that, sondern auch darum, weil ich einen unendlichen Werth auf das Zeugniß Ihrer Achtung lege. Ich sende einen Oberoffizier der Armee, die unter meinen Befehlen steht, an die Regierung ab, um dieselbe über den gegenwärtigen Zustand von St. Domingo zu unterrichten; er ist zugleich beauftragt, die nöthigen Begünstigungen für die freie Ueberfahrt der zwölf unterrichteten, christlich und republikanisch gesinnten, Priester anzusuchen, die ich längst von Ihnen begehrt habe. Ich sehe also der baldigen Ankunft derselben allhier mit Zuversicht entgegen; sie werden in der Kolonie, als von Ihnen kommend, empfangen

werden. Mein erstes Geschäft wird seyn, dieselben in jene Quartiere zu vertheilen, welche keine Geistlichen besizen, und es wird nur von ihnen abhängen, die Verrichtungen ihres heil. Dienstes mit Erfolg auszuüben. Im Zustande des Krieges vorzüglich, womit gegenwärtig die Kolonie heimgesucht ist, wird ihre Moral dazu dienen können, die Greuel des zerstörenden Uebels zu mildern. Umsonst waren die ersten Schritte meiner politischen Laufbahn dahin gerichtet, meinem Lande den Frieden zu verschaffen: nachdem alle Feinde des Mutterlandes vertrieben sind, sehe ich mich izt in die traurige Nothwendigkeit versezt, Brüder zu bekämpfen, welche durch die Ehrsucht eines einzigen Mannes verführt wurden, und die Zeit, die ich seit dem Abzug der Engländer auf die Herstellung der Kultur und des Wohlstandes von St. Domingo verwenden zu können hofte, ist eine Zeit des Untergangs, der Zerstörung aller Landescultur und alles Unglükes geworden, das sich im Gefolge bürgerlicher Kriege zeigt. Möge die französische Regierung solche heilsame Maßnahmen ergreifen, die geeignet seyen, dieser Geißel der Menschheit ein Ziel zu sezen. Dieß ist mein heissester Wunsch. Sie kennen den ersten Detail dieser unglüklichen Ereignisse, und was den Fortgang derselben betrifft, so beziehe ich mich auf den Inhalt der beigeschlossenen Adresse.

Wir haben hier Kenntniß von den Veränderungen erhalten, die in Frankreich um den 18 Brumaire vorgefallen sind. Ich wünsche von Herzen, daß sie der Republik zum Vortheile gereichen mögen; wenn sie dahin führen, der Herrschaft der Ränke und des bösen Willens ein Ende zu machen, so erfüllen sie die Wünsche aller guten Franzosen und vorzüglich die meinen.

Es ist mir unmöglich, die einzelnen Schreiben zu beantworten, mit denen Sie mich beehrt haben, weil dieselben in den verschiedenen Büreaux zurükgeblieben sind, wo sie mich antrafen, und die ich wegen der Kriegsereignisse nicht zusammenziehen konnte. Ich bitte sie aber, sich versichert zu halten, daß ich auf Ihre Empfehlungen alle Rükficht tragen werde. Eben der unglükliche Krieg, den ich bestehen muß, hat mich gehindert, die verschiedenen Personen zu sehen, die Ihre Briefe an mich überbrachten. Ich hoffe aber nächstens nach dem Cap zu gehen, wo ich mir das Vergnügen verschaffen werde, mich mit

denselben zu unterhalten. Fahren Sie fort, mir von Ihnen Nachrichten zukommen zu lassen; Sie werden mir dadurch ungemein viel Vergnügen machen. Ich meinerseits werde keine Gelegenheit versäumen, um die wohlwollenden Gesinnungen zu erwiedern, die Sie gegen mich hegen. Unter den Personen, die Interesse an meinen Kindern nehmen, ist niemand, wie Sie, von dem ich wünsche, daß meine Kinder Sie recht oft besuchen mögen. Seyen Sie so gütig, dieselben hinwieder bisweilen zu besuchen und sie durch Ihre guten Räthe zu belehren. Ich erneuere Ihnen die aufrichtige Versicherung meiner Verehrung Ihrer Tugenden. Gruß und Hochachtung.

(Unterz.) ToussaintLouverture.

6. ToussaintLouverture's Proklamation in Bezug auf den Inhalt obstehender Briefe.

Im Cap, 11 Frimaire J. 9.

ToussaintLouverture, Obergeneral der Armee von St. Domingo, an seine Mitbürger.

Von dem lebhaften Verlangen, meine Mitbürger auf dem Pfade der Tugend wandeln zu sehen, jederzeit belebt, mit ihrem Glüke stets beschäftigt und von der wirksamen Kraft der Lehren der christlichen Religion durchdrungen, durfte ich nichts versäumen, was dazu beitragen konnte, in ihren Herzen die Entwiklung derselben und der aus ihnen herfließenden bewundernswürdigen Grundsäze zu befördern. Durch die ewigen Wahrheiten des heil. Evangeliums und durch das Lesen seiner geheiligten Vorschriften, erkennt und fühlt der Mensch die ihm zu erfüllen obliegenden Pflichten. Die Religion ist der Spiegel der Tugend, sie ist die Klippe, an welcher alle Vorurtheile und alle Leidenschaften scheitern; durch die eifrige und vollkommene Ausübung ihrer Vorschriften wird man ein guter Bürger, ein guter Bruder, ein guter Freund, ein guter Vater und ein guter Gatte... In der vollständigen Ueberzeugung also, daß die Religion, durch die Milde und Reinheit ihrer Sittenlehre zur Herstellung der innern Ruhe dieser Kolonie beitragen kann, erachtete ich bereits vor drei Jahren für gut, an den Bischoff von Blois das Ansuchen für gute Priester gelangen zu lassen, welche den Gesezen der Republik gehorsam und geeignet seyen,

die wahre Lehre in den Gemeinden zu verbreiten und zu predigen, welche keine Seelsorger haben. Das nachstehende Schreiben, welches ich mit Vergnügen bekannt mache, kann meine Absichten bezeugen. Mögen meine Mitbürger dasselbe aufmerksam lesen! Mögen sie dem Inhalte desselben nachdenken und von dem Gefühl ihrer Christenpflichten durchdrungen werden. Indem sie diese getreu erfüllen, werden sie lernen, im gesellschaftlichen Verhältnisse die unveräusserlichen Rechte zu geniessen, die die Natur ihnen ertheilt hat. Die Religion wird sie lehren, alle gesellschaftlichen Tugenden lieben und ausüben, deren Wesenheit sie selbst ist. An die Stelle des Hasses und der Rache, die aus den revolutionären Verirrungen hervorgiengen, werden in allen Gemüthern, die Gefühle der Eintracht, der Bruderliebe und der liebenswürdigen und ächten Freiheit treten.

(Unterz.) Toussaint Louverture.

(Das nachfolgende Schreiben war obstehender Proclamation beigefügt.)

Paris, 5 Germinal J. 8. (25 März 1800)

Bürger General! Ihre unermeßlichen Arbeiten haben ohne Zweifel das Begehren bei Ihnen nicht in Vergessenheit gebracht, das Sie vor ungefähr drei Jahren an den B. Gregoire, für zwölf den Gesezen ihres Vaterlandes zugethane Priester, gelangen liessen. Sie sahen damals diese zwölf Priester als geeignet an, für die Herstellung der Ruhe und der guten Ordnung in der wichtigen Kolonie mitzuwirken, welche Sie durch Ihre Klugheit und durch Ihren Muth der Republik zu erhalten gewußt haben. Ihr Brief und Ihre Proklamation an die Armee wurden in den Annales de la religion abgedrukt. Beide Aktenstüke, die Ihrem Namen zur Ehre gereichen, erfüllen alle diejenigen mit Hoffnung und Trost, die sich aufrichtig für das Heil der Menschheit interessiren und die die Ausbreitung der Grundsäze des Evangeliums als das beste und sicherste Mittel ansehen, um die Menschen gut und glüklich zu machen.

Der gelehrte und tugendhafte Bischoff gab sich alle Mühe, Ihre Absichten zu befördern. Seit langer Zeit genau mit ihm verbunden und seines Zutrauens gewürdigt, bin ich einer von

denjenigen, auf die er zum Behuf jener wichtigen und ehrenvollen Sendung, sein Auge warf. Als seine Auswahl getroffen war, beschäftigte er sich mit unserer Reiseeinrichtung, und die damalige Regierung sicherte ihm solche frei und unentgeldlich zu. Wir erwarteten die Befehle und Weisungen für den Zeitpunkt unserer Abreise, als sich das Nationalconsilium der französischen Kirche versammelte. Der Eifer dieser heiligen Versammlung beschränkte sich nicht auf die Getreuen des Mutterlandes, sondern ihre zärtliche Sorgfalt dehnte sich auch auf unsere Brüder in der neuen Welt aus, und sie achtete die Errichtung neuer bischöfflicher Stühle in den französischen Kolonien für eine ihrer ersten Pflichten. Vier derselben wurden für St. Domingo errichtet. Meiner Unwürdigkeit unerachtet bin ich durch das Consilium auf einen derselben berufen. Meine erste Empfindung gieng dahin, jene, welche für meine Wahl mitgewirkt hatten, zu bitten, ihre Augen auf ein anderes Subjekt zu werfen. Meine Vorstellungen blieben ohne Erfolg, ich mußte nachgeben und mich unterziehen. Seit dieser Zeit erwarte ich mit Ungeduld den Augenblik, wo ich mich auf den Posten begeben kann, auf den mich die Vorsehung beruft. Lange Zeit verließ ich mich deshalb auf die Zusage der vormaligen Regierung; allein eine traurige Erfahrung hat mich gelehrt, daß ich mich täuschte, und daß die Religion von ihr etwas anders nicht, als Verfolgungen erwarten durfte. Ich suchte demnahen eigene Quellen für die Bestreitung der Kosten meiner Reise, die nun hoffentlich nicht mehr lange verschoben bleibt, ausfindig zu machen. Ich werde zu dem Ende verschiedene der Kolonie nüzliche und meiner Sendung nicht fremde Gegenstände mit mir bringen, als nemlich gute Bücher, Kirchengefäße und Geräthschaften. Der Lenker aller Dinge hat zuverlässig Ihnen, Bürger General, den Gedanken eingegeben, der mich bestimmt hat, meinen väterlichen Boden zu verlassen, um mein ganzes Daseyn seinem Dienste in einer andern Hemisphäre zu widmen, und ich nähre auch das feste Vertrauen, daß Sie noch ferner das Werkzeug der Vorsehung seyn und mich in allem dem Guten unterstüzen werden, das die Einwohner von St. Domingo von meinen Verrichtungen zu erwarten berechtigt sind. Um das Glük derselben auf eine würksame Weise

zu befördern, darf ich einzig ihnen die erhabene Sittenlehre des Evangeliums vortragen; Sie werden aus diesem göttlichen Buche lernen, daß alle Menschen Brüder sind, daß sie sich untereinander lieben, einander helfen und unterstüzen sollen, und das die christliche Liebe, welche alle verbinden soll, nichts anders ist, als die Vollendung aller gesellschaftlichen Tugenden, daß sie allein es vermag, den Bürger jeder Aufopferung fähig zu machen, ihn unerschütterlich an sein Vaterland zu knüpfen, sein ganzes Bestreben auf die öffentliche Ordnung hinzurichten, diese und den Willen des Schöpfers mit einander zu vereinbaren und also jene glükliche Harmonie hervorzubringen, durch welche alle Theile der gesellschaftlichen Ordnung mittelst gegenseitiger Liebe unter einander verbunden sind. — Das Nationalkonzilium hat in seiner Weisheit erachtet, daß es nicht hinreiche, den Bewohnern der neuen Welt eine Religion, die so viele Wohlthaten über sie ausbreiten kann, zu verkünden; und da dasselbe den, vielleicht leider! nur allzunahen Zeitpunkt voraussah, wo das Mutterland nicht im Stande seyn wird, die fremden Missionen zu besorgen, so hielt es die Errichtung neuer Stühle in den Kolonien für nöthig, welche in der Folge in ihrem Schooße selbst für die Bildung und Fortdauer der Diener der Religion sorgen können.

Alle Freunde der Freiheit freuten sich, als Schwarze zuerst unter den Gesezgebern Frankreichs Plaz nahmen; bald werden sich alle Christen gleichmäßig freuen, wenn sie unter den Dienern des Altars Menschen aller Farben sehen werden. Dann werden endlich auf den Stufen des Heiligthums alle barbarischen Vorurtheile, durch die sie allzulange getrennt waren, verschwinden; dann wird die, gleich ihrem Urheber immer nur wohlthätige, Religion alle Partheien und alle Farben in den süssen Umarmungen einer zärtlichen und wechselseitigen christlichen Liebe vereinen. Der heisseste Wunsch meines Herzens, Bürger General, ist dahin gerichtet, daß dieser glükliche Zeitpunkt nahe seyn möge, und Ihre wohlbekannte Religions- und Vaterlandsliebe läßt mich hoffen, daß Sie alles thun werden, was von Ihnen abhängen kann, um ihn zu beschleunigen und daß Sie mit eifrigem Nachdruke ein für beide gleich wichtiges Mittel befördern werden. Genehmigen Sie, Bürger General,

die Versicherung meiner vollkommenen Ergebenheit. Unterz. G. Mauviel, Pfarrer von Noisy-le-sec bey Paris.

N. S. Der Bürger Raphael, der Ihnen diesen Brief übergeben wird, wünscht lebhaft Ihre Zuneigung und Ihre Richtung zu verdienen, und ich darf glauben, daß Sie ihn jederzeit derselben würdig finden werden; er muß unter die weisen Freunde der Freyheit gezählt werden. Sein Betragen während allen Veränderungen und Stürmen der Revolution, läßt darüber bei allen denjenigen keinen Zweifel übrig, die ihn seit seiner Ankunft in Frankreich zu beobachten den Anlaß gehabt haben. Er wird Ihnen von Ihren lieben Kindern, welche die schönsten Hofnungen geben, Nachricht bringen.

V.

Kleine historische Denkwürdigkeiten.

Verstümmelte Parol-Befehle aus den europäischen Annalen. (4 Hft. 1808.)

Parol-Befehle, wie sie wirklich gegeben worden sind. *

Parol-Befehl vom 28sten März 1807.

Sr. Excellenz will, daß man nicht gleich jede Truppe als eine Colonne ankündige. 30 Mann bilden eine kleine Truppe, 60. eine größere und um eine Colonne ankündigen zu können, muß man wenigstens 2 Bataillons Infanterie und 4 Eskadrons Cavallerie erbliken. Manche geben des Feindes Truppen vor Danzig auf

Beim ersten Lärmschlagen sind die Bataillons sehr langsam heraus gewesen, was künftig nicht seyn muß. In 10 Minuten höchstens 1/4 Stunde müßen die Bataillons auf ihren Alarm-Pläze seyn: diese Saumseligkeit ist aber größtentheils unverschuldet, kommt von dem öftern und unnöthigen Lärmschlagen, und die-

* Mit dem größten Vergnügen machen wir die nachfolgende Berichtigungen bekannt, und erkennen die Mittheilung derselben mit dem lebhaftesten Dank, indem uns nichts so angenehm ist, als Wahrheit zu verbreiten und das Unrecht, das durch falsche Angaben ohne unsre Schuld jemand zugefügt worden wäre, wieder gut zu machen.

Red. der europ. Annalen.

80,000 Mann Truppen an, allein der Gouverneur weiß, daß er nicht stärker ist, als 12,500 Mann.

ses entstehet von den ganz unüberlegten Meldungen, und jeder Trupp wird mit dem Namen einer Colonne belegt. Bis 30 Mann kann es nur ein kleiner Trupp heißen, bis 60. ein großer Trupp. Man hat gewöhnlich so viele Eskadrons und so viele Bataillons gesehen. Eine Colonne Infanterie muß wenigstens 4 Bataillons haben. Cavallerie wenigstens 5 Eskadrons. Der Feind giebt sich selbst um Danzig auf 18,000 Mann an, so viel Sr. Excellenz haben ausmitteln können sind nur 12,500, wo wollen denn die Menge Colonnen herkommen?

Parol-Befehl vom 27sten März 1807.

Ein Offizier vom Bataillon Koch, hat in Schidliz Thüren und Fenster eingeschlagen, und dabey gesagt: daß alles zum Teufel gienge. Wenn er das von seiner Person verstanden hat; so will sich der Gouverneur nicht dagegen sezen, im Gegenfall muß er sich rechtfertigen.

Am 25sten hat ein Offizier von den Füselieren, beim Major von Voigt in Schidliz, Fenster und Schränke eingeschlagen, unter der Voraussezung, daß alles der Teufel holen müßte. Ich fordere den Offizier bei seiner Ehre auf, sich wegen seiner Legitimation sofort bei mir zu melden. Hier wird nichts der Teufel holen, wünscht es aber der Offizier für sich selbst, so wollen Sr. Excellenz nicht dagegen seyn.

Parol-Befehl vom 31sten März 1807.

Künftig soll Niemand ein Haus mehr in Brand steken, ohne einen geschriebenen Befehl des Gouvernements (von den Vorstädten zu verstehen).

Wenn künftig durch die traurige Lage, in der sich die Vorstädte befinden, noch Häuser angezündet werden müßen; so kann es nur auf einen schriftlichen Be-

fehl Sr. Excellenz geschehen, indem die Häuser, die angezündet werden sollen, benannt sind; und wer eins anzündet, ohne daß es vom Ingenieur-Departement bestimmt, oder von Sr. Excellenz schriftlich befohlen, wie es geschehen ist, der zündet es auf eigene Rechnung an, und hat den Schaden zu tragen.

Parol-Befehl vom 10ten April 1807.

Se. Majestät hat befohlen, daß jeder Soldat, der eine feindliche Canone oder einen General gefangen nehmen wird, die goldene Medaille erhalten soll.

Man soll mit der Munition so sparsam seyn, als möglich.

Se. Majestät der König haben als Nachtrag zu der Vertheilung wegen der Verdienst-Medaille mittelst Cabinets-Order vom 24 März noch festzusezen geruhet, daß derjenige, welcher einen General gefangen nimmt, eine Canone oder eine Fahne erbeutet, ohne Rükficht, ob er schon die silberne Medaille besizt, die goldene Verdienst-Medaille erhält, und die damit verbundene Zulage. Derjenige aber, der einen subaltern Offizier gefangen nimmt, erhält die silberne Verdienst-Medaille.

Parol-Befehl

vom 16ten April . . . soll heissen den 26sten April 1807.

Die reitenden Ordonanzen sollen mit Festigkeit und nicht mit Furcht heran kommen. Wenn man gleich das Anrüken des Feindes zu melden hat, so ist dies noch keine Ursache, vor Furcht und Schreken den Athem zu verlieren.

Wenn die Cavallerie Ordonanzen-Rapports bringen; so sollen sie wie vernünftige Soldaten sie bringen, und nicht mit angstvollen Gesichtern. Wenn man gegen den Feind stehet, so gewärtigt man, daß er anrükt, und das zu melden, ist noch keine

Die erste Pflicht eines Offiziers besteht darin, seine Leute aufzufordern, ihre Schuldigkeit nach seinem Beispiel zu verrichten, und er soll ihnen dieß Beispiel damit geben, daß er singt, beständig heiter und nie niedergeschlagen aussieht, und daß er zu seinen Leuten von den Franzosen nicht wie von unbesiegbaren Truppen spricht: dieß ist das größte Verbrechen eines Offiziers.

Ursache, um aus Angst den Athem zu verlieren. Die erste Pflicht der Offiziere ist, und welches Se. Majestät so oft befohlen, den Soldaten beherzt zu machen, und zwar durch Beweise, die so leicht sind, daß er sie einsehen muß. Der Weg ist aber ganz verfehlt, wenn die Offiziere mit ihren Leuten von den Franzosen als unüberwindlichen Menschen sprechen, das größte Staatsverbrechen, daß ein Offizier begehen kann.

Parolbefehl vom 23ten April 1807.

Die Feigen vom Bataillon Hamberger, welche vor dem Feinde geflohen sind, werden vereinigt an die Spize eines jeden Ausfalls gestellt werden, und das so lange, als noch ein Stük von ihnen übrig ist.

Ist im Sinne nicht verfehlt.

Noch vergangene Nacht sind Se. Excellenz wegen ihren Tagesbefehlen bei einigen unbärtigen Offizieren in Ungnade gefallen — sie bittet dieselben um Verzeihung..... Diejenigen, die das Glük haben, alles besser zu verstehen, als Andere, dürfen sich nur bei Sr. Excellenz einschreiben lassen, und dieselbe wird alle mögliche Ehrfurcht für diese großen Genies haben; sie ist auch bereit, mit Bewilligung des Königs, ihre Stelle zu Gun-

Diese Nacht bin ich auch wegen eines nöthigen Befehls bei einigen Offizieren, aus der Klasse der unbärtigen Erz-Feldmarschälle in Ungnade gefallen; ich bitte sie deshalb unterthänigst um Verzeihung, daß ich mich angemaßt habe, etwas zu befehlen, ohne sie vorher angefragt zu haben; ich werde mich nie wieder so vergessen, verspreche ihnen aber treulich, daß, wenn der Geist des Raisonnements nicht aus der Garnison kommt, über jeden Of-

sten dieser gebornen Feldmarschälle niederzulegen.

fizier, der in diesen Fehler verfällt, und dadurch schon seine Unbrauchbarkeit im Dienst anzeigt, sogleich Kriegsrecht halten zu lassen. Die Offiziere können dem Soldaten kein elenderes Beispiel geben. Wer aber so viel Weisheit besizt, darf sich nur bei mir melden, denn da ich so übergroßen Respekt für so übergroße Genie's habe, bin ich sogleich erbötig, mit Bewilligung Sr. Majestät solchen Erz-Feldmarschällen meinen Posten abzutreten.

Parolbefehle vom 4ten Mai 1807.

Die Offiziere waren gestern recht lustig auf dem Hagelsberge, und Se. Excellenz dankt ihnen dafür.

Se. Excellenz nimmt ihren neuerlichen Ausspruch zurük, und bezeugt diesem Corps ihre Achtung. Doch nimmt sie hievon jene aus, die den Major von L'Estocq, Adiudanten Sr. Exc. des Herrn von Arnim, und den Lieutenant v. Bülow zu Boden geworfen und mit Füßen getreten haben, so daß lezterer wegen den erhaltenen Quätschungen sich chirurgisch verbinden lassen mußte. Ferner jene, die man nur mit Stockschlägen aus den Casematten heraustreiben konnte; endlich die Soldaten, die dem Befehle zuwider in ihre Quartiere zurükgekehrt sind. Alle diese sie-

Die Herren Offiziers sind gestern auf dem Hagelsberge vergnügt gewesen, Se. Excellenz danken allerseits; die Freude in der Gefahr ist der größte Beweis der Tapferkeit. Wie Se. Excellenz nach dem lezten Ausfall gegen einen Theil des Bataillons Hamberger ihre Unzufriedenheit geäußert, so haben sie gleich die braven Herren Offiziers ausgenommen, weil sie wußten, welche Anstrengung sie angewendet haben, den zurükkehrenden Theil des Bataillons heran zu bringen; ebenfalls haben Se. Excellenz den größten Theil des Bataillons, der ihnen seit langer Zeit als brave Leute bekannt war, daß er keinen Antheil daran nehmen könne, ausgenommen; ihr Argwohn gieng

ben bei Sr. Excellenz im schwarzen Buche, und sie wird sich dessen bei Gelegenheit zu erinnern wissen.

nur auf den polnischen Theil der Cantonisten, dem es noch an Neigung für den preuß. Staat fehlen kann. Die Herren Offiziere haben durch die schmerzhafte Opfer bewiesen, daß sie keine Gefahr scheuen; jezt haben sie in der anständigen Vorstellung bewiesen, daß auch dieser Theil des Bataillons, dem Sr. Excellenz argwöhnten, unschuldig ist. Sr. Excellenz nehmen also hiemit ihre, gegen diesen Theil des Bataillons gefaßte, Meinung feyerlich zurük, und sind nunmehr überzeugt, daß einzig und allein die Dunkelheit der Nacht daran Schuld ist, daß es dem Bataillon des rechten Flügels nicht so, wie dem linken Flügel geglükt ist. Auch nehmen Se. Excellenz von ihrer Unzufriedenheit die Fußgänger der Cavallerie ab, die arbeiten sollten, wovon der größte Theil unschuldig ist; nur die nehmen Sr. Excellenz nicht zurük, die respektswidrig den Maior von L'Estocq und den Adjudanten Sr. Excellenz, Lieutenant von Arnim überrennt und den Lieutenant v. Bülow im Gewirre mit Füßen getreten haben, daß er hat müssen verbunden werden; nicht den, der sich in die Casematten verstochen und Hiebe bekommen, nicht den Trupp, dem Se. Excellenz befahl, oben stehen zu bleiben, und die Ordre zu erwarten, der diesen Befehl nicht abwartete, sondern nach Hause lief: die sämtlich auf die schwarze Tafel gesezt sind, und bei Gelegenheit Abrechnung gehalten werden wird.

I.

Die Schlacht von Vierzehnheiligen vom Obersten von Massenbach.

Fragment
aus den historischen Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preußischen Staats seit dem Jahre 1794.
(Beschluß.)

Indem ich die zu späte Erscheinung des Generals von Rüchel als die Hauptursache des Verlusts dieser Schlacht betrachte, schwöre ich bei dem allwissenden Gott, daß kein unedles Gefühl, keine Feindschaft und kein Haß die Triebfedern sind, so zu sprechen, wie ich spreche; ich liebe den General Rüchel, ich schäze ihn als den wahren Beförderer manches Guten. Auch meine Bemühungen, Gutes zu stiften, hat er unterstüzt. Hier ist es um historische Wahrheit zu thun, ich habe niedergeschrieben, was ich gesehen habe.

Ich traf auf den General von Schenk, ihn bat ich die Höhen von Kapellendorf besezt zu halten, und dadurch unsre Retraite zu decken. Aber auch der General von Schenk ward verwundet, bald darauf wurde die Flucht allgemein.

Ich hatte während der Schlacht theils selbst gesagt, theils allen Commandeuren auf Befehl des Fürsten sagen lassen: die Retraite gehe über Ulrichshallen und Liebstädt auf den Ettersberg, wo sich alles sammeln sollte.

Nur die Ueberreste des tauenzienschen Korps, das alle TaschenMunition verschossen hatte, und das geschlagene,

zerstreute rüchelsche Korps zogen sich über Ulrichshallen zurük, das, was über Kapellendorf kam, retirirte nach Weimar.

Der Fürst ritt auf die Höhe von Weimar, wo der kleine Wald ist, der unter dem Namen des Weibichtbusches bekannt ist. Es wurde der Vorschlag gemacht, in dieser Gegend alles wieder zu sammeln. Mußte man sich nicht sammeln? *

Viel Mühe gab ich mir, diesen Zwek zu erreichen; es wurde dringend gebeten, dann ernstlich befohlen im Namen, und auf die Autorität des Fürsten befohlen. Dieses Stopfen glükte auch anfänglich.

Jenseits Umpferstädt fielen Schüsse. Es war kleines Gewehrfeuer, eigentlich ein Geknacker; ich habe keinen GranadenRegen gesehen, wie einige behaupten wollen. Diese Flintenschüsse würkten wie ein elektrisches Feuer, alles ergriff die Flucht, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, alles untereinander stürzte sich den Berg hinunter nach Weimar. —

Dieß war das Ende der Schlacht bei Jena! Der Sieg hatte uns einen freundlichen Blik zugeworfen, um unsre Hoffnungen desto grausamer zu täuschen. — Wir würden die Schlacht vermieden haben, hätten wir den linken Flügel gegen Uttenbach zurükgeworfen, wären wir dann über den Apoldaerbach gegangen, und hätten so den Ettersberg gewonnen. Wir hätten die Schlacht vermeiden sollen. Dieß war meine Ansicht vor der Schlacht, sie ist es heute noch. Entschlossen, den Kampf

* Auch dieses Sammeln hat man in der Folge getadelt. Was würde man gesagt haben, wenn man gerufen: „Rette sich, „wer sich retten kann! — In der hohen Spannung, in „welcher ich mich befand, konnte ich freilich die Worte nicht „auf die Goldwage legen. Es mag wohl seyn, daß ich „manchen angefahren habe. Ich wünschte dem ersten, der „von Sammeln nichts hören und lieber flüchten wollte, „den Degen durch den Leib gestoßen zu haben."

zu beginnen, würden wir vielleicht die Schlacht gewonnen haben, hätten wir ungefähr in der Mitte der Schlacht der höchsten Kühnheit die Zügel schießen lassen, oder wären den Befehlen des Fürsten zufolge, die beiden Seitenkorps dem Feinde zu rechter Zeit auf den Leib gegangen. Dies war meine Ansicht während der Schlacht! — Sie ist es heute noch. —

Betrachtungen.

Drei Ursachen haben den Verlust dieser Schlacht herbeigeführt.

Die erste Ursache ist die Nachlässigkeit, mit welcher die Patrouillen in der Nacht vom 13. zum 14. Oktober längst des hohen Ufers des Saalthales von Kamburg an bis an die Schneke gemacht worden, oder die Nachlässigkeit, dasjenige, was diese Patrouillen beobachtet, ins Hauptquartier selbst zu melden; ich habe es schon gesagt, daß in der Nacht vom 13. zum 14. Okt. keine beunruhigenden Nachrichten ins Hauptquartier des Fürsten gemeldet worden sind. —

Wir haben gesehen, daß auf der Straße von Kamburg bis Schwabhausen kommandirt haben: die Generale von Schimmelpfenning, von Bila, von Holzendorf, Gr. v. Tauenzien und mehrere sächsische Generale, die während dessen, was in dieser Nacht hätte geschehen sollen, und, soviel uns bekannt, nicht geschehen ist, ihrem Souverain eben die Rechenschaft schuldig sind, welche die preußischen Generale dem Könige ihrem Herrn abzulegen haben. — Wir haben im ersten Abschnitt die Befehle angeführt, welche der kommandirende General den Generalen Holzendorf, Gr. Tauenzien und Schimmelpfenning theils selbst ertheilt hat, theils hat ertheilen lassen. Wir haben gesehen, wie vortheilhaft besonders die Generale Holzendorf und Tauenzien postirt waren, um von allem, was sich beim Feinde ereignete, auf das schnellste unterrichtet zu werden. Mir, ich wiederhole es, mir ist es nicht bekannt geworden, daß

in der verhängnißvollen Nacht vom 13. bis 14. Okt. dem Fürsten Hohenlohe die geringste beunruhigende Nachricht gemeldet worden wäre.

Also von den zwei Linien Infanterie, welche wahrgenommen worden seyn sollten, von dem mit Fakeln und brennenden Kienkörben begleiteten Zuge, von dem Jubelgeschrey, von dem Lärmen des Holzfällers,* von allen diesen wichtigen Dingen habe ich vor der Schlacht nicht die geringste Notiz erhalten. Wenn ich von allen diesen Vorfällen benachrichtigt gewesen, so würde ich mit noch größerem Eifer darauf bestanden haben, den linken Flügel in der Richtung vom Sperlingsberge nach Uttenbach zurükzuziehen; die vortheilhaften Folgen, welche aus diesen Lager- oder Positionsveränderungen entstanden seyn würden, sind im vorhergehenden deutlich genug auseinander gesezt worden.

Die zweite Ursache des Verlustes dieser Schlacht ist der frühe Rükzug des GeneralLieutenants von Holzendorf aus der Gegend von Rödchen in die Gegend von Apolda, wodurch dieser Rükzug so früh veranlaßt worden, kann ich mit Zuverlässigkeit nicht angeben, und ich bin weit entfernt, in dieser wichtigen Sache eine Muthmaßung zu machen und eine Meinung aufzustellen. Das Gros des Korps, welches uns in die linke Flanke und in den Rüken marschirte, und die Schlacht entschied, kam erst spät zum Vorschein.

Ueber diese ganze Sache schwebt also noch eine große Dunkelheit, diese Dunkelheit kann aber durch die Generale von Holzendorf und von Sanitz und durch den Lieutenant von Steinwehr aufgehellt werden.

Zu der Zeit, als der Fürst die Dispositionen zur Schlacht in zwei Worten angab, mußte er glauben, General Holzendorf stehe noch auf den Höhen von Rödchen, oder wenigstens auf den Höhen von Stobra, wohin er den Lieutenant Diederich sandte. Der zweite diesem Buche beigefügte Plan

* Man sehe den Bericht eines Augenzeugen. —

drükt das Bild aus, welches sich der Fürst von der Art entworfen hatte, wie er die Schlacht liefern wollte.

Die dritte und wichtigste Ursache des Verlustes der Schlacht bei Vierzehnheiligen ist die verspätete Ankunft des GeneralLieutenants von Rüchel.

Es ist keine Frage, daß dieser General sich nicht mit allen denjenigen Truppen, welche er auf den lehnstädter Höhen schon versammelt hatte, und mit welchen er auch in der Folge aufbrach, schon bei dem Schall der ersten Kanonenschüsse hätte in Marsch setzen können.

Diese ersten Kanonenschüsse fielen des Morgens um 5 Uhr, vielleicht schon zwischen 4 und 5 Uhr. Man kann die Entfernung, in welcher sich der General Rüchel von der Schnecke oder von Vierzehnheiligen befand, nicht grösser als zu $1\frac{1}{2}$ Meile anschlagen. Dieser Weg konnte in 3 Stunden zurükgelegt werden. Um 8 Uhr also konnte General Rüchel bei uns eintreffen, das war aber die entscheidende Stunde. Wir hatten das, was vom Feinde vorgekommen war, zurükgeworfen, das glükliche Beginnen begeisterte und elektrisirte alle, diese Begeisterung gab uns den Sieg, wir warfen alles, was vor uns stand, in das Mühlthal hinein — und die Truppen, welche uns in der Folge in die linke Flanke kamen, zogen sich von selbst zurük, weil sie das Schiksal ihrer Hauptarmee bald genug erfahren haben würden. Der schönste Lorbeerkranz umkränzte die Stirne des Fürsten von Hohenlohe und des General Rüchel; sie wurden die Helden, nicht des Tages, sie wurden die Helden der Mit- und Nachwelt, sie hatten den Unbesiegbaren besiegt! — — —

Nie ist vielleicht einem Sterblichen ein grösseres Schiksal beschieden gewesen, und diesen unsterblichen Ruhm, diesen nie verwelkenden Lorbeerkranz verschmähet der General Rüchel! Er zaudert mit einer Hülfe, die so dringend und nothwendig ist! Und wer hat je gehört, daß Zaudern zu den Bestandtheilen eines feurigen Charakters gehöre? — Also der

Hort der Völker und der Stolz des preußischen Namens konnte der General Rüchel unaufgefordert werden! — Aber der General Rüchel wurde auch aufgefordert, seine Pflicht zu erfüllen, und auch aufgefordert erfüllte er sie nicht! — Ich schreibe diese Worte mit namenlosem Schmerz nieder, meine Thränen möchten sie wieder auslöschen!

Nicht ich, die Wahrheit, die mit Schmach und Schande bedekte, schuldlos unglükliche Armee, der vernichtete Staat, das trauernde Vaterland, — die Welt fordert den General Rüchel vor den Richterstuhl der, den Frevel bezähmenden und alles im Gleichgewicht haltenden, Nemesis. — Ich schweige und traure, weil ein braver Mann, weil ein schöner Charakter untergegangen ist. —

Das Feldherrntalent besteht darin, mit kaltem Blute die Schlacht einzuleiten, und die Bewegungen der Truppen mit eben diesem kalten Blute abzumessen. Der Fürst hat die Schlacht mit kaltem Blute eingeleitet, es lag nicht in seiner Macht, dem Feinde den Uebergang über die Saale zu verwehren; denn überschritt der Feind die Saale nicht bei Lobeda und Jena, so überschritt er sie bei Kahla, wir konnten also keine Stellung auf dem Rande des Saalthales nehmen. Der General Tauenzien war genöthigt worden, Jena zu verlassen. Er hatte selbst die Hauptgruppe der Höhen, welche das Thalufer bilden, troz des ihm gegebenen Rathes, verlassen; wir haben diese Gruppe am 12ten nicht wieder nehmen können. — Für die Vertheidigung der Uebergänge bei Dornburg, bei Kamburg oder vielmehr der Debouches aus Dornburg und Kamburg hatte der Fürst gesorgt, soviel es in seiner Macht stand, zu sorgen. — Daß er den Uebergang bei Kahla nicht auch besezte, wird man ihm doch nicht wohl zur Last legen? Sollte er seine Armee in Vorposten-Kordons auflösen? —

Das war es freilich, was man stillschweigend von dem

Fürsten verlangte, als man ihm vorschrieb, eine Stellung auf dem Plateau von Jena zu nehmen. Was verlangte man von ihm? Seinen Untergang, fürwahr! Man hat seine Absicht erreicht, hatte man wirklich diese Absicht, und war es nicht Mangel an Einsicht, die uns die Stellung auf dem Plateau von Jena anwies, und mit Hartnäkigkeit darauf beharrte, daß wir sie einnehmen mußten, es war eine bessere Stellung schon am 6ten, und dann am 11ten, endlich noch am 13ten, es war manches bessere in Vorschlag gebracht worden! Für seinen rechten Flügel hatte der Fürst gesorgt, indem er die Sachsen an den beiden Hauptausgängen, bei der Schnecke und bei Isserstädt postirt hatte, und dem General Rüchel früh genug die Ordre schikte, dem rechten Flügel zu Hilfe zu eilen. — Der Fürst selbst brauchte sich nicht zu den Sachsen zu begeben, wiewohl er sich auf den General Zeschwiz verlassen konnte, der viele einsichtsvolle Offiziere, einen Funk, einen Süßmilch und andere bei sich hatte.

In der Mitte seiner Armee mußte der Fürst bleiben, weil hier die größte Gefahr drohte. Einen festen Standpunkt muß der Feldherr in der Schlacht wählen, damit ihn jeder gleich finden kann, und dieser feste Standpunkt ist da, wo die größte Gefahr dem Ganzen droht, in der Mitte war die größte Gefahr.

Die Absicht des Fürsten war, während der Schlacht offensive zu gehen, und die Feinde wieder in die Defileen zu werfen, aus welchen sie, wie sie selbst sagen, mit der größten Mühe herausgekrochen waren. Um diese Offensive auszuführen, mußte der Fürst Nachrichten vom General Holzendorf haben, und die Ankunft des General Rüchel erwarten. —

Wie litt der Fürst, als er vergebens auf diese, vergebens auf jene hoffte! Die Ereignisse der Schlacht beurtheilt die anmaßende Unwissenheit nach dem Erfolge! Aber diese Unwissenheit kennt weder die Lage des Feldherrn am

Tage der Schlacht selbst, noch alle seine Verhältnisse. —

Steht es in seiner Macht, Entfernungen abzukürzen, und den Zeiger der Zeit festzuhalten? Steht es in seiner Macht, die Entfernten, die ihn unterstüzen sollen, zu beflügeln, wenn sie sich selbst nicht beflügeln, wenn sie ihre große Bestimmung mißkennen, wenn — — doch ich schweige.... Es wird ein Richter kommen, und der wird sprechen!

Wer hatte den Fürsten genöthigt, in einer so mißlichen, in einer so nachtheiligen Stellung eine Schlacht anzunehmen? Hatte er, der Fürst, diese Stellung gewählt? Hatte er nicht schon am 6. Oktober in jener merkwürdigen Conferenz der Stellung auf dem Ettersberge Vorzug und Beifall gegeben? Wer verwarf diese und wer schrieb jene vor? Unglükvolles Schikſal des Feldherrn! für die Schuld anderer muß er büßen! Einmal in das Gefecht verwikelt, ist es dann so leicht, ist es möglich, Truppen aus dem Feuer herauszuziehn? Auch der Fürst war der Meinung, wir müßten nicht an einem Tage zwei Schlachten liefern.* Wir mußten unser Licht nicht an beiden Enden

* „Wir waren auf die engste, auf die strikteste Defensive zu„rükgeworfen worden, also mußten wir da, wo wir aus„schlugen, den Schlag mit aller unsrer Kraft thun; wir „mußten uns aber weder bei Vierzehnheiligen, noch bei „Hassenhausen, sondern in einer Stellung schlagen, wo wir „beisammen waren. Der Erfurter Kriegsrath sprach vom „Schlagen in Masse, bei einem defensiven Kriege kann man „an einem Tage nur eine Schlacht liefern, bei einem of„fensiven Kriege ist es vortheilhaft, wenn an einem Tage „mehrere Angriffe auf mehrere Punkte gemacht werden, „der Unternehmungsgeist verstärkt die Kraft, und der auf „der Defensive sich haltende wird durch die Mehrheit des „Angriffs verwirrt gemacht. Napoleons Verfahren war „den Grundsäzen des Kriegs gemäß, wenn er uns bei Jena „auch nur fest hielt; unser Verfahren war allen Grundsä„zen des Kriegs entgegen. Wir wollten keine Offensive,

anzünden, wir mußten kein Vorpostengefecht auf dem Plateau von Jena, wir mußten eine Völkerschlacht auf dem Ettersberge liefern. Diejenigen, welche veranlaßten, daß wir am 14ten im Nebel links abmarschirten, und dem Feinde entgegen giengen, veranlaßten eben dadurch, daß wir uns bei den Vorposten schlagen sollten, und so geschah es, daß wir an diesem hochwichtigen Tage gegen alle Grundsäze anstießen, die wir im Frieden aufgestellt hatten. Einmal in das Gefecht verwikelt, war es um uns geschehen. Ist es denn, ich darf noch einmal fragen, ist es denn so leicht, Truppen, die im heftigsten Feuer stehen, herauszuziehen? Wer Ohren hat zu hören, wenn das Getümmel der Schlacht ringsumher toset, und jede Brust hoch empor hebt? Wer hat da ruhiges Blut genug, um zu begreifen? — Und wenn nur einer nicht begreift, welche Folgen? Die Fassung in der Schlacht charakterisirt bei einem großen Maaße von Einsicht und bei einem hohen Grade von WillensEnergie, den großen Feldherrn. Der Fürst besizt diese Fassung. Die größte Ruhe des Geistes verließ ihn in keinem Momente der Schlacht. Es fehlte dem Fürsten ein des Terrains kundiger General der Kavallerie. Ein langer Frieden hatte RegimentsChefs gebildet, aber keine Generale.

Mitten im Getümmel der Schlacht habe ich oft an die Worte des Königs in Charlottenburg gedacht: „Meine Generale kennen den Krieg nicht, ich habe unterrichtete, aber keine kriegserfahrnen Offiziere."

Mit Offenheit gestehe ich, daß ich die Wahrheit dieser ewig merkwürdigen Worte tief fühle; aber warum hatte

„weil wir in Masse beisammen bleiben wollten, gerade als „wenn man nicht auch mit Masse Offensive gehen müßte. „Aber die Herren, welche von Masse sprachen, hätten auch „wahrlich wissen sollen, daß wir bei unserer Defensive nicht „in Masse beisammen bleiben konnten, sondern auseinander gezogen werden mußten."

man uns nicht erlaubt, bei fremden Armeen Feldzügen beizuwohnen?

Ich fahre in meinen Betrachtungen über diese Schlacht fort. Gewiß ist es, daß wir uns in kein entscheidendes Gefecht hätten einlassen sollen; wir konnten bei dieser Schlacht alles verlieren, wie wir denn auch alles verloren haben, und wenig gewinnen. Aber wie sollte man dieses Verwikeln in ein entscheidendes Gefecht verhindern? An und für sich selbst war dieses sehr schwer, sobald wir unsern rechten Flügel nicht fest auf dem Sperlingsberge be Capellendorf stehen ließen. —

Wir müssen hier zwei Fälle wohl von einander unterscheiden.

Als wir uns bei Vierzehnheiligen schlugen, wußten wir noch nicht, daß wir es mit dem größten Theile der französischen Armee zu thun hatten, wir glaubten anfänglich, nur ein Korps gegen uns zu haben, und standen in der Meinung, der größte Theil der französischen Armeen stände schon bei Naumburg. Siegten wir nun auch und wurde der König geschlagen, wenig nuzt der Sieg, weil wir in unserer linken Flanke umgangen, und von der Elbe abgeschnitten waren. Wir konnten den Sieg nur bis an das linke Ufer der Saale verfolgen, weil der Feind das rechte Ufer mit zahlreicher Artillerie, seinen Rükzug zu deken, besezt haben würde. Und hätten wir nach der Bataille hinlängliche Munition gehabt? Ich zweifle daran; der allergrößte Theil unserer Munition wurde in der Schlacht verbraucht, und am 14 Oktober wußten wir alle, da wir bei Jena im Feuer standen, daß unsre Ergänzungsmunition erst am folgenden Tage, am 15 Oktober, aus Breslau aufbrechen sollte!

Dies ist der erste Fall. Der zweite Fall, und der auch wirklich statt fand, war: wenn wir es mit dem größten Theile der französischen Armee zu thun hatten, und so glüklich waren, diesen zu schlagen. In diesem Falle mußte

sich das Korps, daß gegen den König gestanden, am 15 zurükziehen, wenn es auch am 14ten einige Vortheile erfochten gehabt hätte. Die Hauptarmee würde sich am 15. mit der siegenden SeitenArmee vereinigt haben. Wir würden bei Dornburg oder Kamburg, oder Kösen über die Saale gegangen, und über Zeiz nach Gera vorgedrungen seyn, den Feind angegriffen, aufs neue geschlagen, und ihn genöthigt haben, sich nach Franken zurükzuziehen. Jezt kann das tief verwundete Gemüth dieses Gemälde nicht vollenden.

Wurden wir geschlagen, und siegte der König, so war seine rechte Flanke entblößt und Erfurt preis gegeben.

Endlich war es denn der Klugheit gemäß, daß wir an einem Tage alles aufs Spiel sezten und uns auf so entfernten Punkten schlugen? —

Wir sind im vorigen Jahre mit so harter Kritik über die Oesterreicher hergefallen! Des Erzherzogs Karl Rükzug verdiente keinen Tadel. Er erhielt dem Staate eine Armee, und diese Armee war nach der Schlacht bei Austerliz die Stüze des Staats. Dieser Armee hat Oesterreich seinen noch leidlichen Frieden zu verdanken. — War es also so ganz unrecht gesehen, als ich am Morgen des 14 Oktobers bei den ersten Kanonenschüssen äußerte: „unser rechter Flügel müsse auf den Höhen von Kapellendorf „stehen bleiben, der linke gegen Uttenbach zurükgeworfen „werden?" — Ich muß es ewig bedauern, auf diesem Vorschlag nicht mit eisenfester Beharrlichkeit bestanden zu haben.

Aber man begreife meine Lage, meine Verhältnisse. — Es ist ein peinliches Gefühl, bei einem beginnenden Gefechte, zu einer, dem Anschein nach vorsichtigen, Maßregel rathen zu müssen, oder rathen zu sollen. Dieser Rath hat das Gepräge eigener Furchtsamkeit. Und wer will furchtsam, wer will timide erscheinen?

War ich nicht der Timidität angeklagt worden, weil ich seit zehn Jahren Ereignisse vorausgesagt hatte, die lei-

der alle eingetroffen sind? Timidi putabamur, quia dicebamus ad futura, quae facta sunt!

Schon hat der Divisions-General die Truppen in Bewegung gesezt, schon hat der kommandirende General diese Bewegung gebilligt, und nun soll der Generalquartiermeister, der Oberst nicht den Rath wiederholen, der Aengstlichkeit verräth?

Man hat nicht immer den Muth, den Schein zu verachten! Vor der Schlacht war also meine Ansicht, man müsse den linken Flügel zurükwerfen. Während der Schlacht der vehementeste Angriff mein Rath. — Weder jenes noch dieses geschieht, ich bin zum Unglük gebohren! Auch die Stellung auf dem Ettersberge hätte uns nicht gerettet. Auch in dieser Stellung hätten wir kein Brod, keine Fourage, keine hinlängliche Munition gehabt. Wir waren eigentlich jezt schon untergegangen. Das Produkt unsrer Planlosigkeit konnte wahrlich nichts anders als Verderben seyn.

In Wahrheit, bei allen Anordnungen zum Feldzuge überhaupt, und bei den Anordnungen zu den Schlachten von Jena und Auerstädt insbesondere, war aller Anschein da, daß der Staat in diesem Kriege nicht nach und nach in Kampf und sieghafter Reihe wechselnd, nicht in Ohnmacht sinkend und dann wieder aufathmend und wieder sinkend, sondern durch einen einzigen Streich — non per intervalla ac spiramenta temporum, sed uno velut ictu * — zu Grunde gehen müsse.

Zeitgenossen! diejenigen rufe ich auf, die fähig sind, ohne Leidenschaft, ohne Haß, mit der Ruhe, wie einst die richtende Nachwelt, ein Urtheil zu fällen; Zeitgenossen! wer trägt die Schuld der beispiellosen Niederlage bei Vierzehnheiligen? Was für mancherlei Verhältnisse haben bewürkt, daß dieses Resultat entstehen mußte?

Man verfolge den Gang der Begebenheiten von dem

* Tacitus in vita Agricolae 44.

Augenblike an, in welchem ohnweit Chemniz die Ordre zu dem Marsche nach Jena kam, bis zu dem Augenblike, wo wir geschlagen, zu Boden geschmettert, vernichtet, auf der Höhe bei Weimar standen!

Diese widersinnige Versammlung der Armee auf dem linken Saalufer, diese verspätete Offensive über den thüringer Wald! Diese geistlosen Conferenzen in Erfurt! Dieser Meinungskrieg am 7. und 8. und 9. Oktober! Diese Zersplitterung der hohenlohischen Armee! Das verhängnißvolle Gefecht bei Saalfeld! Der Rükmarsch von Blankenhayn nach Weimar! Die Versäumnisse der Nacht vom 13—14 Oktober! Der sich viel zu früh zurükziehende General Holzendorf! Der viel zu spät kommende General Rüchel! Die Verwirrung am Weibichtbusch! Mußte das Gemüth von diesem allen nicht zu Boden gedrükt werden? —

Auf der Höhe bei Weimar erhielt der Fürst die Nachricht: „der König habe gesiegt!" * Unsere Wunde blutete noch zu stark, als daß diese Nachricht ihr hätte ein lindernder Balsam seyn können, und bald sollte diese Wunde noch weiter aufgerissen werden! Denn bald ward uns die Nachricht von des Königs Niederlage. —

So hat also eine einzige falschgewählte Stellung im ersten Anfange des Kriegs eine über 100,000 Mann starke Armee an einem Tage ins Verderben gestürzt!

Man kann mit Recht behaupten, in dieser Schlacht ist die unter den Befehlen des Fürsten von Hohenlohe stehende Armee bereits völlig untergegangen. Die königliche Armee fand ihren Untergang nicht in dem Gefecht bei

* Diese falsche Siegsnachricht von Auerstädt war zugleich auch die erste Nachricht von der Schlacht, die der König geliefert hatte; wahrscheinlich während wir bei Vierzehnheiligen im Feuer standen, hatten wir kaum Zeit, nach dem Rauch zu sehen, der in der Gegend von Auerstädt in die Höhe gieng. Wir hörten nicht einen Schuß; bei Auerstädt muß man jeden unsrer Schüsse gehört haben.

Hassenhausen, sondern in der auf dieses Gefecht folgenden Nacht, in welcher sie aufgelöst ward. Diese Armee ward durch die Unordnung, jene durch die Kugeln und das Schwerd des Feindes vernichtet. Mit einem Worte: die preußische Armee war vom Erdboden verschwunden! Alle unsre Hoffnungen waren dahin, der Enthusiasmus, der hohe kriegerische Muth war dahin; er wird nur durch gewonnene Schlachten entzündet. Eine Offensivschlacht hätten wir vielleicht gewonnen!

Bei dieser lebendigsten Ueberzeugung unserer Planlosigkeit, von unserm Mangel an Energie und brüderlicher Eintracht, bei diesem Kampfe, den ich seit Jahren und auch jezt fruchtlos mit dem Herzoge gekämpft hatte, nach dieser so furchtbar verlornen Schlacht, war ich ein ganz anderer Mensch geworden! Die elastische Feder war zerbrochen, die Begeisterung, die mich noch in Breslau belebte, war von mir gewichen. Seit zehn Jahren verzweifelte ich an der obersten Leitung der Staatsangelegenheiten, jezt verzweifelte ich auch an mir selbst. —

Dies waren meine Empfindungen, als ich auf dem verwundeten Pferde jenseits Weimar angekommen war; hätte sich doch die Erde aufgethan und mich verschlungen! Noch größerem Unglüke wäre ich entgangen! —

Verzeichniß der Offiziere des Infanterie-Regiments von Grawert, welche in der Schlacht bei Vierzehnheiligen geblieben oder verwundet sind.

1. GeneralLieutenant v. Grawert verwundet.
2. Major und Commandeur v. Eberhard todt. *
3. Major v. Fritschen todt.
4. — v. Carnal verwundet.

* Einigen Nachrichten zufolge sollte der Major Eberhard schwer verwundet auf dem Schlachtfelde liegend, durch die Menschenfreundlichkeit eines franz. Offiziers, der ehemals in

5. — v. Lutrzenka verwundet.
6. Capitain v. Blessen verwundet.
7. — v. Knorr verwundet.
8. — v. Hagen todt.
9. StaabsCapitain v. Quikmann todt.
10. — — v. Szczutewsky verwundet.
11. — — v. Barner verwundet.
12. — — v. Polczinski verwundet.
13. Premierlieutenant v. Neugereski verwundet.
14. — — — v. Dzingel todt.
15. Secundelieutenant v. Holby todt.
16. — — — v. Tuthleniky verwundet.
17. — — — v. Staci 1r verwundet.
18. — — — v. Niesemeuschel verwundet.
19. — — — v. Beausobre 2r. todt.
20. Fähndrich v. Borck verwundet.
21. Port d'épeé Fähndrich v. Niesolowsky verwundet.
22. — — — — v. Bartkowsky 1r verwundet.
23. — — — — v. Sieratowsky verwundet.
24. — — — — v. Bartkowsky 2r verwundet.
25. — — — — v Peustkel verwundet.

Abschrift des Schreibens des Herzogs von Braunschweig an den Fürsten von Hohenlohe.

Die Armee Sr. Majestät des Königs ist bei Auerstädt vorgerükt und bivouacquirt bei diesem Orte. —

Der Feind hat die Brüken zu Kösen besezt und ist in der Gegend von Naumburg und in diesem Orte selbst. Nach der Angabe eines gefangenen Chasseurs kommandirt der Marschall Davoust diese Truppen, über ihre Stärke ist die Angabe sehr verschieden.

preußischen Diensten gestanden, und den Major von Eberhard erkannte, gerettet worden seyn. Diese Nachricht hat sich leider nicht bestätigt.

Die Armee des Königs wird morgen bei Freiburg und Kaucha über die Unstrut gehen und dann mit der Avantgrade Weißenfels zu erreichen suchen. Nach der Angabe der Gefangenen steht gegen Ew. Durchlaucht Armee der Marschall Augereau. Bei der Bewegung der Armee des Königs ist es von der äußersten Wichtigkeit, daß der Feind nicht über die Saale zwischen beiden Armeen gehe. Die Besezung der Uebergänge bei Dornburg, Kamburg, besonders mit Artillerie, ist daher von der größten Wichtigkeit.

In jedem Falle werden Ew. Durchlaucht mit mir einverstanden seyn, daß die Bewegungen beider Armeen dahin trachten müssen, daß sie mit einander in der genauesten und sichersten Verbindung sind. So gerne ich Ew. Durchlaucht Wunsch entgegen käme, den General Blücher in den dortigen Gegenden zu lassen, so unmöglich ist mir dennoch dies, da ohne dies die Armee des Königs keine leichten Truppen hätte. Wichtig würde es für die jezigen Bewegungen der Armee seyn, wenn dem Feinde auf mehreren Punkten Jalousie und Besorgnisse in Hinsicht unsers Ueberganges gegeben würden. Ew. Durchlaucht würden die Bewegungen der königlichen Armee dadurch sehr erleichtern und vielleicht einen Theil des Feindes von ihm abziehen, wenn dazu sich Gelegenheit darbieten sollte.

Auerstädt, den 13 Oktober 1806.
Abends $7\frac{1}{2}$.

Gezeichnet Herzog v. Braunschweig.

II.

Codex Diplomaticus zu den Nachrichten über den Feldzug der Oesterreicher in Tirol vom Jahre 1805.

(Beschluß.)

18.

Bekanntmachung des Kreisamtes Pusterthal an die untergebenen Gerichte, d. d. 11. Nov. 1805, den Abzug der österreichischen Truppen betreffend.

Se. k. H. der Erzherzog Johann, haben in der heute dem Kreisamt, den benachbarten Gerichtsobrigkeiten, Geistlichkeit, Adel, Magistrat und Gerichtsausschüssen ertheilten, eben so rührenden, als huldvollen Audienz zu erklären geruhet, daß die Vertheidigung der Hauptstadt unserer Monarchie und der Zwek der weitern Kriegsoperation den Abzug des k. k. Militärs aus Tirol für dermahl unvermeidlich mache. Höchstderselbe bedauerte es auf das rührendste, daß er das geliebte Land Tirol verlassen müsse, bezeigte seine volle Zufriedenheit über die patriotischen Aufopferungen, welche das Land, und insbesondere der Kreis Pusterthal bei dermaligem Drange der Umstände zur Verpflegung des k. k. Militärs angestrengt, und fügte die trostvolle Versicherung hinzu, daß das getreue Land Tirol von der österreichischen Monarchie nie getrennt werden sollte, und werde. In Rükficht der allfälligen Besezung einiger Gegenden Tirols vom Feinde, äußerte sich derselbe gegen das Kreisamt sowohl, als gegen die versammelten Behörden und Gerichtsausschüsse, daß eine Widersezlichkeit von Seiten des Landes für dermal unnüz und für das Land selbst schädlich seyn würde, und daher zu unterbleiben habe. Schließlich machten Se. k. H. den Auftrag, daß alle k. k. Aemter, Obrigkeiten und Vorgesezte ihre Geschäfte ohne Unterbrechung fortsezen sollen, und daß höchstdieselben gewärtigen, daß sich die getreuen Tiroler auch bei

gegenwärtigem Drange der Umstände als folgsame Unterthanen gegen Vorgesezte und gegen die Gesezе auszeichnen werden. Man beeilet sich, diese beruhigenden höchsten Erklärungen der Oberkeit mit dem Auftrage mitzutheilen, daß die Ausschüsse unverzüglich hiernach belehret und zur Verständigung des Volks angewiesen werden sollen. Auch ist die Geistlichkeit in dießseitigem Namen zu ersuchen, hiernach das Volk zu beruhigen und zu trösten. K. k. Kreisamt Brunek am 11 November 1805.

Unterz. v. Roschmann, Kreishauptmann.

19.

Anhang zum Innsbruker Wochenblatt 1806. Nro. 13., die Einnahme der Leutasch betreffend. Innsbruk am 28 März 1806.

In der Grazer Zeitung Nro. 197. vom 12 December 1805 ist nachstehendes zu lesen: „Der Marschall Ney ließ am 3. November die Scharnitz beschießen allein! der Oberstlieutenant Swinburne vertheidigte sich nicht nur auf das hartnäkigste, sondern der Feind erlitt durch das Kartätschenfeuer einen ausserordentlichen Verlust, und wurde zurükgeschlagen. In der Nacht umgieng der Feind den Paß Leutasch, welcher nicht hinlänglich an der linken Seite von Landesschüzen besezt war, und kam demselben in den Rüken. Durch die Eroberung dieses Passes wurde auch die Scharnitz im Rüken bedroht, und zur Räumung der Feste gezwungen." So wahr dieser wörtliche Inhalt der Zeitung ist, dürfte doch hieraus von manchem Leser, dem die in dieser lezten Kriegsepoche eingetretenen neuen Verhältnisse unbekannt sind, zum Nachtheil der Treue, des Muthes und Eifers der Tiroler gefolgert werden, daß die zu geringe Besezung dieses Passes entweder der Muthlosigkeit, oder dem unordentlichen Betragen der Landesschüzen und Miliz, oder einer zwekwidrigen Leitung der aufgestellten Schuzdeputation zur Schuld gelegt werden könnte. Um daher solcher, der Ehre der Nation keineswegs gleichgültigen, Vermuthung entgegen zu kommen, hat die vereinigte Landesregierung und Landschaft der Obrigkeit des Gerichts Hörtenberg aufgetragen, den ganzen Hergang der

Sache in Bezug auf das feindliche Eindringen bei dem Passe Leutasch ordentlich zu erheben. Die hierüber durch gerichtliche Abhörung zu Protokoll aufgenommenen Aussagen des Landmilizkorporals Valentin Oefner, des Marschdeputirten in der Leutasch und ehemaligen Landesvertheidigungslieutenants Reindl, des MilizFeldwebels Ignaz Sailer, dann der gemeinen LandmilizMänner Andrä Neuner, Anton Heis, Aloys Hechenberger und Peter Wanner, stellen nur zu unläugbare Beweise vor, daß der Kommandant in der Leutasch, Herr Major von Kraus des löblichen k. auch k. k. österreichischen InfanterieRegiments Kinsky, zeitlich und oft genug erinnert wurde, daß der sogenannte Kraukopf, die weiße Wand, das Alpl und der Alplsteig, welche Gegenden einzig nur mit 24 Mann regulirter Infanterie und 14 Mann aus der Landmiliz besezt waren, zu ihrer zureichenden Vertheidigung unumgänglich eine stärkere Besazung bedürften. Kaum hatte selber das Commando dieses Passes erhalten, wurde auf sein eigenes Befragen, welches die gefährlichsten Posten seyen, und welche ehedem besezt worden wären, die bestimmte Aufklärung von den OrtsEingebornen gegeben, daß der Feind zur Sommerszeit zwar an zweien oder dreien Orten einbrechen könnte, bei dem damals auf dem Gebirge bereits gefallenen Schnee aber das Alpl aus allen der gefährlichste Posten wäre. Er wurde auch nochmals erinnert, daß das Alpl recht gut besezt werden müsse, weil der Feind beinahe gewiß von jener Seite her den Einbruch versuchen würde, da er unmittelbar an die Schanze sicher nicht herankommen werde. Noch den 4. November in der Frühe ward von dem auf dem Alpl postirten LandmilizPiket eben so bald ein eigner Bothe um Succurs zum Herrn Commandanten geschikt, als das Piket den Feind vom LautererSee her in zahlreicher Menge gegen jenen Posten wirklich heranrüken gesehen hatte. Er schalt aber auf diese Anzeige mit den Worten: „O ihr dummen Bauern, sehr einen Franzosen für Tausende an!" Auf die erneuerte Versicherung des Boten, daß man die Feinde wirklich vom LautererSee herkommen sehe, antwortete er: „O! das hab ich schon gewußt, es sind schon Soldaten daroben, sie sollen uns nur kommen, hier sind schon die Stükke gerichtet." Statt al-

so nach dem Alpl die gebetene Hülfe zu schiken, beorderte er vielmehr Schüzen, in das Gaisthal zu gehen, um sich von dorther den Rücken zu sichern. Ganz andern Eindruk hatte die Nachricht von der Heranrükung des Feindes gegen das Alpl auf die rechts und links bei der Schanze zu Leutasch postirte LandmilizMannschaft gemacht. Zweimal ließ ein Landmiliz-Hauptmann bei dem Herrn Commandanten sich anfragen: ob er nicht jenem Posten zu Hülfe eilen dürfe, und jeder wünschte nur die Erlaubniß dazu zu erhalten. Aber zum äußersten Mißmuthe der Landesvertheidiger ward selbe selbst damals noch verweigert, wo bereits die Flintenschüsse von jener Seite vernehmlich waren. „Ich weiß schon selbst, was ich zu thun habe — die Compagnie bleibt stehen, wo sie ist, und niemand weiche von seinem Posten" war die Antwort, die er beide Mal aufgebracht gab. Man wollte noch zum dritten Mal die Gefahr ihm vorstellig machen, aber schon hatte er mit einer Militär-Compagnie und einer Kanone gegen die obere Leutasch sich zurükgezogen, und gleich darauf war auch das französische Militär vom Alpl herkommend wirklich schon im Rüken der Schanze vorgedrungen. Erst auf dieser Retirade, da er mit der Kanone vor dem Hause desjenigen vorbeizog, der ihm gleich anfangs und wiederholt die Gefahr des Alpensteiges entdekt hatte, gestand er endlich seinen Irrthum ein. „Ihr habt recht gehabt, daß man den Posten hätte besser besezen sollen!" — rief er ihm damals zu, und retirirte weiter. Aus diesem durch die übereinstimmenden Aussagen der abgehörten Partheien erhobenen ächten Hergange der Sache ergiebt sich von selbst, daß die schlechte Besezung dieses Postens, der bei einer nur etwas größern Anzahl von Vertheidigern unbesteigbar gewesen wäre, wahrlich nicht der LandmilizMannschaft zur Last gelegt werden könne. Vielmehr ward der beste Wille derselben, Hülfe dahin zu schiken, zur allgemeinen Unzufriedenheit und lautem Murren der Mannschaft stets mit Verachtung zurükgewiesen. Ebenso wenig kann von dieser unglüklichen Vertheidigungs-Anstalt der Leutasch auch nur die geringste Schuld auf die aufgestellt gewesene Schuzdeputation zurükfallen. Selbe konnte nach der neuen Verfassung der Landmiliz um so weniger mehr mit der ehemaligen Thätigkeit auf die Vertheidi-

gungsAnstalten einwirken, als es nicht mehr in ihrer Macht stand, die Staabsoffiziere, oder auch Compagnien der Landmiliz in jene Gegenden hin zu beordern, die der Feindesgefahr ausgesezt waren. Selbst die Staabsoffiziere der Landmiliz durften höhern Befehlen gemäß nicht mehr wie in den ehemaligen LandesvertheidigungsEpochen Rapport an die aufgestellte Schuzdeputation erstatten, noch minder waren sie Aufträge von selber anzunehmen befugt. Die Landmiliz war daher dem erhaltenen Aufgebote gemäß schon lange an allen Vertheidigungspunkten versammelt, ohne noch einen einzigen Staabsoffizier aus ihrem Mittel an der Spize zu haben. Erst auf die wiederholten Beschwerden der Compagnien, und eben so oft wiederholte dringende Vorstellungen, welche die Schuzdeputation erst bei Sr. königl. Hoheit dem Erzherzog Johann geltend zu machen vermochte, wurden endlich auch die Staabsoffiziere derselben an die Gränzen beordert. Ungeachtet dessen blieb die LandmilizMannschaft in so manchem wichtigen Passe noch ganz dem unmittelbaren Commando der Staabsoffiziere von regulirten Regimentern untergeordnet; und dieser Fall hatte besonders auch in der Leutasch statt, mit welchem Erfolge, hat der eben erzählte Ausgang bewiesen."

20.

Kundmachung, den vom Posthalter zu Mittenwald den französischen Truppen vorgeblich geleisteten Vorschub betreffend.

„Durch dieses Blatt ist man gedrungen, das ehrrührende und ganz grundlos ausgestreute Vorgeben, es habe der kurbaierische Posthalter in Mittenwald dem Einrüken des Marschall Ney'schen Korps Vorschub geleistet, öffentlich zu widerlegen, da selbst ein durch Sr. Excellenz den Herrn Reichs-Marschall Ney eigenhändig bescheinigtes Certificat des Oberst Flosse vom kaiserl. französischen Hauptquartier folgenden Wahrheit redenden, übersezten Ausdruk führt: „der Mittenwalder Posthalter Schorn hat sich auf keine Art in Hinsicht auf irgend eine französische MilitärOperation befangen." Durch ein so unbedenkliches Zeugniß wünscht man daher jedem nachtheiligen Anfall auf Ehre und Kredit vorzubeugen und

zu gähe Leichtgläubigkeit auf freund- und nachbarliche Gesinnungen von Wahrheitsliebe hinzuweisen. Innsbruk, den 13. November 1805."

Unterz. Juliane Stockhammer, verwitwete Gastgeb. zur Traube.

21.

Baierische Berichte über die Einnahme der Pässe Scharniz und Leutasch.

A.

Nähere Umstände von der Bestürmung der tirolischen Päße Loitach (Leutasch) und Scharniz. *

„Der baierische Markt Mittenwald litt durch österreichische Truppen, die Einquartierungen der tiroler Schüzen und Requisitionen aller Art sehr großes Ungemach, als am 2 Nov. Abends die Division des französ. Marschalls Ney, ungefähr 13 000 Mann stark, dort eintraf, das österreich. Vorpostenpiket von 1 Oberlieutenant und 35 Mann gefangen nahm, und solche Anstalten traf, daß man die nahe Bestürmung der beiden Päße Scharniz und Loitach (Leutasch) vorhersehen konnte. Am 4. früh um 3 Uhr drang Gen. Labasse mit 3,000 Mann gegen die Schanze Leutasch vor, welche mit 500 Mann kaiserl. Truppen und mehreren Hundert tiroler Scharfschüzen besezt war. Er hatte sich hierzu der baierischen Förster als sicherer Wegweiser bedient. Indessen beschoß Marschall Ney den Hauptfestungsort Scharniz, worin sich unter dem Commando des Oberstlieutenants Swinburne vom Regiment Erzherzog Ludwig 1,000 Mann regulirte Truppen befanden, mit Kanonen. Nach einer Gegenwehr von 5 Stunden kapitulirte erstlich die Schanze Leutasch, weil ihr die Franzosen auf den Rüken kamen. Sobald Leutasch sich übergeben hatte, marschirten gegen 2,500 Franzosen Seefeld zu, um von dorther der Festung Scharniz in den Rüken zu kommen. Die Scharniz hielt sich den ganzen Tag, und schlug einen Sturm ab. Die herabgewälzten Steine der hinter den Felsen versteckten Feinde tödteten und verwundeten mehrere der mit offener Stirne herandringenden Braven. Die einbrechende Nacht

* Aus der Münchner Zeitung vom Jahr 1807.

machte dem Kanonen- und Gewehrfeuer ein Ende. Am 5. des Morgens 3 Uhr drangen die Franzosen abermals gegen die Scharniz vor. Allein sie war von ihrer Besazung verlassen, weil sich die österreich. Truppen 3 Stunden rükwärts gegen Seefeld zurükgezogen hatten. Hier kam es abermals zum Schlagen. Doch die franz. Truppen siegten, und zogen noch an dem nemlichen Tage, unter immerwährenden Scharmuziren, in Innsbruk ein. Dieser Tag hat den Siegern mehrere Hunderte Todte und Verwundete gekostet. Der weit größere Verlust der Feinde ist noch nicht in Anschlag zu bringen.

B.

Geschichtliche Darstellung der Eroberung der zwei festen Pläze Scharniz und Leutasch; herausgegeben von Max v. Rikaurr, k. baierischen Oberstlieutenant und Ingen. Geogr. und Aloys v. Coulon, k. baierischer Ingen. Geogr. *

§. 1. Bekanntlich liegen diese beiden Forts an der äußersten Gränze der königl. baierischen Grafschaft Werdenfels, und sind die Hauptpässe zu dem obern Lande der gefürsteten Grafschaft Tirol.

§. 2. Die Feste Scharniz, welche unter dem Namen Porta Claudia bekannt ist,** liegt nahe beim Dorfe Schar-

* Diese Darstellung findet sich in dem zu München bei F. Halm erschienenen „Plan, Prospekt und Beschreibung der „zwei festen Pässe Scharniz und Leutasch in Tirol, wie „sie von den französischen Truppen unter dem Commando „des Marschall Ney den 4. und 5. Nov 1805. genommen „wurden." 4to. mit 1 Plan und 1 Ansicht in Aquatinta-Manier. Eine andere colorirte Ansicht der „Gränzfestung „Scharniz, wie dieselbe nach der gegen die feindlichen „Einfälle im J. 1796. vorgenommenen Restauration auf „der Strasse von Mittenwald und München in die Augen „fällt," lieferte im J. 1803 Hr. C. F. Zoller, k. Strassenbauinspektor. A. d. R.

** Merkwürdig ist, daß diese, im Drange des dreißigjährigen Krieges erbaute, Festung zum Theil auf fremdem Boden erbauet wurde. Eine Schanze lag im Gebiete der stiftfreisingischen Herrschaft Werdenfels, und ward ohne vorläufige Bewilligung des Hochstifts Freysing erbauet. Darüber beschwerte sich der damalige Fürstbischoff von Freysing, Veit Adam von Seebeck, öfter, und er erhielt endlich von der Erzherzogin Claudia von Medicis einen

niz am Isarfluß, die Feste Leutasch aber am Achenfluß. Beide beschüzen den Eingang in das Tirol, und die Straße, welche über Seefeld nach der Hauptstadt Innsbruk führt. An der Behauptung dieser beiden Forts mußte den Oesterreichern Alles liegen, um dem Vordringen der Franzosen ein Ziel zu sezen. Der Verfolg dieser geschichtlichen Darstellung zeigt aber, wie wenig das Resultat den Hoffnungen Oesterreichs entsprach.

§. 3. Das Fort Scharniz hatte eine Besazung von etwa 700 Mann Linientruppen, unter dem Commando des Oberstlieutenants von Swinburne, eines gebornen Engländers, vom k. k. Regiment Erzherzog Ludwig; die Bastionen waren mit 12 Kanonen vertheidigt, da man ihrer doch gar wohl 50 hätte brauchen können. Die Berge, als der Karbendel, das Mauleck und Arnthal, waren mit 4 Compagnien Miliz versehen, nämlich die Innsbrucker Miliz unter Hauptmann Zolchner, die Höttinger unter Hauptmann Spath, die Seefelder unter dem Seefelder Hufschmid Anton Huber, und die Sterzinger unter Hauptmann Hibler. Alle vier Compagnien betrugen zusammen bei 400 Mann. Die Feste Leutasch hatte 600 Mann Linientruppen vom Regiment Erzherzog Ludwig zur Besazung, unter dem Commando des Major Kraus, vom Franz Kinskischen InfanterieRegiment. Drey Kanonen und 1 Haubize vertheidigten die Feste; von der Miliz waren den Linien-

Revers d. d. Innsbruk 29 Okt. 1633, „daß solche Auf„grab- oder Schanzbauung dero und besagt ihrem anver„trauten Stifft an allda habender Oberherligkhait, Ju„risdiction, noch Grundt und Poden, oder anderen juri„bus zu khainer Zeit den wenigisten einnhalt, präjudiz „oder nachthailliger verfang geben oder gebehren, noch „auch den Werdenfelsischen Vnderthonen zu Mittenwald „an hergebrachten Albentrib und Bluembbesuech, oder „andern nuzungen, vnschmelerlich oder schädlich seyn solle." Dieser Revers ist abgedrukt in J. Nicol de Vogel specimen bibliothecae Germaniae Austriacae, Viennae 1779. 8. S. 165—167, und in Meichelbek Hist. Frising. T. I. p. 386, wo man auch das Schreiben der Erzherzogin vom 3 Nov. 1633, durch welches dem Fürstbischoff der Revers geschikt wurde, findet. Im J. 1703 ist die Festung von den baierischen Truppen belegt und geschleift worden; Meichelbeck das. S. 429. Nach ihrer Wiedererbauung stand sie also noch 102 Jahre. A. d. R.

truppen zwey Compagnien zugetheilt: eine von Zirl unter dem Hauptmann Sailer, die andere unter Hauptmann Marberger; sie hielten den Grünkopfberg und den Alble, oder sogenannten Kontreband Steig besezt. Der königl. baierische Markt Mittenwald wurde öfters in Schreken und üble Behandlung gesezt, das aber doch von dem braven Oberstlieutenant von Swinburne jederzeit erleichtert wurde.

§. 4. Am 18. Oktober überfiel ein Detaschement königl. baier. Truppen den Markt Mittenwald, hob die österreichischen Piquets auf, machte einige 40 Mann nebst dem Hauptmann Koch gefangen, und kehrte sodann wieder nach Tölz zurük. Nach dem Abzug der Baiern zogen die Oesterreicher wieder ein, verließen aber immer zur Nachtszeit diesen Plaz wieder, und kehrten am andern Tage zurük.

§. 5. So blieben die Sachen bis zum 2. November, unter mancher Beängstigung der königl. baier. Unterthanen des Landgerichts Werdenfels, die oft, unter dem Titel eines Ausfalls, am härtesten aber den 21. Oktober mitgenommen wurden; da 2000 Oesterreicher nebst zwei Kanonen und einer Haubize, unter Commando des Generallieut. Chasteler, das ganze werdenfelsische Gebiet überzogen, und beträchtlichen Schaden anrichteten.

§. 6. Endlich erschien der Tag der Erlösung. Das 6te Korps der großen Armee, unter Commando en Chef des tapfern Marschalls Ney, und den Generalen Loison, Marcognet, Malher und Serrou, rükte über Garmisch und Partenkirchen gegen Mittenwald vor. Abends 2 Uhr den 2. November hoben die Franzosen die auf der Reindlmühle postirten österreichischen Vedetten auf, und machten den im Markte gelegenen VorpostenCommandanten nebst 6 Mann gefangen; während mehrere Kanoniers von der Feste Scharnitz, die sich eben im Markte befanden, mit Mühe nach der Leutasch durch die Flucht sich retten, und von dort aus erst in die Scharnitz zurükkommen konnten. Noch am nemlichen Abend rükte Marschall Ney, auf der MittenwalderInnsbrukerStraße, gegen die Scharnitz mit einem Theil Infanterie und Kavallerie vor, und ließ bis gegen das BrunnensteinEck patrouilliren. Den 3. November Morgens ließ er die Feste Scharnitz schriftlich zur Uebergabe auffordern, indeß er mit der Gegend kündigen Männern das Terrain, ja

selbst gegen das obere Leutaschthal recognoscirte. Die Antwort des Commandanten, Oberstlieut. von Swinburne, war zwar abschlägig, aber dieses braven Offiziers würdig; indem selber mit aller Bescheidenheit äußerte, daß er die Feste Scharniz nach Ehre und Pflicht vertheidigen würde. Marschall Ney beschloß demnach, die Scharniz mit Gewalt der Waffen zu erobern.

§. 7. Zufolge dieses Entschlusses rükte nun der Marschall am 4. November mit dem Beginnen des Tags mit 2 Divisionen von Mittenwald aus. Rechts an der Straße stellte er die Infanterie, links derselben die Kavallerie auf, längs der Straße selbst rükte die Artillerie vor, von welcher ein Theil im Mühlfelde als Reserve zurükblieb. Drei bis viertausend Mann Infanterie, ohne Kanonen, wurden detaschirt, um sich des Forts Leutasch zu bemächtigen, welches nur durch große und gefahrvolle Umwege erzwekt werden konnte; und es schien, als wäre der Plan des Marschalls von der Eroberung der Scharniz auf die Wegnahme des Forts Leutasch berechnet; auch entsprach dieß Unternehmen der Erwartung vollkommen.

§. 8. Cölestin Wurmer, königl. Forstwart zu Grainau, ein geborner Mittenwalder, dann Johann Trysberger, königl. Revierförster von Grün, hatten, als der Gegend kündige Männer, das Wagstük übernommen, das Corps der Division Loison auf abgelegenen Wegen seiner Bestimmung entgegen zu führen; sogar hatte sich der Forstwart Anton Wurmer, der bei der ganzen Vorbereitung zum Sturme sein eigenes Wohl vergessend, ausserordentliche Thätigkeit bewies, erboten, eine Truppenabtheilung gegen die Schüzen im Arnthale anzuführen. Nachdem aber dieß Unternehmen unausgeführt blieb, wurde derselbe ebenfalls gegen die Leutasch abgeordnet.

§. 9. Da nun der sogenannte AbleSteig von der TirolerMiliz schwach besezt war, indem niemand vermuthen konnte, daß ein Korps von 3—4000 Mann einen schmalen, mit tausend Gefahren verbundenen GebirgsSteig betreten würde, wo nur ein Mann nach dem andern gehen konnte, wo mehrmal einer dem andern über Tod drohende Abgründe weghelfen mußte, so führten diese Förster doch die Colonne diesen gefährlichen Weg. Allein kaum hatte selbe den Lauter- und Farchensee pas-

sirt, als die auf den Bergen postirten TirolerMilizen sie bemerkten und Feuer gaben; da aber diese Milizen zu weit schossen, so wurde kein Mann blessirt. Demnach überstiegen die Franzosen alle diese abschrekenden Hindernisse, und erreichten die Höhe des Grünkopf Berges; kaum hatten sie aber sich so gut wie möglich formirt, es war 8 Uhr Morgens, als zwischen ihnen und den österreichischen Piqueten das Feuer anfing. Als dieß nun der in der Feste kommandirende Major Kraus vernahm, so schikte er ein Detaschement von seinem Bataillon und der Marbergischen MilizCompagnie zu ihrer Unterstüzung ab. Er selbst aber übergab das Commando der Feste dem ältesten Hauptmann, Namens Bar. Horn, und zog sich mit 2 Compagnien und 1 Kanone in die obere Leutasch, um allda den von den Bergen herabrükenden Franzosen das weitere Vordringen zu verwehren. Allein sogleich erschienen die Franzosen auch hier, da die Miliz auf den Bergen entflohen, und attaquirten zugleich in der obern und untern Leutasch. Der in der Feste zurükgebliebene Hauptmann Horn ließ nun auf den Bastionen 2 Kanonen und 1 Haubize umwenden, und die durch den Wald herabrükenden Franzosen heftig beschießen. Das Feuer war ununterbrochen und so fürchterlich, daß sogar große Bäume zerschmettert und abgesprengt, und die Franzosen an manchen Punkten zurükgedrängt wurden. So wurden die Festungswerke von beiden Theilen bald verlassen, bald wieder erobert.

§. 10. Allein zwischen 11 und 12 Uhr Mittags hörte in dem Wald, wo sich noch TirolerMiliz gehalten hatte, vermuthlich aus Mangel an Munition, das Feuer auf, und als der mit Succurs dahin geeilte MilizOberlieutenant Prinster todt geschossen und sein Korporal verwundet wurde, zog sich auch der abgeschikte Succurs eilends zurük. Während sich dies in der Feste selbst zutrug, rükte ein starkes Detaschement Franzosen gegen Major Kraus vor, warf seine Mannschaft, vertrieb ihn aus der obern Leutasch, und drükte ihn immer fechtend 2 Stunden weit bis in das Dorf Leutasch zurük; auch hier retirirte er sich mit einiger Mannschaft und einer Kanone bis nach Telfs, da er das Feuer nicht mehr aushalten konnte. Da nun auch von dieser Seite die Bauern entflohen waren, und

das siegreiche französische Detaschement keinen Feind mehr vor sich hatte, eilte es sogleich gegen das Fort zur Unterstüzung der Uebrigen zurük.

§. 11. Nun wurde also mit vereinigter Kraft muthig und neuerdings angegriffen, alles geworfen oder niedergemacht, und die Feste immer enger eingeschlossen, das Feuer war heftig und ununterbrochen. Der Commandant Horn strengte nochmals alle Kräfte an, diesen Plaz zu behaupten, da er von dem Unglüke des Majors Kraus keine Kenntniß hatte. Allein jezt erschienen zwei französische Offiziers in Begleitung eines Tambours, die mit dem Commandanten zu sprechen verlangten. Hauptmann Horn in Begleitung eines Offiziers nebst einem Tambour kam ihnen entgegen. Da nun der französische Offizier den genannten Hauptmann aufmerksam machte, daß ein starkes französisches Detaschement im Rüken der Feste anrüke, ihn überdieß noch benachrichtigte, daß Major Kraus bereits zurükgedrängt, mehrere Gefangene gemacht, und daß er daher keinen Succurs zu hoffen hätte, ihn auch bedrohte, nach einer Stunde Verlauf, nebst der Besazung, wenn selbe nicht kapitulire, über die Klinge springen zu lassen, dieser Drohung zugleich die Erlaubniß beifügte, daß Baron Horn sich mit den Gefangenen zu seiner völligen Ueberzeugung besprechen dürfe, welches er auch wirklich that, so wurde folgende Kapitulation abgeschlossen: 1. Die österreichische Besazung streft das Gewehr und ist kriegsgefangen; jedoch behält der Offizier seine Bagage und der Gemeine was er im Torniser hat. 2. Die Offiziers werden bis zur Auswechslung auf ihr Ehrenwort entlassen. 3. An Frankreich soll Alles gehören, was sich an Munition und Waffen in dem Fort Leutasch befindet. Zufolge dieser Kapitulation wurden also 600 Mann um 5 Uhr Abends als kriegsgefangen nach Mittenwald abgeführt. Die Oesterreicher hatten 2 todte MilizOffiziers, 1 Lieutenant von den Linientruppen und 12 Gemeine, dann 20 Blessirte. Die Franzosen aber zählten 10 Todte und 6 Blessirte. Capit. Dauphin wurde nun als Kommandant der Feste zurükgelassen, und Gen. Loison rüfte gegen Seefeld noch am nemlichen Abend vor; wohin am andern Tage die eroberten Kanonen abgeführt wurden.

§. 12. So wurde das Fort Leutasch mit geringem Ver-

luste erobert, indeß Marschall Ney die Besazung in der Scharniz so beschäftigte, wie nun erzählt werden soll, und woraus erhellet, daß diese Feste durch die Eroberung der Leutasch fallen mußte. Der Plan war trefflich combinirt und kühn und schnell ausgeführt.

§. 13. Kaum war Gen. Loison mit seiner Colonne auf dem Marsche gegen die Leutasch, als Marschall Ney, Gen. Malher und der General der Artillerie, Serrou, mit ungefähr 4000 Mann gegen die Scharniz vorrükten. Von dem Fort aus wurde ein heftiges Feuer gegen die Anrükenden unterhalten. Allein selbst unter dem heftigsten Feuer ließ Marschall Ney einen Steg über die Isar in der Gegend der sogenannten Schellerau schlagen, worüber sogleich die Infanterie marschirte, um das Fort auf der rechten Flanke bei den Bastionen auf dem Maulek zu berennen, während die Cavallerie am linken Ufer der Isar aufgestellt wurde. Unterdeß sendete Marschall Ney einen Parlementair nach dem Fort, um es noch einmal zur Uebergabe auffordern zu lassen, und benüzte diese Zeit, da bis zur Rükantwort von beiden Seiten das Feuer eingestellt war, um 4 Kanonen gerade vor der Front der Feste auffahren zu lassen. Zugleich postirte er andere 4 Kanonen in der Gegend des Brunnensteins Ecks.

§. 14. Da nun auch dießmal die Antwort des Festungs-Kammandanten abschlägig ausfiel, so begann aufs Neue ein fürchterliches, ununterbrochenes Kanonen- und klein Gewehrfeuer; die über den Isar-Steg vorgerükte Colonne zog sich rechts der Isar am Riedberg hin, die Tirailleurs kletterten den Berg selbst hinan, während die Kolonne immer mehr gegen das Arnthal am Fuße des Würzberges und gegen die Bastionen auf dem Maulek vorrükten; allein die auf dem Würz- und Riedberg gestellte Tiroler-Miliz tödtete zwar nur wenige durch ihre gezogenen Rohre, blessirte aber mehrere durch herabgerollte ungeheure Felsenstüke; indeß von dem Fort die anrükende Kolonne heftig beschossen wurde. Aber auch die Franzosen beschossen durch ihre Kanonen sowohl das Fort, als auch den Würz- und Riedberg, den Arnspiz, und das Blokhaus der Tiroler-Miliz am Arnthale.

§. 15. Ungeachtet des heftigsten Feuers drang die Colonne

unter dem Gen. Marcognet so nahe an das Mauleck vor, daß in dieser Bastion die österreichischen Kanoniers bei ihren Kanonen erschossen wurden, und die Voltigeurs die erste Bastion im Sturme nahmen. Da aber die Sturmleitern brachen, so wurden mehrere erschossen oder durch Steine blessirt; die Uebrigen mußten sich zurükziehen.

§. 16. Die einbrechende Nacht machte dem Feuer ein Ende, und die Wiederholung des Sturms wurde auf den andern Tag festgesezt. Abends 6 Uhr wußte die Besazung der Scharniz kein Wort von der Eroberung der Leutasch; aber erst spät erhielt der Kommandant Swinburne Boten über Boten, mit der Nachricht, daß die Franzosen von Seefeld her der Feste im Rüken in Anmarsch wären. Nachts 10 Uhr brachte ein k. k. Deserteur die Nachricht an die französischen Vorposten, daß die Scharniz ganz geräumt und daß die Franzosen selbe ungehindert besezen könnten. Da dieß im französischen Hauptquartier gemeldet wurde, brach Marschall Ney nach getroffenen Vorsichts-Maßregeln auf, und rükte den 5. Morgens 4 Uhr in die Feste Scharniz ein. Die ganze Unternehmung an der Scharniz kostete den Franzosen etwa 36 Todte und bei 400 Blessirte, von denen die meisten sich nur verbinden liessen und sodann der Armee folgten. Die ausgezogene österreichische Mannschaft ergab sich nach einem kurzen Gefechte bei Seefeld ebenfalls zu kriegsgefangen. Die TirolerMiliz sah in zerstreuten Gruppen auf ihren Bergen ruhig dem tragischen Ende ihrer trozenden Feste zu, und gieng ungestört nach Hause. Der genau aufgenommene togographische Plan, der mit dieser geschichtlichen Darstellung erscheint, wird das Weitere hinlänglich erläutern.

§. 17. Nun wird mit Demolirung der Werke beider Forts mit Ernst und Thätigkeit gearbeitet, auch ist diese Unternehmung schon sehr weit gediehen. Da nun diese gefürchteten Gebirgspässe samt dem Lande, das die Oesterreicher vertheidigen wollten, unter dem Scepter unsers allergnädigsten Königs gefallen sind; so können sich besonders die Einwohner des k. baier. Marktes Mittenwald freuen, jener traurigen Epochen überhoben zu seyn, die sie mit Angst und Schrecken in einem kurzen Zeitraume nun schon zweimal erlebten.

München den 1. Februar 1806.

22.

Oesterreichischer Amtsbericht über die militärischen Ereignisse in Tirol vom J. 1805 *.

„Da durch die so aufeinander folgenden, unerwarteten Unfälle bei der Armee in Deutschland die Grafschaft Tirol ganz ohne alle Vertheidigungskräfte den feindlichen Einfällen ausgesetzt war, so wurden mehrere Truppen aus Italien dahin beordert, und Se. königl. Hoheit der Erzherzog Johann erhielten das Obercommando über die in Tirol aufgestellten Truppen, wo Höchstdieselbe den 25. Oct. angelangt waren. Die Grafschaft Tirol, welche den gewöhnlichen Lebensbedarf für mehrere Monate aus Schwaben und Baiern ziehen muß, hatte nun aus beiden Ländern keine Ressource, und die in dem Lande zusammengeführten Magazine wurden durch die durchpassirenden großen Bagagen und Depots der deutschen Armee so aufgezehrt, daß für die im Tirol befindliche Armee höchstens noch ein Vorrath von 3 Wochen vorhanden war. Als die deutsche russische Armee den Inn und den wichtigen militärischen Punkt Salzburg verlassen hatte, säumte der Feind keinen Augenblick, diesen, in aller Rücksicht entscheidenden Punkt zu besetzen. Marschall Bernadotte rückte am 28. Oct. in Salzburg ein, und ein baierisches Corps drang über Traunstein, Reichenhall bis Lofer vor. Se. königl. Hoheit der Erzherzog Johann entschlossen sich, mit 4 Compagnien Jägern, 21 Bataillons und 2 Regimentern Cavallerie über die Hochfilzen, Saalfelden nach Radstadt zu marschiren, sowohl um die Straßen von Salzburg nach Spital für die Kommunikation der Armee in Tirol und Italien zu decken, als auch mit einer beträchtlichen Stärke, wozu noch 8 Bataillons von der italiänischen Armee über Spital im Anmarsch waren, gegen Salzburg und das obere Enzthal, dem Feinde in den Rücken und in die Flanken zu kommen. Inzwischen rückte der Feind gegen den Paß Strub vor, und es gelang ihm, solchen zu erobern, wodurch der Marsch nach Saalfelden bedroht wurde. Allein Se. königl. Hoheit ließen den Feind durch den F. M. L. Grafen St. Julien und durch

* Aus der Ofener Zeitung.

den F. M. L. Chasteler angreifen, um sich dieses Passes zur Sicherheit Ihres vorhabenden Marsches zu bemeistern, was auch so glücklich ausgeführt wurde, daß der Feind bis Reichenhall mit einem sehr beträchtlichen Verluste zurückgeworfen ward. General Deroy bleib todt, und Gen. Minuzzi wurde verwundet. Schon waren die Truppen am 2. Nov. in Waibring und St. Johann, und am folgenden Tage wollten Se. königl. Hoheit den Marsch über Hochfilzen antreten, als ein Courier in der Nacht ankam, mit der Nachricht, daß der General, der sich mit 3 Bataillons Gränzern von Salzburg hinter den Paß Lueg zurückgezogen hatte, am 1. Nov. vom Feind angegriffen und zurückgeworfen wurde. Dieser General meldete, daß Bernadotte mit 18,000 Mann bis Radstadt vorgedrungen sey. Auf diesen Rapport konnten es Se. königl. Hoheit nun nicht mehr wagen, jenen strategetischen Marsch zu unternehmen, und beorderten daher den Rückmarsch der Truppen nach Innsbruck. Indessen kam auch Marschall Ney mit seinem Corps d'Armee vor Scharnitz, forderte diesen festen Paß auf, und drohte, einen Sturm anzulegen. Ferners erhielten Se. königl. Hoheit von dem Erzherzog Carl die Nachricht, daß Sie sich wegen der großen Unfällen der deutschen Armee, und weil der Feind bereits in Oesterreich so weit vorgedrungen war, von der Etsch am 1. Nov. zurückzogen. In einer solchen Lage befanden sich Se. königl. Hoheit der Erzherzog Johann, als der größte Theil Ihrer Truppen noch im untern Innthal war. Der Marschall Ney ließ am 3. Nov. die Scharnitz beschießen, und 3 Stürme anlegen; allein der Oberstlieutenant Swinburne vertheidigte sich nicht nur auf das Hartnäckigste, sondern der Feind erlitt auch durch das Kartätschenfeuer einen außerordentlichen Verlust, und wurde zurückgeschlagen. In der Nacht umgieng der Feind den Paß Leutasch, welcher nicht hinlänglich auf der linken Seite von Landesschützen besetzt war, und kam demselben in den Rücken. Durch die Eroberung dieses Passes wurde auch die Scharnitz im Rücken bedroht, und zur Räumung der Feste gezwungen. Se. königl. Hoheit ertheilten nun den detaschirten Truppen den Befehl, sich über den Brenner, oder durch das Winschgau, mit Ihnen zu vereinigen,

und Gen. Rohan war bereits am 6. Nov. in Imst. Se. königl. Hoheit zogen sich am 4. November von Innsbruck nach Steinach, wo Höchstdieselben die Nachricht erhielten, daß der Feind keineswegs mit einer beträchtlichen Macht bis Radstadt vorgedrungen seye, sondern bloß den Paß Lueg genommen, und sich sodann wieder nach Hallein gezogen habe. Welche Folgen dieser unächte Rapport gehabt haben müsse, läßt sich leicht einsehen; und eben so, welch einen wesentlichen Unterschied es gemacht haben würde, wenn Se. königl. Hoheit schon am 8. Nov. mit 30 Bataillons und 2 Cavallerieregimentern von Radstadt gegen Salzburg hätten vorrücken können. Se. königl. Hoheit marschirten am 6. in die Stellung auf den Brenner, und beorderten den F. M. L. Chasteler, mit seiner Division auf Radstadt zu marschiren, um diese Communication zu sichern. Dem F. M. L. Fellalich und Gen. Rohan ertheilten Höchstdieselben den Befehl, über Nauders, Glurns, Meran und Bozen zu dem F. M. L. Hiller zu stoßen, dem Se. königl. Hoheit den Befehl ertheilten, ein Corps bey Branzoll zur Aufnahme dieser beyden Corps zu lassen. In dieser Rücksicht blieben Se. königl. Hoheit bis den 13. Nov. auf dem Brenner stehen, nachdem die Armee Sr. königl. Hoheit des Erzherzogs Karl bereits bis hinter den Tagliamento zurükgezogen war. Allein die Commandanten beider Corps befolgten die höchsten Befehle Sr. königl. Hoheit nicht, und blieben in Vorarlberg und Vinschgau. Der Feind hatte am 11. einen Angriff gegen den Brenner unternommen, und rükte bis Gries vor; aber er wurde wieder zurükgeworfen. Da nun Se. königl. Hoheit nicht länger auf den F. M. L. Fellachich und General Rohan warten konnte, ohne nicht Höchstihre einzige Communication durch die Armee des Massena abgeschnitten zu sehen, so zogen sich Höchstdieselben en Echellons durch das Pusterthal zurük; so zwar, daß jede Division einen Marsch von der andern entfernt war, und eine Avantgarde gegen Kärnthen, dann eine Arrieregarde gegen Tirol bildete, damit, falls der Feind aus Italien in das Pusterthal eindringen sollte, Se. königl. Hoheit von zwei Seiten, nämlich mit den vordern und hintern Echellons,

den Feind angreifen könnten. Bis Niederndorf, wo zwei fahrbare Straßen aus dem Craierthal heraufführen, wurde die Avantgarde in beschleunigten Märschen beordert; und da bei Passirung des Orts Niederndorf mit ersterem Echellons nichts vom Feind zu befürchten war, so wurde der zweite Echellons, nämlich die Division des F. M L. Mitrowsky bei Cortina und Muda so lange aufgestellt gelassen, bis die Arriergarde auf einen Marsch in die Nähe kam. In Lienz erhielten Se. königl. Hoheit den Rapport, daß der Feind über Judenburg gegen die Straße von Klagenfurt vordringe. Nun ließen Höchstdieselben den F. M. L. Chasteler über Tauer und Murau gegen Judenburg vorrüken, um sich dieser neu bedrohten Communication zu versichern; und Gen. Siegenthal wurde beordert, das Gailthal, die Ponteba und das Foelerthal zu deken, damit Se. königl. Hoheit nicht über Tarvis gegen Villach abgeschnitten werden könnten. Marschall Ney stellte Sr. königl. Hoheit Ihre mißliche Lage vor, aus welcher Sie sich unmöglich retten könnten, und forderte Se. königl. Hoheit auf. Se. königl. Hoheit erwiederten diese Inzertirung nach Verdienst, nämlich mit keiner Antwort. Endlich kam die Tete der Echellons am 17. in Villach an, und bis den 20. Nov. war das ganze Corps d'Armee, nach einer beständigen Reihe von Verlegenheiten, bei Klagenfurt versammelt. Die Arrieregarde wurde vom Marschall Ney bis Lienz verfolgt, von wo er sodann zurük nach Brixen marschirte, weil das Corps des Prinzen Roban gegen Bozen vorgerükt war. Bei Villach kam abermals der Rapport, daß Marmont am 12. in Gräz eingerükt sey, und gegen Mahrburg marschire, welches neuerdings eine Verlegenheit verursachte. Se. königl. Hoheit marschirten aber mit dem Corps d'Armee über Völkermarkt, Vlegberg, Guttenstein, Windisch-Grätz, Weitenstein nach Feistriz, um sich mit der Armee Sr. königl. Hoheit des Erzherzog Carl zu vereinigen, welcher am 27. Nov. in Cilly angelangt war, um dann mit vereinigten Kräften den Feind da anzugreifen, wo es nach der Lage am zwekmäßigsten werden könnte. Die Avantgarde poussirten Se. königl. Hoheit unter dem F. M. L. Chasteler über Mahrenberg auf Mahrburg über die Pattalpen bis gegen Vochberg, wodurch der Marschall Marmont zum Rükzug gegen Grätz gezwungen wurde. Und so geschah die Vereinigung des Erzherzog-Johannschen Corps d'Armee mit der Armee des Erzherzogs Carl, trotz den so vielen Schwierigkeiten, welche der Feind dagegen gemacht hat, und die Se. königl. Hoheit durch die beständigen strategischen Bewegung Ihres Corps d'Armee vereitelten."

III.

Ueber die Gesichtspunkte, aus welchen eine Geschichte Napoleons geschrieben werden müßte.

Es ist eine ungeheure Zeit, in der wir leben. Das Große des gegenwärtigen Augenblikes verlischt vor dem Größeren des Folgenden; das alte Spüchwort: Nichts Neues unter der Sonne, widerlegt die Erfahrung des Tages. Was bisher der Hand des Zufalls überlassen wurde, wagt des Menschen Geist mit freier Hand zu ordnen. Zeiten, Räume, Verhältnisse schwinden vor ihm zusammen, und in dem Maße als sie an Schauer und Einfluß verlieren, erhöht er sich selbst, und erhebt sich über sie, denen er sonst sklavisch diente. Die gährende Masse der Menschheit ist zum Ausbruche gekommen; gleich einem lange verschlossenen Vulkan hat sie die Grundfesten der Reiche erschüttert; viele sind gefallen, und die noch stehen, gleichen untergrabenen Gebäuden, die beim ersten Stoß zusammenstürzen. Gleich Lavaströmen haben sich neue Ansichten und Meinungen glühend durch die Welt ergossen; aber noch liegt sie voll rauchender Trümmer, unter der schöpferischen Hand, die neu sie formen soll. Das lange Gähren ihrer Kräfte muß zu einem Resultate führen, und wenn etwas Höheres aus der europäischen Menschheit werden soll, als ein Haufe ewig sich bekämpfender Völker; wenn der Mensch jene griechische, in der Feodalität untergegangene Individualität wieder erlangen, wenn er anders nicht ewig dazu verdammt seyn soll, seine hohen Ideale von der Wirklichkeit verhöhnt zu sehen: so ist gegenwärtig der Zeitpunkt oder nie. Von dieser Ansicht ausgehend, wird uns selbst das Große, was geschah, nur als Grundlage und Vorbereitung zu noch Höherem erscheinen,

und das Außerordentliche der Gegenwart noch Außerordentlicheres von der Zukunft zu erwarten berechtigen.

Alte Dynastien sinken, wie die alten Götter bei Jupiters Antritt der Weltherrschaft, ins Reich der Nacht zurük, und neue Dynastien und Geschlechter treten leuchtend hervor unter Pforten des Ruhmes. Mitten zwischen ihnen steht fest und lebenspendend, wie zwischen Planeten die Sonne, ein Geist, in dem mit den Ansichten eines Weltalters die Kräfte eines Jahrhunderts sich vereinigen. Mit ihm beginnt die Weltgeschichte eine neue Epoche. Seine Geschichte zu schreiben, scheint vielleicht noch zu früh, weil seine Schöpfungen noch nicht vollendet sind. Diese sind es auch nicht, die jezt einer Geschichte bedürfen. Wie Aegyptens Piramyden werden sie noch eine späte Nachwelt schauen, und nur wie Ossianische Mährchen werden über sie die Geschichten der Jahrhunderte, die ihnen vorangiengen, hinübertönen. Für den gegenwärtigen Augenblik sind es unsere Zeitgenossen, für die äußerst anziehend eine Geschichte seyn muß, welche die Resultate von Napoleons Zweken und Thaten entwikeln, und zeigen soll, ob sie mit den Entbehrungen und Opfern der Gegenwart zu theuer erkauft sind, oder nicht. Was ist Napoleons Zwek? das ist die Frage sowohl Jener, die ihn noch nicht erkennen, als auch Jener, die von seiner persönlichen Größe wenigstens sich gedrungen fühlen, ihm nicht mehr den gemeinen eines Eroberes unterzuschieben. Dieser Zwek kann aus seinen Erklärungen, und noch zuverlässiger aus dem gefolgert werden, was er that. Die Verdeutlichung dieses Zweckes ist es, weswegen eine Geschichte Napoleons, so unvollkommen sie jezt auch noch ausfallen muß, von höchstem Interesse für die mitwirkende und mitduldende Generation wird.

Eine Geschichte, die seine bisherigen Handlungen zergliederte, dürfte auf folgende Resultate führen, die wir einstweilen bloß als Postulate annehmen wollen:

Napoleons erster Plan sey gewesen: die Revolution, diese nothwendige Kraftäußerung der ihren alten Formen entwachsenen Menschheit, zu einem Schlusse zu führen, wodurch ihr Zwek, Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes, auf eine sichere und dauerhafte Art erreicht würde. Sein tiefblikender Geist mußte aber in demselben Augenblike, wo er diesen Entwurf faßte, einsehen, daß er ihn nie ausführen, daß die weisesten Einrichtungen Frankreichs Wohlfahrt nicht herbeiführen, noch seine Wiedergeburt vollenden könnten, so lange das, was seine Revolution veranlaßte: Beschränkung seiner National-Beschäftigung nicht beseitigt, so lange nicht ein Seerecht gegründet würde, was für das schwimmende Privat-Eigenthum dieselbe Sicherheit festsezte, derer das fahrende während der Kriege seit Einführung des Landvölkerrechts genießt. In der That, kann ein Entwurf zu gleicher Zeit größer und aus der Natur der Dinge hervorspringender seyn, als der, die Handels-Tyrannei zu enden, welche 9 Millionen Insulaner über die National-Beschäftigung, nicht bloß von 40 Millionen Franzosen, sondern von 100 Millionen Europäer ausüben? Diese zu brechen, schwor der Alzide des 19. Jahrhunderts; und da England nie ernstlich, nie freiwillig dazu beistimmen wollte, so mußte Napoleon seine Nation zu einem Kampfe auf Leben und Tod bereiten. Ich habe in einem andern Aufsaze zu zeigen gesucht, warum es ein Kampf auf Leben und Tod, und kein status quo möglich sey. Aber zur Erreichung dieses zweiten, mit dem ersten eng verbundenen Zweckes, reichten Frankreichs Kräfte, so groß sie sind, nicht hin; der ganze Kontinent mußte mitwirken, und sollte es, da es auch sein Interesse gilt, und er nicht verlangen kann, die Früchte von Frankreichs hart erkauften Sieg ohne Aufopferung zu genießen. Nun zwar waren des Kontinents Bewohner, einige hundert Kaufleute und die Commissionärs der Engländer abgerechnet, ziemlich alle

einer Meinung über die Vortheile der Vernichtung des englischen Handelsdespotismus; aber die Regierungen waren es nicht. Diese mußten also durch Ueberredung oder durch Gewalt zur Anerkennung dessen gebracht, was das Wohl ihrer Völker und der fortschreitende Zeitgeist erheischte; die meisten wählten leztern Weg und — fielen. So bereiteten jene selbst nicht nur die Erreichung obiger beiden Zweke vor, sondern huldigten zugleich auf eine wunderbare Art dem Zeitgeiste, der eine Wiedergeburt unserer alten, die Ausbildung der Menschheit hindernden gesellschaftlichen Formen so deutlich will. So entwikelten sich die Anlässe aller Erscheinungen unserer Tage natürlich und nothwendig einer aus dem andern. Von dieser Ansicht ausgehend, wird Alles, was Viele bisher als Werk des blinden Zufalls oder als Anmaßung ungeregelter Herschsucht ansahen, zu eng verketteten Folgen der Nothwendigkeit; aufgefaßt und ausgeführt von einem hellsehenden, geordneten und ordnenden Geiste.

Noch könnten Manche fragen: Woraus quillt Napoleons Befugniß und Beruf, so zu handeln, wie er handelt? — Ich will hier meine im 3. St. der Annalen S. 259. geäußerte Meinung nicht wiederholen, sondern zu dem dort Gesagten bloß noch zwei Bemerkungen hinzufügen; erstens: daß, wenn zur Wiedergeburt unserer morschen Staats-Maschinen * die freie Einwilligung der kranken erforderlich sey, man zum voraus auf jede Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse Verzicht thun müsse, aus dem Grunde, weil jene nie anders als a posteriori erfolgen wird; und zweitens:

* Ueber die Morschheit unserer Feodal-Staaten wird man nach den Erfahrungen der lezten Jahre, und nach Einführung der von ihren Regenten selbst beschlossenen Reformen wohl keinen Beweis mehr verlangen. Das Königreich Baiern, wie es izt ist, ist mächtiger als das heilige römische Reich deutscher Nation, wie es noch vor 4 Jahren war.

daß, wenn man die Wiedergeburt wünscht, man auch nichts so sehr als die Vermeidung aller halben Maßregeln wünschen müsse; diesen Fehler aller alten nie zur klaren Ansicht ihres Wollens gediehenen Kabinette, der so oft die besten Entwürfe scheitern, und dadurch die Opfer, die sie kosteten, vergeblich und folglich ungerecht machte. Vor diesen Gefahren bewahrt uns die Energie, mit der Napoleon sein großes Geschäft betreibt; eine Energie, die auf einer Seite die Zeit der Leiden beträchtlich abkürzt, und auf der andern, im Bunde mit dem Zeitgeiste, der seine Maßregeln eben so begünstigt als hervorruft, Sicherheit für die Erreichung des großen Zwekes gewährt.

Wird aber der große Zwek: Verbesserung unsers gesellschaftlichen Zustandes durch die vollste Freiheit für Nationalbeschäftigung — wirklich erreicht werden?

Das Wollen steht bei dem Menschen, der Erfolg in des Schikſals Hand. Die Welt beurtheilt das Wollen nur nach dem Erfolge. Napoleons Werth an sich, ist durch ersteres für immer gegründet; vor der Welt wird er es freilich erst nur durch lezteren. In einem halben Jahrhundert, wo der Erfolg seine Thaten gerechtfertigt hat, wird es überflüssig seyn, über die dabei zum Grunde liegenden Absichten zu sprechen; anders ist es izt, wo der Druk der Gegenwart die Aussicht in die Zukunft trübt, und die Liebe zum gewissen Alten, vor dem ungewissen Neuen scheu zurukbeben macht. Daher wird eine Geschichte Napoleons izt von hohem Interesse.

Wie muß sie aber beschaffen seyn, wenn sie die oben als Postulate angenommenen Zweke zu Wahrheiten erheben, und uns zum Mitwirken und Mitdulden anfeuern soll?

Dieser Aufsaz soll versuchen, die Haupt-Umrisse einer solchen Geschichte anzugeben.

Napoleons Geschichte würde in zwei Theile zerfallen: in den historischen und den politischen.

Der historische Theil würde Napoleon als Helden, und überhaupt als Repräsentanten Frankreichs in allen seinen Verhältnissen zum Auslande darstellen. Jede der mancherlei Epochen dieses Theiles, der beinahe die Geschichte der ganzen gleichzeitigen Welt enthielte, würde von einer Sammlung Züge und Begebenheiten begleitet, welche seinen Privat-Charakter malen, in das Innere seines tiefbewegten Gemüthes bliken lassen, und den Reichthum von Idealen enthüllen, den der italische Himmel in seinem Herzen erzeugt, und eine einsame Erziehung und des Schiksals Hand zur Reife gebracht haben. Diese Zwischenakte werden sanfte Ruhepunkte zwischen den wie Riesenwogen einherstürmenden Unternehmungen geben.

Der politische Theil würde Napoleon als Gesezgeber und seine Thaten in Anwendung auf Völker- und Menschenglük betrachten; er würde die Geschichte von Frankreichs Organisation und von Europens Wiedergeburt seyn. So wie aber Napoleon hierbei einen ganz neuen Weg gebrochen hat, so muß auch sein Geschichtschreiber den ausgetretenen Weg der bisherigen politischen Ansichten verlassen; er muß aus den Thaten seines Helden selbst die Formen abstrahiren, unter denen er ihn darstellen will.

Der Geschichtschreiber, der Napoleons Adlerschwung versucht, findet zuerst, daß Napoleon den Zwek des gesellschaftlichen Vereins mächtig erweitert hat. Wenn unsre Staatsrechtslehrer bisher von dieser Erweiterung keine Ahnung hatten, so ist es verzeihlich. Es gab eher Helden als eine Taktik, eher Politiker als eine Politik; und die bestehenden Wissenschaften dieser Art übertreffen selten oder nie jene, aus deren Handlungen sie abstrahirt wurden. So wie ein Genius auftritt, so erweitert er den Kreis jener Wissenschaften zuerst faktisch; erst hin-

ter rein kommen die Theoretiker, und zimmern nach ihm ihre Lehrgebäude. Dieß ist der Fall auch bei Napoleon, und des Historikers Verdienst besteht bloß darinn, sich von dem Geist seiner Schöpfungen ergreifen zu lassen, und die neuen Ansichten aufzufassen, die er eröffnet hat.

Bisher also sah man als Zwek des gesellschaftlichen Vereines die Sicherheit an. Das mag der ursprüngliche gewesen seyn; allein mit den fortschreitenden Bedürfnissen der Menschheit erweitern sich auch die Zweke ihrer Vereinigungen. Sicherheit genügt dem rohen Akerbauer; dem nach Kultur ringenden Menschen nicht; dieser strebt nach Verbesserung seines Zustandes, nach Vervollkommnung seiner Individualität. Dieses Bedürfniß: etwas Höheres als bloße Sicherheit durch den gesellschaftlichen Verein zu erzweken, sprach sich so deutlich in den zahllosen Bürger-Kriegen und Revolutionen aus, die das Ringen darnach erzeugte. Wir sehen daher die Freunde der Menschheit bald Glükseligkeit, bald Freiheit und Gleichheit, als den Zwek jenes Vereines ausrufen. Allein erstere ist nicht nur sehr unbestimmt und mannichfaltig; sondern sie läßt sich auch gar nicht geben, nur vorbereiten. Leztere Worte sind entweder mit jeder Gesellschaft, wo es Befehlende und Gehorchende giebt, (also auch mit Republiken) unverträglich; oder, wenn sie mit Oberherrschaft verträglich sind, so müssen sie nicht den lezten Zwek des Vereins ausmachen, weil wir selbst Staaten, wo man an ihr Daseyn glaubte, von beständigen Bewegungen zerrissen sahen. Napoleon löste zuerst das lange blutige Räthsel des Contrat social.

Es ist, wenigstens für hier, ohne Interesse, zu untersuchen, wie der gesellschaftliche Vertrag entstanden sey. Genug, er besteht; und er besteht gewiß aus mächtigen Beweggründen. Diese so lange verkannten Beweggründe hat Napoleon durch seine Handlungsweise aufgedekt und anerkannt; sie sind: National-Erziehung und

National-Beschäftigung; oder mit einem Worte: Vervollkommung unsrer Individualität als unerreichbar im außergesellschaftlichen Zustande. Darauf sehen wir Napoleon durch jede That, durch jeden Plan hinarbeiten; wenn Sicherheit allein genügte, so müßte Frankreich als in Erreichung dieses gesellschaftlichen Zwekes schon lange glüklich seyn. Es ist es aber nicht, weil ihm die Freiheit der National-Beschäftigung mangelt; seine Ansprüche darauf will Napoleon realisiren. Wenn Napoleon durch Anerkennung dieser Ansprüche das Regieren erschwerte, und die Pflichten der Herrscher lästiger und vielfacher machte, so erhöhte er auf der andern Seite das Heilige ihrer Würde, und am Ende werden sie noch ihre Bürde, wenn sie jenen Ansprüchen Genüge leisten, mächtig erleichtert fühlen, indem sie Licht in die Bedingnisse ihres Daseyns und ihres Wollens und Ruhe in das Streben ihrer Völker gebracht finden.

Wie können nun jene großen Zweke der National-Erziehung und-Beschäftigung, Zweke, welcher wegen noch heute jeder Vernünftige den Unterwerfungs-Vertrag eingehen würde, wenn er es nicht schon gethan hätte — erreicht werden? — Das erste Mittel, dazu zu gelangen, ist die Staatsverfassung, die Form, welche die Leitung des gesellschaftlichen Vereines bestimmt.

Es thut nichts zu unserm Zweke, wie oder aus welchem Rechte diese Form gegeben werde. Wir haben sie auf alle mögliche Arten geben, und nie das gewünschte Resultat hervorgehen sehen. Es ist bekannt, daß selbst die Besten unter den Menschen sich nicht vereinigen können. Wollten wir aber a posteriori Alle fragen: Wenn ein Genius, mit den Bedürfnissen der Menschheit vertraut, mit den Erfahrungen des Alterthums ausgerüstet, durch die Meinungen der Neuern aufgeklärt, plözlich die Macht erränge, aus den Trümmern aller zerfallenen Staatsverfassungen eine ganz neue

aufzuführen, die das Beste der Gestürzten in sich vereinte, würden wir ihm nicht auch die Macht wünschen, diese Verfassung uns mit Macht aufzudringen, damit einmal in die lange Schwankung unsers gesellschaftlichen Zustandes Stätigkeit komme? — Unter obigen Voraussezungen würden alle Ja sagen. Nun: Napoleon ist dieser Genius: Napoleon hat uns eine Staatsverfassung (die gesezgebende und vollziehende Gewalt) gegeben, worinn der National-Wille und die National-Kraft zur höchsten Einheit und folglich zur höchsten Stärke im Regenten vereinigt sind; wo gleichwohl, ob das, was der Regent will, wirklich National-Wille sey, nochmal von den Repräsentanten des Volks (gesezgebenden Corps) untersucht und von ihnen erst zum Gesezze erhoben wird; wo die richterliche Gewalt aufs genaueste von der vollziehenden getrennt ist; eine Form, welche auf drei unerschütterliche Grundpfeiler: gleiche Besteurung, gleiche Gerechtigkeits-Pflege, gleiche Conscription gebaut ist; eine Form endlich, welche die Erreichung der drei großen Zweke des Staatsvereins: National-Sicherheit, -Erziehung und -Beschäftigung wirklich mit sich führt. Wer eine bessere Form, oder der gegebenen Form höhere Zweke unterschieben kann; der trete auf! — Daß aber die Erreichung dieser hohen noch durch keine alte Staatsverfassung beabsichteten Zweke wirklich der lezte Beweg-Grund aller Handlungen Napoleons sey, das muß aus seiner Geschichte, und besonders aus dem politischen Theile derselben hervorgehen, oder sie hat ihr hohes Ideal nicht erreicht!

Obschon in der Theorie die Zweke vorausgehen, indem erst nach ihnen die Mittel bestimmt werden müssen, die zu ihrer Erreichung erforderlich seyn dürften; so ge-

hen doch in der Ausübung die Mittel den Zweken, oder dem Erfolge voraus. Dieser Ordnung folgend könnte demnach Napoleons Geschichtschreiber zuerst die Form der von ihm geschaffenen Staats-Verfassung und ihre drei Grundpfeiler, als wodurch die Erreichung der Staatszweke möglich, und hernach die Anstalten, wodurch ihre Erreichung wirklich gemacht wird, durchgehen.

I. Staatsverfassung. (d. i. Form, wodurch die Erreichung der Zweke des gesellschaftlichen Vertrags möglich gemacht wird.)

Bis auf unsere Zeiten waren die Staatsverfassungen nichts als ein Chaos ewig sich bekämpfender Körperschaften und Parteien, höchst übel durch ein eben so buntes Band von Gewohnheiten und Gesezen, den Erzeugnissen aller Zeitalter, zusammengehalten. Man sprach nur von Rechten der Regenten, als wenn diese anderswo als in der übernommenen Pflicht, die Zweke des Staatsvereins zu befördern, lägen; nur von Pflichten der Regirten, als wenn diese sich nicht auf eine einzige beschränkten, Fügung unter jene Anordnungen, welche unsern Zustand verbessern sollen, und welcher wegen wir den gesellschaftlichen Vertrag, gleichviel ob ausdrüklich oder stillschweigend, eingingen. Die Völker glaubten sich durch Stände vertreten, welche den Grundsaz: wer am meisten besizt, soll am wenigsten leisten, als Staatsrecht aufstellten; die Fürsten glaubten ihre Souveränitäts-Rechte durch Aufrechthaltung von Privilegien zu schüzen, welche ihre Schwäche herbeiführten, und nothwendig herbeiführen mußten, weil der kraftvollste Theil der Nation der unthätigste seyn wollte. Das Landeigenthum, dessen Besiz erst den Kern der Staatsbürger und die Kraft des Staates bildet, war in der Hand des kleinsten Theiles; der größte Theil des Volks lag erbelos, und daher auch antheillos für Staatswohl, in den Ketten des erstern, und man sprach von Nation und von National-Wohl und-Kraft! —

Die Revolution hatte in Frankreich, (und ihre Wirkungen erstrekten sich auf andere Länder) als ein wahres Lex agraria durch Vertheilung und Vereinzelung der großen Ländereien, den vorher kleinen Stand der Landeigenthümer zum größten und zahlreichsten gemacht, und dadurch den Grund zu Frankreichs Macht und dauernder Stärke gelegt. Wo vormals ein nicht besteuerter Grundeigenthümer schwelgte, leben nun zehn kleinere steuerbare Eigenthümer mit Familie, und es braucht keine Anstrengung um auszurechnen, um wie viel dadurch die Staatskraft vermehrt wurde. Hierinn liegt das eigentliche Wohlthätige der Revolution; ohne Grundeigenthum giebt es keine wahren Staaten.

Auf diese unerläßliche Basis jedes dauern sollenden gesellschaftlichen Vereines führte nun Napoleon seine Staatsverfassung auf. Was hierbei untersucht werden müßte, kann man flüchtig mit folgenden Umrissen im Großen bezeichnen:

Monarchische Einheit; Erblichkeit in männlicher Linie; Recht der Adoption; die Volksversammlungen; die Art, wie das Volk seine Repräsentanten wählt, und seinen Willen zu erkennen giebt; die Vereinigung der Initiative der Gesezgebung mit der vollziehenden Gewalt in dem Regenten, und dem ihn gleichsam ergänzenden Staatsrathe, der sowohl aus bloß erkennenden Gliedern, als auch aus den vollziehenden (den Ministern) besteht; Trennung der richterlichen Gewalt von jener, und Aufstellung eines hohen Gerichtshofes (Cour de cassation); Zuziehung der Repräsentanten der Nation zur feierlichen Sanktion jener Gesezе, welche die verschiedenen Sektionen des gesezgebenden Corps, (denen das vormals dem Tribunate beiwohnende Recht der Untersuchung obliegt), als staatsnüzlich erkannten; die Aufstellung eines Senates, dem nicht nur die Erhaltung der bestehenden Verfassung, und daher die

Pflicht obliegt, den Regenten zu allen dahin abzwekenden Verfügungen durch Senatusconsulte aufzufordern, sondern der zugleich auch alle Angriffe auf die Verfassung, sey es durch inconstitutionelle Verordnungen, sey es durch Verlezung der Preßfreiheit oder der individuellen Freiheit (daher die zwei berühmten Senatorial-Commissionen dieses Namens) abzuwenden hat; die Errichtung von Großwürden, welche zu wohlthätigen Repräsentanten des Regenten werden, wo seine Gegenwart nöthig seyn könnte, ihn gleichsam vervielfältigen, und die Verhältnisse zwischen Regenten und Regierten als wechselseitige Organe erleichtern; ein kaiserlicher Gerichtshof, vor dem die höchsten bürgerlichen und militärischen Depositärs der Regierungs-Rechte verantwortlich sind; Einheit des Befehlens und Vollziehens, feste Unterordnung, Schnelligkeit und Verschwiegenheit von den Ministern an, die als Chefs an der Spize der Administrations-Zweige stehen, bis zur Organisirung der Präfekturen (Departemente), aus denen das Reich, der Unterpräfekturen, aus denen die Departemente, und der Gemeinden (Mairie'n) aus denen jene bestehen. Ueberall finden wir den mathematischen Grundsaz befolgt: die größt-möglichste Wirkung durch den kleinsten Aufwand von Kraft hervorzubringen. Dieser Einfachheit in der Verwaltung, dem Umstande, daß die große Staatsmaschine wenige aber gut besoldete und genau in einander greifende Triebräder hat, ist die Leichtigkeit zuzuschreiben, mit der ein so großer Staat als Frankreich ist, regirt wird; eine Leichtigkeit, wovon unsre verwikelten feodalen Staatsmaschinen, die wegen Menge der Triebräder, wie Marly's Wassermaschine, alle Augenblike ins Stoken gerathen, nichts wissen.

Die Hofverfassung, als ein Akzessorium der Staats-Verfassung, kann zunächst in Betrachtung kommen. Die Aufstellung eines kaiserlichen Familien-Gerichtes, die Verordnung, daß alle Kinder aller Glieder der

kaiserlichen Familie gemeinschaftlich erzogen werden sollen, wodurch bei ihnen, zu Europens künftigen Regenten bestimmt, der Keim der Eintracht und des Friedens der ihre Völker umschlingen soll, von Jugend auf in die Gemüther gelegt, und die der Fürsten-Erziehung so gefährliche Isolirung vermieden wird; die Handhabung strenger Sitten unter den Hofpersonen selbst; die Einführung einer gewissen, auf Luxus berechneten Hofetiquette, die zwar an sich jedem großen Manne äußerst lästig fallen muß, die aber als Attribut der Würde nöthig, und zur Belebung der Industrie ganz unerläßlich ist, indem sie allein so manche Reichen bewegen kann, einen Theil ihrer Schäze wieder in Umlauf zu bringen; — alle diese verschiedenen Einrichtungen würden hier zu erwägen seyn.

Die große moralische Staatsmaschine, die Napoleon solcher Gestalt constituirte, ist zwar die Pforte und das erste Mittel zur Erreichung der drei großen Staatszweke; allein so vortrefflich auch ihre Organisation, so erhaben ihre Zweke sind, so würde sie sich doch nicht erhalten, wenn sie nicht durch drei unerschütterliche Grundpfeiler gegen alle innere und äußere Gefahren gesichert würde: 1) Wohlgeordnete Finanzen mittelst gleicher Besteurung; 2) Sicherheit von innen mittelst gleicher Gerechtigkeits-Pflege; 3) Sicherheit von außen mittelst gleicher Conscription. Die Geschichte beweißt es, daß diese drei großen Stüzen nur sehr unvollkommen in den alten Staats-Verfassungen sich befanden.

1) Die Finanzen sind die erste große Stüze der Staatsverfassung. Sollte man vermuthen, daß unter die Reihe der Möglichkeiten Staaten gehörten, wo die Reichsten am wenigsten, die Aermsten am meisten bezahlten? Die Nachwelt wird es nicht glauben, daß dieß der Fall mit den Reichen Europas bis auf den Zeitpunkt der Revolution, und da nur Frankreich ausgenom-

men war. Allein obgleich die Republik Gleichheit der Besteurung, besonders in Hinsicht des Grundeigenthums nach physiokratischen Grundsäzen herstellte, so brachte sie doch auf der andern Seite eine solche Unordnung und Verschwendung in die Verwaltung der Staatseinkünfte, daß wegen dieses Uebels allein der Staat seiner Auflösung nahe war, als ihn Napoleons Schöpferhand rettete. Hier muß nun entwikelt werden, mit welcher Weisheit Napoleon den Ausgaben die Einkünfte anzupassen wußte, und welche Hülfsquellen er eröffnete, um nicht nur keine Schulden machen zu dürfen, sondern auch, um Unternehmungen auszuführen, Anstalten zu gründen, und Vorschüsse zu geben, die des tiefsten Friedens zu bedürfen scheinen. Zugleich muß aller der Maßregeln erwähnt werden, wodurch Veruntreuungen vorgebeugt oder abgeholfen wird; der Cour des comptes, der Cautionen verschiedener Staatsdiener, die eben so zur Sicherheit des Staates und seiner Bürger dienen, als sie zu gleicher Zeit Capitalien in die Hände des Staates bringen; der Amortisationskasse, welche die Interessen der Staatsgläubiger sichert, während sie dem Staate Mittel verschaffet, allmählich seine Schuldenlast zu mindern; die strenge Trennung der Reichseinkünfte von den Herrneinkünften und Heiligkeit der erstern; der Bank und ihrer untergeordneten Escompto-Kassen, wodurch der Geldumlauf erleichtert und befördert wird; u. a. Da die Finanzen die großen Klippen sind, an denen die ältesten Staaten, und die erfahrensten Staatsmänner scheiterten; so muß man erstaunen, sie durch Napoleon gleichsam aus Nichts hervorgerufen, die Staatsgläubiger gesichert, die Staatsschuld mitten zwischen kostspieligen Kriegen von 50 auf 56 gehoben, und die Hoffnung gegründet zu sehen, sie bald al pari zu erbliken.

2) Die gleiche Gerechtigkeits-Pflege oder die Maßregeln für innere Sicherheit der Bürger

gegen Bürger, und des Staates gegen erstere, sind die zweite Haupt-Stüze jeder Staatsverfassung. Die geschwornen Gerichte und Friedens-Richter sind zwar noch eine Einrichtung der Republik, aber was sie nicht geben konnte, was Napoleon vollendete, war ein Gesezbuch, der Coder Napoleon, an dem Napoleon persönlich und als Mathematiker so glüklich mitarbeitete, und der bei der Nachwelt mehr für unser Jahrhundert sprechen wird, als alle Schriften seiner Rechtsgelehrten. In der That, was muß die Nachwelt sich für eine Vorstellung vom christlichen Europa machen, das 18 Jahrhunderte lang ein Gemische römischer und barbarischer Anordnungen nicht ins Reine zu bringen wußte, und immer in denselben Fesseln gieng, ungeachtet sein politischer Zustand seitdem dreimal sich gänzlich veränderte? — Vom christlichen Europa, das zweierlei Recht hatte, eines für den arbeitenden und armen, das andere für den müssigen und reichen Theil der Nation? — Außer der Entwiklung dieses Gesezbuches muß in diesem Abschnitte zugleich gezeigt werden, wie Napoleon den Gang der Prozesse durch seine vortreffliche Gerichtsordnung (Code de procédure) abkürzte; wie er um jene selbst zu vermindern, die Zahl der Advokaten beschränkte, und dafür die der Richter, sowohl erster Instanz als der Appellations-Gerichte vermehrte, und den Cassations-Hof einrichtete. Die weisen Criminal- und Polizei-Verfügungen (Code penal, und die Tribunaus correctionnels), die Art, wie gegen Angeklagte in beider Hinsicht von den Gerichtspersonen verfahren wird; die Errichtung von Arbeitshäusern, die zum Zweke haben, das Betteln im ganzen Reiche abzustellen, und folglich die Verbrechen zu vermindern; alles das müßte hier aus einandergesezt werden.

3) Die Maßregeln zur Aufrechthaltung der äußern Sicherheit, oder das Kriegswesen, sind der dritte Pfeiler des gesellschaftlichen Ver-

eines. Durch Einführung einer alle Stände umfassenden Conscription hat die Republik den Grund zur Größe und Feste des Staates gelegt; gerechter und einfacher kann der Staat nicht zur höchsten Kraftäußerung gebracht werden, denn keine höhere giebt es als die aller seiner waffenfähigen Jünglinge zusammengenommen. Diese Einrichtung hat außer den Vortheilen, dem Staate eine nationale, von Ehre beseelte, Bürgerarmee zu liefern, noch die zwei großen Vortheile, daß sie die Bildung des jungen Bürgers vollenden, ihm einen männlichen Charakter schaffen hilft, und daß sie ihm Sicherheit gewährt, bei seinem Geschäfte bleiben zu können, sobald seine Dienstjahre vorüber sind, oder ihn das Loos nicht getroffen hat. Ein Vortheil, der bei dem gewöhnlichen Rekrutirungs-Systeme der alten Feodal-Staaten gänzlich mangelte. In diesen Staaten wurde der Kriegsdienst durch die Lebenslänglichkeit zur Sklaverei, und durch Anhäufung von Invaliden zum Entvölkerungsmittel und zur Staatsbürde. So schlugen Maßregeln einer heiligen Nothwendigkeit zu Verfügungen der Ungerechtigkeit aus. Diese Ungerechtigkeit war um so schreiender und widersinniger, als erstlich die, welche viel zu verlieren hatten, nie die Waffen zur Vertheidigung ihrer Habe ergriffen, sondern sie jenen überließen, die nichts verlieren konnten, und zweitens, als Stände, die ihre Privilegien bloß ihren Kriegsdiensten verdankten, immerfort jene genossen, während sie diese nicht mehr leisteten.

Aber ungeachtet dieser Vortheile, die für Frankreich aus dem neuen Systeme erwuchsen, würde es dem zu seinem Untergange verschwornen Europa unterlegen seyn, wenn nicht Napoleon noch eine ganz neue Strategie und Taktik geschaffen hätte. Diese außerordentliche Beweglichkeit und Schnelligkeit seiner Armeen; die Kunst, mit der er das Menschenblut in kleinen Gefechten zu schonen, und große Schlachten so anzuordnen weiß, daß sie entscheiden müssen; die Vorkehrun-

gen, mittelst welcher er zahlreiche Armeen, mitten in feindlichen Ländern, ohne nachgeführte Magazine bloß durch kluge Berechnung des Gewinntriebes der Menschen zu verpflegen, und Ueberfluß und Wohlfeilheit selbst in die Länder zurükzuführen weiß, die vor Ankunft seiner Heere Mangel litten; die Art, wie er alle Springfedern in Bewegung sezt, und nicht nur für den Tapfern sondern auch seine Familie sorgt; — alles das muß hier auseinandergesezt werden. Zum ersten Male haben die Kriege aufgehört, Zerstörungskriege zu seyn; er geht nicht darauf aus, durch Verbrennung der Magazine den Bedürfnissen der leidenden Menschheit Hohn zu sprechen, worauf so viele alte Generale sich so viel zu gute thaten; er weiß sie zu nehmen, und zu benüzen. Die Arten, wie er seine Siege zur Verkettung der Nationen und zu ihrer Widergeburt anwendet und ihre Liebe erobert, gehören eigentlich in den Schluß-Abschnitt.

II. Einrichtungen, wodurch die Erreichung der Staatszweke wirklich gemacht wird.

Eine Staatsverfassung, deren drei Grundpfeiler so wie sie selbst wohl organisirt sind, wird nun mit Leichtigkeit die Erreichung der drei großen Staatszweke herbeiführen. Der erste, die Sicherheit, liegt schon in ihrer Organisation; zur Erringung der beiden andern, worinn die Vervollkommnung unserer Individualität liegt, sind aber noch verschiedene Einrichtungen nöthig, die man bisher nur als unvollkommene Regentenpflichten, als Wirkungen ihrer Gnade ansah, und die erst Napoleon unter die vorzüglichsten und strengsten Regentenpflichten durch sein eigen Beispiel sezte. Um Kraft und Blüthe des bürgerlichen Wohlseyns immer zu vermehren, und dadurch das Vermögen zu erhalten, nach Maß der menschlichen Entwiklung sich aus sich selbst zu regeneriren, also des eignen Bestens wegen,

muß der Staat jene großen Zweke des gesellschaftlichen Vertrages bei allen seinen innern Verfügungen unverrükt vor Augen haben; sie sind: National-Erziehung und National-Beschäftigung. Hier ist es, wo Napoleon zum zweiten Mal der Wohlthäter, nicht nur seiner Nation, sondern ganz Europas, der ganzen Menschheit wird; hier ist es, wo er, der erste, den so lange verkannten wahren Zwek, den die gegenwärtigen Generationen beim Contrat social haben, erreicht, und sie endlich befriedigen wird.

1) National-Erziehung. Primair- und Secondair-Schulen (Gemeindeschulen unter Aufsicht der Unterpräfekten und Präfekten), die ersten Arten des öffentlichen Unterrichtes; Lyceen, die ersten Stadtschulen, worinn die aus Ecoles secondaires ausgetretenen Zöglinge theils auf öffentliche, theils auf Privatkosten erzogen werden, und entweder beisammen wohnen, oder bloß den Unterricht besuchen; Spezial-Schulen, wo die Schüler, nachdem sie in den Lyceen die Sprachen und die Anfangsgründe der Wissenschaften sich eigen gemacht haben, auf eine besondere Wissenschaft sich legen, als Rechtskunde, Heilkunde, Kriegswissenschaft, Gottesgelehrtheit; die Universität, welche alle Facultäten in Uebereinstimmung, und in ihre Leitung die nöthige Einheit, Ansicht und Ordnung bringt, und endlich das National-Institut, welches die Belohnung verdienter ausgebildeter Gelehrten, und gleichsam der Senatconservateur der Wissenschaften und Künste ist; — diese, auch andern Staaten gemeinschaftlichen, Mittel der National-Erziehung kämen hier zuerst in Betrachtung. Hierbei muß man die Unterstüzungen anmerken, welche Napoleon Gelehrten zur Abfassung nüzlicher Werke bestimmt hat, und die, wenn sie der Minister des Innern giebt, in einigen hundert Franken, wenn sie der Kaiser selbst ertheilt, in Summen von 6000

bestehen; *) die Gesetze über Schriftsteller-Eigenthum, Verbot des Nachdrukes u. dgl.

In gleichem Range mit den Spezialschulen stehen die Schulen für öffentliche Dienstzweige (écoles de services publics), wodurch die Wissenschaften zum Staatswohl unmittelbar mitzuwirken genöthigt werden. In sie treten jene Lyceen-Schüler über, die sich keiner obengenannten Wissenschaft, sondern andern öffentlichen Beschäftigungen widmen. Auch hier werden die Zöglinge größtentheils gemeinschaftlich erzogen. Unter ihnen ist die politechnische Schule gleichsam die Pforte zu allen folgenden, zu denen man sich in den physischen, mathematischen, oder chymischen Wissenschaften vorbereiten muß. In diese Schule werden selbst noch junge Bürger nach überstandner militairischer Dienstzeit, bis zum 26. Jahre aufgenommen. Aus ihr tritt man entweder in die Artillerie-Schulen, in die Schulen der Armee-Ingenieurs, der Flotten-Ingenieurs, der Seefarthskunde, des Brüken- und Straßenbaues, oder in die Bergwerksschulen über. Die Zöglinge der Lyceen, der politechnischen und der Schulen militärischer Wissenschaften müssen schwimmen und die meisten übrigen ritterlichen Uebungen lernen. Was Napoleon Eigenes in diesen Gang der Erziehung legte, muß hier herausgehoben werden.

Die Conskription ist schon an und für sich eine neue und gewissermaßen die lezte Bildungsschule des jungen Bürgers; es ist die, wo er den Charakter erhält, der unserm Zeitalter so noth thut. Es lassen sich die Folgen kaum übersehen, die für die nächste Zeit erwachsen, wenn fast alle Staatsbürger Soldaten waren, und besonders, wenn einmal ganze Generationen von

* Die Aufmunterungen, Auszeichnungen und Preise für Gelehrte und ihre Werke.

militärischen Vätern erzogen wurden. Unsere Unentschlossenheit, unser Hang zu Geringfügigkeiten wird dadurch einmal enden; der kriegerische Geist ist schon an sich selbst mit einem Anstrich von Kraft, Geradheit und Großmuth gepaart. Aber, wird man sagen, die wissenschaftliche Ausbildung bleibt zurük. Allein erstlich sind eine gewisse Zahl Schüler der Spezial-Schulen vom Kriegsdienste ausgenommen; zweitens haben die Garde-Regimenter, die Veliten und mehr andre Regimenter eigne mathematische und historische Schulen.

Alle diese weiteren Unterrichts-Anstalten sind größtentheils Napoleons Schöpfung. Es gibt viele Vorurtheile gegen die gemeinschaftliche, oder Instituts-Erziehung. Aber gewiß ist es, daß sie dem jungen Gemüthe eine Wärme und Stärke ertheilt, die bei Erziehung in der Welt gewöhnlich sehr früh verloren geht. Ihre übrigen Nachtheile werden durch Vermeidung anderer, unsrer Universitäten Besuchung anklebenden aufgewogen, und ausgemacht ist es, daß die Entfernung des weiblichen, weichlich machenden Einflusses,* die Vermeidung aller Zerstreuungen, der beständige Wetteifer und die Absonderung der verschiedenen Lehrfächer für die verschiedenen Lebensbeschäftigungen weit mehr zur Ausbildung des jungen Bürgers beitragen, als unsere Universitäten, von denen wir so oft nur einen Anstrich aller Wissenschaften, ohne gründliche Kenntniß einer einzigen davontragen, oder leztere mit Unbrauchbarkeit für die übrigen Lebens-Verhältnisse erkaufen. Die Franzosen selbst haben zwar eine sehr hohe Meinung von unsern Universitäten! wenn man aber nach derselben Einwirkung auf die Leitung unsrer öffentlichen Angelegenheiten urtheilen wollen, so spricht die Erfahrung der lezten Zei-

* Tu n'embrasseras pas ta Maman, si tu ne féras cela; sagen die Französinnen zu ihren Söhnen. Bis zum 7ten Jahre kann das hingehen, aber länger nicht.

ten nicht für sie. Noch muß man hinzufügen, daß bei unserer Erziehung die mathematischen und physischen Wissenschaften zu sehr vernachlässigt, und fast bloß die historischen oder politischen gepflegt werden, während die Franzosen jene zur Grundlage bei allen Studien legen, und dadurch am sichersten und gewissesten ihr Uebergewicht über ihre Nachbarn gründen. Das ist die Folge davon, daß ein mathematisches Genie den Gang der öffentlichen Erziehung leitete.

Zur National-Erziehung ist die Religion eine wesentliche Beiwirkerinn; sie muß die Handlungen des größten Theils der Nation bestimmen, der von der innern, in den Naturverhältnissen gegründeten Nothwendigkeit der Moral sich keine Ueberzeugung erwerben kann. Als eine so wichtige Subsidiarmacht verdient sie die größte Aufmerksamkeit der Regierung, und damit sie immer in ihren wohlthätigen Gränzen, aber da auch unangetastet bleibe, ein eignes Ministerium. Aber der Fehler der meisten Staaten besteht darinn, daß sie einen bloßen Zweig der National-Erziehung zum dirigirenden Mittelpunkt derselben machen, und ihm die Leitung des öffentlichen Unterrichts übertragen. In solchen Staaten kann dieser nicht anders als schlecht ausfallen; von ihrer eignen Wichtigkeit zu sehr eingenommen, werden Geistliche nie davon sich überzeugen, daß des Unterrichts einziger Zweck sey, Staatsbürger zu bilden. Eben so fehlerhaft ist es, ihnen eine gewisse Art öffentlicher Gerichtsbarkeit, einen Zweig der Verwaltung zu übertragen. Alle diese Klippen hat Napoleon bei Wiedereinführung der Religion glüklich zu entfernen gewußt; die Diener der Religion in Frankreich sind Staatsdiener, und stehen unter bürgerlicher Leitung in allen Fällen.

2) Die National-Beschäftigung ist der zweite Hebel, der durch den Contrat social bezwekten Vervollkommnung unserer Individualität. Man kann es nicht oft genug sagen, daß ohne die vollste Freiheit für Natio-

nalbeschäftigung weder die Zweke des gesellschaftlichen Vereines erreicht werden, noch Staatswohlfarth möglich, noch auf Dauer der innern und äußern Ruhe zu rechnen sey.

Es ist nicht genug, eine Nation zu erziehen, man muß ihr für ihr übriges Leben, zur Erwerbung eines angenehmen Daseyns, und wohlthätigen Anwendung ihrer Kenntnisse und Kräfte so viel Wege eröffnen als möglich. Diese Wege theilen sich in drei Haupttheile: a) in die Erzeugung der Naturprodukte; b) in ihre Verarbeitung; und c) in ihren Umsaz im Großen, oder Handel.

a) Mit Erzeugung der Naturprodukte beschäftigt sich hauptsächlich der Akerbau. Hier muß gezeigt werden, wie Napoleon für diesen Grundpfeiler der National-Glükseligkeit schon durch die Reichsverfassung gesorgt hat; wie er insbesondere noch durch Akerbau- und Veterinärschulen, Eröffnung des Absazes durch Anlegung von Straßen und Kanälen; Verbesserung des Viehstandes durch Einführung spanischer Schafe und ausländischer Hengste; Aufsicht auf Forstkultur; durch Aussezung von Preisen für die besten Thiere jeder Art, durch Begünstigung ökonomischer Gesellschaften, durch Darleihung ansehnlicher Capitalien auf Landgüter und Beschränkung des Wuchers, und endlich durch das Beispiel thut, was er selbst mit landwirthschaftlichen Versuchen auf Rambouillet und andern Gütern giebt.

b) In die Verarbeitung der Naturprodukte theilen sich die Gewerbe, die Manufakturen, die Künste. Bei Erwähnung ersterer muß bemerkt werden, was durch Handwerksschulen, durch Organisirung der Gewerbe, durch Aufstellung der Pruds hommes; beim zweitem, was durch

Ermunterung und Unterstüzung aller Art, bei den dritten was durch die Sendungen nach Rom auf Kosten des Staates, und bei allen dreien, was durch die Kunstausstellungen, durch die Aussezungen beträchtlicher Preiße für wissenschaftliche Werke sowohl, als für Kunstwerke, durch Museen von Kunstprodukten, Arbeitswerkzeugen und Maschinen aller Art, und endlich durch die vom Staate selbst veranstaltete Beschäftigung derselben bewirkt wird.

c) Der Umsaz der rohen und verarbeiteten Produkte oder der Handel ist der dritte Zweig der Nationalbeschäftigung, die vorzüglichste Quelle des National-Reichthums, und ohne Widerrede der Haupthebel zu der durch den Contrat social bezwekten Vervollkommung unsers Zustandes. Daher sehen wir auch alle innern und äußern Unternehmungen Napoleons darauf berechnet. Hier nun muß erstlich gezeigt werden, welche innerliche Vorbereitungen und Anstalten Er traf, um den Handel in Flor zu bringen: die Landstraßen, besonders die Eröffnung dreier Alpenstraßen, Kanäle, Häfen; die Bank mit ihren Escomto-Cassen in großen Handelsstädten; die Handelskammern, die über alles, was das Interesse des Handels betrifft, Bericht an die Regierung abstatten. Der Code de commerce, und die Handelsgerichte; dann wie seine äußerlichen Unternehmungen alle nur dahin abzweken, Frankreich Industrie d. i. seiner National-Beschäftigung den freisten Spielraum zu erobern, ihm den Handel mit der ganzen Welt zu eröffnen; diesen selbst frei zu machen, und durch ein neu zu gründendes Seerecht vor den Gefahren, und die Nationen selbst vor den Folgen der Bankerutte zu sichern, die (eine unerläßliche Folge des bisherigen Faustrechtes zur See) gewöhnlich einige Kaufleute unmäßig bereicherten, während sie tausende von Familien an den Bettelstab brachte. Wenn Napoleons

Kriege, abgesehen von der so nöthigen Wiedergeburt der Nationen, keinen andern Zwek, als den ebenerwähnten hätten: unseren moralisch-physischen Vervollkommnungs-Bedürfnissen mittelst Zerstörung aller Hindernisse unsrer Nationalbeschäftigung zu Hülfe zu kommen — so machte er sich schon dadurch zum größten Wohlthäter der Menschheit und unsers eifrigsten Mitwirkens würdig. Was kann es Größeres geben, als ein Völkerrecht zu gründen, dem zu Folge bei künftigen Kriegen — die nie ganz werden zu vermeiden seyn — das Privat-Eigenthum zu Land und zu Wasser unverlezlich wird geachtet, und des Krieges Verwüstungen nur das Staatseigenthum betreffen werden? Dieser Grundsaz einmal angenommen, werden die Seekriege, diese ewige Quelle der Landkriege, von selbst seltener werden, weil der Reiz, durch Corsarenstreiche sich an Privat-Eigenthum für die Kriegskosten bezahlt zu machen, wegfällt. — Man müßte nicht an menschliche Größe glauben, man müßte keinen Begriff davon haben, wie sehr die Erhöhung des Standpunktes auch die Zweke und Absichten eines edeln Gemüthes erhöhe; unser eignes Gemüthe müßte nicht mehr fähig seyn, Ideale zu nähren, wenn man zweifeln wollte, ob es Napoleons Plan sey, die Macht, die ihm das Schiksal verlieh, zu einer wahren und daurenden Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes anzuwenden.

Zur Vervollkommnung der Nationen gehören, nebst den Anstalten für National-Erziehung und Beschäftigung, noch gewisse Einrichtungen, die gleichsam als moralische Klammern die einzelnen Theile der Staatsmaschine zusammenhalten. Solche Anstalten sind: 1) Die Ehrenlegion, die alle Klassen der Staatsbürger und alle Arten von Verdienst umfaßt, und dadurch selbst bei Auszeichnung Gleichheit herstellt; 2) die Verleihung großer mit Domänen eroberter Länder

ausgesteuerter Herzogs-Titel (womit aber keine Seigneurial-Rechte verbunden sind); und 3) die neue Adelshierarchie, welche Titel, ohne Vorrechte (wodurch sie die Nachtheile des Feodal-Adels vermeidet) an das Verdienst, an gewisse Staatswürden, und an eine gewisse Reihe von Dienstjahren knüpft. Wollte man annehmen, daß dieser Adel einst Befreiung von Steuern oder von Conscription mit sich führen könnte, so darf man nur überlegen, daß kein Regent bei gesunder Vernunft Verminderung der Staatseinkünfte oder Schwächen der Staatskräfte wird herbeiführen, und noch viel weniger eine neue Opposition, ohne alle Noth oder Vortheil, organisiren wollen.

Schon aus dieser kurzen Auseinandersezung des Planes einer Geschichte Napoleons muß von selbst hervorgehen, in welches imponirendes Verhältniß Napoleon in diplomatischer Hinsicht Frankreich zu den übrigen europäischen Staaten sezte, und welchen wohlthätigen Einfluß Er, selbst auf die politische und religiöse Verfassung, auf die Tendenz, die Sitten und Meinungen der Bewohner aller Nachbarstaaten ausübt. Wenn wir den gesellschaftlichen Zustand Lezterer vor und nach seinem Regierungs-Antritte mit einander vergleichen, wenn wir erwägen, was Europens Nationen bei ihren ungeheuern Kräften in der langen Zeit vor ihm zu Stand brachten, im Vergleich mit dem, was seit ihrer Widergeburt durch Napoleon in so kurzer geschieht; wenn wir ferner betrachten, wie Napoleon die bisher unnüzen, oder gefährlichen, oder schädlichen Landstände (Cortès) und Volksversammlungen in wohlthätige Wächter der Reichs-Verfassungen zu verwandeln wußte, so muß sich von selbst die Lösung der Frage ergeben, ob Napoleon unter die seltnen wohlthätigen Genien der Menschheit gehöre. In 10 Jahren, wenn statt Räsonnements bloß Erfahrung sprechen, und die Stimmen der verlezten In-

teressen und des Patheigeistes schweigen werden, wird etwas hierüber zu sagen, sehr überflüssig seyn; für den Augenblik der bangen Erwartung aber, mag das Ganze eine Ansicht beschließen, wie der gesellschaftliche Zustand der Europäer beschaffen seyn dürfte, wenn einst alle Dynastien des westlichen und südlichen Europas, von einer gemeinschaftlichen Quelle ausgegangen, alle gleich alt, alle von gleichem Interesse des freien Handels beseelt, die Bande, die sie verbinden, auch auf ihre Völker übertragen und mit Besiegung des Dynastien-Hasses und der Hof-Interessen den Zunder zu neuen Landkriegen vermindern; wenn Europens Regenten, alle in einer großen Schule gebildet, die Kräfte und Anlagen ihrer verbündeten Nationen zu einer Höhe entwikeln, und zu Zweken verwenden, auf welche die Menschheit kraft ihrer so theuer errungenen Kultur, und ihrer noch höhern Bilduugsfähigkeit Anspruch machen darf.

Dieß ist der Plan, nach dem eine Geschichte Napoleons erscheinen soll. Mit dem historischen Theile soll angefangen werden, und der politische, oder die Geschichte von Frankreichs Organisation und Europens Wiedergeburt so schnell als möglich nachfolgen; Natürlich ist lezterer schon in ersterem als seiner Quelle und Veranlassung enthalten, aber sie kann daselbst nur kurz angedeutet werden, indem eine genauere Auseinandersezung nicht nur den Gang der öffentlichen Begebenheiten zu oft unterbräche, sondern sie auch an sich selbst an Einheit, Zusammenhang und klarer Uebersicht verlore. Jede Erinnerung der Kritik über Fehler oder Mängel dieses Plans, würden in mehr als einer Hinsicht höchst verdienstlich seyn. Das ganze Werk soll endlich mit einem Verzeichnisse der Fürsten, Staatsmänner, Krieger, Gelehrten und Künstler geschlossen werden, welche Napoleons Zeitgenossen waren.

Aus eben dieser Zergliederung des Plans wird auch

zur Genüge hervorgehen, warum eine Geschichte Napoleons durchaus alle Parallelen ausschließe. Mit wem könnte Er auch zusammengestellt werden. Die Eroberer der alten Aere waren Phänomene, die verheerend durch fruchtbare Länder zogen, und vom Schiksal abgesandt schienen, um die vereinzelten Nationen des Erdbodens in eine Art von Verbindung zu bringen, jener ähnlich, welche Kometen unter den Welten eines Sonnensystems herstellen. Aber ihre Wirkungen waren so schnell vorübergehend wie ihre Erscheinung selbst, weil sie die Dauer ihrer Eroberungen bloß auf das Schwertrecht und nicht auf wohlorganisirte Verfassungen gründeten, und folglich, das Interesse des Eroberers nicht mit dem der Eroberten zugleich zu befriedigen wußten. Augustus beruhigte zwar die von Parteien zerrissene römische Welt, allein es war über sein Genie, ihr durch organische Reichs-Gesetze die Dauer zu verschaffen, die ein bloß militärischer Staat niemals hat. Die Patrizier und Bürger von Rom, und einige mit dem römischen Bürgerrechte beschenkten Städte, machten die Nation aus; alle übrigen Einwohner waren in der Clientela der ersten als Pächter, Sklaven oder Colonen, welche ihr Eigenthum nur zu oft an die Veteranen als Belohnungen überlassen mußten! Wie hätte ein solcher Staat von Dauer seyn können? Mit den barbarischen Eroberern fiengen die Nationen zuerst an, Bedeutung zu gewinnen; der Stand der Freien bildete eine ansehnliche Masse, und die Nationen, derer Loos bisher auf den Comitien der Bürger einer einzigen Stadt (Rom) entschieden wurden, konnten zum ersten Male mit einigem Anscheine sagen, daß sie sich selbst Gesetze gäben und Repräsentanten hätten. Karl der Große suchte dieser Art Staatsverfassung, Form und Dauer durch seine Organisirung des Feodal-Wesens zu ertheilen; allein die Verminderung des Standes der Freien, eine Folge der allein auf ihren Schultern lastenden Kriege, die Umgriffe der gro-

ßen Vasallen, gegen die Karl die königl. Macht nicht genug gesichert hatte, und die Schwäche der Könige machten seine Einrichtungen zu pressenden Formen, unter denen der menschliche Geist über ein Jahrtausend schmachtete. Zwischen Karl dem Großen und Napoleon findet daher kein andrer Vergleich statt, als zwischen den Verfertigern hindustanischer Statuen und einem Phidias. Karl der V. hatte unter seinen Zeitgenossen am meisten Neigung, Einsicht und Kraft, Europen eine feste Staatsform zu geben; aber sey es, daß er in der Wahl seiner Mittel nicht glüklich war, sey es, daß die noch gährende Masse der Völker keine ruhige Form erlaubte: ganz Europa vereinte sich, um seinen Plan noch für Jahrhunderte zu vereiteln. Ludwig des XIV. Jahrhundert kommt nur in Hinsicht auf Geschmak in Erwägung, und in dieser Hinsicht hatte es Vorgänger, die es übertrafen oder aufwogen: die Jahrhunderte der Periklesse, der Auguste, der Mediceer. In Hinsicht auf Gründung dauerhafter Staatsformen, in und außerhalb Frankreich, kann es sich mit dem gegenwärtigen nicht messen, wie die Geschichte, und besonders Frankreichs Revolution beweißt. Ludwig war durch Neigung oder Umstände Eroberer, aber nicht Politiker; gegen die Aufhebung des Edikts von Nantes beweisen einzelne vortreffliche Verordnungen nichts. Friedrichs und Josephs Jahrhundert war zwar an großen politischen Ideen reich, und würdig, Vorläufer von dem Napoleons zu seyn; aber jener war bei seinen geringen Kräften zu furchtsam, dieser bei seinen Riesenkräften ohne klare Ansicht der Nothwendigkeit einer Wiedergeburt Europens; und obgleich er begriff, daß die Lähmung seiner ungeheuern Macht im Feodalism und der Opposition der Stände liege, so war er doch nicht bestimmt, oder nicht glüklich genug das große politische Problem zu lösen, was Napoleons Zeitalter vorbehalten schien.

IV.

Die Revolution von Aranjuez.

Die Revolution von Aranjuez ist eines der merkwürdigsten Ereignisse einer Zeit, die des Ungewöhnlichen so viel gesehen hat. Durch den schnellen Ausbruch lange zurükgehaltener Leidenschaften wurde ein Thron umgestürzt, welcher sich unter den Stürmen der zwei lezten Jahrzehnte am sichersten erhalten hatte. Eine ganze Nation sah sich in eine bloße Familiensache hineingezogen, und es wurde dadurch für die Herrscher ein ernstes Beispiel von der Nothwendigkeit stiller, häuslicher Tugenden gegeben, deren Mangel die erste Ursache dieser großen Katastrophe gewesen ist.

Wenn die ganze Folge desselben mit ungewöhnlicher Klarheit vor uns liegt, so zeigt sie den ganz eigenen Charakter der Publicität unserer Zeit. So zurükhaltend diese in manchen Fällen ist, um so kühner verräth sie in andern, was lange nur in weniger Kenntniß gewesen. Es haben sich in unsern Tagen zu viele Leidenschaften in die Bewegung der Ereignisse gemischt, als daß die Klugheit immer, selbst in der Angriffsweise, die Folgen berechnet hätte, welche aus derselben auf sie zurükfallen mußten. Die öffentliche Meinung schien den ersten Stoß zu dieser langen Reihe von Veränderungen gegeben zu haben, und suchte man sie daher bei jeder Gelegenheit zu führen und zu überreden, wo sie sich nicht selbst mit Geschmeidigkeit hinneigte. Dazu kamen noch mehrere verzweifelte Fälle der Fürsten, da diesen nichts anders übrig blieb, als an die Völker zu appelliren, an welchen ihnen sonst wenig gelegen war. So gerecht dieser Schritt scheint, so gefährlich ist er unter den meisten Umständen, und man darf ihn in der Regel jeder Zeit als die Vorbereitung großer Begebenheiten ansehen, welche aus einem kurz dauernden, selten rein bestimmten Selbstgefühl

der Völker entspringen, das immer noch andre Fragen zur Untersuchung bringt, als die man ihm zuerst vorgelegt hat.

Die Hauptmomente dieser Revolution liegen daher in öffentlichen Akten vor uns, welche weit mehr verrathen, als zur Ehre der meisten dabei interessirten Personen nöthig gewesen wäre. Mein Aufenthalt auf dem Schauplaz desselben sezt mich nun in den Stand, die Ereignisse klarer an einander zu reihen, und die Charaktere der handelnden Personen fester zu bestimmen, als es außer Madrid geschehen kann.

Wenn ich zuvor einen Rükblik auf die Regierungsgeschichte Karls IV. werfe, so geschieht es zur größern Bestätigung obigen Sazes, daß auch eine glükliche äußere Politik und die größte Duldsamkeit eines Volkes nicht zur Festigkeit eines Thrones hinreicht, worauf es an Privattugenden mangelte. Der König, welcher das erste Opfer dieser Ereignisse geworden ist, verschuldete das durch die Schwachheit, mit der er seinen Charakter als Hausvater behauptet hatte. Es ist für ganz Europa kein Geheimniß, daß Karl IV. blind gegen Verbrechen war, welche an seiner Seite vorgiengen, und diese Blindheit war so groß, daß sich seine Zuneigung gerade am umfassendsten an diejenigen Personen hingab, die sich desselben durch ihre verborgenen Handlungen gerade am unwürdigsten machten. Diese hatten sich in ihrer Frechheit so wenig zurükgehalten, daß nicht nur die ganze Nation über die Schmach ihres Königs seufzte, sondern auch der Thronerbe über die schimpfliche Gutmüthigkeit seines Vaters erröthen mußte.

Es hat nie eine Zeit gegeben, in der es an Verbrechen in der Nähe der Throne gemangelt hätte. Aber nicht immer ist es gelungen, blos durch sie aus dem Staub in die Höhe zu steigen. Kleine Menschen haben sich oft durch heimliche Sünden ein paar Stufen höher gearbeitet, als sie sonst vermocht hätten; doch

ſind die Beiſpiele ſelten, da ſie bis zur Erhebung neben die Throne hingereicht hätten. Ein ſolches Beiſpiel war in Spanien gegeben worden. Aber was ohnedieß ſchon abſchrekend iſt, wurde hier zu einer der warnenden Lehren, deren uns die Geſchichte unſrer Zeit ſo viele vorgehalten hat.

Was hat es Karln IV. geholfen, daß er ſo frühe und ſo glüklich aus dem Basler Frieden hervorgegangen iſt, und, während alle Staaten von Europa den gefährlichen Kampf gegen völlig neue Kräfte ſämtlich zu ihrem Schaden fortſezten, ſich einem weiſen Neutralitätsſyſtem ergeben hatte, das alle ſeine Staaten, bis auf wenige Theile derſelben, welche ihn der Frieden von Baſel *, die Traktate von 1800 und 1801 ** und der Frieden von Amiens *** gekoſtet, durch alle Stürme der gefährlichſten Zeit hindurch führte? Ein ſolches Syſtem, das überdieß nicht einmal immer das Reſultat tiefen politiſchen Blikes, ſondern ſelbſt verſchuldeter Unmacht, ſchwächlicher Ruheliebe, und unedler Privatabſichten der Günſtlinge war, hat Spanien bis auf die Zeit hingeführt, da die ſämmtlichen Verhältniſſe Europa's ſich für die Dauer zu befeſtigen anfiengen, und es ſich mit aller Zuverſicht dem Gang der Dinge überlaſſen konnte, deren Veränderungen wenigſtens den Fürſten nicht mehr ſo gefährlich wurden. Es hatte bisher ſeinen Krieg mit England in Amerika glüklich, und in der Schlacht bei Trafalgar wenigſtens ruhmvoll beſtanden, und fand ſich in der Reihe einer großen Coalition, welche beinah die ſämtlichen Continentalmächte Europa's gegen das engliſche Univerſalſyſtem bewaffnet hatte. Alles das

* Den Antheil von St. Domingo, welcher von Spanien von wenigem Nuzen geweſen war.

** Parma und Piacenza, wofür aber Etrurien an einen ſpaniſchen Prinzen gegeben wurde, und Luiſiana.

*** Die Inſel Trinidad, welche die Engländer erhielten.

sicherte die Bourbon's aber nicht auf dem Thron von Spanien und Indien. So wie eine andre Linie desselben durch schwache Gutmüthigkeit eines Königs, und durch den ungegründeten Vorwurf gegen den häuslichen Charakter einer Königin, Thron und Leben verlohren, so bezahlte diese geringere Tugenden, und wirkliche Vergehen mit dem Verlust eines Staats, der zu den größten an Umfang, und zu den reichsten an Hülfsquellen gehört.

Karl IV, dessen ganz vernachlässigte Erziehung dem Charakter seines Vaters so widersprechend, aber der seines Bruders in Sicilien völlig ähnlich ist, hatte die Regierungsperiode Karls III. nicht verstanden, in welcher die spanische Nation in vielen Zweigen wieder aufzuleben angefangen. Dem Beispiel seines Vorgängers auf dem Thron ahmte er nur ein Vergnügen nach, das schon so vieler Fürsten Thätigkeit aufgezehrt, und, troz seiner Verwandschaft mit dem Kriegshandwerk, noch keinen großen Feldherrn gebildet hat. Die Jagd verschlang seine meisten Stunden, und ließ ihm selbst zu andern Vergnügungen keine Zeit übrig. Wie konnte sie sie ihm zu Regierungsgeschäften gönnen? Seine wirklich redlichen Absichten, und ein christliches Gemüth vermochten die Wirkungen des Alters, welches alle Fehler vermehrt, und selbst Tugenden einen Zusaz giebt, durch den sie zu Fehlern werden, nicht verhindern. Das gewohnte Vergnügen foderte die nämliche Zeit; aber die Schwäche des Alters eine längere Ruhe. Die Regierungsgeschäfte mußten ihm zur Last werden, das Mißtrauen in seine eigenen Kräfte zum willkommenen Vorwand dienen, in andre Hände, die sein Mangel an Menschenkenntniß und sein Bedürfniß nur zu leicht fand, eine Bürde zu geben, welche ihm zu schwer däuchte.

Unter solchen Umständen war dem Ehrgeiz nichts Leichteres, als die schmeichelhafte Last aufzunehmen. Don Manuel Godoy, eines wenig begüterten Edelmanns

Sohn aus Extremadura, war von seinem Vater an einen Hof geschikt worden, von welchem sein älterer Bruder, Don Diego, bereits unter Karls III. Regierung, wegen Benuzung ähnlicher Mittel, die dem Jüngern später so gut gelangen, entfernt, und nur unter einem andern Monarchen wieder zurükberufen worden war. Don Manuel brachte mit, was überall gefällt, eine schöne männliche Gestalt, ein einnehmendes Wesen und eine geläufige Zunge, wie sie besonders den Weibern ansteht, dabei einige angenehme Talente, und Geschmeidigkeit und Ehrgeiz genug, um sein kühnes Streben zu verbergen. Von wesentlichen Talenten besaß er nicht mehr, als ein Günstling bedarf, und viel zu wenig für seine ungeheuern Plane. Nur die günstigste Verkettung von Umständen, und ein glükliches Ergreifen derselben, bald durch bescheidenes Benehmen und heuchlerische Gefälligkeit, bald durch Anmaßung und rauhe Beherrschung der Mächtigsten, erhob ihn auf den höchsten Punkt, den ein Günstling jemals erreicht hat. Seiner Erhebung zum Herzog von Alcudia, Granden von Spanien erster Klasse, Premierminister und Friedensfürsten, folgte sogar eine Heirath mit einer Prinzessin aus dem königlichen Hause. Konnte auf dieses Glük seine Ernennung zum Generalissimus, im Jahr 1801, und 1807 zum Admiral von Spanien und Indien * noch überraschen, wenn gleich in lezterer Stelle, mit weit eingeschränkteren Vollmachten, vor ihm zween Johann von Oesterreich, Karls I. und Philipps IV. Söhne, und der Infant, Don Philipp, Karls IV. Oheim, geglänzt hatten? Aber wundern muß man sich doch, wenn auch soviel dem überglüklichen Ehrgeiz nicht genügte, und er, wie in Spanien nur Eine Stimme ist, noch höher strebte. Doch dafür bedurfte es größerer Geisteskraft, und strengerer Selbstbeherrschung in Stolz und Vergnügen, als

* S. die Beilagen Nr. 1.

Godoy nicht besaß, und in der Schule seiner Erhebung nicht lernen konnte. Der Thronerbe selbst wurde von seinem Hochmuth zu wenig verschont, und nur in dessen ökonomischer Einschränkung, und in der völligen Versagung aller Hülfsmittel und Belohnungen, über welche die besten Köpfe des Landes seufzten, Sparsamkeit gezeigt. Die Leichtigkeit, womit er alle Stufen des Glüks erstiegen, hatte ihm die Vergessenheit aller Klugheitsregeln so sehr zur Gewohnheit gemacht, daß es zu verwundern ist, wie die Ereignisse von Aranjuez nicht früher eingetroffen sind.

Die Geschichte dieses Mannes ist nur durch ihre Folgen wichtig geworden; denn an sich ist sie eine ganz gewöhnliche Erscheinung des Lebens. Aber, wenn das auch gleich bei den meisten größern Begebenheiten der Fall ist, so können die Lehren derselben doch nicht überflüssig seyn. Es muß Fürsten und Völkern recht oft gesagt werden, woher das Unglük stammt, welches Staaten schon so oft zerstört hat, und da man diesen Mann als die Grundursache aller leztern Ereignisse in Spanien ansehen kann, so muß sein Bild völlig ausgezeichnet werden.

Es war mir unter der gegenwärtigen Stimmung nichts leichter, als die Züge dazu in diesem Lande aufzusammeln, und ich könnte ein Gemälde von ihm aufstellen, welches die Lobreden der Schmeichler, die noch vor wenigen Monaten so frech ertönten, und selbst in Deutschland nachgehallt haben, auf das schneidendste niederstürzte. Kann die Charakterschilderung des Don Alvaro de Luna, Connetable's von Kastilien, hier hinreichen, welche mir ein Spanier, auf meine Fragen über den Friedensfürsten, in einem alten Buch * mit den

* Conton epistolario del Bachiller Fernan Gomez, y generaciones y semblanzas de Fernan Perez de Guzman. Die erste Ausgabe davon erschien mit Pulgar's Claros Varones, Madr. 1775. Meine Ausgabe ist von 1790. — Sieben

Worten aufgeschlagen hat: „Hier finden Sie Godoy'n und seinen König und Spanien unter ihm mit aller Wahrheit abgezeichnet, in welcher die Geschichte sich nur immer wiederhohlen kann?“

„König Johann II. (er starb 1454.), sagt Perez de Gusman,“ liebte die Jagd sehr, und war ungewöhnlich in ihren Künsten erfahren. Auch verstand er die Musik, und sang und spielte gar lieblich. Aber obgleich solche anmuthige Eigenschaften nur einen Theil der eigentlichen Tugenden, welche jedem Mann und besonders den Königen geziemen, ausmachen sollen, so fehlte es ihm doch an diesen gänzlich. Denn, nach christlicher Frömmigkeit, ist eines Königs erste Tugend, fleißig und anhaltend in der Regierung seines Reiches zu seyn, wie das durch das Beispiel des weisesten aller Könige, Salomo's, bewiesen wird, der auf die Frage Gottes was er sich wünsche, nichts anders verlangte, als Verständniß zu regieren, und dadurch noch viele andre Gnaden von dem lieben Gott erhielt. Dieser Tugend ermangelte obengenannter König aber so sehr, daß er, bei allen jenen angenehmen Eigenschaften, doch nie eine einzige Stunde auf die Regierungsarbeiten verwenden wollte, und obgleich zu seiner Zeit so viele schädliche und gefährliche Bewegungen in Castilien waren, wie sie unter den Königen der zwei vorigen Jahrhunderte nie gewesen, und woraus für seine Person, seinen Ruhm und sein Königreich viel Nachtheil entsprang, so war seine Lässigkeit und Unbekümmerniß um die Regierung doch so groß, daß er sich lieber schnöden Vergnügungen, als nüzlichen, und ruhmvollen Beschäftigungen, von denen er nie etwas hören wollte, überließ.... Die ganze

und vierzig Jahre befand sich dieser König in der Gewalt des Connetable's, bis er ihn einmal plözlich, ohne daß man weiß, warum, gefangen nehmen, und ihm den Prozeß machen ließ.

Last seiner Krone legte er in die Hände des Connetable's, zu welchem er ein so wunderbar großes Zutrauen hatte, daß die, so es nicht selbst gesehen, nicht glauben wollten, und es den andern völlig unbegreiflich war. Denn in seinen Staaten, Schäzen, in dem Dienst seines Hauses und der Rechtsverwaltung des Königreichs geschah nichts, als durch seinen Befehl. Obgleich die Verordnungen, Rechtsbeschlüsse, Gnaden- und Lohn-Ertheilungen im Namen des Königs, und von diesem unterzeichnet, ergiengen, so schrieben die Sekretäre nichts, unterzeichnete der König und siegelte der Kanzler nichts, und hatte keine Akte Kraft, als durch des Connetable's Willen. Und so groß und sonderbar war des Königs Vertrauen auf diesen, und so unmäßig ausgebreitet seine Macht, daß man von keinem König wußte, dem man genauer gehorcht, den man mehr gefürchtet, und der sich der höchsten Gewalt freier bedient hätte, als er. Denn nicht nur die Aemter und Belohnungen, welche der König ertheilen konnte, sondern auch die Würden und Benefizien der Kirche wagte niemand von den Pabst zu fordern, oder anzunehmen, außer, auf Befehl und mit Einwilligung des Connetable's. So weit gieng sein Ansehn, und so eng war der König befangen, daß von der ersten Stelle des Reichs an, bis zu dem kleinsten Amte herab, nur wenige sie von ihm foderten, oder ihm dafür dankten, sondern jedermann sich mit seinen Wünschen und seinem Dank blos an den Connetable wendete. Und was noch wunderbarer ist, auch in natürlichen Bedürfnissen war der König diesem so unterthan, daß er, obgleich jung und kraftvoll, doch nie zu seiner jungen und schönen Königin gegangen wäre, wenn es ihm der Connetable abgerathen hätte, und daß er sich, bei aller großen Neigung zu den Weibern, doch nichts um sie bekümmerte. . . . Dieser Connetable hatte große Kühnheit im Gebrauch der Macht, welche er erhalten, entweder weil er sie so lange besessen, und sie ihm zur

Gewohnheit geworden, oder, weil seine Kühnheit überhaupt sehr groß war. Er benuzte mehr die Gewalt eines Königs, als eines Cavaliers. . . . war habsüchtig über die Menschen, wie ein Wassersüchtiger, der, soviel er auch trinkt, doch nie seinen Durst löscht, und konnte seinem Geiz kein Genüge leisten. Am nämlichen Tag, da ihm der König eine große Stadt oder Würde gegeben, wär' er im Stande gewesen, ihm eine Lanze zu veruntreuen; denn, wenn er viel nahm, so verschmähte er auch Weniges nicht. Man kann seine Habsucht nicht genug schildern. Ob er gleich bei seines Vaters Tode völlig nakt und arm war, so hinterließ er doch mehr, als 20,000 Unterthanen, ohne die Großmeisterstelle von St. Jago u. dgl. zu rechnen, und solcher Reichthum hatte ihn nicht abgehalten, ihn täglich zu vermehren. Dadurch war sein Vermögen so groß geworden, daß man sagte, er besize allein mehr Schäze, als alle Großen und Prälaten von Spanien zusammen. Jede Stadt oder Land, die an seine Güter gränzten, suchte er durch Tausch oder Kauf zu erhalten, und dadurch wuchsen seine Besizungen, wie die Pestilenz, welche sich nach allen Seiten verbreitet, und erhielt er Ortschaften und Güter der Klöster und Orten, worin ihm niemand zu widersprechen wagte. Was er solcher Gestalt für Tausch und Kauf gab, mußte ihm immer der König bezahlen. . . . Viele Würden der Kirche verschaffte er seinen Anverwandten, und sah hierbei gar nicht auf deren Würdigkeit und Tauglichkeit. . . So groß seine Habsucht war, so groß war auch sein Geiz nach Ehren und äußern Auszeichnungen, indem er Alles nahm, was er bekommen konnte, wie er einst einem Freund, der ihm Mäßigung in der Befriedigung seiner Habsucht anrieth, mit dem Spruch des Evangeliums: quidquid venerit ad me, non ejiciam foras, antwortete. Sein Bestreben, sich in der Gnade und dem Vertrauen des Königs zu erhalten, gieng so weit, daß er Gott selbst um sein

Gebet zu beneiden schien; denn so wie der König gegen Jemand guten Willen zeigte, so wurde er auch gleich entfernt, und er duldete niemand um denselben, als die, denen er traute. . . .“

Wahrlich, ich mag diese Schilderung nicht fortsezen, da die Einfachheit des Zeitalters, in welches sie gehört, den völligen Umfang der Vorwürfe nicht umfassen kann, die die Spanier dem Friedensfürsten machen. Schon die Art der Zuneigung der Könige, Johanns II. und Karls IV, unterscheidet beide, und jener war in der Macht seines Günstlings schwerlich so untergegangen, wie dieser. Damals reichte für einen Connetable ritterlicher Muth und gewöhnlicher Verstand, und für den Günstling treue Anhänglichkeit an seinen Herrn hin; heut zu Tag aber werden große Talente erfordert, um solcher Gunst würdig zu seyn, und wenigstens redlicher Wille, um sie einigermaßen zu rechtfertigen. Im fünfzehenten Jahrhunderte kannte man die Kunst noch nicht, mit Handlungsgesezen und Fruchtverboten zu wuchern. Gemälde brauchten noch nicht in den Gallerien zu prangen. Nicht durch ephemere Pestalozzische Lehranstalten und tachygraphische Schulen, konnte man sich das Ansehn eines vorzüglichen Ministers geben, sondern es ward Einsicht und Muth erfordert, um nicht von dem unverdienten Glanze selbst erdrükt zu werden. Aber die Folgen der Erhebung beider Günstlinge waren um so ähnlicher, ob sie gleich schwerer auf Karln IV, als auf Johann II, fielen. Das Reich theilte sich unter diesem in Parteien, und im Bürgerblut wurde die Schuld des Königs gerächt. Karl IV. verlohr seinen Thron, und die Achtung der Zukunft.

Daß der Friedensfürst durch seine Untauglichkeit die allgemeine Unzufriedenheit einer Nation erregte, welche neben sich das Größte nur durch eines einzigen Mannes Kraft vollendet, und ihren Nationalstolz durch die Vergleichung der Vergangenheit und Zukunft nur zu oft

gekränkt sah, hat der Erfolg gezeigt. Aber nicht die Unzufriedenheit der Nation stürzte ihn, sondern das Nachgefühl von Kränkungen, welche er sich an den Mächtigsten erlaubt hatte, war der Grund seines Unglüks und wurde die ganze Veranlassung der Revolution von Aranjuez. Was ihren Ausbruch zu einer Zeit beförderte, in welcher fremde Heere durch die Stadt zogen, läßt sich nicht wohl bestimmen. Unter dem Volke wirkten Gerüchte, Vermuthungen, Besorgnisse, welche in einer Zeit, da eine Krisis vorbereitet liegt, nur zu leicht Eingang finden. Die Erscheinung der franzöſischen Truppen in dem Herzen der Monarchie konnte sehr gut benuzt werden, wenn man das Volk in eine, gegen die bestehende Ordnung gerichtete, Unternehmung ziehen wollte. Die wiederhohlten öffentlichen Versicherungen und die im übrigen Europa allgemeine Vermuthung, daß ein geheimer Plan von ganz neuer Art im Werk sey, wurde in Spanien nicht geglaubt, und als die öffentlichen Blätter ein Gerücht verkündigten, daß die Stände von Navarra und Biscaja dem Kaiser Napoleon Triumphbögen errichten müßten, sahen die Meisten hierin eine Vorbedeutung der Zerstükelung der Monarchie, welche wenigstens bis an die Ufer des Ebro zurükgedrängt werden würde. Die Vorfälle in Barcellona und Pamplona wurden gleichfalls mißverstanden, und das, in diesem Augenblik höchst wahrscheinliche, Schwanken der spaniſchen Regierung zwiſchen Frankreich und England in den Reiseplanen Karls IV. nach Sevilla nicht erkannt, sondern als ein Beweis der Furcht vor feindlichen Absichten der Franzosen, oder einer Uebereinkunft mit ihnen angesehn, welche die Veränderung der Residenz nöthig machte.

Diese Gerüchte waren hinlänglich, um eine Hauptstadt zu beunruhigen, welche schon auf die Ehre, solches zu seyn, eifersüchtig ist, wenn sie auch nicht die wesentlichen Vortheilen derselben zu schäzen weiß. Vor

allen Dingen war es aber die Furcht vor einer Zerstükelung Spaniens, welche selbst die ruhigern Köpfe aufreizen konnte. Obgleich durch natürliche Lage, durch Geseze und Charakter völlig unterschieden, hängen die Provinzen desselben mit einer Festigkeit an einander, von der man in andern Ländern keine Beispiele findet. Daß nicht eine politische Idee, sondern ein, bloß auf längst veralteten Ruhm gestüzter, Nationalstolz jene Unhänglichkeit erzeugt und erhalten hat, daran wird wohl niemand zweifeln. Aber dieser Umstand ist der allerwichtigste, wenn die Stimmung der Spanier, in den Tagen von Aranjuez, und ihre Freude nach der Thronbesteigung Ferdinands VII. erklärt werden soll; indem das Volk von einem neuen Regenten immer mehr erwartet, als er unter allen Umständen leisten kann.

Dieses alles hat die Revolution von Aranjuez nicht herbeigeführt; sondern wurde nur zu derselben benuzt, weil man in einer gesezwidrigen Sache nie Entschuldigungsgründe genug finden kann, und es in dem Charakter der siegenden Parthei lag, die Schmach einer langen Unterdrükung durch Unklugheit zu versiegeln. Aus jener wollte man sich einmal ermannen, und die, nicht mehr zurükgehaltenen, Plane des Friedensfürsten gaben den ersten Vorwand zum Ausbruch. Ob es wahr ist, daß dieser dem König Vorschläge zu einer Art von Regentschaft gemacht hatte, die in Niemands als seine Hände kommen konnte; daß der Friedensfürst daran arbeitete, den Prinzen von Asturien der Erbfolge zu berauben, das kann ich, auch Troz der allgemeinen Behauptung der Spanier, nicht versichern. Eben so wenig mag ich die geheimen Einverständnisse des erstern mit England, an welches er bereits alle spanische Häfen verkauft haben soll, und seine frühere geheime Theilnahme an der lezten Coalition gegen Frankreich durch Geldunterstüzung, als gewiß angeben. Es lasten auf diesem Manne zu viele Vorwürfe, als daß ich neue ohne

die genaueste Prüfung zulassen könnte; aber auch selbst bloße Gerüchte, ersonnene Beschuldigungen und grundlose Vermuthungen müssen in Darstellung großer Begebenheiten aufgeführt werden, auf deren Entwikelung sie so mächtig gewirkt haben.

Der Geist des Thronfolgers war schon früher durch die ernstlichsten Besorgnisse bewegt worden. Der Einfluß des Friedensfürsten hatte sich so unmäßig ausgebreitet, daß ihm ernstlich bange für den Fall war, da durch den Tod des Königs eine Regierungsveränderung eintreten mußte. Godoy hatte seine eigene Garde, wie der König selbst; alle bewaffneten Kräfte des Landes standen unter seinem Befehl, alle ihre Stellen waren von ihm besezt worden. Der Prinz von Asturien befand sich in völliger Unthätigkeit, in beinahe sklavischer Einschränkung völlig von der Nation vergessen, von seinem Vater verkannt, und ohne alle Liebe seiner Mutter. Dieß waren Gründe genug zu beängstigenden Bliken in die Zukunft, die sich ihm entweder selbst eröffnet, oder ihm von andern gezeigt worden war. Schon im Jahr 1806 hatte er daher, während einer bedenklichen Krankheit des Königs, dem Herzog von Infantado ein versiegeltes Dekret überliefert, in welchem er diesen, für den Sterbefall Kars IV. zum Oberbefehl über die Truppen von Neu-Kastilien bevollmächtigte. Dieser Schritt, welcher wahrscheinlich noch von andern mündlichen Verabredungen mit dem Herzog und den wenigen andern Personen begleitet war, auf die er sich verlassen konnte, ist für die richtige Beurtheilung eines unglüklichen Prinzen wichtig, der das Opfer fremder Verbrechen geworden ist. Von dieser Zeit an beobachtete er und sein Anhang den Friedensfürsten genauer, als zuvor, scheint aber auch, neben allen Vorbereitungen für die eintretenden Fälle, kein Plan zu gewaltsamen Schritten gegen Karln IV. entworfen geworden zu seyn. Der Prinst von Asturien, über dessen Herzensgüte nur Eine Stimme ist, war

nach dem Throne nicht so lüstern, wie es die folgenden Ereignisse glauben lassen könnten. Bis jezt gieng sein einziges Bestreben dahin, den Friedensfürsten zu entfernen, um dadurch dem Herzen seines Vaters wieder nahe zu treten, und ihm die Achtung und Liebe seines Volks zu gewinnen. In diesem Versuch bestanden auch alle Beweise, welche man in dem Prozeß von Escorial gegen ihn aufzubringen vermochte, und nach denen ihn bloß Richter verdammen konnten, welche dem Ansehn des Friedensfürsten völlig unterthan waren.

Lezterer Vorfall gereicht der Leichtgläubigkeit Karls IV. offenbar zum größten Vorwurf. „Eine unbekannte Hand," wie er sich selbst an das Volk ausdrükte, „hatte ihn vor den Planen gewarnt, die sein Sohn auf sein Leben und seinen Thron entworfen hatte." Dieser Warnung zu Folge wurden die Papiere des Prinzen von Asturien in Beschlag genommen, er selbst und seine Dienerschaft arretiert, und der ganzen Nation und dem sämmtlichen Europa von einem Vorfall Nachricht gegeben, den man als eine Familienangelegenheit verschweigen mußte, sobald man nicht öffentlich strafen konnte, oder wollte. Die Hauptvorwürfe gegen den Prinzen bestanden in einer Vorstellung an seinen Vater, und in einem Zifferschlüssel zu geheimer Correspondenz. Erstere war mit geziemender Ehrfurcht, zwar von seiner Hand geschrieben, aber wahrscheinlich nicht von ihm selbst abgefaßt, und suchte den König aus seiner Verblendung über den Friedensfürsten zu reißen. Diese Papiere fand man, nach jener unbekannten Warnung, den 28. Oktober vorigen Jahres in dem Zimmer des Kronprinzen, welcher sich mit dem übrigen Hof im Escorial befand. Den Tag darauf folgte der Arrest desselben, und den 30. eine Art von Geständniß, welches der Sache sogleich eine andre Wendung gab, indem sich der Friedensfürst mit den demüthigen Bitten des Prinzen an seine Eltern, ihm sein Verbrechen

zu verzeihen, begnügte, und den 5. November die öffentliche Erklärung des Königs, daß er seinem Sohn vergeben habe.

Alle diese Umstände gehen aus einer Bekanntmachung hervor, welche Ferdinand VII. den 31. März 1808, in Bezug auf die Vorfälle vom Escorial, ergehen ließ, und in den Augen der Nation zu seiner Rechtfertigung dienen sollte.* Sie könnte in so fern verdächtig scheinen, und wird dieß noch mehr, da sie nicht alle Aktenstüke dieses Processes enthielt. Untersucht man die Sache aber genauer, so gewinnt sie ein Zutrauen, das für diese Darstellung hinreicht. Sie beruht auf einem Processe, der vor eilf Richtern geführt worden war, und nicht wohl eine auffallende Untreue in dieser öffentlichen Berichterstattung erlaubte, welche nicht bald zur Kenntniß des Publikums gekommen wäre. Er dauerte bis gegen Ende Jänners, da die Richter, wahrscheinlich gegen alle Erwartung des Friedensfürsten, die Anklage des Fiskals wegen Hochverraths gegen die Mitschuldigen des Prinzen einstimmig für ungegründet erklärten, und sie völlig freisprachen. Der Prinz selbst war nicht mehr in diesem Proceß aufgetreten; aber es läßt sich von dem Friedensfürsten erwarten, daß er ihn nicht von demselben ausgeschlossen haben würde, wenn er ihn eben so leicht, wie die übrigen Angeklagten, welche später ein königl. Machtgebot zum Exil verurtheilte, hätte aufopfern können. Schon der Blik auf diese officiellen Papiere macht den ganzen Vorfall vom Escorial, durch dessen übereilte Behandlung von Seiten des Königs, und boshafte von Seiten des Friedensfürsten, zu einem bloßen Proceß zwischen diesem und dem Prinzen von Asturien, und ist der Vater, welcher einer unbekannten Anklage gegen seinen Sohn eher als der Stimme der Natur glaubt, zu bedauern; aber der König, der ohne

* S. die Beil.

Prüfung den Vorwurf des unnatürlichsten Hochverraths gegen seinen Thronerben vor ganz Europa ausspricht, höchlichst zu tadeln.

Ich habe schon bemerkt, daß die Richter in dem Processe vom Escorial, gegen alle Wünsche des Friedensfürsten, die des Hochverraths angeklagten Mitschuldigen des Kronprinzen freigesprochen haben. Dergleichen Beweise furchtloser Gerechtigkeit müssen in der Geschichte ja nicht vergessen werden, wenn sie ihren vorhabenden Zwek, Charaktere, durch große Beispiele zu stärken, erreichen soll. Um Gerechtigkeit war es aber hier nicht zu thun, sondern um die Vernichtung einiger Männer, die man als die Verführer des Kronprinzen ansah, und deren Charakter und Talente nur allzugefährlich schienen.

Der erste unter denselben ist der Herzog von Infantado, welcher gegenwärtig an der Spize der Granden von Spanien steht, die in Bajonne versammelt sind. Aus einem der ersten und reichsten Geschlechter Spaniens, bei einer vortrefflichen Erziehung, die er in Paris erhalten hatte, im Ruhme vorzüglicher Talente, und in den Jahren des kraftvollsten Mannesalters hatte ihn die vorige Regierung doch nur wenig ausgezeichnet, und konnte dieses schon Grund genug für ihn seyn, sich fest an den Thronerben anzuschließen, welcher, wie man sagt, sehr oft seiner Kasse benöthigt war. An den zweiten, hauptsächlichsten Mitschuldigen, den Kanonikus Don Juan d'Escoiquiz, knüpften den Prinzen von Asturien alte Gewohnheit, Dankbarkeit und Achtung vor seinen Kenntnissen. Er war ihm frühe schon zum Lehrer in der Mathematik gegeben worden, und hatte sich unterfangen, seinem Schüler, dessen Erziehung absichtlich vernachlässigt werden sollte, andre Begriffe beizubringen, als sein Auftrag erlaubte. Ob er hierin sehr glüklich war, vermag ich nicht zu bestimmen, indem auch die wärmsten Freunde dieses Prinzen mehr von seinem guten Willen, als von seinen Einsichten reden. Uebrigens ist Escoiquiz

durch mehrere Gedichte und durch die Kenntniß der brittischen Literatur in Spanien bekannt, welches in einem solchen Lande kein unbedeutender Vorzug ist. *

Obgleich noch mehrere Männer, die zum Hause des Prinzen von Asturien gehörten, in diesen Proceß verwikelt wurden, so hat man mir doch keinen unter denselben genannt, dessen Theilnahme an seinen Schiksalen von besonderer Wichtigkeit gewesen wäre. Sie theilten mit beiden Obigen das Schiksal einer Verbannung aus den Umgebungen der Hauptstadt, und traten erst wieder auf, als sich einige Monate später die Ereignisse entwikelten, welche der Dynastie der Bourbons den Thron von Spanien und Indien gekostet haben.

Seit dem Ereigniß vom Escorial befand sich die öffentliche Stimmung in einer gefährlichen Bewegung. Man hatte das Volk zum Zeugen und Richter über Vorfälle gemacht, welche die verschiedensten Ansichten erlaubte. Der Zwiespalt in der königlichen Familie war bekannt geworden, und dadurch das Zeichen zum Anschließen an die eine, oder die andere Parthei gegeben. In einer solchen Lage der Umstände finden alle falsche Gerüchte, und alle boshaften Vorspiegelungen Eingang, und wird die Wahrheit selbst auf die gefährlichste Weise entstellt. Wenige Klügere nur erkannten in ihr die Vorbereitung zu größern Ereignissen; aber auch ihnen blieb kein Mittel, um etwas für die Lenkung desselben zu thun. Die Verhältnisse zwischen Frankreich und Spanien, waren wahrscheinlich von der einen Seite mit mißtrauischer Festigkeit, von der andern mit heuchlerischer Nachgiebigkeit bestimmt; aber niemand wußte genau, wie er sie zu nehmen hatte. Daß die französischen Truppen nicht mit Eroberungsplanen in Spanien erschienen,

* Mir sind von ihm folgende Schriften bekannt: Obras selectas de Young, 2 Bde, die sehr geschäzt werden, und Mexico conquistada, ein episches Gedicht in 3 Bänden, das ich nicht gelesen, und von dem ich wenig gehört habe.

läßt sich aus, ihrer Anzahl, ihrem getrennten Vorrüken, und aus andern Umständen schließen. Indeß waren die ersten Abtheilungen derselben nur wenige Tage vor der Scene im Escorial über die spanische Gränze gegangen, und mag wahrscheinlich eines dieser Ereignisse auf das andre gewirkt haben. Wer weiß, ob sie anfänglich nicht blos nach Portugal bestimmt, später von einem ängstlichen Vorgefühl zur Theilnahme an den bevorstehenden Ereignissen herbeigerufen wurden; oder ob ihre Erscheinung nicht von der Einen Parthei zu Beschuldigungen gefährlicher Verabredungen mit dem Nachbar benuzt worden ist? Eine Lage der Dinge, wie sie gegen das Ende des Jahres 1807, und den Anfang von 1808 waren, erlaubt keine sichern Schlüsse mehr auf ein folgerechtes Benehmen und getreue Untersuchung der Partheien. Leidenschaften und unbedeutende Vorfälle entscheiden hier das Meiste, und die Geschichte muß es beinah immer jedem selbst überlassen, sich seine Erklärung zu wählen.

Beide Partheien schweiften daher unklug in Furcht, in Maasregeln und in Gerüchten aus, durch welche man das Volk zu gewinnen suchte. Beide sieht man wohl, verschmähten keines der Mittel mehr, durch welche die ersten Revolutionsstöße geschahen. Wenn die Eine gegen das Volk von den Planen des Friedensfürsten auf das Leben des Prinzen von Asturien redete, so übertrieb sie es eben so sehr, wie die Andre, welche von den Entwürfen des Leztern auf die Tage und die Krone seines Vaters sprach. Die Gerüchte einer Zerstükelung Spaniens, der Haß gegen den Friedensfürsten und die allgemeine Neigung der Menschen, von dem Neuen alles zu hoffen, neigten in einer, offenbar durch die Sorglosigkeit und Unthätigkeit Karls IV. verlohrenen, Sache, die Meinung natürlich mehr zum Vortheil des Prinzen von Asturien, und versicherten diesem in Allem, was er unternehmen wollte, die Beistimmung der Großzahl.

Ein schwankendes Benehmen war auch hier, wie überall, die Ursache vielfachen Unglüks. Aus verschiedenen Proklamationen geht, wenigstens für mich, eine Unkunde der eigentlichen Stimmung der Nation hervor, welche der Friedensfürst zu verschweigen Ursache genug hatte. Ihm mußte freilich alles daran gelegen seyn, daß der schwache König nie erfuhr, wie das Volk nichts anders, als die Absezung eines unwürdigen Ministers verlange. Daher war ihm die Erscheinung der franzöſischen Truppen ein günstiger Vorwand, durch die Furcht vor deren Bestimmung die Volksbewegungen zu erklären. Die wiederholten Versuche der Regierung, die Nation über diesen Punkt zu beruhigen, mußten natürlich gerade znm Gegentheil wirken, da man die Verlegenheit der Regierung nur zu leicht an andern Zeichen erkannte. Es ist gar kein Zweifel, daß der Friedensfürst auf eine Abreise des Königs drang, weil er sich, im Bewußtseyn geheimer Verbindungen mit England, vor Frankreich, oder in der Ueberzeugung seine Sache halb verlohren zu haben, in der Hauptstadt nicht mehr für sicher hielt. Es war für ihn der gefährliche Punkt eingetreten, da der gränzenlose Egoismus, welcher ihn bisher erhoben hatte, die Aufopferung eines ganzen Staats für die Rettung seiner Person nicht mehr zu groß fand, und da er den Geist des Souveräns nach seinem Gefallen lenkte, und in seinen Noten die meisten Gründe für seine Meinung aufbringen konnte, so war nichts leichter, als dem König die Nothwendigkeit einer Flucht nach seinen südlichen Provinzen vorzuspiegeln, die wesentlich blos in der Furcht vor einer, zum Aufruhr vorbereiteten, Hauptstadt bestand.

Die franzöſischen Truppen waren mit einer Langsamkeit und in so kleinen Abtheilungen in Spanien eingerükt, wie es sonst Napoleons Eroberungsweise nicht ist. Der Kaiser selbst rüstete sich zu einer Reise nach Ma-

drid, wie ein Armeebefehl * beweißt, und ich aus andern Umständen ganz zuverlässig weiß. Wer wird glauben mögen, daß er sich in eigener Person aufgemacht haben würde, wenn er etwas gegen Spanien hätte unternehmen wollen? Gegen Ende Februars übernahm der Großherzog von Berg den Oberbefehl über die Armee in Spanien; aber das brachte in ihre Bewegung keine grössere Schnelligkeit, keine Ausdehnung auf die Hauptpunkte, die sich nun von neuen, unerwarteten Feinden gefährdet sahen. Erst als die Unruhen in Madrid ausbrachen, und er König Karln IV. vom Thron steigen sah, rükte er schneller vorwärts, und verlegte den 24. März sein Hauptquartier nach der Hauptstadt selbst.

Diese Umstände, und die Unbestimmtheit, mit welcher besonders das französische Amtsblatt über die Vorfälle der lezten Tage des Märzes sprach, beweisen sattsam in meinen Augen, daß die Erscheinung der französischen Truppen keinen Antheil an denselben hatte. Ich will es gerade heraussagen, was ich an so vielen andern Zeichen bemerkt habe, die spanische Nation war zu einer Revolution gereift, die in dem allgemein gefühlten Bedürfniß einer Radikal-Veränderung, und dem, durch die Schwachheit der Regierung gekränkten, spanischen Stolze gegründet war. Mehrere Mahle waren in den lezten Jahren gefährliche Bewegungen auf verschiedenen Punkten der Monarchie ausgebrochen, und selbst in der Hauptstadt, vierzehn Monate vor den Ereignissen von Aranjuez, eine Menge Personen aus allen Ständen arretirt, und auf die Galeeren geschikt worden. Wie sich das Ganze entwikeln sollte, das hieng, wie immer, von zufälligen Umständen ab, und die Neigung des Volks für die monarchische Form, glaubte nur zu leicht in der Erhebung des Thronerben die Erfüllung aller seiner Wünsche und Hoffnungen zu finden. Der Freudentaum-

* S. die Beil.

nach der eingetretenen Veränderung war bei einer, so ernsten Nation zu groß, als daß sich in demselben etwas anders, als eine leidenschaftliche Stimmung erkennen ließ, welche das nächste beste Neue ergrif, das sich ihr vorwarf, und Ferdinand VII. fand bei seinem Einzug in die Hauptstadt so ängstliche Polizeimaaßregeln nöthig, wie man sie bisher in Madrid gar nie gesehen hatte.*

Ich will den Ereignissen nicht zu sehr voreilen, obgleich die Untersuchung ihrer Veranlassungen ein ungleich größeres Interesse hat, als sie selber. Bis gegen die Mitte des März wurde die Stimmung des Volks immer bedenklicher, und die Gerüchte von den Verhältnissen der königlichen Familie immer häufiger und widersprechender. Diese befand sich, in der Ordnung ihrer alten Lebensweise, auf dem Lustschloß von Aranjuez, und die geringe Entfernung von der Hauptstadt, vergrößerte und entstellte nur die Nachrichten, welche von da kamen. Den 15. März sprach man allgemein von einem Conseil, das gehalten, und worinn die Frage über die Reise des Königs nach Sevilla verhandelt worden seyn sollte. Die Königin und der Friedensfürst, hieß es, stimmten für dieselbe; der Prinz von Asturien und sein Bruder, mit den meisten andern Räthen, riethen zu bleiben; der König ist unschlüssig, und wird sich wahrscheinlich auf die Seite seiner Gemahlin, und des Günstlings neigen. „Wozu diese Reise? frug das Volk. Hat man uns nicht öfters versichert, daß die Franzosen als Freunde und mit ganz andern Bestimmungen erschienen sind, als uns zu beunruhigen? Will man das Beispiel des Prinzen von Brasilien nachahmen, dessen Folgen so warnend vor uns liegen? Oder hat man im Sinn, in eine neue, zum Voraus verlohrene, Coalition gegen Frankreich zu treten? Oder ist man mit diesem schon über die Abtretung

* S. die Beil.

der nördlichen Provinzen übereingekommen? Soll auch in dieser gefährlichen Periode der Wille eines unklugen, seine Nation verachtenden, Ministers über den des Thronfolgers Meister werden, der doch Alter und Einsicht genug besizt, um zu wissen, daß seine Krone in Gefahr schwebt? Wozu länger einem schwachen König unterthan seyn, der nur, wenn er sich vor uns fürchtet, von der Liebe zu seinen Unterthanen spricht? Warum ferner einen Minister ertragen, dessen Hochmuth Jedermann gekränkt hat, dessen Untauglichkeit uns allen bekannt ist, und der in der Entehrung seines Monarchen die ganze Nation beschimpft hat? Sind wir nicht das Volk, welches einst zween Welttheile beherrscht hat, und nur durch die Schwachheit unsrer Regierungen zum Spott von Europa geworden ist? Sollten wir weniger Muth besizen, als unsre Väter, die vor Pavia unsterblichen Ruhm erworben haben, und wird sich dieser je anders, als für eine fremde Sache fechtend, zeigen können, wenn wir uns nicht einmal ermannen, ein Wort in die Angelegenheiten des Vaterlandes zu reden?“

Dieß waren die Volksgespräche vom 15. März in Madrid und seinen sämtlichen Umgebungen. Ihre erste Veranlassung schien durch den Befehl zum Abmarsch, welchen die, in Madrid kantonierenden spanischen Truppen erhielten, bestätigt zu werden. Die Bewegung war zu groß, als daß sie der Regierung hätte verborgen bleiben können, und diese fand für gut, in einer Proklamation vom 16. März* das Volk über seine Besorgnisse wegen einer Abreise des Königs zu beruhigen. Können in einer solchen öffentlichen Stimmung Proklamationen noch wirksam seyn, wenn man sie durch eine Menge anderer Anstalten Lügen straft? Freilich geht ein Tag hin, bis sich das Volk müde darüber gesprochen hat; aber der folgende Morgen bringt keine größere

* S. die Beilagen.

Ruhe. Woher sollte auch diese kommen, da man die spanischen Garden nach Aranjuez abziehen, und nur einige Schweizertruppen zurükbleiben sah, zu welchen man kein Zutrauen hatte? Jedermann läuft daher auf den Weg von Aranjuez, und ruft den Garden zu: „ob sie das Vaterland verlassen, und einem König folgen wollten, der seinen Unterthanen in der gefährlichsten Stunde den Rüken bieten könne, und Spanien in Portugalls Schiksal verwikeln wolle? Welche Gelegenheit zum Hohn für unsre Nachbarn! welches künftige Schiksal Spaniens, das man zerstükeln, seiner Colonien berauben, dessen glorreichen Namen selbst man vernichten wird!“

Unter solchem Zurufen zogen die Garden nach Aranjuez ab, welche lächelnd stille schwiegen, da sie ganz anders vorbereitet waren. Für mich ist kein Zweifel, daß sie ohne Befehl Karls IV. diesen Zug gemacht haben, indem in der Nacht vom 17. auf den 18. verschiedene Scharmüzel zwischen ihnen und den treugebliebenen Husaren auf dem Wege nach Aranjuez vorfielen, und sie im Grunde blos dazu gebraucht wurden, um dem König Schreken einzujagen. Karl IV. und seine Gemahlin hatten sich in dieser stürmischen Nacht nicht zur Ruhe begeben. Am Morgen lief das Landvolk aus der Gegend von Aranjuez zusammen, und vergieng sich in aufrührerischen Bewegungen und ehrfurchtswidrigem Geschrei. Unter diesem Stand der Dinge wurde, wie es scheint, der Entschluß zur Abreise gefaßt, wurden die Equipagen des Hofs gepakt, und die Relais nach Sevilla bestellt. Alles dieses geschah mit so furchtsamer Eile, daß es dem Volk unmöglich verborgen bleiben konnte, welches durch seine Aufwiegler ohnedieß immer weit mehr erfuhr, als wirklich war. Der Friedensfürst verdoppelte die Wachen an seinem Pallast, seine Garden hatten ein eigenes Losungswort, und diese drängten das Volk zurük, welches ihn stürmen wollte. Wahrscheinlich war er in diesen Tagen von der königlichen Familie entfernt, da er, wenn

er auch wirklichen Muth besessen hätte, die Reise nach Aranjuez nicht wagen konnte. So befand sich diese mitten unter den lärmenden Truppen und dem schreienden Volk allein, und waren der Prinz von Asturien, und die Infanten die einzigen, welche ruhig blieben. Ehe ein Volk die Krone seines Königs verlangt, fodert es immer vorher den Kopf des Premierministers, und Karl IV. hoffte wahrscheinlich, die Ruhe durch eine augenblikliche Aufopferung des geliebten Günstlings wiederherzustellen. Darum erschien auch an diesem Tage eine Proklamation, der zu Folge der Friedensfürst und mehrere Minister ihrer Stellen entsezt wurden, und die Sachen in Aranjuez beigelegt waren. Aber diese Nachgiebigkeit wirkte, wie in den meisten ähnlichen Fällen, nur zum Gegentheil ihres Zweks, zu neuen Ausschweifungen, und war gleichsam das Signal zum Aufstand der Hauptstadt selbst. In großen Massen und in Verbindung mit vielen Garden stürmte das Volk auf den Pallast des Friedensfürsten, welcher verschwunden ist. Die Garden desselben werden zurükgedrükt, die Thüren eingestürzt, und Don Diego Godoy, welcher die königlichen Garden kommandirte, sieht sich von diesen selbst arretirt. Wüthend stürzt das Volk die Treppen hinauf, zerstört, was ihm begegnet, und wird nur bei der Erscheinung der Gemahlin des Friedensfürsten, einer Prinzessin aus dem königlichen Hause, welche sich angstvoll flüchten will, durch die gewohnten Gefühle der Ehrfurcht vor ihrer Abstammung zurükgehalten. Mit aller möglichen Schonung führt man sie nach dem königlichen Pallast, und das Volk fährt fort, an dem Eigenthum des verhaßten Ministers und mehrerer seiner Collegen allen möglichen Unfug auszuüben. Niemand verhindert diese aufrührerischen Bewegungen. Der Generalkapitän hat entweder den Kopf verloren, oder geheime Befehle. Die Schweizertruppen verhielten sich ruhig in ihren Caserne.

Der folgende, 19. Tag des März's war die merk-

würdige Epoche, welche Spaniens Schikſal entſchieden hat; denn alle folgenden Ereigniſſe ſind nur in ihr gegründet. Er begann, bei einer fortgeſezten Spannung der Geſinnungen, mit einer Proklamation, worin das veränderte Verhältniß des Thronfolgers zu ſeinem Vater bereits ſichtbar war. Der König bevollmächtigte Leztern in derſelben, den Proceß gegen den Friedensfürſten zu inſtruiren, wodurch er in einem Verhältniß auftrat, das ihm ohnedieß ſchon die Gunſt des Volks gewinnen mußte. Was von der Unterſchrift dieſer Akte durch Karln IV. an in der königlichen Familie vorgieng, davon iſt das Reſultat in dem wichtigen, noch an dieſem Tag bekanntgemachten, Beſchluſſe deſſelben, die Regierung an den Prinzen von Aſturien abzutreten, bekannt geworden. Wie aber der König zu dieſem Schritt bewogen wurde, darüber ſind die Stimmen verſchieden. Am unwahrſcheinlichſten iſt die Behauptung derer, welche von offenbarer Gewalt und Todesdrohungen ſprechen. Ferdinand VI. ſcheint für ein ſolches Verbrechen zu gut, und bedurfte deſſelben nicht einmal bei ſeinem Vater, um ihm eine Krone abzunehmen, welche ihm früher ſchon beſchwerlich geweſen war, und nach den lezten Ereigniſſen, zur offenbaren Laſt geworden ſeyn mußte. Welche davon reden, daß man Kronen mit größerem Schmerz verliere, als die Freude, ſie zu gewinnen, iſt, ſchlagen die Bequemlichkeit eines, nur für ſein Jagdvergnügen thätigen, Fürſten nicht hoch genug an. Auch überſahen ſie, daß ihm ſein bisheriges Mistrauen in die eigenen Kräfte, nun unter neuen, ihm bisher unbekannten Beängſtigungen, eine Gelegenheit zur Ruhe ſehr annehmlich machen mußte. Man weiß überdieß ganz zuverläſſig, daß ſeine frühere Stimmung für einen Schritt der Art die Plane des Friedensfürſten hauptſächlich aufgemuntert hat, und kann in de Monthion's Bericht *

* S. die Beilagen.

von seiner Zusammenkunft mit ihm die ausdrükliche, unter den vorhandenen Umständen völlig unverdächtige Aeusserung früherer Ideen der Art lesen. Ueberdieß lagen ihm in der Geschichte seiner Vorgänger mehrere berühmte Beispiele der Art, welche sein Hang zum Stilleleben, zur Jagd, und seine religiöse Tendenz wahrscheinlich schon früher ergriffen hätte, wenn er Zutrauen zu seinem Nachfolger gehabt, oder vielmehr, wenn ihm nicht unter dem Einfluß seiner Gattin und des Friedensfürsten aller eigne Willen verloren gegangen wäre.

Karl IV. hatte in den lezten zehen Jahren alle Liebe seiner Unterthanen eingebüßt, deren Achtung er ohnedieß nie besessen. Es giebt aber in Spanien ein mächtiges Wort, welches Loyalität (lealtad) heißt, unter die geschäztesten Titel ganzer Provinzen und Städte gehört, in allen öffentlichen Akten prangt, und in den Herzen der Nation nicht nur ein bloßes Wort, sondern ein deutliches Pflichtgefühl gegen die bestehende Ordnung ist, dessen treue Beobachtung jedes Spaniers Stolz ausmacht. Diese Loyalität hatte Karln IV. bisher erhalten, und durch sie möchte er auch, ohne die Mitwirkung des Friedensfürsten, auf dem Throne seine Tage, oder durch eine freiwillige Entsagung seine Regierung geendigt haben. Allein die Veränderungen der Zeit hatten diesen Begriff geschwächt, und das Beispiel so mancher Fürsten, die ihre Kronen verloren, dem Gedanken an eine Wiederholung desselben viel von seinem ehemaligen Schreken benommen. Es bedurfte nur eines Ereignisses in der königlichen Familie selbst, wie das vom Escorial war, um die Nation mit demselben vertraut zu machen, und ihre Mitwirkung zu einem ähnlichen aufzufordern. War auch die erste Absicht des empörten Volks, den Friedensfürsten zu entfernen, erreicht, so konnte sich dieses bei seiner Kenntniß der Charaktere des königlichen Paares nicht beruhigen, und mußte entweder die Rükkehr des verhaßten Ministers, oder die Ersezung

seiner Stelle durch ähnliche Günstlinge fürchten. Daß der Prinz von Asturien zu allem diesem den ersten Stoß gegeben, war der Nation die Bürgschaft einer bessern Regierung, indem die Menge niemals bedenkt, daß man Andrer Günstlinge hassen, und doch seine eigenen lieben könne. Man sah hierin einen Beweiß von starkem Charakter, wie ihn der stolze Spanier an seinem König verlangt, erinnerte sich an Philipp II. welcher auch eine Krone, die er aus den lebendigen Händen seines Vaters erhalten, zu hohem Glanze erhoben hatte. Kurz, man schweifte in Hoffnungen und Liebe aus, wie man es zuvor in Haß und Besorgnissen übertrieben hatte, und stellte in einer großen Staats-Begebenheit dieselben Gesinnungen dar, welche in einzelnen Familien, und selbst in einzelner Menschen Herzen bei Haupt-Veränderungen jeder Zeit wirksam sind.

Ferdinand VII. kehrte, nach seiner Erhebung auf den Thron, wohlweißlich nicht in die Freudentaumelnde Hauptstadt zurük. Wenn man den Pöbel zur Mitwirkung an einem solchen Ereigniß gebraucht hat, muß man ihm schon einige Tage lang nachsehen, was die königliche Autorität, sobald sie in der Nähe ist, nicht erlauben kann. Er blieb daher in Aranjuez mit seinen Eltern, und die ersten Tage seiner Regierung vergiengen unter den gewöhnlichen Arbeiten einer Veränderung, unter Dienstbesezungen, Amtsbestätigungen und Kundmachungen an die europäischen Höhe. Vor allen Dingen wurde der, eben von Paris zurükgekehrte, Herzog von Frias an Kaiser Napoleon abgeschikt, welcher sich auf der Reise nach Bayonne befand. Die Aufnahme dieses außerordentlichen Botschafters war kalt, wie sich erwarten läßt, indem die spanischen Vorgänge wie Thronabdikationen die auswärtigen Höfe an frühere Kundmachung desselben, als erst nach ihrer Beendigung, gewöhnt hatten, und der französische Kaiser wahrscheinlich bereits von den nähern Umständen der Vorfälle unterrichtet war, die

ihm, während er selbst auf der Reise nach den spanischen Gränzen begriffen war, und seine Truppen in der Nähe der Hauptstadt standen, in jeder Rükſicht unangenehm seyn mußten. Daß der Herzog von Frias indeß nicht alle Hofnung verlohr, daß Napoleon sich wahrscheinlich erst vorher genauer unterrichten wollte, beweisen die Folgen, welche den König Ferdinand, in aller Hofnung einer friedlichen Ausgleichung, später selbst nach Bayonne geführt haben.

Während indeß in der Hauptstadt Alle über die günstige Veränderung jubelten, war die Stimmung an dem Hofe von Aranjuez desto verschiedener, und fanden sich die Gesinnungen beider Partheien in so grösserem Widerspruch. Es hat wohl Fürsten gegeben, welche sich stark genug fühlten, eine Krone niederzulegen; aber ich glaube nicht, daß ein Einziger unter ihnen war, der es nicht bereut hat. Als daher Karl IV zur Besonnenheit kam, und man ihm, in einem bisher ungewohnten Tone, von der Nothwendigkeit einer Reise nach Badajoz sprach, mochte er wohl die Unannehmlichkeit fühlen, nicht mehr befehlen zu können, sondern gehorchen zu müssen. Wäre das nicht schon genug zur Bereuung eines Schrites gewesen, den man ihm durch beängstigende Vorstellungen von der Wuth des Volks abgedrungen hatte? Aber es stand ihm noch eine Gemahlin zur Seite, deren Stolz auf das tiefste durch das Volk beleidiget worden war, und welche den neuen König nicht liebte, ob sie ihn gleich ihren Sohn nennen mußte. Diese Frau regte das Nachgefühl Karls IV unaufhörlich auf, bis er sich zu einem Schritt ermannte, welcher einige Tage stille gehalten wurde, und ohne die Königin von Etrurien vielleicht ohne Folgen geblieben wäre. So aber wurde der Grosherzog von Berg durch die Bitten der Leztern um Hülfe für ihre, in Gefahr schwebenden, Eltern gewaltsam in ein Ereignis hineingezogen, dem er bisher aus einiger Entfernung unbeweglich stille zugesehen hatte. Sein Adjutant überbrachte

Karln den 23sten einige Mittheilungen nach Aranjuez, und erhielt von ihm die mündlichen Klagen über den Zwang, den man ihm angethan, und eine förmliche Protestationsakte, welche, mit seinem Brief an Kaiser Napoleon, vom 21sten unterzeichnet ist. Von da an war nicht mehr die Rede von einer Reise nach Badajoz, und die Vorbereitung zu noch weit überraschenderen Ereignissen vollendet.

Kehren wir aber, ehe wir diese verfolgen, wieder zur Eröfnung der kurzen Regierung Ferdinands VII zurük. Die erste Akte derselben, welche in's Publikum gekommen, bestätigte die Staatssekretäre und den hohen Rath von Castilien, deren Mitwirkung zu seinen Gunsten ausser Zweifel ist, aber zugleich auch den auffallendsten Beweis des allgemeinen Hasses gegen den Friedensfürsten abgiebt, welcher unter so vielen, von ihm zum Theil erhobenen, zum Theil wenigstens geduldeten, Menschen, aus Furcht oder Haß, keine Stimme fand, die sich für eine Parthei erhoben hätte, deren Sturz ihn zuerst zerschmettern mußte. Selbst der Staatssekretär, Pedro Cevallos, sein naher Anverwandter, wurde durch ein eigenes Dekret in seinem Amte bestätigt, und in demselben ausdrüklich seine Unschuld an Godoy's Verbrechen erklärt. Eine andere Bekanntmachung vom 21sten sezte den Herzog von Infantado an die Spize der spanischen Garden, und ernannte ihn zum Präsidenten des Raths von Castilien. Daß Ferdinand in der Trunkenheit seines Danks gegen die Mitwirkung dieses Mannes nicht weiter gieng, ist in meinen Augen ein sehr ehrenvoller Zug für beide; für jenen, daß er sich noch Gelegenheit vorbehielt, den Freund zu belohnen; für diesen, daß er sie seinem Herrn lassen wollte, um ihn durch neue Gnaden allmählig fester an sich zu ketten.

Noch waren aber die Gemüther zu sehr bewegt, um sich der Stimmung des Volks gänzlich anzuvertrauen, dessen Freude und Beängstigung in ihren Ausdrüchen bei-

nah zu gleichen Unordnungen wirkten. Der Rath von Castilien fand sich daher, nachdem viel Unheil und viel Gesezwidriges gegen den unglüklichen Premierminister und andre Personen seines Anhangs verübt worden war, genöthigt, in einer Vorstellung an das Volk um Ruhe zu bitten, und die Versicherung zu geben, daß von dem neuen König alles zu hoffen sey, wonach sich die Nation so lange gesehnt habe. Den folgenden Tag (den 21sten) kündigte man an, daß Ferdinand VII in Kurzem seinen Einzug in Madrid halten, daß er in Bezug auf Frankreich dem System seines Vaters getreu bleiben werde, und daß man in dieser Hinsicht die französischen Truppen mit aller Offenheit und Freundschaft behandeln solle, die den Verhältnissen beider Kronen zu einander entsprächen. Diese Bekanntmachung war von mehreren andern begleitet, in welchen der König dem Volk sogleich einen Beweis seiner Aufmerksamkeit auf die Mängel der bisherigen Staatshaushaltung, und seinen Entschluß, sie zu verbessern, gab. Eine hob die Jagdeinschränkung in den Umgebungen von Madrid und den königlichen Lustschlössern auf, welche dem Landmann höchst beschwerlich gewesen war. In einer andern wurde der Staatssekretär, Cevallos, zur Einreichung seiner Vorschläge für die Verbesserung der innern Communikation aufgefodert, worin wirklich das erste Hauptbedürfniß dieses Staats bestand. Mehrere Tage lang hörte man nichts weiter, was hier aufgeführt zu werden verdiente, indem wahrscheinlich die auswärtigen Verhältnisse seines Staats den neuen Monarchen zu sehr beschäftigten.

Indeß stand der Grosherzog von Berg in der Nähe von Madrid, und rüstete sich Ferdinand zum feierlichen Einzug in dasselbe. Jener ermahnte seine Truppen zur Ordnung und guten Aufführung bei ihrem Einrüken in eine befreundete Hauptstadt; und dieser ließ Polizeiverordnungen für die Sicherheit seiner Person ergehen, welche mir für den ersten Besuch eines Monarchen bei einer

für ihn begeisterten, Menge beinah zu ängstlich scheinen. Der Grosherzog rükte den 23sten, und König Ferdinand VII zog den Tag darauf in Madrid ein.

Dieses, wohl nicht zufällige, Zusammentreffen hätte von dem jungen König verhütet werden sollen. Fremde Truppen sind niemals angenehme Gäste, und er hätte lieber seinen Einzug noch einige Tage verschoben, um dem Grosherzog und sich selbst eine ungetheilte Stimmung zu gewinnen. Wie dem sey, so mochte Ersterer wohl bereits Befehle erhalten haben, die ihn nöthigten, sich der Hauptstadt für den unglüklichen Allirten seines Kaisers zu versichern. Ihm folgten mehrere andre Truppen nach, die zum Theil in Madrid kantonirten, zum Theil in seinen Umgebungen kampirten, und von denen sich bereits eine Abtheilung, unter General Dupont, auf dem Wege nach Cadix, in Toledo befand.

Mit allen möglichen Auszeichnungen war der Grosherzog von Berg in Madrid empfangen worden. Ferdinand hatte ihm den Herzog von Parque, einen der ersten Männer des Reichs, in sein Hauptquartier entgegen geschikt. Verschiedene königliche Befehle ergiengen, welche die gute Aufnahme der Franzosen befahlen. Aber das Volk beruhigte sich durch dieses Alles nicht, wenn gleich seine Neugierde durch den Anblik so siegberühmter Krieger beschäftigt wurde. Es bedurfte nur geringer Einsicht, um in dem schnellen Vorrüken der französischen Armee eine Theilnahme an den Ereignissen von Aranjuez zu erkennen. Die Sachen gewannen überhaupt ein kriegerisches Ansehen, indem nur die Division Musnier in die Stadt selbst einrükte, und die übrigen Truppen sich auf den Höhen rings um Madrid lagerten. Dieses waren doch wohl Anstalten, welche sich mit dem Einzug des neuen Königs, der den 24sten erfolgte, schlecht vereinigen lassen.

Indeß war die Ordnung auf das beste wiederhergestellt, und sah sich das Volk auf die unerwarteste Weise durch die verschiedenen Erscheinungen zerstreut. Die

Freude beim Einzug Ferdinand VII war allgemein; aber auch die Bewunderung der Geübtheit und des kriegerischen Aussehens der französischen Truppen bei der Revue, welche der Grosherzog den Tag darauf (den 25sten) über sie hielt, nicht geringer. Jedermann schloß übrigens aus der anscheinenden Sicherheit des neuen Königs auf eine Billigung der Ereignisse von Aranjuez durch die französische Regierung, und überließ sich unbefangen den Auffoderungen des Augenbliks zur Freude, und zur Betrachtung der ungewohnten Gäste.

Die ganze Folge dieser Begebenheiten beweißt, daß König Ferdinand zu seinem Verhältnis mit Frankreich alles mögliche Zutrauen hatte. Dieses läßt sich kaum anders, als durch den Entschluß, der Erhaltung seiner Krone grosse Opfer zu bringen, erklären. Dann wie hätte er sonst hoffen können, von einer Nachbarmacht, an die man sich bereits mit einer förmlichen Protestation gegen eine gewaltsame Abdikation gewendet hatte, anerkannt zu werden? Oder war er so leichtsinnig zu glauben, daß andre Fürsten ein Ereignis, in welchem ihrer aller Sicherheit auf dem Thron und ihre sämtlichen Familienverhältnisse bedroht waren, mit Gleichgültigkeit ansehn würden? Oder hatte er vielleicht gar eine so übertriebene Vorstellung von der Kraft seiner Nation, daß ihm ihr Beifall zu seiner Befestigung allein hinreichend schien? — Man kann nur auf jenen ersten Grund zurükkommen, welcher durch die geheimen Verhandlungen in Bayonne bestätigt wird, aber auch zugleich einen Blik in die Zukunft eröfnet, die zwar auf immer verschwunden ist, jedoch gewürdigt zu werden verdient, wenn die Frage untersucht werden soll: würde sich Ferdinand, auch anerkannt von allen Kabineten Europa's, auf seinem Throne erhalten haben?

Ob sich die Geschichte gleich zunächst nur mit demjenigen beschäftigt, was wirklich geschehen ist, so giebt es dennoch Fälle, wo die Prüfung dessen, was hätte ge-

ſchehen können, für ſie von Wichtigkeit iſt. Wenn die Dynaſtieveränderung dieſem Lande eine gewaltſame Revolution erſpart hat, ſo gehört dieſes ſchon zu den glüklichen Vorbedeutungen, welche nicht in Zufällen, ſondern in dem Geiſte der Regierungen und Nationen gegründet ſind. Und ich bin einmal der feſten Ueberzeugung, daß Spanien — was ich an einem andern Orte weiter ausführen werde — für eine Revolution gereift war, welche durch die Thronbeſteigung Ferdinands VII. zwar auf einige Zeit hinausgeſchoben wurde, aber dennoch unfehlbar eingetreten wäre, wenn er die ausſchweifenden Erwartungen des Volks von ihm nicht erfüllt hätte. Wie war dieß aber möglich, da er gleich mit der ſchmerzlichſten Kränkung des ſpaniſchen Nationalſtolzes und Staats-Intereſſes ſeine Regierung eröffnen mußte? Wenn er eine, oder mehrere ſeiner Colonien abgegeben, ſo hätte dieſes die Nation vielleicht, wiewohl nur mit Mühe, verſchmerzt. Wären ihm damit aber nicht auch die andern verlohren gegangen, welche der vereinigten Macht der Engländer nicht hätten widerſtehen können? Allein ſey dieß auch noch problematiſch, berufe ſich der ſpaniſche Stolz auf die Vertheidiger von Buenos Ayres, hätte er nicht auch in Europa Opfer bringen müſſen? Wie hätte Frankreich, ſobald es ſich einmal dazu verſtand, die gewaltſame Thronentſagung Karls IV. gut zu heiſſen, die Gelegenheit vorbeilaſſen mögen, ſich über die Pyrenäen hinüber auszudehnen, und einige Provinzen zu verlangen, deren Begränzung mit Portugall, deren wichtige Häfen, deren noch wichtigerer Reichthum an allen Materialien zum Schiffsbau, mit einer, für die Marine gleichſam gebohrenen Bevölkerung, ihm in ſo vielen Rükſichten zuſagte? So, wie die Umſtände lagen, hätte Ferdinand einwilligen müſſen, und damit einen Thron behauptet, deſſen ſo feſte Stüzen abgeriſſen waren. Mit Widerwillen würden ſich Biscaja, Navarra und Aragonien von den übrigen ſpaniſchen Provinzen getrennt, und

diese die Trennung nicht mit Ruhe ertragen haben. So sehr betrogen in ihren ungemessenen Erwartungen von dem neuen Regenten, hätte sich die Liebe und Hoffnung zu ihm in Verachtung und Haß verwandelt, indem es Niemand verhohlen gewesen seyn würde, daß Spanien nun mehr, als jemals, Frankreichs Provinz war. Auf seinen einzigen Angriffspunkten zu Lande, im Norden und Westen stand es diesem völlig offen. Es hätte willkührliche Handlungstraktate von ihm annehmen, und alle seine Kräfte in Kriegen für dessen Interessen erschöpfen müssen. Die übriggebliebenen Colonien würden am Ende, entweder im Bewußtseyn der Unmacht des Mutterlandes, und in der Beschämung ihm unterthan zu seyn, oder in der Vergleichung der allmähligen Erhebung ihrer, nun ganz anders regierten Schwestern das Joch abgeworfen haben, und Spanien, das einst der erste Staat von Europa gewesen, dessen allerlezter geworden seyn.

(Die Fortsezung künftig.)

Europäische Annalen

Jahrgang 1808

Vierter Band

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1808.

Digitized by Google

I.

Blike auf Spanien.

Die neueſten Ereigniſſe in Spanien beſchäftigen die allgemeine Aufmerkſamkeit, berühren die Meinungen aller Parteien, regen die verſchiedenſten Intereſſen an. Nur die Fakel der Geſchichte kann in dieſes Labyrint von Anſichten ein leitendes Licht werfen; ſie wollen wir daher zur Führerin erwählen.

Spanien war das Reich, das durch Ausbildung ſeiner Sprache, ſeine Sitten, Tapferkeit, Handel und Entdekungen unter Ferdinand dem Katholiſchen und Karl V. alle zeitgenoſſene Reiche in Europa überſtralte. In den Künſten, die Poeſie dazu gerechnet, wetteiferte es mit Italien, in den Wiſſenſchaften ließ es vielleicht nur Deutſchland den Vorrang. Die natürliche Folge dieſer geiſtigen Ueberlegenheit war jene ſeiner Waffen; Spanien regelte Europens Angelegenheiten nach dem Naturgeſeze, dem zu Folge der kräftigſte Körper den Grad der Bewegungen der andern beſtimmt. Aber ſeine widernatürliche Verbindung mit Oeſterreich war Urſache, daß es von ſeiner Uebermacht nicht all den Nuzen zog, den es daraus ziehen konnte; ſeine zwei an geiſtiger Kraft ganz ungleichen Hälften lähmten ſich wechſelsweiſe, und waren überdieß durch die Entfernung gehindert, concentriſch zu wirken. Daher dauerte auch die ſpaniſche Uebermacht, wie unſre Geſchichtſchrerber jenen Zeitpunkt nennen, kaum ein Jahrhundert, und ſelbſt dieſe Dauer war von beſtändigem Kampfe begleitet.

Dieſen Kampf führte eine Nation, die in Hinſicht auf Lage und Bildung von Natur ſelbſt zu Spaniens Nebenbuhlerin beſtimmt ſchien. Frankreich betrat die Weltbühne mit allen jenen Vorzügen ausgerüſtet, mit denen Spanien ein Jahrhundert früher ſie betreten hatte,

und denen es seine Uebermacht dankte. Wir kennen die Kriege, welche diese Nebenbulerin unter Karl V. und Franz I. zwischen beiden Reichen erzeugte; wir wissen, daß Frankreich endlich siegte, und als Preiß des Kampfes jene Uebermacht errang, wegen welcher es Spanien bekämpft hatte. Es siegte, theils weil es von Natur aus stärker war, theils weil es in seiner Ausbildung immer vorschritt, während Spanien durch die verkehrte Politik seiner Herrscher und besonders Philipp II, darin einen Stillstand machte, der im Moralischen wie im Physischen, immer Anfang des Zurüksinkens ist.

Frankreich hatte durch Erringung der Uebermacht, die es vorher bekämpfte, auch die allgemeine Eifersucht, die einst Spanien verfolgte, auf sich abgeleitet. Ludwig XIV, der Stifter jener Uebermacht, fühlte dieß und suchte den übeln Folgen derselben durch enge Verbindung mit Spanien zuvorzukommen. Eine solche Verbindung zwischen beiden Reichen wurde von strenger Nothwendigkeit, als sich ein drittes Reich erhob, das nicht nur jene Uebermacht zu zerstören, sondern auch allen Handel an sich zu bringen drohte. Dieses Reich war England, dessen Inselage es vor Angriffen sicherte, und zu einer Seemacht bestimmte, die leicht den Entwurf eines Handels-Monopols verwirklichen konnte. Ludwig war daher entschlossen, um jeden Preiß die Krone Spaniens auf ein Glied seiner Dynastie zu bringen, und kein Krieg wurde je politischer und gerechter von Frankreich geführt, als der spanische Successionskrieg.

England glaubte, sowohl wegen seiner Lage, als wegen des Grades seiner geistigen Ausbildung, in der es seit der Revolution von 1688 große Schritte gemacht hatte, an der Reihe zu seyn, die Rolle der politischen Uebermacht in Europa auf sich zu nehmen. Es unterstüzte Oesterreich in seinen Ansprüchen auf Spanien aus allen Kräften, um die Ausführung von Ludwigs Plane zu hintertreiben, der seinen Absichten so sehr im Wege

ſtand. Allein Frankreichs Stern war noch nicht mit Ludwig XIV. untergegangen; und es ſiegte. Was England aber direkt durch den Utrechter Frieden verlor, gewann es wieder indirekt durch eigne Energie und durch die Schwäche der Fürſten, die in beiden Staaten die Regierung ergriffen, und die ihre Verwandtſchaft bald aufhören machte, fürchterlich für England zu ſeyn.

Je höher England durch Energie den Gipfel der Uebermacht hinaufſtieg, je tiefer ſanken jene Staaten durch ihre Schwäche davon herab. Da Frankreich für dieſes Sinken mehr Gefühl hatte, als Spanien, und für England ſelbſt furchtbarer war, als lezteres: ſo entſtand zwiſchen Frankreich und England eine Nebenbulerſchaft, die noch fortdauert, und ſeitdem in entſchiedene Erbitterung ausgeartet iſt. Spaniens und Frankreichs vormalige Nebenbulerei hatte nicht, wie man behauptet, in der perſönlichen Eiferſucht Karls V. und Franz I. ſondern in der gleichzeitigen Entwikelung beider Nationen ihren Grund; eben ſo wenig gieng die gegenwärtige Frankreichs und Englands von ihren Regierungen, ſondern von einem von beiden Nationen tiefgefühlten National-Bedürfniſſe aus. Frankreich hat in ſeiner großen Bevölkerung ein ſchreiendes Bedürfniß ungehemmter Induſtrie und freien Handels; daß die Bourbons es nicht befriedigen konnten, war die Urſache der Revolution. England fühlt in ſeinem Anleiheſyſtem ein eben ſo ſchreiendes Bedürfniß, ſich den Welthandel nicht entwinden zu laſſen, weil ohne ihn ſeine Regierung keinen Kredit mehr findet, und ein Staatsbankerut eben ſo nothwendig erfolgen muß, als er in Frankreich aus gleicher Urſache erfolgte. Frankreich muß, jenem Bedürfniſſe zu Folge, alle Mittel in Bewegung ſezen, dieſen Bankerut, als den einzigen Weg Englands Uebermacht zu brechen, herbeizuführen, und England muß aus gleichem Grunde alles aufbieten, Frankreich nie zur freien Uebung ungleich größern Naturkräfte kommen zu

lassen. Wie daher England, so lange Spanien und Oesterreich das Uebergewicht hatten, sich oft mit Frankreich gegen beide verbündete, so suchte es, seitdem Frankreich die Uebermacht errang, mit Oesterreich und Spanien im Bunde Frankreich zu bekämpfen. Wenn man aber diese Politik bei den Engländern billigt, so muß man ihre Anwendung bei Frankreich noch viel gerechter finden, da Frankreich vier Mal so viel Einwohner als England hat, und Englands Uebermacht die unerträglichste von allen ist, weil sie mit Handelsdespotie verknüpft ist. Aus lezterm Grunde wird Frankreichs Sache die Sache des ganzen Continents, vorzüglich aber Spaniens. Schon die Politik räth Spanien sich an Frankreich als den Schwächeren gegen das übermächtige England anzuschließen; das Interesse des Nationalhandels macht es ihm vollends zur unerläßlichen Pflicht. Wenn daher Frankreich um Spaniens entschiednen Beistand bulte, so forderte es nichts als was Spaniens Vortheil erheischte, als was Spanien freiwillig schon längst hätte anbieten sollen. Man kann hierzu die Betrachtung nehmen, daß Spanien, in seiner kritischen Lage zwischen Frankreich und England, von ersterem als Nachbar für seine politische Existenz weit mehr, als von lezterem für seinen Handel zu befürchten, und darin folglich einen Grund mehr hat, sich ersteres nicht zum Feinde zu machen.

Ich glaube nicht, daß der Ausdruk: Englands Uebermacht, einer Vertheidigung bedarf, obgleich unsere Geschichtschreiber dem Jahrhundert derselben die Ueberschrift geben: Europa im Gleichgewichte. Wie man sich eines solchen Ausdrukes bedienen können, während alle Kriege des vorigen Jahrhunderts von England diktirt wurden, und alle die Befestigung seiner Uebermacht zum Zweke hatten, begreife ich nicht. Freilich wußte England seine Diktator-Würde schlau unter eine Idee zu verhüllen, aus dem Grunde sowohl, weil seine

Lage es hinderte, jene immer sogleich mit dem Schwerte in der Hand geltend zu machen, als auch, weil es einsah, daß die Menschen dem Impulse einer Idee lieber folgen, als dem der bloßen Willkühr des Stärkern. Diese Idee war das Europäische Gleichgewicht, zu dessen Aufrechthaltung man sich gegenseitig bestrebte, keinen Staat mächtiger werden zu lassen, als er bei Ludwig XIV. Tode war. Mit andern Worten hieß das: Alle Staaten Europas (besonders Frankreich, als auf welches es vorzüglich abgesehen war), sollten für immer in dem Zustande von Schwäche, in dem sie sich zu jener Epoche befanden, bleiben, weil er Englands Uebermacht und Handels-Monopol so ungemein begünstigt; es hieß: wenn irgend ein Staat durch innere Anstalten, durch Belebung seiner Industrie, durch Ausdehnung seines Handels oder Erbauung von Flotten aus jenem Zustande politischer Starrsucht herauszugehen drohte, so sollten alle übrigen über ihn als einen Störer des Gleichgewichtes herfallen, und ihm begreiflich machen, daß er seinen Entwiklungs-Gang nach dem Gange des trägsten unter ihnen regeln müsse, weil er sonst nothwendig das politische Gleichgewicht aufhebe. Dieß ist der Geist jenes Systemes, unter dessen Dekmantel England die europäischen Staaten an ungesehenen, aber mit Gold umwundenen Fäden gängelte; jenes Systemes, das viele Politiker und Geschichtschreiber als das heilige Palladium der europäischen Völkerwohlfarth bis auf die neuesten Zeiten anbeteten.

Es ist kein Zweifel, daß jeder Uebermacht eine Idee zum Grunde liegen müsse, wenn sie anders nicht gleich einem Meteore vergehen soll. Die Idee ist die Seele der physischen Macht. Der theokratischen Roms lag die Idee Gott; der merkantilischen Londons die Idee politisches Gleichgewicht unter. Erste Idee erhielt in der Furcht künftiger Strafen, leztre in der Furcht vor Gefährdung der politischen Existenz die nöthige Sank-

tion. Es ist auch keinem Zweifel unterworfen, daß Frankreichs Uebermacht sich auf eine Idee stüzen müsse, und wir erkennen als solche die verhießenen Gleichheit der Völkerrechte zu Lande und zur See, Freiheit der Entwiklung der Industrie für jede Nation. Ob auch diese Idee einer sanktionirenden Furcht bedürfe, mag die Zeit entscheiden. Der scharfsinige Verfasser des neuen Leviathans hat diesen Gegenstand so klar behandelt, daß die Sache für erschöpft anzusehen ist. Wir wollen hier nur eine Schlußfolgerung daraus ziehen: Da die Idee, die England aufstellte, eine lähmende, zerstörende, und folglich ungerechte, die von Frankreich anerkannte aber eine erhaltende, aus den natürlichen Verhältnissen fließende, und folglich gerechte Idee ist, so ergiebt sich daraus eine innre Nothwendigkeit, daß diese über jene, daß Frankreich über England siegen müsse.

Man kann nicht zweifeln, daß die Engländer selbst diese Katastrophe voraussehen, besonders seitdem sie sich gestehen müssen, daß ihr optisches Blendwerk vom europäischen Gleichgewichte den Continent nicht mehr täuscht; daß die Stimmung desselben, seitdem der Zauberschaum zerflossen ist, sich gegen sie gewendet hat. Vergebens haben sie gegen Frankreich, seitdem es wie ein Phönix verjüngt aus seiner Asche hervorgieng, vier Coalitionen aufgerufen; sie dienten nur dazu, die Kraft des Sonnenvogels zu stärken. Seitdem scheint Englands Politik zum Wahlspruch den Schwur genommen zu haben: Superos si flectere nequeo, acheronta movebo, und der gemäß hat es die Furien des Bürgerkriegs und der Empörung aus dem Tartarus auf spanischen Boden gebannt.

Spanien hätte, wie wir gesehen haben, sowohl aus Politik als aus Handels-Interesse sich an Frankreich gegen das übermächtige England anschließen sollen. Interesse des Hofes, wie Interesse der Nation, riethen

auf gleiche Art zu diesem Schritte, der in den lezten Zeiten, seitdem England den ganzen Handel an sich gerissen hatte, ganz unerläßlich wurde. Spanien heuchelte zwar Bereitwilligkeit dazu; wenn aber Frankreich auf den Beistand der spanischen Flotten rechnete, so waren sie nie segelfertig, und die Mannschaft war nie bezahlt und nie komplet, obgleich es bei Stokung des Seehandels an Matrosen nicht fehlen konnte. Eben so entschuldigte es sich mit dem schlechten Zustande seiner Finanzen, wenn Frankreich einige Kriegsrüstungen verlangte. Als dieses aber gegen Preußen zog, fand Spanien plözlich Geld genug, um seine Armee von 70,000 auf 110,000 Mann zu vermehren. Der Sieg von Jena verhinderte zwar die Anwendung derselben, allein ganz Europa erstaunte nicht weniger über diese ungewöhnliche Energie. Frankreichs Politik warf damals einen Schleier über diesen auffallenden Beweis von Feindseligkeit, und verlangte bloß, daß Spanien, zum Bürgen seiner Gesinnung, einen Theil seiner Truppen nach Deutschland schike. So fing sich Spanien in seinem eigenen Neze. Aber es war zu berechnen, daß eine so eingewurzelte Blindheit gegen das eigne Interesse Palliativen nicht weichen werde, daß der Staar gestochen werden müsse. Eine Veränderung, welche die Engländer auf Spaniens Throne hervorbringen wollten, um sich dieses Reich aus einem heimlichen Freunde zu einem offnen Bundesgenossen zu machen, gab Frankreich als Nachbarn die gerechteste Veranlassung sich in Spaniens Angelegenheiten zu mengen. Es ist freilich wahrscheinlich, daß Frankreich, wenn es die Ereignisse der lezten Monate vorausgesehen hätte, den Zeitpunkt würde abgewartet haben, wo Spaniens neuer König, folgsames Geschöpf der englischen Politik, ihm den Krieg erklärt und somit das Recht gegeben hätte, mit Spanien als Sieger zu verfahren, allein es wollte der Dynastie und Nation ein besseres Loos bereiten, als sie sich vom Sieger versprechen konn-

ten. Frankreich glaubte menschlicher, gerechter und folglich politischer zu handeln, wenn es einem neuen Kriege durch Unterhandlungen vorbaute; es glaubte aller moralischen Wahrscheinlichkeit zufolge, daß eine Constitution, von den Abgeordneten des gesammten Reiches geprüft und angenommen, leichter alle Gemüther für sich gewinnen würde, als eine vom Sieger aufgedrungene; es glaubte, die ganze Nation würde eine Constitution mit Freude umfassen, welche den Stand der Landeigenthümer in seine politische Wichtigkeit einzusezen, die Cortes herzustellen, dem Adel den alten Glanz zu geben, Preßfreiheit einzuführen, dem Handel und der Industrie ein neues Leben, den Colonien das Bürgerrecht, und dem Staate selbst seinen Rang unter Europas Reichen wieder zu verschaffen versprach. Von dieser Voraussezung ausgehend, hat es weder die spanischen Truppen entwaffnet, noch die spanischen Festungen besezt. Frankreich irrte aus zu großem Zutrauen in den Adel des spanischen Charakters. Wie edel wäre es so zu irren, wenn nicht ein solcher Irrthum zu schrekliche Folgen hätte!

Spaniens Benehmen würde ein sonderbares Licht auf die Perfektibilität des menschlichen Geschlechtes werfen, wenn man nicht glüklicher Weise wüßte, daß nicht der Theil der spanischen Nation, der für Perfektibilität empfänglich, sondern jener, der durchaus keiner fähig ist, sich der Einführung jener wohlthätigen Reformen widersezte. Die Mönche und alle jene in Spanien so zahlreichen Individuen, die gleich ihnen vom Müssiggange leben, haben freilich alles von einer Constitution zu fürchten, die nur dem arbeitsamen Bürger die Vortheile des gesellschaftlichen Vereines verheißt, und Müssiggang jeder Art proskribirt. Die Spanier, die als Opfer ihrer Liebe zur Ordnung unter den Dolchen der Rebellen fielen, sind ein Beweis von der Denkart der Besseren der Nation. Aber auch hier, wie allenthalben

bei Revolutionen, trug die kleinere Zahl der Böſewichter den Sieg über die Mehrheit der Beſſern davon; durch Kühnheit und Grauſamkeit ihres Verfahrens imponirt oft eine Handvoll Banditen einer ganzen Stadt, einer Provinz ſelbſt.

Aber wird man ſagen, die Veränderung der Dynaſtie war wohl der Hauptbeweggrund des Aufſtandes der Spanier; jedem Unterthan iſt eine gewiſſe Anhänglichkeit an ſein Regentenhaus eingepflanzt: allein zugegeben, daß die meiſten Menſchen Vaterland mit Dynaſtie verwechſeln, und nur in lezterer erſteres lieben; hatte Spaniens Dynaſtie nicht ſich ſelbſt zerſtört? Wollte der Sohn nicht den Vater entthronen, und der Vater den Sohn enterben? Und wenn lezteres ſtatt gehabt hätte, war Spaniens Krone nicht bereit auf das Haupt von Baſtarden überzugehen? Gab es nicht Parteien, und war nicht ein Bürgerkrieg unvermeidlich? Unter ſolchen Umſtänden mußte jeder Spanier allen übrigen einen Regenten vorziehen, der, ſelbſt ſchon König, von ſeinem kaiſerlichen Bruder noch neuen Glanz überkam, und in dieſer Verbrüderung den ſicherſten Bürgen von Spaniens Integrität und künftiger Wohlfarth mit ſich brachte; einen König, auf deſſen Haupte keine Schuld, auf deſſen Hauſe die Gunſt des Schikſals, ſo wie auf dem der Bourbonen ſein Haß ruht. Betrachten wir nun Frankreich. Konnte es bei ſo wichtigen Ereigniſſen, als die Revolutionen von Madrid und Aranjuez waren, gleichgültig bleiben? Beruht nicht die Ausführung ſeiner Entwürfe, die ihm ſchon ſo viel Blut koſteten, groſſentheils auf der Mitwirkung, die es von Spanien (beſonders in Hinſicht der Flotten), erwarten kann? Kann ein geſpaltetes, in ſich ſelbſt gelähmtes Reich kräftigen Beiſtand leiſten? Frankreich hätte, um die Ruhe in Spanien herzuſtellen, das Blut ſeiner Soldaten vergieſſen müſſen, es mochte die Partei des Vaters oder des Sohnes ergreifen. Wenn es ſich nun in dieſer Noth-

wendigkeit befand, so war es gewiß vernünftiger, die Krone einem befreundeten Fürsten als dem Gliede eines Hauses zu erkämpfen, dessen Abneigung gegen Frankreichs neue Dynastie bekannt und unbesiegbar war. Um sich gegen Englands beginnende Uebermacht zu retten, hatte Frankreich schon vor hundert Jahren seinem Nachbarreiche Spanien einen Regenten seiner Dynastie gegeben, und jezt, wo jene Uebermacht auf ihrem Gipfel steht, sollte es weniger thun, und Ludwigs weisesten Plan unvollendet lassen? In solchen Fällen sind halbe Maßregeln die schlechtesten, weil sie gewöhnlich das Mißlingen des ganzen Planes nach sich ziehen, und alle Opfer, die voran giengen, vergebens, und dadurch erst ungerecht machen. Jene Schwäche, die den Muth nicht besizt, ein kleines Uebel zuzufügen oder zu erdulden, um ein größeres abzuwenden, ist weder gut, noch klug. Wollte also Frankreich seinem neuen, wohlthätigen Continental-System Sicherheit und Dauer verschaffen, so mußte es Spanien auf das innigste an sein Interesse ketten; es mußte ihm eine Constitution und einen Regenten geben, die es zum Mitwirken fähig machen, oder es mußte gewärtig seyn, seine so theuer erkaufte Wiedergeburt stets von einem heimlichen Feinde gefährdet, und die Ruhe des Continents bei nächster Gelegenheit aufs neue gestört zu sehen! Spaniens Wiedergeburt war daher eben so nothwendig und politisch, als für die Nation selbst wohlthätig. Sie findet unerwartete Schwierigkeiten — ein Sieg mehr, den der Genius des Bösen, wie ein französischer Redner sagte, über den Genius des Guten erfocht; — aber sie wird vor sich gehen, und selbst jene Schwierigkeiten, über welche die Engländer so große Freude bezeigen, werden nichts als einen Beweggrund mehr liefern, das Uebel, woran Spanien bisher litt, mit der Wurzel auszurotten, und die Heilung eingreifender und dauernder zu machen.

Allein sezen wir die Forderungen der Politik, sezen

wir Frankreichs gefährdete Sicherheit und den bedrohten Continental-Frieden einstweilen bei Seite: wir finden in Spaniens gegenwärtiger Verfassung Beweggründe genug, die einen mit so ausgezeichneter Weisheit und Macht begabten Regenten, wie Napoleon, auffordern müssen, von seiner Macht den schönsten Gebrauch zu machen; den, eine veralternde, am Rande des politischen Lebens sich befindende Nation zu retten, und durch eine energische Constitution ihre Wiedergeburt zu bewirken. Wie, es wäre nur Pflicht, einen Kranken zur Einnahme von Arzenei wider Willen zu zwingen, oder einen Fieberhaften vom Sprunge durchs Fenster mit Gewalt zurükzuhalten, und es gäbe keine Moral-Geseze, eine ganze Nation vom Rande des Abgrundes zurükzureißen, und ihr durch eine neue Constitution neues Leben auch wider Willen der kranken Glieder einzugießen? Uebel die jeder Patriot beseufzt, die jeder Menschenfreund gehoben wünscht, sollte der nicht heilen dürfen, der einzig die Macht dazu in Händen hat? — Ich weiß nicht, ob der gesunde Menschenverstand hierauf mit Nein antworten kann. Ob Spanien sich in dem Falle befand, wo es einer Rettung durch eine mächtige und geschikte Hand dringend bedurfte, muß sich aus einer Darstellung seiner gegenwärtigen Lage und Verfassung ergeben.

Auf einem Flächen-Inhalt von 8868 geographischen Quadrat-Meilen bringt Spanien alle Produkte hervor, die man von seinem herrlichen, oft vulkanischen Boden, von seinem sanften Himmelsstriche, von seiner Lage zwischen zwei Meeren nur immer erwarten kann; die Schaafe sind sein größter Reichthum; Pinkerton sezt ihre Zahl auf 13 Millionen, wovon 5 Millionen (Merinos, Wandernde, genannt) von Provinz zu Provinz die fruchtbaren Thäler durchstreifen, und diesem Privilegium ihre feinere Wolle verdanken; die andren 8 Millionen aber stehende Wohnsize (daher Estantes genannt) haben. Nach ihnen folgt der Wein und die Südfrüchte; um

Mallaga allein sind 14,000 Weinpressen; die Ausfuhr beider Artikel aus dem Hafen von Mallaga gibt Townsend auf 9 Millionen Livres an. Salz wird in großer Menge bereitet. Murcia erzeugt für 4,800,000 Livres Seide jährlich, Granada an 100,000 Pfunde. Von der Soda, die aus Pflanzenasche in Valencia und Murcia bereitet wird, werden für auswärtige Seife- und Glasfabriken 100,000 Centner jährlich ausgeführt.*) Spanien hat Eisen- und mehrere unedle Metall-Bergwerke; seine Gold- und Silberminen der neuen Welt endlich erheben seine Naturschäze über die aller europäischen Reiche.

Welchen Gebrauch macht Spanien von diesen Schäzen? Wie befindet es sich dabei? — Die Antworten auf beide Fragen werden den besten Begriff von Spaniens Verfassung geben.

Des fruchtbaren Bodens ungeachtet liegt der Akerbau ganz darnieder. Die Schuld davon ruht wohl zum Theil in der Leichtigkeit, mit der einst das indische Gold durch alle Klassen sich ergoß, eh es in den Schlund der Geistlichkeit versank, und in der daraus erfolgten Arbeitsscheu und Gleichgültigkeit gegen Landeigenthum. Aber die Verfassung enthält den Grund, warum er nicht mehr zu Kräften kommen kann; die kleinen Eigenthume sind nämlich nach und nach in große zusammengeschmolzen, die fast durchgehends der Geistlichkeit oder dem höhern Adel gehören, und deren Größe hier wie überall eine sorgfältige Bearbeitung hindert. In den der Schafzucht anklebenden Mißbräuchen liegt das zweite Hinderniß; die Merinos oder wandernden Schaafe haben das Privilegium der Mesta, (Blumensuche) und dem zufolge von der Zeit der Aernte an bis zur nächsten Saat weit und breit auf den Feldern herumgetrieben zu werden,

*) Davon giengen 80,000 nach Frankreich, 20,000 nach England.

wodurch die Benuzung der Brache gänzlich verhindert wird. Spanien litt daher öfter Hungersnoth, und das zwar selbst zu Zeiten, wo einige seiner Provinzen Ueberfluß an Korn hatten. Aber es fehlt an Straßen, Kanälen, schiffbaren Flüssen; in solchen Fällen bleibt nichts übrig, als das Getraide auf dem Rüken von Maulthieren herbeizuschleppen; Madrid selbst wurde vor einigen dreißig Jahren auf ähnliche Art vor dem Erhungern langsam errettet, wie Bourgoing erzählt.

Jener Mangel an innrer Verbindung läßt schon errathen, daß im Innern von Spanien keine Fabriken, wenigstens keine von Bedeutung bestehen, und daß die Industrie in eisernen Fesseln ruht. Wirklich findet man sie nur in einigen Seestädten, und selbst hier ist sie mehr beschäftigt, die Erzeugnisse fremden Fleißes, als die des eignen umzusezen. Indessen wollen wir die wichtigsten Industriezweige durchgehen.

Barcellona und Valencia liefern zwar Tücher, und besonders alle Kleidungsstüke für die Armee; aber erstre nicht hinreichend, um Spanien, und noch viel weniger um die Colonien damit zu versehen. Ein Gesez befahl, daß von den nach Amerika gehenden Tüchern nur ein Drittel ausländisch seyn sollten; aber die Unzulänglichkeit der spanischen Fabriken hob es bald auf. Der Spanier kauft theuer dem Ausländer die Tücher ab, die dieser aus spanischer Wolle verfertigt hat, und so geht der Gewinn, den Spanien aus dem Ueberschusse seiner Erzeugnisse über seinen Bedarf lösen sollte, an Arbeitslohn für lezteren wieder aus dem Lande. Mit Erzeugung der übrigen Wollenwaren steht Spanien noch weiter hinter seinem Bedarf zurük. Es baut zwar viel Flachs, aber seine Leinwandfabriken in Catalonien und Andalusien (zu Xeres, Isla de Leon, Puerto Sta. Maria) liefern nicht nur nicht hinreichend, sondern auch theurere und schlechtere Leinwand, als Schlesien und Irrland nach Cadiz für die Colonien in einem Betrage von 20

Millionen Livres verkaufen. In Valencia bestehen zwar bei 4000 Seidenstühle, die 20,000 Menschen beschäftigen, und eine Million Pfund Seide jährlich verarbeiten; allein der Seidenbau wird nicht verhältnißmäßig betrieben, indem Grenada z. B. jezt nur 100,000 Pfunde erzeugt, während es zur Zeit der Mauren an $1\frac{1}{2}$ Million Pfunde hervorbrachte. Man führt daher jährlich zwischen 4 und 5 Millonen Livres Lyoner Seidenwaren ein, um dem Bedarfe der Colonien zu entsprechen, während durch Contrebande aus Valencia Seide, ungeachtet des Verbotes, auf dem Quadalquivir roh nach England geschwärzt wird, und die Seidenfabriken in Sevilla so vernachlässigt werden, daß von 16,000 Arbeitern, die es einst zählte, kaum noch vierhundert beschäftigt sind. An Salz erzeugt Spanien aus 2 Teichen, zwischen Alicante und Carthagena jährlich zwischen 20 und 40 Millionen Pfunde, und verkauft es an Engländer und Schweden. Es selbst weiß so wenig merkantilischen Gebrauch davon zu machen, daß es den Engländern, die ihre Stokfische damit einsalzen, an lezterem Artikel für 13 Millionen Livres jährlich abkauft, obgleich die Spanier vom Stokfischfang auf Newfoundland nicht ganz ausgeschlossen sind.

Man kann das beste Urtheil über Spaniens Industrie und Handel fällen, wenn man den Mittelpunkt des leztern, Cadiz, betrachtet. Hier ist der große Stapelplaz des indischen Goldes und der europäischen, aber nicht immer spanischen, Fabrikate. Wie gering, verhältnißmäßig, deren Concurrenz sey, kann man daraus ermessen, daß man, um das Gesez zu befolgen, daß der dritte Theil aller nach Amerika gehenden Schiffsladungen spanische Erzeugnisse seyen, spanische Weine, Früchte u. dgl. nothgedrungen mitladet, ohne die zahlreichen Fälle zu berechnen, wo man das Gesez zu hintergehen weiß. Kaum der zehnte Theil der Schiffe, die (jährlich bei 1000) in Cadiz einlaufen, sind spanische

Schiffe;* man kann daraus auf den Antheil schließen den die Auswärtigen am Handel nach den spanischen Colonien nehmen. Zwar ist ihnen der direkte Handel dahin untersagt; aber Engländer und Holländer, Franzosen und Deutsche lieferten ihre für Amerika bestimmten Waren an spanische Häuser in Cadiz, die dann die weitere Versendung besorgten, und dabei 20 auf 30 gewannen. Im Jahre 1792, sagt Bourgoing, führte Cadiz über 280 Millionen Realen (56 Mill. Livres) an Waaren aus; davon waren für 164 Mill. ausländische Waaren angegeben, aber aller Wahrscheinlichkeit nach zu geringe. Von jenen Waaren giengen nach Westindien allein an Werth für 270 Millionen; und die Einfuhr daher betrug über 700 Millionen Realen. Da ein solcher Ueberschuß im Umlaufe sehr fühlbar werden mußte, so ist zu vermuthen, daß für einen weit höheren Werth ausländische Waaren dahin abgesendet wurden.

Bei diesem Handel könnte wenigstens der Fiskus an Aus- und Einfuhrszöllen beträchtlich gewinnen, wenn nicht die Mauthgeseze in Spanien so unbestimmt, und so vielfach wären, daß sie eben dadurch einer Menge Betrügereien Raum geben. Diese Eigenschaften legen nicht nur dem Handel neue Fesseln an, sondern begünstigen auch ganz ungemein den Schleichhandel. Nach Bourgoing gewannen die Engländer, nach dem Frieden von 1763, jährlich bei 100,000,000 Liv. (20 Mill. Piaster) durch denselben. Barcellona, Alicante, Valencia und Mallaga, sind nach Cadiz die stärksten Handelshäfen, aber überall theilen sich bloß Auswärtige in die Vortheile des Handels. Die spanische Handelsmarine ist so wenig thätig, daß sie nicht einmal bedacht ist, ihre eignen rohen Produkte selbst auszuführen, sondern den Fremden auch noch die Fracht daran gewinnen läßt. So betrug zu Mallaga, nach Bourgoing, die

* Bourgoing, II. Th. S. 180.

Einfuhr der Ausländer, im Jahre 1792, $7\frac{1}{2}$ Millionen Livres, und sie führten für $12\frac{1}{2}$ Millionen spanische Natur-Produkte aus. Unter der Menge der Schiffe, die aus- und einliefen, waren kaum 60 spanische.

Spanien war einst reich an edeln Metallen. Die Gold- und Silberminen von Andalusien waren berühmt; in den Pyrenäen floß bei einem Bergbrande, (woher sie ihren Namen von den Phöniziern erhielten) das Silber gediegen in die Thäler; die Bergwerke von Carthagena lieferten den Römern täglich 25,000 Silber Drachmen. Fast alle diese Bergwerke sind gegenwärtig unbearbeitet, nur die Eisenbergwerke Biskayas beschäftigen bei 300 Eisenhämmer. Die Spanier glaubten im Besize von Mexikos und Perus Schäzen sich reich genug, um aller Arbeit sich entschlagen zu können. Aber das Gold läßt sich ewig nur durch Arbeit festhalten; die Spanier verschmähen diese, und so sehen sie, wie die Schäze der neuen Welt sich in Cadiz gegen Arbeit des Auslandes umsezen, ohne oft den spanischen Boden zu betreten, für den sie bestimmt waren.

Indessen gibt es einige Gegenstände, für welche die Spanier fremden Fleißes nicht bedürfen. Tabak wird in Sevilla, Waffen werden in Sevilla und Barcellona (nur etwas plump) und die Schiffsbedürfnisse aller Art in den großen Magazinen von Cadiz und Ferrol in hinreichender Menge für den innern Bedarf verfertiget. Da aber die spanische Marine in den neuern Zeiten nie von großer Thätigkeit war, so dürften ihre Bedürfnisse auch leicht im Inlande befriedigt werden können.

Den sichersten Maßstab für den Stand der Industrie und des Handels eines Reiches, giebt die Bevölkerung. Ist diese im Wachsen, so ist es zwar kein untrüglicher, aber auch kein unbedeutender Beweis für die Güte seiner Verfassung. In Spanien hat leider das Gegentheil statt; von 10 Millionen Einwohnern, die es vor 20 Jahren zählte, sind kaum 8,400,000 übrig. Die

Epidemien haben freilich mit Schuld: aber sind sie selbst nicht Beweise schlechter Anstalten? Allein auch ohne Epidemien nimmt die Bevölkerung der Städte immer ab. Sevilla hatte einst 400,000, jezt 90,000 Einwohner; Toledo einst 200,000, jezt 25,000; Valladolid einst 100,000, jezt 20,000. Diese auch in vielen italienischen Staaten sichtbare Abnahme, diese National-Schwindsucht ist eine nothwendige Folge einer Verfassung, wo der Akerbau nicht aufgemuntert, die Industrie nicht durch Erleichterung der innern Verbindung, des Absazes nach außen, und durch Beschränkung der fremden Concurrenz ins Leben gerufen wird. Eine dritte gleichmächtige Ursache jener Abnahme liegt in der übermäßig großen Anzahl der Geistlichkeit. Man zählt in Spanien 8 Erz- uad 46 Bisthümer, 54,000 Mönche, 34,000 Nonnen, 20,000 Weltgeistliche. Pinkerton sezt ihre Anzahl auf 118,000, andere gar auf 158,000 Individuen; so daß beinahe der 50ste Theil der Nation ein gesezlich eheloses und müssiges Leben führt, und mit diesen Krebsschäden gewöhnlich auch andre Stände anstekt. Denn da die Geistlichkeit ungeheuer reich ist, (der Erzbischof von Toledo hat 2,400,000 Liv., jener von Valencia 960,000 Liv., der Bischof von Mallaga 384,000 Liv., die 200 Mönche des Eskurials 288,000 Livres jährlicher Einkünfte); so macht die Leichtigkeit ihres Erwerbes sie geneigt, eine doppelt große Zahl von Bettlern und Müssiggängern zu ernähren, und dadurch das Staatsübel, Industrielosigkeit, immer tiefer fressend zu machen. Hierzu kommt ein neues Unheil. Bigotterie und die reichen Geldzuflüsse sezten die spanische Geistlichkeit in den Stand, ungeheure Ländereien zu erwerben; man rechnet, daß sie Eigenthümer vom dritten Theil der spanischer Landgüter ist. Dieser schrekliche Unfug schreit schon ganz allein nach einer wohlthätigen Umbildung des Staates; denn er ist nicht nur Ursache, daß die Kultur des Bodens durch die Größe der Ländereien

gelähmt wird, sondern vorzüglich, daß der Stand der Landeigenthümer, der die Stammmasse der Nation und die Hauptkraft des Staates bilden soll, indem er die meisten, thätigsten und steuerbarsten Familienväter enthält, — daß dieser Stand in Spanien wie vernichtet ist. Die Nachkömmlinge der alten Eigenthümer bearbeiten als Pächter oder Tagelöhner im Solde der Mönche das Erbe ihrer Väter.

Der Adel befindet sich nicht viel besser. Da die Regenten im dritten (immer an den Königen hangenden) Stande ihm kein Gegengewicht mehr geben konnten, weil dieser wie vernichtet war, so suchten sie ihn auf andere Art in Unthätigkeit zu erhalten. Sie wußten die Versammlungen der Cortes * (Generalstaaten) zu vereiteln; sie setzten so selten als möglich einen spanischen Großen zum Premier-Minister an. Diese wichtige Stelle wurde bald Ausländern, wie Alberoni, Squilaci und Grimaldi, die in den Irrwegen der Politik ihren Ruhm suchten, bald aus dem Staube emporgehobenen Günstlingen verliehen. Nebstdem übten Sänger, Ammen, Beichtväter und Weiber großen Einfluß auf die Entscheidungen des Kabinets-Rathes aus, der aus dem Premier- und drei andern Ministern bestand, und 4 expedirende Staatssekretäre zur Seite hatte. In den Händen jener 4 Männer lag nun das ganze Wohl der Nation; sie selbst hatte nirgends eine Stimme. Der Adel und die Grandes bildeten zwar einen sogenannten geheimen Rath, der die meisten Angelegenheiten dem Kabinets-

* Seit 1602 wurden die beiden ersten Stände nie mehr zu den Cortes berufen, sondern bloß die Städte. Da aber diese entwaffnet, um ihre größten Vorrechte schon früher gebracht, und durch den Druk jener Stände sehr gelähmt waren, so war auch in ihrer Hinsicht die Versammlung der Cortes eine bloße Förmlichkeit, und diente nie, die Staatsgebrechen zur Sprache zu bringen.

Rathe vorarbeitete, aber nichts entscheiden oder beschlieſſen konnte. Die Colonien, denen Spanien seine Schäze verdankt, waren noch schlechter daran als Spaniens Unterthanen. Sie hatten nicht einmal die wenigen Vorrechte der leztern; ihr Handel, ihre Industrie mußten gänzlich schweigen, um denen des Mutterlandes wenigstens ihren Schein von Leben zu lassen. Bis 1763 durften sie selbst mit dem übrigen Spanien nicht handeln, bloß Cadiz hatte das Recht Schiffe dahin abzusenden. Der Willkühr eines alle 3 Jahre wechselnden Vicekönigs preißgegeben, fanden sie bei dem Consejo supremo de Indias zu Madrid nur eine kostspielige und langsame Gerechtigkeit; dieser Rath bestand selbst aus abgegangenen Vicekönigen und Magistraten.

Die Gerechtigkeitspflege ist in Spanien verwirrter als selbst in England. Der Rath von Castilien ist zwar das oberste Gericht, unter dem die übrigen 7 audiencias reales stehen. Aber jede Provinz, jede Gemeine hat ihre besondern Geseze, Gewohnheiten, Herkommen. Ein neuer Heuschrekenschwarm von Müssiggängern, Escrivanos oder Gesezausleger genannt, findet dadurch Mittel, seine Existenz mit dem lezten Marke der Nation zu fristen. Hier wie überall dienen sie nur dazu, das Recht zu verwirren, und die Processe zu vervielfältigen.

Man kann sich denken, wie es in einem Lande um Erziehung und Volksaufklärung stehen muß, das troz seiner 24 Universitäten im Joche des Fanatismus zieht, und — kämpft. Ehe dieses Joch nicht gebrochen wird, ist an keine Wiedergeburt zu denken; daß es aber gebrochen werden wird, dafür sind gerade die neuesten Ereignisse in Spanien Bürge. Vielleicht wäre, ohne sie, das Uebel nicht so vom Grunde aus gehoben worden. Man muß den gleichförmigen Gang der Natur bewundern: indem sie ein Uebel bis auf den höchsten Grad treibt, führt sie auch um so schneller den Zeitpunkt der

Crisis herbei, der, im Physischen wie im Moralischen, eine Heilung erst möglich macht.

Die Finanz-Verfassung befindet sich in so schlechtem Zustande als alle übrigen Theile der Staatsverfassung. Die Staatspapiere häufen sich, und sinken folglich täglich mehr; die Staatsschulden betrugen schon 1796 über 200 Millionen Piaster; das Steuersystem ist höchst elend, oder vielmehr es besteht kein ordentliches. Fast jede Provinz hat ein anderes; überall durchkreuzen sich Staatswohl und Privilegien. In Castilien giebt es vier Arten von Provinzial-Abgaben; eine Accise-Steuer ist die vorzüglichste und auch die verderblichste darunter, indem die Gemeinden sich gewöhnlich für eine gewisse Summe mit dem Fiskus abfinden, und dann die Vertheilung derselben unter sich machen. Aber die privilegirten Glieder, die in Spanien sehr zahlreich sind, wissen sich der Beisteuer größtentheils zu entziehen, und so fällt die Hauptbürde immer auf den ärmsten Theil der Nation, und vollendet sein Elend, da sich in Spanien wie überall die Accise-Beamten Plakereien und Haussuchungen erlauben. In Arragonien herrscht eine einförmigere Steuer, allein da sie ebenfalls von den Gemeinden gepachtet ist, wird sie von gleichen Unbequemlichkeiten begleitet. Die Provinzialsteuern von Castilien tragen nach Bourgoing zwischen 120 und 140 Millionen Realen; die von Arragonien ungefähr 50 Millionen; eine beiden Reichen gemeinschaftliche Kreuzzugsbulle-Steuer (einst zur Bekämpfung der Ungläubigen bestimmt) 18 bis 20 Millionen; die Contributionen der Geistlichkeit 20 (im Kriege von 1793) = 36 Millionen; die Einkünfte vom Salzregal (1789) 56 Millionen; die vom Tabak (1787) 129 Millionen; (im erwähnten Kriege, wegen vielleicht noch bestehender Preißerhöhung des Tabakes, bei 200 Millionen;) die General-Einkünfte (Aus- und Einfuhrszölle) 1787 =

159 Millionen*, wozu noch besondere Ausfuhrszölle für die spanische Wolle mit 27½ Mill. Realen kommen; und die Bergwerke Amerikas — sollte man glauben, daß die Verwaltung der Colonien so viel kostet, als ihre Minen dem Staate eintragen? — Und doch ist es so, nach Bourgoing; Dank Spaniens weiser Colonial-Verfassung. Nur die seit 1765 in Mexico angelegten Tabakspflanzungen machen als königliches Regale eine Ausnahme. Zu den erwähnten Einkünften kommen noch einige kleinere Regalien, als unedle Metalle, Stempel u. dgl. Sämmtliche Einnahme betrug (nach des Ministers Lerena Compte rendu im Jahre 1789) im Jahre 1787 = 616,295,657 Realen (160,236,871 Livres). Die Ausgaben detaillirte Lerena nicht; aber man weiß, daß die Armee beiläufig 200 Millionen, die Marine im Frieden zwischen 80 und 100 Millionen, und die Besoldungen der Staatsbeamten bei 52 Millionen kosten; man weiß, daß in Spanien für Herstellung von Straßen, Kanälen, für Schiffbarmachung der Flüsse**, für Nationalbauten, Aufmunterung des Akerbaues, der Ge-

* Diese Zölle betragen 15 p. C. von Ein- und Ausfuhr, und dem zufolge diese beiden jährlich 1060 Mill. Realen.

** Alle Reisende schildern das Reisen in Spanien noch unangenehmer als das in Polen. Viele Wege kann man nur zu Pferde, nicht in Wägen betreten, fast nirgends findet man ordentliche Wirthshäuser, sondern bloß gemeine Schenken von Zigeunern oder Böhmen gehalten, derer man auf 40,000 im Lande zählt Wäsche findet man sowohl in Kleidung als bei Mahlzeiten wenig und schmuzig, und in vielen Wirthshäusern keine Gläser. In Hinsicht auf Landesveredlung durch Straßen und Canäle scheint noch immer der Geist in Spanien zu herrschen, der einst durch den Mund eines Ministers jenen Holländern, die den Tago aufwärts schiffbar machen wollten, zur Antwort gab: „Wenn Gott gewollt hätte, daß er schiffbar seyn sollte, so hätte er ihn auch schiffbar gemacht.“

werbe und der Induſtrie keine Auslagen gemacht werden. Man würde das Räthſel nicht löſen können, wenn man nicht auch wüßte, daß die Staatskaſſen den Königinnen und Günſtlingen nicht unzugänglich waren. Mit Einkünften, wie Spanien hat, und die durch eine, alle Staatsbürger umgreifende Beſteurung verdreifacht werden könnten, ließe ſich gewiß mehr unternehmen, als Spanien thut.

Wir wiſſen aus der Geſchichte, was Spanien ſeyn kann, wir haben geſehen, was Spanien iſt. Der Charakter der Spanier iſt für große Thaten empfänglich, ſeiner Anherren eingedenk, und daher ſtolz. Aber dieſer Stolz macht auch, daß er für einen andern, als den gewohnten geiſtlichen Einfluß nur ſchwer empfänglich iſt. Aus Stolz iſt der Spanier arbeitsſcheu und Gefahren trozend; großmüthig, kalt und grauſam zu gleicher Zeit. Aber da ſeine Grundlage gut iſt, ſo kann er zu einem neuen Leben erwekt werden, und verdient es. Ob er es bedarf, kann nach obiger Auseinanderſezung keine Frage mehr ſeyn. Wenn eine mit edelm Charakter begabte Nation ohne Akerbau, ohne Induſtrie, ohne Straßen und Canäle; mit beſchränktem Handel, ſchlechter Gerichts- und Steuer-Verfaſſung; ſeufzend im eiſernen Joche des Fanatismus, der ihr ſowohl das Licht der Aufklärung als das Erbe der Väter vorenthält; eine Nation, die ohne Energie von innen, ohne Anſehen von außen iſt, — wenn eine ſolche Nation keiner Wiedergeburt bedarf, ſo legen wir immer unſre Hände in den Schooß und huldigen dem Optimism! Freilich wird jener Stand, der bisher auf Koſten der übrigen lebte, und nun mit Aufopferungen ſie regeneriren helfen ſoll, nie freiwillig dazu ſeine Einwilligung geben. Daher ſehen wir auch allenthalben Mönche an der Spize von ihnen ernährter Bettler, oder verführter Soldaten.* Allein man müßte

* Man erinnert ſich ohne Zweifel, daß im lezten Kriege zwiſchen Spanien und Frankreich (1793) der Pater Joachim

Müssiggang für höchste Bürgertugend, unsre Kultur für ein schales Hirngespinnste, und die Menschheit zu einer ewigen Knechtschaft verdammt halten, wenn man hier über Recht der Parteien oder Ausgang des Kampfes einen Augenblik unentschieden seyn könnte. Wenn viele Truppen nach Spanien ziehen, so kann man die Politik nicht verkennen, die schnell, mit Uebermacht, und daher mit so wenigem Blutvergießen als möglich, eine Empörung beendigen will, die als Werk des Fanatism betrachtet uns nur mit Trauer erfüllen kann.

W.

Company, gegenwärtig Erzbischof von Valencia, dem Könige von Spanien vorschlug, ein Heer von 40,000 Mönchen, das er selbst kommandiren wolle, zu errichten. Damals wurde sein Vorschlag nicht angenommen; vielleicht hat er ihn jezt ausgeführt; wenigstens werden die Engländer diesen mächtigen Bundesgenossen nicht vernachlässigen. Man kann sich vorstellen, welch tödtlichen Stoß die Engländer durch Spaniens Wiedergeburt erhalten müssen, wenn man sich an die ungeheuern Summen erinnert, die sie aus dem Handel und Schleichhandel mit Spanien und seinen Colonien ziehen. Sind aber ihre Anstrengungen: Spanien sich zu erhalten, groß, so sind jene der Franzosen, es ihnen abwendig zu machen, noch größer, und wahrscheinlich dahin berechnet, an beiden Meeresküsten hinabzuziehen, um durch Besezung aller Häfen ihnen alle Flucht, und das Einschiffen von Staatsgütern zu verwehren.

II.

Schreiben an den Herausgeber der europäischen Annalen.

— Mit großem Vergnügen habe ich im fünften Hefte der europäischen Annalen den Aufsaz über die Wiedereinführung des Erbadels in Frankreich gelesen. Zwar gestehe ich, daß ich mit dem Verfasser dieses Aufsazes nicht einer Meinung bin, wenn von Erblichkeit der Titel und von Kraft der Stemmata die Rede ist; aber er hat den Unterschied zwischen dem ehemaligen französischen Feudal-Adel (der gewissermaßen aus sich selbst hervorgieng) und dem gegenwärtigen französischen Erbadel (der in Kraft des Napoleonischen Gesezes vom 1sten März existirt) so deutlich entwikelt, daß er den Dank aller derer verdient, die, weil sie den Genius des neunzehnten Jahrhunderts nicht ganz verkennen, sich bisher nicht überreden konnten, daß der Kaiser der Franzosen im Stande sey, das Alte mit allen seinen Gebrechen zurükzuführen. Ganz unstreitig wird die nächste Zukunft die auffallende Täuschung aufdeken, worin sich die privilegirte Klasse in Deutschland befand, als sie die Schöpfung des neuen französischen Erbadels mit einer so ungemessenen Freude bewillkommte. Was in den Königreichen Westphalen und Baiern, in dem Großherzogthum Baden und in mehreren anderen deutschen Staaten bereits geschehen ist, verbürgt es denn nicht die Behauptung: daß die Resultate der französischen Revolution allmählig über die ganze europäische Welt werden verbreitet werden? und kann, nach dieser Umwälzung, noch von demjenigen Adel die Rede seyn, den wir bisher gekannt haben? Es ist doch wenigstens auffallend, wenn der französische Reichserzkanzler in seiner Einleitungsrede zu den Napoleonischen Statuten, welche die Einführung eines neuen Erbadels

betreffen, ganz unumwunden erklärt: daß das Hauptmotiv der in diesen Statuten enthaltnen Verfügungen kein anderes gewesen sey, als dem neuen Erbadel eine Grundlage von Nüzlichkeit und Selbsterhaltung zu geben, die Quellen der Ausartung um ihn her zu verstopfen, und durch Erschaffung von kaiserlichen Titeln die lezten Wurzeln eines Baumes auszurotten, den die Hand der Zeit umgeworfen habe, und der, unter einem durch seine Einsichten und seine Macht gleich großen Fürsten, nicht habe wieder erwachsen dürfen. Und ist es minder auffallend, wenn in eben dieser Einleitungsrede hinzugesezt wird: die neue Ordnung der Dinge erhebe keine Schranken zwischen den Bürgern, und die regelmäßigen Abstufungen, welche sie aufstelle, verlezen jene Rechte, wodurch die Franzosen vor dem Geseze gleich waren, so wenig, daß sie eben diese Rechte vielmehr bestätigten? Erklärungen dieser Art hätten in Hinsicht des Unterschiedes zwischen dem Feudal-Adel und dem neuen französischen Erbadel, jeden Unbefangenen auf eine sichere Spur leiten können; auf eine Spur, welche, gehörig verfolgt, zu der Ueberzeugung führen mußte, daß beide Arten des Adels, außer der Erblichkeit, nichts mit einander gemein haben; und daß der Feudal-Adel, anstatt in dem französischen Erbadel eine Garantie für seine bisher genossenen Privilegien zu besizen, sich durch die bloße Existenz desselben unablässig in seinem Wesen bedroht sieht.

Im Ganzen genommen bietet das Napoleonische Gesez vom 1sten März eine so große Menge von neuen Gedanken dar, daß, wer sie alle, der Reihe nach, entwikeln wollte, nur damit endigen könnte, ein Buch geschrieben zu haben. Indessen springt Ein Gedanke vor

allen übrigen hervor; und dieser ist: „daß der neue französische Erbadel nicht, wie der alte, sein Fundament in dem beinahe ausschließenden Besiz von Grund und Boden, und in der Herrschaft über Unterthanen, sondern in Renten-Inscriptionen hat.“ Dieser, bisher sehr wenig beachtete Umstand scheint mir die größte Aufmerksamkeit zu verdienen; und zwar nicht bloß um der Folgen willen, die er für den neuen französischen Erbadel selbst, sondern auch wegen derjenigen, die er für den ganzen gesellschaftlichen Zustand in Frankreich haben wird. Vielleicht kann das, was ich hierüber gedacht habe, zur Ergänzung des vortrefflichen Aufsazes dienen, dessen ich oben erwähnte; wenigstens will ich es Ihnen in dieser Absicht mittheilen.

Wenn wir jenen doppelten Adel, den Europa jezt noch in seinem Schooße trägt, und von welchen der eine seine Grundlage in dem Besiz von Grund und Boden und in der Herrschaft, die er über seine Unterthanen ausübt, der andere hingegen seine Grundlage in dem Besize von Renten-Inscriptionen hat, genauer ins Auge fassen, und dann die Frage aufwerfen: Welcher von beiden, bei vorkommender Gelegenheit, die größeren Anstrengungen zur Vertheidigung des Vaterlandes machen werde? so dürfen wir keinen Augenblik Bedenken tragen, diesem in Hinsicht alles dessen, was Patriotismus genannt werden kann, den Vorzug vor jenem einzuräumen. Renten-Inscriptionen stehen nämlich in einem so engen Zusammenhange mit der Verfassung eines Staates, daß diejenigen, deren Existenz, entweder ganz oder wenigstens größtentheils, auf dem ungestörten Genusse dieser Inscriptionen beruhet, kein Opfer, wie groß es auch seyn möge, scheuen dürfen, um den Feind von den Gränzen des Staates entfernt zu halten; denn wenn es dem Feinde gelingen sollte, in das Innere der Staaten einzudringen, so würde der Umsturz aller der Einrichtungen, aus welchen die Bezahlung der Renten hervor-

geht, mit einer so unabtreiblichen Nothwendigkeit erfolgen, daß selbst die Großmuth des Feindes ihn zu verhindern, nicht vermögen würde. Eine ganz andere Beschaffenheit hat es mit dem Besize von Grund und Boden. Dieser kann gerettet werden; und er wird in der Regel um so sicherer gerettet, je nachgiebiger die Besizer gegen den eindringenden Feind sind. Daher ist es unstreitig geschehen, daß der Feudal-Adel zu allen Zeiten immer sehr schwache Anstrengungen machte, wenn es auf Vertheidigung der Verfassung gegen einen Angriff von außen her ankam, und daß er, sobald eine Invasion gelungen war, die Gunst des Feindes durch jede Art von Unterwerfung zu gewinnen suchte; denn was er dadurch verlor, war in keinen Anschlag zu bringen gegen das, was er dadurch gewann; ich meine den unbestrittenen Besiz seines Eigenthums und die Aufrechthaltung seines Verhältnisses zu den Bearbeitern desselben. Die neueste Geschichte ist voll von Zügen, welche die Treulosigkeit großer Grundeigenthümer gegen ihren Souverän beweisen; aber auch die frühere Geschichte ist so voll davon, daß man vollkommen berechtigt ist, das unzuverlässige und meineidige Verfahren der Edelleute aus der Natur des Eigenthumes abzuleiten, von welchem die Fortdauer ihrer staatsbürgerlichen Existenz abhängt; denn es ist kein Grund vorhanden, warum ihre Denkungsart nicht besser und edler seyn sollte, wenn die Natur ihres Reichthums es verstattete. Ich bin um so mehr geneigt, eine solche Behauptung zu wagen, da die Verwandlung des beweglichen Reichthums in unbeweglichen bisweilen das Schikfal großer Staaten zu ihrem höchsten Nachtheil bestimmt hat. Sismondi in seiner Geschichte der italienischen Republiken macht die treffende Bemerkung: daß die venetianischen Edelleute, so lange sie sich ausschließend dem Handel widmeten, und außer ihren Lagunen, keinerlei unbewegliche Güter besaßen, alle Anstrengungen sowohl der Barbaren, als des gegen

sie verbündeten Europa zurükschlugen, daß sie aber, nach Vertauschung ihrer beweglichen Reichthümer gegen den Besiz von Grund und Boden auf dem festen Lande, ihrem Naken selbst die Kette umwarfen, die sie jedem mächtigen Feinde überlieferte.“ Es giebt wohl nur wenige historische Bemerkungen, welche besser gegründet wären; so wie überhaupt nichts lehrreicher ist, als das Studium der Geschichte der Republik Venedig, deren Verfall in eben dem Augenblike anhob, wo der Adel in ihr erblich gemacht wurde, und, weil er die Erblichkeit nur durch Besiz von Grund und Boden behaupten zu können glaubte, benachbarte Staaten zu unterjochen begann. Da die Denkungsart des Menschen in der Regel nichts anders seyn kann, als das Resultat seiner ganzen Lage in der Gesellschaft; so muß man die Weisheit des Kaisers der Franzosen vorzüglich in der Stellung bewundern, welche er dem neuen französischen Erbadel durch Renten-Inscriptionen gegeben hat; denn durch diese Stellung entgeht dieser Adel allen engherzigen und ungroßmüthigen Gefühlen, und findet seinen Beruf nur in der Behauptung und Vertheidigung des Staats und seiner Verfassung.

Abstrahirt man aber von auswärtigen Verhältnissen, um zum Voraus auszumitteln, wie die Denkungsart des auf Renten-Inscriptionen fundirten Adels im Uebrigen beschaffen seyn werde; so wird man, vorausgesezt, daß man sich, bei dieser Beurtheilung, von einer richtigen Anschauung dieser Art des Besizes leiten läßt, sehr bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß der neue französische Erbadel sich in allen seinen moralischen Gefühlen aufs wesentlichste von dem Feudal-Adel unterscheiden werde. Da große Besizungen von Grund und Boden das mit sich bringen, daß sie nur dann einträglich werden, wenn der Arbeitslohn gering ist, so mußte der Feudal-Adel, als erster Inhaber solcher Besizungen, auch hart, ungerecht und bisweilen sogar unmenschlich gegen diejenigen werden, die er, bei Bearbei-

tung seiner Besitzungen, als seine Werkzeuge betrachtete. Frohndienste, Leibeigenschaft, Patronal-Gerichtsbarkeit — würde dies alles jemals entstanden seyn und die Gesellschaft verunstaltet haben, wenn man nicht auf Mittel gesonnen hätte, den Ertrag großer Ländereien höher auszubringen und ererbten Titeln Ansehn und Wirksamkeit zu geben? Eine gewisse Liberalität, welche damit in Verbindung stand, wurde durch das unmenschliche Verfahren, das ihr zum Grunde lag, nur allzusehr aufgewogen; und wer die Großmuth des Feudal-Adels preisen wollte, machte sich zum voraus anheischig, sein Auge gegen die Tyrannei zu verschließen, womit er, vorzüglich in jenen Zeiten, wo er sein eigener Gesezgeber und Richter war, gegen seine Unterthanen verfuhr. Das alles fällt bei dem ganzen Adel weg, der sein Fundament in Renten-Inscriptionen hat; denn unter welchen Bedingungen könnte man von ihm annehmen, daß er, auf Kosten aller Grechtigkeit und Billigkeit, großmüthig seyn, oder die Erfüllung ausgegangener Verbindlichkeiten von seiner Willkühr abhängig machen werde? Irr' ich nicht sehr, so wird sein Hauptcharakter nie ein anderer seyn, als der der Bürgerlichkeit; dies Wort in dem Sinne genommen, worinn es eine von aller Unbilligkeit und Anmaßung gegen Mitbürger gereinigte Denkungsart bezeichnet. Wie gut sich mit diesem Hauptcharakter alle gesellschaftlichen Tugenden vertragen, bedarf keiner ausführlichen Auseinandersezung; nur der falsche Schimmer gewisser glänzenden, aber nie gründlich erwogenen Eigenschaften dürfte damit unverträglich seyn. Es ist in der That tröstlich, zu denken, daß neben dem Feudal-Adel, den wir bisher allein gekannt haben, künftig in Europa noch ein anderer Adel existiren werde, der, durch seine Lage im Leben von der Ungerechtigkeit und Unterdrükung geschieden, es nur darauf anlegen könne, seine Mitbürger an Tugend und Verdiensten zu übertreffen. Prachtliebe auf fremde Kosten,

Verschwendung, Schuldenmacherei, Verachtung und Hohn — wie könnte man dies bei einem Adel antreffen, der auf einem immer gleichen Fundamente steht, über welches er nicht Herr ist, der den Reichthum des Kaufmanns, des Manufakturisten und Akerbauers neben dem seinigen dulden muß, der keine Schranke bildet, wodurch er Anderen den Weg verträte, und keine Privilegien auf Kosten der allgemeinen Ungerechtigkeit genießet? Was man allein bei ihm suchen darf, ist: eine geregelte Haushaltung, eine vernünftige Sparsamkeit und einen gebildeten Sinn für das Schikliche und Geziemende. Schwerlich wird man jemals in Frankreich die Klagen noch einmal führen, welche ehemals daselbst über den Adel geführt wurden; und überhaupt scheint dies nur unter der Bedingung möglich zu seyn, daß das Gesez vom 1. März seine Kraft verliere und aus dem Geldreichthum des französischen Erbadels wiederum ein Besiz von Ländereien werde.

Doch die öffentlichen und Privat-Tugenden des französischen Erbadels sind nicht das Einzige, was in Betrachtung gezogen werden muß, wenn von den Wirkungen die Rede ist, welche das napoleonische Gesez hervorbringen wird; von noch größerer Wichtigkeit sind die Folgen, die eben dieses Gesez für den ganzen gesellschaftlichen Zustand in Frankreich haben muß.

Das Geld hat keinen absoluten Werth und nie wird es dem menschlichen Verstande gelingen, ihm einen solchen zu geben. Alles, was dieser vermag, besteht in Einrichtungen, durch welche dafür gesorgt wird, daß der Werth des Geldes weder übermäßig steigen noch übermäßig fallen könne; denn durch beides wird der eine oder der andere Theil der Gesellschaft in Verlegenheit gesezt und Veranlassung zu Unruhen und Erschütterungen gegeben. In dem Gesezе vom 1. März aber scheint es mir ein besonderer Zug von Weisheit zu seyn, daß die Capitale, womit die Titel von Herzögen, Baronen u. s. w.

ausgestattet werden, mit fünf von Hundert verzinset werden sollen. Bei dieser Einrichtung haben die Inhaber der kaiserlichen Titel die erfreuliche Aussicht, daß das Geld in Frankreich in seinem Werthe nie so sehr fallen werde, daß zwischen dem ererbten Titel und seiner Ausstattung ein Mißverhältniß entstehen könnte; denn diese Einrichtung sezt voraus: daß der französische Gesezgeber nicht willens sey, Bedürfnisse erster Nothwendigkeit, so sehr im Preiße steigen zu lassen, daß diejenigen, welche nur durch baare Einkünfte existiren, in Verlegenheit gerathen sollten. Was aber ihr Vortheil ist, das ist zugleich der Vortheil des ganzen Reichs, in sofern eine erleichterte Existenz bei weitem mehr zu einer kraftvollen Entwikelung der ganzen Gesellschaft beitragen muß, als eine erschwerte, die immer den einen oder den anderen Theil der Nation an den Bettelstab bringt. Da, wo der Adel sein Fundament in dem Besize von Grund und Boden hat, und durch seine Privilegien zur Verwaltung der ersten Staatsämter berechtigt ist, muß nur allzu oft der Fall eintreten, daß er, in die Mitte zwischen seinem Privat-Vortheil und dem der ganzen Gesellschaft gestellt, dem ersteren auf Kosten des lezteren nachgiebt und folglich das politische Leben in einzelnen Partien zum Stillstand bringt. Das Zeitalter hat in mehr als einem Staate die Erfahrung gemacht, daß, indem Bedürfnisse erster Nothwendigkeit zu ungebürlichen Preisen emporgetrieben wurden, Manufakturen und Fabriken ins Stoken geriethen; und was war wohl nothwendiger, als diese Erscheinung, da der auf diese Weise erhöhete Arbeitslohn keine Concurrenz gestattete? Würde dies aber je geschehen seyn, wenn diejenigen, welche als Gutsbesizer an der Spize der Verwaltung standen, nicht durch das, was ihren Privat-Vortheil ausmachte, zur Entsagung des allgemeinen Vortheils, oder des öffentlichen Interesse, wären verleitet worden? Die wahre Ursache, warum ein Edelmann in so wenigen Fällen ein

edler Mann ist, scheint keine andere zu seyn, als die, daß er, in seiner Eigenschaft als Gutsbesizer, zur Verfolgung eines Partikular-Interesse hingetrieben wird, und diese Ursache wird nicht eher zu wirken aufhören, als bis man, wie es jezt in Frankreich geschehen ist, dem Adel eine solche Stellung gegen die ganze Gesellschaft giebt, daß sein Vortheil nur aus dem allgemeinen Gedeihen resultirt, welches nothwendig alsdann geschieht, wenn seine Capitale die allgemeine Industrie beleben, und er nur einen Theil der Früchte derselben genießt.

Es ist in der That ein merkwürdiges Schauspiel, zu sehen, wie, während der Feudal-Adel, so viel er immer kann, sich der Capitale der erwerbenden Klasse zu bemächtigen strebt, um seine Existenz zu erleichtern, der französische Erbadel die bedeutendsten Summen hingiebt, um die Industrie der Kaufleute, Fabrikanten und Agrikultoren zu beleben und emporzubringen. Dieses ganz entgegengesezte Verfahren des einen und des anderen Adels kann nicht verfehlen, die entgegengesezten Wirkungen hervorzubringen. Die französischen Staatspapiere, welche, seit der Annahme der erblichen Kaiserwürde, immer im Steigen waren, werden in kurzer Zeit, auch wenn der Welthandel noch länger danieder liegen sollte, mit dem baaren Gelde gleichen Werth erhalten. Welche Thätigkeit steht jezt der französischen Bank bevor; und wie leicht ist, von nun an, die Einführung von Provinzial- oder Departemental-Banken geworden, an welchen es Frankreich bisher fehlte! Wie unberechenbar sind überhaupt die wohlthätigen Wirkungen des vermehrten Credits geworden, den Franreich in seinem Inneren dadurch gewonnen hat, daß durch die Institution eines auf Renten-Inscriptionen gegründeten Erbadels die bedeutendsten Capitale in Umlauf gesezt worden sind! Noch vor Jahr und Tag beklagte sich der Kaiser der Franzosen über den Geldgeiz der Reichen in seiner Hauptstadt; jezt, wo, in dem Wetteifer des allgemeinen Ehrgeizes,

die bisher so sorgfältig verschlossenen Geldkasten sich, wie von selbst, öffnen werden, jezt wird es solcher Klagen nicht mehr bedürfen; und der industriöse Theil der franzözischen Nation die Institution des Erbadels vielleicht in eben dem Maße segnen, in welchem der Feudal-Adel allenthalben verabscheut ist.

Von welcher Seite man also auch den franzözischen Erbadel betrachten mag, so macht man allenthalben die Entdekung, daß er einen Gegensaz von dem Feudal-Adel bildet. Selbst da, wo beide Arten des Adels zusammen zu treffen scheinen — ich meine den Punkt der Erblichkeit — ist die Abweichung des franzözischen Adels noch immer bemerkbar genug, um jeden Gedanken an Identität zu verbannen; denn die Erblichkeit bezieht sich in Frankreich nur auf den Titel, und obgleich der Titel in der für den Glanz des Thrones so nothwendigen Hierarchie eine Abstufung bildet, so constituirt er doch keine Schranke für die Gleichheit des Anspruchs. In Frankreich giebt es nur Edelleute, aber nicht adliche Familien. Weit gefehlt also, daß die Institution des franzözischen Erbadels die beste Widerlegung der bisher über den Adel geführten Klagen seyn sollte, ist er nur eine Bestätigung derselben, und wer dies nur einigermaßen durchschaut, kann zum voraus überzeugt seyn, daß jene Klagen nicht eher aufhören werden, als bis der Feudal-Adel eine Modification erfahren hat, wodurch er mit dem franzözischen Erbadel auf gleiche Höhe kommt. Die Aufgabe hierbei ist und bleibt: die Folgen der Erblichkeit so unschädlich zu machen, als immer möglich ist; denn da der wahre Adel in Gefühl und Gesinnung, nicht in Geburt und Vermögen, liegt, so ist eine gesezliche Erblichkeit des Adels etwas, das mit der größten Vorsicht behandelt seyn will, wenn es nicht verderblich werden soll.

III.

Politiſche Betrachtungen über die Proklamation des Kaiſers an die Spanier. (Salamanca 1808.) a. d. Span.

„Hat uns die Gewohnheit einmal mit etwas vertraut gemacht, ſo ſehen wir darin keine Fehler, keine Unvollkommenheiten, keine Lüken mehr. Erſt nach wiederholter Aufdekung des Betrugs fangen wir gewöhnlich an, die Augen zu öffnen. Dieß iſt endlich bei uns geſchehen. Wir konnten es mit den Händen greifen.

Der Kaiſer hat uns geſagt: daß unſre Nation nach einer langen Agonie ihrem Untergang zueile. Vor vier Monaten noch zweifelte niemand an der Wahrheit dieſes Sazes, und bekannte es täglich lauter; nun fangen einige an, es zu läugnen. Was iſt aber der Grund, daß man ſich der heilſamen Widergeburt, welche uns verſprochen, welche unumgänglich nöthig iſt, um uns von dem politiſchen Tode zu retten, widerſezt? Was kann es anders ſeyn, als das niedrige Intereſſe einiger Wenigen, deren Nuzen es iſt, daß Unwiſſenheit, Irrthum und Schwachheit allgemein bleiben. Es iſt dem Aeolus ähnlich, wenn er der Juno zu gefallen, die Winde losläßt, welche

Qua data porta ruunt et terras turbine perflant;

es erregt tauſendfältige Unruhen, reizt den rohen Haufen zum Ungehorſam, und giebt ihn einem Meer von Unwiſſenheit und Zweifeln Preis.

Nun ſagen uns dieſe Menſchen: Ferdinand würde uns aus dieſer kläglichen Lage gezogen haben. . . Aber worauf ſtüzen ſie dieſe Hoffnung? Welche Beweiſe von überwiegender Geiſteskraft hat er uns gegeben? Sehen ſie vielleicht jene jämmerlichen Briefe, die er, in dem Proceß vom Escorial, an Papa und Mama geſchrieben,

als solche an? Haben wir ihn und seine Räthe, in den wenigen Tagen seiner Regierung, nicht so unüberlegt handeln gesehen, wie unerfahrne und betäubte Kinder? Geschah das Wichtigste nicht völlig ohne Ueberlegung und wie aus dem Nebel gegriffen? Hat er sein Königreich nicht gegen den einstimmigen Wunsch der ganzen Nation und unter Umständen verlassen, welche für uns, die wir an den Spaltungen in der königl. Familie weder Antheil noch Mitwirkung hatten, nicht so kritisch waren, als für seine eigene Person, die sich der Verlezung aller Ehrfurcht vor den Thron und alles väterlichen Ansehns schuldig fühlen mußte. O ihr, die ihr euch so große Hoffnungen von Ferdinand gemacht, hättet ihn in Bayonne sehen sollen, wie ich! Wie ganz anders würdet ihr urtheilen! Ihr würdet ein absolutes Nichts, ohne Entschließung, ohne Charakter, selbst ohne jenes Gefühl gesehen haben, das wir selbst an Menschen von niedrigster Erziehung bemerken... Ihr hättet sein ganzes Gefolge über den geringen Eindruk erstaunt gefunden, welchen die größten Ereignisse auf ihn machten; kurz ihr würdet unzählige Umstände erfahren haben, aus denen ihr geschlossen, daß er für die Regierung so untüchtig ist, als es sein Vater war.

Ich erinnere mich noch, wie bei der Thronerhebung Karls IV. man sich gegen die noch warme Asche seines seligen Vaters versündigte, sich in den thörichtesten Hoffnungen vergieng, und von dem neuen König alles mögliche Glük versprach. Aber unsere Einsicht ist uns theuer zu stehen gekommen. Welche andre Hand, als die energische, mächtige des großen Napoleons vermag uns nach einer Regierung voll Unglüks, nach einer langen und schmerzhaften Agonie wieder zum Leben und zur gesunden politischen Kraft zurükzurufen?

Die Geschichte aller Völker lehrt uns, daß, wenn eine Dynastie einmal bei ihnen so sehr ausgeartet war, wie die der Bourbons unter uns, die Nation ihr Haupt

ohne völlige Regentenveränderung nicht erheben kann. Dergleichen Revolutionen ſind gewiſſen Fieberkrankheiten ähnlich, welche die Maſchine des menſchlichen Körpers nur in Unordnung bringen, um die Ordnung völlig wieder in demſelben herzuſtellen. Für einige Zeit iſt die ſchöne Harmonie der Kräfte zerſtört, ſind ihre Verrichtungen unterbrochen, aber damit werden die zerſtörenden Säfte, die er enthielt, ausgeworfen, und wird die ganze Maſchine wieder mit neuer Schwungkraft beſeelt.

Unſre eigene Geſchichte enthält tauſend Beiſpiele, die ich zur Beſtätigung dieſer Wahrheit anführen könnte. Aber, um mich nicht zu weit auszulaſſen, werde ich nur einen unvollkommenen Abriß der Regierung des Königs, Don Johann II, und Don Heinrichs, ſeines Sohnes geben, weil dieſe am beſten auf die gegenwärtigen Umſtände paßt. Wer erkennt in Karln IV. nicht einen D. Johann II, in Don Heinrich einen andern Ferdinand, und in dem erlauchten Stamme Napoleons nicht die Dynaſtie der katholiſchen Könige?

Don Johann II, ein ſchwacher, leidenſchaftlich der Jagd ergebener Fürſt, hatte die umfaſſendſte Ausübung ſeiner Souveränetät an Don Alvaro Luna überlaſſen. Zu einer Zeit, da Kaſtilien völlig erſchöpft, ohne Geld, ohne Armee, von auswärtigen Feinden gefährdet, und von innern Kriegen, welche die Großen anſtifteten, zerriſſen war, vermochte Don Alvaro, gleich wenn er ein ziemlich guter Politiker war, doch die Gemüther nicht zu gewinnen, ſondern reizte ſie im Gegentheil noch immer mehr auf. Daher entſtanden eine Menge Zwiſtigkeiten und Empörungen, nicht nur im Königreich, ſondern auch im Schooße der herrſchenden Familie ſelbſt. Don Heinrich, Johanns Sohn und Thronerbe, ſah den Günſtling ſeines Vaters mit Neid an, ſuchte gegen ihn zu intriguiren, und wurde ins Gefängnis geſezt. Der Admiral, Don Fadrique und der Graf von Ledesma, Don Pedro de Juñiga, waren mit Petro Maurique uns-

aufhörlich vereinigt und beschäftigt, den Günstling des Königs zu stürzen. Dieser ärgerliche Proceß hatte die gefährlichsten Folgen für das königliche Ansehn und die souveräne Majestät. Kastilien, sagte man damals, braucht es nicht zu dulden, daß der bloße Wille eines seiner Bürger es beherrscht, daß sich der König um nichts bekümmert, daß Don Alvaro das Reich tyranniſiret, daß er als absoluter Herr über Privat- und öffentliches Eigenthum verfügt, die Richter bis zur Untreue verleitet, und weder Gott noch Menschen achtet. Der berühmte Vallera nahm keinen Anstand, das Alles dem König schriftlich, und ohne Rükhalt zu sagen. Auch wußte der König wohl, daß Vieles von diesen Beschuldigungen außer Zweifel war, aber seine Zuneigung gegen Don Alvaro war so blind, daß er sich taub gegen alle diese Stimmen der Unterdrükung anstellte. Das Volk wurde natürlich höchst unzufrieden, verlohr alles Zutrauen zu seiner Regierung, und empörte sich. Schriftsteller schildern diese Zeit als so verdorben, daß für die Unschuld keine Sicherheit mehr war, die Schwäche de Obrigkeit jede Gewaltthat und jeden Raub duldete, die königl. Majestät so sehr verlezt wurde, daß der König sich durch seine eigenen Unterthanen gefangen, und zur Befriedigung ihres Wunsches, den Don Alvaro aufzuopfern, gezwungen sah. Allein dieses Opfer war nur augenbliklich; denn Jedermann weiß, daß der Günstling kurz darauf die Zügel der Regierung wieder ergriff, bis der König endlich der tagtäglichen Vorstellungen müde, und um der Wuth seiner eigenen Unterthanen zu entgehen, ihn der Rache seiner Feinde überließ.

Don Alvaro's Tod hatte dem König das Zutrauen seiner Unterthanen nicht zu erwerben vermocht, und Kastilien gewann, so lange der Monarch lebte, seine Ruhe nicht wieder. Welcher Jubel, welche Feste, welche Tourniere bei dem Tode König Johannes! Jedermann hoffte, daß unter dem neuen König, Don Heinrich, alles

beſſer werden würde. Das Reich, ſagt der Pater Mariana, war einem leken, von Wind und Wellen umhergeworfnen, Schiffe ähnlich, und bedurfte vor allen Dingen eines weiſen Steuermanns. Aber gerade daran fehlte es ihm. Man hatte ſich in allen den ſchönen Hoffnungen betrogen, und der neue König, welcher eine ſchlechte Erziehung erhalten, ohne Charakter und ohne Freude an den Regierungsgeſchäften war, ließ ſich durch einen andern Günſtling, (Don Juan Pacheco) wie ſein Vater, leiten. Unter Don Johann war das königliche Anſehn geſchwächt, verlezt worden; unter ſeinem Sohn ſah man es in völlige Verachtung geſunken. Seine Regierung war nichts, als eine ſchmerzhafte Agonie. Clerus, Adel und Volk ſchienen gegen den Stamm der Heinriche aufgebracht, und ſehnten ſich nur nach einer guten Gelegenheit ſeiner los zu werden.

So ſtanden die Sachen. Die Majeſtät des Throns war entheiligt, der Scepter in ſchwächlichen Händen, das Volk gequält und unterdrükt, der königliche Schaz erſchöpft, und die Armee völlig nichts, als man davon ſprach, den ſchwachen Monarchen abzuſezen, weil es allgemeine Meinung war, daß die Dynaſtie des Baſtarden, Don Heinrichs, ganz ausgeartet ſey, und nicht mehr zu herrſchen verdiene. Glüklicher Weiſe ſtarb der König, ehe dieſes ins Werk geſezt wurde, und obgleich noch einige Zweige ſeines Stammes übrig waren, ſo verachtete ſie die Nation im Unwillen gegen ihre Verwandten tief, und richtete ihre Augen auf Don Ferdinand und Königin Iſabelle.

Von da begannen die Tage des Glanzes und Ruhms für unſre Nation. So viel in Frankreich die erlauchte Dynaſtie des großen Napoleons geleiſtet, ſo viel that die neue Dynaſtie der katholiſchen Könige in Spanien. In Einem Augenblik war die Anarchie verſchwunden, waren die Partheien zernichtet, die Ordnung wieder hergeſtellt, die Einheit der Staatskraft befeſtigt, die Fi-

nanzen geregelt, die Armeen organisiret, Granada erobert, die ganze Halbinsel vereinigt, und die reiche und glorreiche Regierung Karls V. vorbereitet.

Auf so ruhmvolle, glänzende Zeiten spielen wohl die Worte des Kaisers an: erinnert euch, Spanier, was Eure Väter gewesen sind, und was aus Euch geworden ist!

Der traurige und klägliche Zustand aber, in welchem wir uns befanden, war nicht unsre Schuld, sondern die der Untauglichkeit der Bourbons, welche weder Lust noch Einsicht zur Regierung hatten.

Es braucht wohl nicht viele Einsicht, um zu urtheilen, wie gut diese flüchtige Skizze von der Regierung Don Johanns II, und seines Sohnes Heinrichs auf die von Karln IV. und Ferdinand paßt.

Karl IV. war sein Leben lang Jäger, ließ sich die Regierung seiner Staaten nie einfallen, und gab alles in die Hände des Friedensfürsten, eines habsüchtigen, unbrauchbaren Ministers, den wir so sehr verabscheuen, als einst die Kastilier den Don Alvaro Luna. Der König mußte unsre gerechten Rufe vernehmen, aber er verachtete sie, und behielt den theuren Günstling nicht nur um sich, sondern ertheilte ihm immer neue Ehren, Reichthümer, Würden und am Ende die volle Ausübung der Souveränetät. Weit entfernt, so vielen Wohlthaten dankbar zu entsprechen, und sich dem Wohl des Vaterlands, der Sorge für die Regierung und der Ehre seines Wohlthäters aufzuopfern, ließ der Friedensfürst alle Zweige der Administration in der größten Unordnung, und dachte an nichts, als an sein Vergnügen und seine Bereicherung. Ferdinand sah sich, wie Don Heinrich, gefangen gesezt, und die ganze Nation harrte mit Ungeduld auf eine neue Ordnung der Dinge. Zum großen Schaden der souveränen Majestät traf dieses endlich ein, und Ferdinand gab uns in den wenigen Tagen seiner Regierung unbezweifelbare Beweise seiner geringen Einsich-

ten, seiner Charakterlosigkeit, Untauglichkeit, und seiner Aehnlichkeit mit Don Heinrich. Nachdem wir die lezten Vorfälle zwischen Vater und Sohn, oder vielmehr unter allen Gliedern der königlichen Familie, gesehn, welches Zutrauen konnte uns dieser Stamm noch einflößen? Was brauchten wir weiterer Erfahrungen? Haben wir nicht traurige genug gemacht? Im Gefühl ihrer Untauglichkeit zur Regierung, und zurükgekommen von ihren Verirrungen haben sie indeß alle ihre Rechte auf die Krone von Spanien an den Kaiser der Franzosen abgetreten, welcher nicht selbst über unsere Provinzen herrschen, sondern sich nur einige Ansprüche an die Liebe und Dankbarkeit unserer Nachkommen erwerben will, und sich somit des ganzen Geschäfts unsrer Beglükung unterzogen hat.

Außer diesem versprach er, uns einen andern Sich selbst zu geben, und hat es auch erfüllt, indem wir schon seinen erlauchten Bruder, den König von Neapel, zum Monarchen erhalten, in welchem unsre Abgeordneten einen, von den Bourbons sehr verschiedenen, Souverän gesehn haben, der über unsre Bedürfnisse spricht, der die Gerechtigkeiten und Privilegien unserer Inwohnerschaften befestigen will, der, nach dem Beispiel des großen Napoleons, sich nach allem selbst erkundigt, der nicht nur den reichsten Willen das Gute zu thun, sondern auch energischen Charakter genug besizt, ihn ins Werk zu sezen, der der erste Soldat der Nation zu seyn gedenkt, gleich Don Fernando und Donna Isabella, nach der Wiederbegründung der Monarchie, und der nach den Segnungen von ganz Spanien strebt, kurz, der entschlossen ist, sich ganz allein dem Wohl und der Beglükung unsers Vaterlands aufzuopfern.

Unsere Monarchie war alt geworden, wie uns der Kaiser sagt, und es war darum nothwendig, sie wieder zu verjüngen. Und welche Vortheile verspricht uns diese

Verfügung! Diese falschen Finanzgrundsäze, der entehrende Rost veralteter Regierungen, werden mit diesen verschwinden. Alle Ideen müssen sich vereinigen, um die Staatsbedürfnisse in dem bloßen Auflagensystem zu finden, und dieses in einer Administration, welche die Freundin des Eigenthümers ist, und seine wahren Interessen kennt. Welche Fortschritte muß die öffentliche Erziehung unter uns machen! In der bürgerlichen Gesezgebung werden wir einen Codex erhalten, welcher unsern Herkommen, Sitten und Bedürfnissen angemessen, und das Palladium unserer Freiheit ist. Welche Mißbräuche sind in der peinlichen Gesezgebung zu verbessern! Wie oft hat man die vorige Regierung angegangen, in diesem Chaos eine nüzliche Reform vorzunehmen! Aber wie konnten die Bourbons an Reformen denken, da sie gar keine Kenntniß von den Mißbräuchen hatten? da sie per viam reservatam einen unglüklichen Familienvater, wegen eines Worts, das ihm in der Unterhaltung entfiel, oder wegen einer unschuldigen Meinung, oder um irgend jemandes Laune zu befriedigen, gerade zu verfolgen, mishandeln, einkerkern, und Raub, Veruntreuung und andere Uebelthaten ungestraft ließen? da sie die Züchtigung und Verfolgung eines geschäftigen Weisen, der ruhig und stille in seinem Kabinet lebte, erlaubten, und Straßenräuber unangetastet umhergehen ließen? da sie, wie verlassene Fremde, mitten unter uns lebten, und sich nur um die Ehrfurchtsbezeugungen bekümmerten, welche wir ihnen leisteten? da wir wissen, daß die nüzlichsten Vorschläge, die heilsamsten Mittel für unser Wohl, Jahre lang hinausgeschoben wurden, unbefolgt blieben, oder unter Staub und Spinnengeweben vermoderten?

Aber der Kaiser hat unser Unglük gesehen, die Unterdrükung, in der wir lebten, die Erpressungen, denen wir ausgesezt waren, die Roheit und Unwissenheit, wozu man uns mit Gewalt zwang, die Willkühr-

lichkeit unsrer Gesezе und Tribunale, die Last unsrer Abgaben, die Schwierigkeit, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen — und will all diesem abhelfen. Und sollten wir so unsinnig seyn, um seine heilsamen und wohlthätigen Absichten zu durchkreuzen? Verirrtes Volk! Wie oft, wenn dich die Diener der alten Regierung unterdrükten und grausam tyranniſirten, wünschtest du ihren völligen Umsturz! Und nun, da der Held der Welt sich herzlich um unser Glük bekümmert, und selbst unsre Bedürfnisse und Wünsche kennen lernen will, bist du thöricht genug, dich nach deinen alten Tyrannen zu sehnen?

Zuverlässig ist, daß alle Entschließungen der Ständeversammlung, welche man nach Bayonne berufen hat, nur zum größten Vortheil des Volks ausschlagen können. Wir werden eine Constitution erhalten, die die Bahn unsrer bürgerlichen Freiheit und unsres Glüks befestiget; wir werden feste und unwiderrufliche Gesezе, und rechtschaffene Magistrate erhalten, die sich vor Willkührlichkeiten hüten. Wir werden ein Finanzsystem bekommen, das uns nicht, wie das gegenwärtige, hundertfältig fesselt. Wir werden unter einer aufgeklärten Regierung stehn, die die Künste, den Akerbau, den Handel befördert, und das Verdienst belohnt, wo sie es findet. Kurz, unser Vaterland wird durch den alles durchdringenden, machtvollen Geist des großen Napoleons, der nur unsere Segnungen verlangt, völlig neugeboren werden. Und was können wir Besseres verlangen?

Und unter Umständen, die uns eine so schöne Perspektive eröffnen, wollt ihr nun, unschuldige Völker, euch mit den Soldaten des mächtigen Kaisers, welcher uns so sehr liebt, schlagen? Hieher paßt, was ein Alfaqui, Namens Mozer, wie unsre Geschichte erzählt, den Mauren bei Veranlassung der Kriege des Königs Chiquito mit unsern siegreichen katholischen Königen sagte: „Wie lang wollt ihr noch widerstreben? Wollt ihr, um die Habsucht und den Ehrgeiz anderer zu befriedigen,

euch selbst, eure Weiber, eure Kinder und das Vaterland vergessen? Es thut weh, das zu sagen, aber wenn ihr keine Vernunft hören wollt, wie sollen unsre Wunden geheilt werden? Ihr habt Könige, die nicht im Stand sind, sie zu heilen, und außer dem leeren Königstitel weder Tapferkeit noch Macht besizen. Wird euch ihr Schatten etwa beschüzen? Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht bald ablasset von solcher Vermessenheit, so ist euer gänzliches Verderben nahe."

IV.

Diplomatische Verhältnisse zwischen Frankreich und der Schweiz, in den Jahren 1789 bis 1798.

(Beschluß.)

XXI.

Denkschrift über die Folgen äußerer Einmischung in die innern Angelegenheiten der Schweiz, die dem Geschäftsträger Mengaud, während der Tagsazung in Aarau (im Jan. 1798) überreicht ward. (Vergl. Europ. Annalen 1808. St. 4. S. 16.

Man hat seit einiger Zeit ein Gefallen daran gefunden, im Auslande die Idee zu verbreitrn, als wäre in der Schweiz ein Keim von Unzufriedenheit vorhanden, den man nur zu nähren bedurfte, um eine Revolution herbeizuführen. Man hat sich sogar mit der Hoffnung schmeicheln wollen, in diesem Lande ein republikanisches System, demjenigen ähnlich, das in Frankreich besteht, einführen zu können; in der Voraussezung, es würde dasselbe den Absichten der großen Republik an-

gemessener seyn, als das wirklich in der Schweiz bestehende. Nichts kann indeß irriger seyn, als diese gedoppelte Behauptung. Alle diejenigen, die sich nicht mit einer flüchtigen Wanderung durch die verschiedenen Schweizer-Cantons begnügt haben (wie freilich eine Menge Reisender thun), sondern sich die Mühe nahmen, den Geist und die wirklichen Verhältnisse der großen Volksmasse genau kennen zu lernen, werden sich überzeugt haben, daß alle Klassen der Einwohner im Wohlstande leben und in Ruhe die Früchte ihrer mühevollen Arbeit und ihres Kunstfleißes genießen; daß die Armuth getröstet und unterstüzt wird, theils von den Gemeindsekeln, theils durch die Großmuth der Reichen; daß die Verwaltung der Gerechtigkeit wenig kostbar, unpartheiisch und schnell ist; daß jedermann den gleichen Gesezen unterworfen ist, welche ihren Schuz dem schwachen nicht minder als dem angesehenen Bürger angedeihen lassen. In allem diesem kann man nur die Wirkungen einer väterlichen Regierung erkennen, die von dem Volk auch so sehr gefühlt und anerkannt wird, daß seine Magistrate, sich auf dessen Treue als auf ihre einzige Kraft verlassen, und in ihren bewaffneten Angehörigen die einzigen Vertheidiger des Vaterlandes erkennen. Sie haben von ihnen auch jederzeit die rührendsten Proben ihres eifrigen Willens für die Erfüllung dieser heiligen Pflicht erhalten.

Allerdings läßt sich's nicht läugnen, daß auch einige Mißvergnügte vorhanden sind, und wo wäre das Land, das deren keine besäße? Aber gewiß ist ihre Zahl sehr klein, und sie dürfen sich selbst die Gründe nicht gestehen, von dessen Willen sie eine neue Ordnung der Dinge wünschen; diese sind nämlich, entweder ungeregelte Ehrsucht, oder eine durch die Unbill die Zeiten veranlaßte Zerrüttung ihrer Glüksumstände, der, wie sie irriger Weise glauben, die Regierungen durch den Umsturz alter und durch die Erfahrung mehrerer Jahrhun-

derte wohlthätig erfundener Einrichtungen, hätten abhelfen können.

Aus dieser einfachen Darstellung des natürlichen Zustandes der Sachen, kann man leicht abnehmen, daß jeder Versuch zu Abänderung der bestehenden Regierungsformen, einen mit der Zahl derjenigen, — welche mit ihrem gegenwärtigen Schiksale zufrieden, dem ungewissen Umgang der Ereignisse sich nicht Preiß geben wollen — verhältnißmäßigen Widerstand finden wird; und dieser Widerstand wird um so viel wahrscheinlicher zum Nachtheil der Neueren ausfallen, als man sich eher vernichten ließe, ehe man fremde Dazwischenkunft dulden würde. Nehmen wir nun aber auch an, daß es möglich wäre, den Landmann durch die Verheißung, seine Güter von Zehnden und Grundzinsen frei zu machen, zu gewinnen, und daß durch seine Hülfe die gegenwärtigen Verfassungen umgestürzt würden: so bliebe alsdann die neue Regierung von allen Hilfsquellen entblößt. Jene waren bis dahin die einzige Abgabe, die das Volk bezahlte; es war daran seit Jahrhunderten gewöhnt; und der Preis der Grundstüke richtete sich auch übrigens darnach, bei Käufern und Verkäufern sowohl als bei Erbschaften. Diese Naturalabgaben waren die Hauptquellen der öffentlichen Einkünfte, und sie reichten kaum für die Staatsbedürfnisse hin. An ihre Stelle müßten nun alle Geldauflagen treten, ein dem Namen und der Sache nach in der Schweiz eben so unbekanntes als verabscheutes Ding. Vielleicht würde man noch wohl für ihre Aufstellung Hand bieten; allein wann es um ihren Bezug zu thun wäre, dann müßte man bewaffnete Macht zu Hilfe nehmen; und wie sollte man ein hinlängliches Truppencorps bezahlen können, um gegen die Einwohner aller Cantone Gewalt anzuwenden. Die Folge eines solchen Verfahrens wäre entweder, daß der verhältnißmäßig mit Abgaben belegte, und nach seinen Begriffen durch die Bezugsart hart gedrükte, Einwohner, sein Va-

terland verlassen würde, oder daß die Regierung, in einen für ihre Nachbarn und Bundesgenossen höchst gefährlichen Zustand von Schwäche versinken müßte.

Wenn man hingegen die verschiedenen Regierungs-Formen der Cantone, wie dieselben wirklich bestehen, fürdauren läßt, so kann man versichert seyn, daß die Regierung, deren wahre Stärke nur auf dem Wohlstande der Angehörigen und ihrer daraus hervorgehenden Zufriedenheit beruht, bemüht seyn werden, diesen so vollständig und so allgemein zu machen, als das Gemeine Beste solches immer gestatten kann, wodurch dann das Glük des Volkes für die Zukunft hinlänglich gewährleistet ist.

Ferner muß man, und dieß führt zu der zweiten Behauptung, sich vor dem Irrthume hüten, zu glauben, es werde das politische Benehmen der schweizerischen Eidgenossenschaft, durch die Verschiedenheit ihrer Regierungsformen, auf Abwege und verderbliche Irrungen hingeleitet; da sich in der That die Sache gerade umgekehrt verhält, indem die Regierung, deren Verschiedenheit eben so groß ist, wie die Zahl der Cantone, sich gegenseitig in ihre Handlungsweise gegen die auswärtigen Mächte die Wage halten. Ueberdieß vereinigen sich die mächtigsten Beweggründe zu Unterstüzung der alten Systeme, das auf der Erhaltung und Bewahrung des Wohlwollens und der Freundschaft Frankreichs beruhet. Das Bedürfniß des Schuzes, um sich in ihrer Integrität zu erhalten; die seit Jahrhunderten fortgedauerten Verbindungen; die Handelsverhältnisse und die geographische Lage mehrerer an die französische Republik anstoßender Cantone, welche eine ausgedehnte Gränzlinie der lezteren also bedeken, daß sie auf derselben weder Armeen noch Festungen bedarf — alle diese Umstände, machen der Schweiz die genaue Beobachtung jener Grundsäze zur Pflicht; und gerade ihre abweichenden Verfassungen und die darauf sich gründende Mäßigung in allen

ihren Schritten, machten es ihr möglich und unschwer, so manchen auswärtigen Kriegen, und insbesondere der neuesten Koalition, fremde zu bleiben.

Wenn man in Betracht ziehen will, daß der jüngst beendigte Krieg keine besonderen politischen Interessen zum Zwek hatte, sondern daß solcher wesentlich die gesellschaftlichen Meinungen betraf, und dadurch die Ruhe aller Staaten Europens erschüttert hat; und wenn man, nach einem billigen Maaßstabe, die Handlungsweise der Regierungen beurtheilen will, die keineswegs sich zu Richtern über die Meinungen der Individuen aufwerfen, hingegen aber sorgfältig über alles wachen sollen, was die Ruhe ihrer Völker betrifft; so wird man der Eidgenossenschaft Gerechtigkeit widerfahren lassen, und man wird finden müssen, es habe dieselbe, so viel von ihr abhangen konnte, die Pflichten der Neutralität erfüllt, der sie auch jederzeit aus Liebe für ihre Unabhängigkeit und Sicherheit zugethan war. Man würde sich ungemein täuschen, wenn man glauben wollte, ihre Verschmelzung in Einen Staatskörper, würde ihren Nachbaren mehrere Sicherheit gewähren. Auch könnte man viel eher die ganze Schweiz über den Haufen werfen (on renverseroit plutôt de fond en comble), als eine einzige Republik aus ihr bilden, oder auch nur den allerkleinsten Canton, auf seine Souveränität Verzicht leisten machen. Jedem ist, wie billig, dieselbe also theuer, daß er einen jeden als seinen gröβten Feind behandeln würde, der ihn dazu bereden oder zwingen wollte. Es müßte endlich jede Revolution dieser Länder, einen Zustand von Schwachheit und Zerstörung herbeiführen; alle Hülfsquellen wohlthätiger Anstalten, der Krankenhäuser sowohl als der Waisenhäuser, und die ansehnlichen Einkünfte, welche jährlich für die Unterstüzung der Armen und Unglüklichen verwandt werden, endlich jene Vorrathskammern, die einem Volke, dessen

undankberer Boden lange nicht für ſeine Ernährung hinreicht, unentbehrlich ſind — würden gänzlich zerſtört werden. . Und die Schweiz, außer Stand ſich durch neue Abgaben zu helfen, wie oben iſt bemerkt worden, würde ihren Nachbaren zur Laſt fallen; ſie würde außer Stand ſeyn, der franzöſiſchen Republik ferner als ſichernde Grenzlinie zu dienen, und, mißvergnügt über das ihr zugeſchiedene Loos, würde ſie der Spielball der Intriquen und der Corruptionsmittel der Feinde der franzöſiſchen Republik werden. Während hingegen durch die Erhaltung der Schweiz in ihrer wirklichen ruhigen Lage, die der Geſammtmaſſe ihrer Bewohner vorzugsweiſe zuträglich iſt, die franzöſiſche Republik, ſich ſelbſt eine befreundete Nation und eine nüzliche Bundesgenoſſin erhält.

Am Schluſſe dieſer Darſtellung der diplomatiſchen Verhältniſſe zwiſchen Frankreich und der Schweiz, vom Anfange der franzöſiſchen Revolution, bis zur Staatsumwälzung der Schweiz (1789 bis 1798), in der man ſich lediglich zum Zweke ſezte, dem künftigen Geſchichtsſchreiber, diejenigen Materialien in einem getreuen und vollſtändigen Auszuge zu liefern, die ſich in den Bundesarchiven der Eidgenoſſenſchaft vorfinden, dürfte es nicht überflüſſig ſeyn, die Benuzung und das Nachſchlagen der in vier Jahrgängen der Annalen zerſtreuten einzelnen Abſchnitte, durch die nachfolgende Ueberſicht des Ganzen zu erleichtern.

U.

Diplomatische Verhältnisse zwischen Frankreich und der Schweiz, in den Jahren 1789 bis 1798.

	Eur. Annal. 1805. Stük.	Seite.
I. Verhandlungen der eidgenössischen Räthe, im Jahr 1790, den Schweizerklub in Paris und die französischen Flugschriften betreffend.	2.	101—111.
II. Eidgenössische Tagsazung zu Frauenfeld, vom J. 1791.	1.	52—56.
III. Verhandlungen der eidgenössischen Räthe über die Anerkennung der französischen Gesandschaft im J. 1791.	2.	111—116.
IV. Denkschrift, welche die Instruktion für den Hrn. Barthelemi, der als königlicher Botschafter bei der helvetischen Eidgenossenschaft nach der Schweiz geht, enthält, vom 22 Jan. 1792.	1.	56—64.
V. Außerordentliche eidgenössische Tagsazung zu Frauenfeld, im Mai 1792.	2.	116—124.
VI. Eidgenössische Tagsazung zu Frauenfeld, im Juli 1792.	2.	124.
VII. Verhältnisse vom J. 1792 bis zur Katastrophe des 10. August.	3.	193—209.
VIII. Außerordentliche eidgenössische Tagsazung zu Arau, im Herbstmonat 1792.	3.	209—216.
IX. Verhandlungen die Republik Genf betreffend, im Spätjahr 1792.	11.	138—157.
X. Officieller Bericht und Geschichte der Repräsentantschaft der Stände Zürich und Bern bei der Republik Genf, im Spätjahre 1792.	11.	157—182.
	1806.	
XI. Verhältnisse des französischen Botschafters in der Schweiz seit dem 10. Aug. 1792, und andere auf die Neutralität der Schweiz		

1806.

Stük. Seite.

Bezug habende Vorfälle, bis zu Ende des Jahres. 5. 131—239. (eigentlich 131—139)

XII. Verhandlung wegen der schweizerischen Neutralität im December 1792 und in den sechs ersten Monaten des Jahres 1793. 5. 239—254.

XIII. Verhandlungen zwischen den Kantonen, über die Anerkennung der französischen Republik und ihres Bothschafters, während der ersten Hälfte des Jahres 1793.

Nachtrag dazu (Europ. Annal. 1808. St. 4. S. 31. 32.) 7. 53—66.

XIV. Eidgenössische Tagsazung zu Frauenfeld im Juli 1793. 7. 66—68.

XV. Vorgänge in der zweiten Hälfte des Jahres 1793.

A. Verhältnisse der Bundesstaaten, Wallis, Mühlhausen, Graubündten und Neuenburg. 7. 68—75.

B. Verhältnisse der eidgenössischen Kantone. 7. 76—88.

1807.

XVI. Vorgänge im Jahr 1794.

A. Verhältnisse der mit den eidgenössischen Ständen verbündeten Staaten. 6. 238—249.

B. Verhältnisse der eidgenössischen Kantone. 6. 249—251.

C. Tagsazung zu Frauenfeld. 6. 252.

XVII. Vorfälle des Jahres 1795. 6. 252—270.

XVIII. Vorfälle des Jahres 1796.

A. Anerkennung des französischen Botschafters. 7. 48—57.

B. Neutralitätsverhältnisse. 7. 57—66.

— — — — 8. 117—147.

	1807. Stük.	Seite.
XIX. Vorfälle des Jahres 1797.	11.	131—154.
— — — —	12.	234—251.
Sendung des französischen Geschäftsträgers Mengaud.	12.	251—261.
Verschiedenartige Zumuthungen an die Eidgenossenschaft durch die französische Gesandtschaft.	12.	262—282.
	1808.	
XX. Außerordentliche Tagsazung zu Aarau im December 1797 und Januar 1798.	3.	260—287.
— — — —	4.	16—23.
Vorfälle nach der Tagsazung	4.	24—31.
XXI. Denkschrift über die Folgen äußerer Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Schweiz, die dem Geschäftsträger Mengaud, während der Tagsazung in Aarau überreicht ward.		

(Die Druckfehler die sich in die verschiedenen Abschnitte einschlichen, sind angezeigt. Europäische Annal. 1805. St. 3. S. 300. St. 4. S. 100. St. 12. S. 266. 1806. St. 9. S. 275. 1807. St. 8. S. 208. St. 10. S. 116. St. 12. S. 348. 1808. St. 2. S. 208. St. 5. S. 208. St. 6. S. 296.)

V.

Ueber die Einführung mündlicher Verhandlungen in den Gerichtshöfen Deutschlands.

Die Darstellung, welche der westphälische Minister der inneren Angelegenheiten von der Lage dieses neu erschaffenen Königreichs in der Sizung der Reichsstände am 7. Jul. dieses Jahres verlas, enthält eine Stelle, welche die Beherzigung aller deutschen Patrioten verdient. Sie betrifft einen besonderen Theil in der Organisation

der westphälischen Gerichtshöfe, und lautet von Wort zu Wort also:

„Alle Sachen werden zum öffentlichen Verhör „gebracht. Nichts ist natürlicher, nichts älter, als „diese Einrichtung. Die Partheien, oder ihre Bevoll„mächtigte werden vernommen. Das Tribunal spricht. „Der lebhafte, feurige Widerspruch im Verhör hilft schnel„ler und lebendiger die Wahrheit erkennen; die Richter „sprechen, ehe die so empfangenen Eindrüke sich wieder „verwischt haben. Das Publikum ist gegenwärtig und „unterhält und schärft die Aufmerksamkeit des Richters; „es bewacht ihn; wer wollte vor den Augen so Vieler „ungerecht sprechen? In einem öffentlichen Verhör er„hält auch die Justiz höhere Feiergestalt, als in einer „verschlossenen Kammer. Diese auf hohem Size hervor„leuchtende Obrigkeit, diese mit Beredsamkeit, Feuer und „Muth kämpfenden Sachwalter, dieses theilnehmende „Publikum, neugierig lauschend auf den Spruch der ver„ständigen und ehrlichen Richter ist wie eine religiöse „Verehrung des Gesezes, das bei verschlossener Thüre „sie so nicht empfängt. Solche öffentliche Verhöre wa„ren in diesen Ländern nicht mehr üblich. Warum nicht „für Westphalen die Herstellung der so herrlichen Einrich„tung versuchen? Wo haben Demosthenes, wo Cicero, „die Meister der Beredsamkeit, aufgeklärtere Bewunde„rer? Indeß die deutsche Literatur mit den Literaturen „aller Nationen um den Vorzug buhlt und ihre Dichter, „Geschichtschreiber, Schriftsteller prüfet, wie sollte sie „nicht auch Redner haben? Bemächtigen Sie sich des bis„her fehlenden Ruhmes der gerichtlichen Beredsamkeit. „Sollte sie zuweilen ins Weitläuftige gehen, immer ist „sie kürzer, als die schriftliche Verhandlung. Eine Na„tion, welche mehr denkt und sich weniger leicht bewegt, „als die, bei welchen die Redekunst in verjährter Ue„bung ist, wird den Misbräuchen des mündlichen Vor„trags leichter entgehen und nur seine Vortheile genießen.“

So weit der Minister der innern Angelegenheiten des Königreichs Westphalen.

Es soll hier nicht aus einandergesezt werden, wie es gekommen ist, daß Deutschland die gerichtliche Beredsamkeit nie kennen lernen konnte; es soll nur angedeutet werden, welche überwiegende Vortheile sich die einzelnen deutschen Staaten von der Einführung derselben in ihren Gerichtshöfen zu erwarten haben.

Man hat der blos schriftlichen Verhandlung in Processen dadurch das Wort zu reden geglaubt, daß man von ihr gesagt hat: sie sichere den unpartheiischen Ausspruch des Richters, indem sie sein Gemüth vor allen den Ueberraschungen bewahre, denen er, bei einer mündlichen Verhandlung, von Seiten eines schlauen und gewandten Sachwalters ausgesezt sey. So scheinbar diese Rechtfertigung der schriftlichen Verhandlung auch ist, so deutlich springt ihre Unzulänglichkeit in die Augen, sobald man etwas tiefer in die Sache eingeht. Freilich, wenn, in dem Verhältnisse des Richters zu dem Sachwalter, die Schwäche auf Seiten des ersteren, die Stärke hingegen auf Seiten des lezteren ist, so wird der Richter, bei einer mündlichen Verhandlung, nicht vor Ueberraschungen sicher seyn und nur allzu leicht zu einem ungerechten Ausspruch hingerissen werden können; allein bei dieser Voraussezung hat die Unpartheilichkeit des Richters auch in der schriftlichen Verhandlung keine Stüze, oder Garantie, da sich der menschliche Verstand durch Schriftzüge eben so gut verwirren läßt, als durch Töne. Nehmen wir dagegen an, daß der Richter dem Sachwalter gewachsen sey, so wird jener den Schlingen, welche dieser ihm legen kann, eben so gut in Gegenwart von hundert Zeugen, als auf seinem einsamen Arbeitszimmer entgehen. Man würde etwas Wesentliches gegen die Einführung der gerichtlichen Beredsamkeit einwenden, wenn man nachweisen könnte, daß sie der Integrität der Richter jemals Abbruch gethan hätte; dies

ist indessen ein Punkt, über welchen man sich in den Staaten, wo die gerichtliche Beredsamkeit eingeführt war, nie beklagt hat; und liegt es nicht in der Natur der Sache, daß Richter und Sachwalter sich gegenseitig erziehen, d. h. daß der Scharfsinn und die Unbefangenheit des erstern in eben dem Maaße zunehmen, in welchem die Beredsamkeit des lezteren an Stärke und Eindringlichkeit gewinnt. Die Unpartheilichkeit des Richters wird also durch eine blos schriftliche Verhandlung nicht gesichert; und daraus folgt, daß diejenigen, welche die gerichtliche Beredsamkeit aus den Gerichtshöfen verbannt wissen wollen, jene richterliche Unpartheilichkeit nur als einen Vorwand gebrauchen, durch welchen sie ihre Bequemlichkeitsliebe, oder auch ihren Eigennuz, zu beschönigen suchen.

Um über den Werth der gerichtlichen Beredsamkeit sogleich ins Reine zu kommen, darf man sich nur die Frage aufwerfen: Ob die Verwaltung der Gerechtigkeit den Charakter der Oeffentlichkeit haben müsse, oder nicht? Erklärt man sich für die Affirmative, so hat man eben dadurch den Werth der gerichtlichen Beredsamkeit eingestanden, weil eine öffentliche Verwaltung der Gerechtigkeit nur in sofern möglich ist, als die mündliche Verhandlung den Vorzug vor der schriftlichen erhält. Erklärt man sich hingegen für die Negative, so spricht man freilich ein Verdammungsurtheil über die gerichtliche Beredsamkeit aus; allein wo bleibt alsdann die Idee von Gerechtigkeit? — Es ist in der That unbegreiflich, wie eine Nation, die den Ehrgeiz fühlt, für eine aufgeklärte gehalten zu werden, sich gegen ihren eigenen Vortheil so sehr verblenden kann, daß sie in ihren Rechtsangelegenheiten eine blos schriftliche Verhandlung gestattet. Denn da diese Art der Verhandlung es mit sich bringt, die Oeffentlichkeit im Keime zu erstiken; so ist jeder Gerichtshof, in welchem alles nur schriftlich abgemacht wird, seinem Wesen nach, nichts

mehr und nichts weniger, als ein Vehmgericht, dessen Gerechtigkeitsliebe gar nicht dargethan werden kann. Daher denn auch die traurige Erscheinung, daß in allen den Staaten, aus welchen die gerichtliche Beredsamkeit verbannt ist, das Vertrauen zu der Moralität der Gerichtshöfe so schwach und schwankend ist. Bedarf man eines Sachwalters, so erkundigt man sich nicht nach dem rechtschaffensten und einsichtsvollsten Mann seines Metiers, sondern nach dem größten Schlaukopf und Rabulisten; und um den Ausgang des Processes noch mehr zu sichern, trägt man kein Bedenken, sich der Integrität des Richters durch alle nur ersinnliche Mittel zu bemächtigen. Wie ganz anders ist dagegen die öffentliche Stimmung für die Gerichtshöfe in denjenigen Staaten, wo die Verwaltung der Gerechtigkeit öffentlich und die Verhandlung der Rechtssachen mündlich ist! In Ansehung des Richters findet die Ueberzeugung statt, daß er, im Angesicht so vieler Zuhörer, nicht wagen werde, einen ungerechten Ausspruch zu thun; und in Ansehung des Sachwalters weiß man zum voraus, daß er Bedenken tragen werde, sich mit einer Sache zu befassen, die er nicht mit Erfolg verhandeln kann. Dies wirkt selbst auf die Sitten zurük. Weil der Buchstabe nicht erröthet, so giebt es in den Staaten, aus welchen die gerichtliche Beredsamkeit verbannt ist, eine Menge von Processen, die man in denen Staaten, wo sie eingeführt ist, niemals kennen lernen kann. Ich führe zum Beispiel nur die schmuzigen Ehescheidungsprocesse an, die man in ganz Deutschland antrifft; Processe, von welchen man weder in Frankreich noch in England eine Ahnung haben kann, weil kein Sachwalter sich dazu hergeben würde, die Schaam in seinen mündlichen Vorträgen so frech zu verletzen, als es in den schriftlichen Vorträgen deutscher Sachwalter täglich geschieht.

Alles, was sich zum Lobe einer öffentlichen Verwaltung der Gerechtigkeit und zur Empfehlung jener gericht-

lichen Beredsamkeit, ohne welche eine öffentliche Gerechtigkeitspflege nicht denkbar ist, sagen läßt, ist zwar als erschöpft zu betrachten, wenn man von beiden gesagt hat, daß sie die Verehrung des Gesezes in eine religiöse Verehrung verwandele; indessen ist es doch der Mühe werth der Sache noch weiter nachzudenken, und sie auch in anderen Beziehungen zu prüfen.

Wie oft hat man sich in Deutschland über den Mangel an Gemeingeist beklagt! Wie aber hätte in Deutschland wohl irgend ein Gemeingeist entstehen können, da die Verfassung der deutschen Staaten ihm so ungünstig war? Hier ließen sich die Worte anwenden: Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, und Feigen von den Disteln? Die Anlage zum Gemeingeiste fehlte dem Deutschen gewiß eben so wenig, als irgend einem Nationalen; aber diese Anlage blieb unentwikelt, weil alle die Bedingungen fehlten, unter welchen sie sich allein entwikeln kann. Vielleicht hängt die öffentliche Verwaltung der Gerechtigkeit aufs innigste mit dem Repräsentativ-System zusammen, welches sich gegenwärtig über ganz Europa auszubreiten beginnt; allein, angenommen, daß jene auch für sich bestehen könne — würden, unter dieser Voraussezung, die Gerichtshöfe nicht die Pflanzschulen des Gemeingeistes geworden seyn? In Frankreich wenigstens ist dies wirklich der Fall gewesen; denn von dem Augenblik an, wo man Bedenken trug, die General-Staaten zu versammeln, konnte der Gemeingeist der Franzosen seine Stüze nur in der öffentlichen Verwaltung der Gerechtigkeit haben. Was ist in sich selbst auch natürlicher, da in den Begriffen von Eigenthum, Leben und Ehre, eine so anziehende Kraft liegt, daß alle Menschen nothwendig davon ergriffen werden, wenn es ihnen gestattet ist, sich davon ergreifen zu lassen? Die gerichtliche Beredsamkeit ist in Frankreich nicht zu allen Zeiten dieselbe gewesen; was man aber mit Wahrheit sagen kann, ist, daß

die Theilnahme der Franzosen an gerichtlichen Verhandlungen sich zu allen Zeiten gleich geblieben ist. Aufmerksame Zuhörer in den Gerichtssälen, erlaubten sie sich, von jeher, Urtheile über die Geschiklichkeit der Sachwalter und über die Integrität der Richter; und wie gleichgültig dies immer scheinen mag, so war es doch von den allerwichtigsten Folgen, theils für die Ausbildung ihres eigenen moralischen Gefühls, welches dadurch mehr Bestimmtheit und Schärfe erhielt, theils für die Moralisation der Mitglieder der Gerichtshöfe selbst, die, indem sie das Urtheil des Publikums achten lernten, sich von keiner Seite her vernachlässigen durften. Sachwalter und Richter erhoben durch die Oeffentlichkeit der Verhandlung das Publikum über den Indifferentismus, welcher da vorherrscht, wo die Regierung jede ihrer Handlungen verbirgt, und das Publikum seiner seits erhob durch seine Theilnahme die Sachwalter und Richter über den Mechanismus und die Kaltherzigkeit, welche in verschlossenen Gerichtssälen ihren Wohnsiz aufzuschlagen pflegen; beide erzogen sich also gegenseitig, und die öffentliche Sache war das unzerreißbare Band, welches sie an einander knüpfte. Vielleicht hat man in Frankreich selbst nie gewußt, wie viel man an der Oeffentlichkeit gerichtlicher Verhandlungen besaß; nachdem die Sache selbst einmal hergebracht war, überließ man es ihr, welche Wirkungen sie hervorbringen wollte, und achtete, wie es häufig zu geschehen pflegt, nicht weiter auf diese Wirkungen. Und doch, wie glüklich waren dieselben! Ich will darüber nicht ausführlich werden; aber man bedenke wenigstens folgendes. In allen großen Städten giebt es eine Menge von Müssiggängern, die, seufzend unter dem Druke der trägen Zeit, sich, mit einer Art von Verzweiflung, jedem Eindruke hingeben, der ihr Inneres zu modificiren vermag. Ist nun, durch die organischen Gesezе eines Reichs, für eine öffentliche Gerechtigkeitspflege gesorgt, so werden die Gerichtssäle von diesen

Müssiggängern besucht. Anfangs wollen sie in ihnen der langen Weile entrinnen; aber nur allzu bald gewinnen die gerichtlichen Verhandlungen für sie das Anziehende eines Drama; sie verweilen gegen ihren Willen; sie finden Geschmak an der Sache, die so eben verhandelt wird; sie fangen an, sich für die eine oder die andere Person zu interessiren; sie machen das Schikſal derselben zu dem ihrigen; ihr Gemüth wird bewegt, ihr Verstand mit neuen Begriffen bereichert; und indem die erhaltenen Eindrüke nicht sogleich zu verwischen sind, gehen sie auf sich selbst zurük, und werden aus leichtsinnigen und frivolen Menschen, welche sie bisher waren, nachdenkliche und besonnene Menschen, die gesellschaftliche Verhältnisse respektiren und neben ihren Rechten auch ihre Pflichten kennen lernen. Ich kann mich irren; aber ich gestehe, daß ich sehr zu dem Glauben hinneige: in den französischen Gerichtssälen sey durch Oeffentlichkeit der Verhandlungen bei weitem mehr für die Cultur der französischen Nation geleistet worden, als in den französischen Kirchen, Schauspielhäusern u. s. w. Bestimmtheit des Ausdruks, Wohlredenheit, Gegenwart des Geistes, Großmuth, kurz alles, was den Franzosen vor anderen Nationalen auszeichnet, hat er in den Gerichtshöfen erworben. Warum aber sollte der Deutsche bei gleicher Einrichtung seiner Gerichtshöfe dies alles nicht auch erwerben? Ist die Ursache einmal da, so werden die Wirkungen nicht ausbleiben; und so werden wir in unserer Mitte Tugenden aufblühen sehen, von welchen wir, nur allzu voreilig, bisher geglaubt haben, sie widerstrebten unserem ursprünglichen Charakter.

Es giebt aber noch eine andere Betrachtung, welche die Einführung der Beredsamkeit in unseren Gerichtshöfen nur allzu wünschenswerth macht. Das Geschäft unserer Advocaten war bisher nur allzu zweideutig. Diese Zweideutigkeit hört auf, sobald die Verwaltung der Gerechtigkeit eine öffentliche geworden ist; die alte Würde

eines Sachwalters wird eben dadurch wieder hergestellt, daß die Verhandlung eine mündliche wird. Wohin kann das führen? England hat in der Klasse seiner Sachwalter seine vorzüglichsten Staatsmänner gefunden; die französische Geschichte nennt eine lange Reihe von Männern, welche sich als Advokaten die Achtung der ganzen Nation erworben haben, und vermöge ihres Muthes, ihrer großmüthigen Aufopferung und der Hartnäkigkeit, womit sie ihre Ideale vertheidigten, in gleicher Linie mit den ersten Helden stehen. Nie sah Deutschland etwas Aehnliches; aber es ist kein Grund vorhanden, warum es, bei veränderter Verfassung und besserer Einrichtung seiner Tribunäle, nicht dasselbe erleben sollte. Die Laufbahn eines Sachwalters, wie vortheilhaft sie auch in pecuniärer Hinsicht seyn mag, ist nicht ihrer Natur nach dunkel; sie wird es nur durch eine blos schriftliche Verhandlung der Rechtsangelegenheiten. Hört diese auf, und tritt an ihre Stelle die mündliche Verhandlung und die gerichtliche Beredsamkeit, so wird ein talentvoller Sachwalter sogleich ein Mann des Volks, auf welchen aller Augen gerichtet sind, und der eben deswegen keinen Zoll breit von der Bahn abweichen darf, die zur öffentlichen Achtung führt. Da es nun kein Geschäft giebt, welches einen größeren Umfang von Einsichten in die Beschaffenheit der Gesellschaft zugleich erfordert und giebt, als das eines Sachwalters; so ist wohl nichts natürlicher, als daß, wenn ein herrliches Gemüth sich mit diesen Einsichten paart, der Mann, welcher im Besiz von beiden ist, durch die öffentliche Stimme zu den ersten Staatsämtern berufen wird, und diesen Staatsämtern mit einem Geiste vorsteht, den nur die Achtung vor der Öffentlichkeit erzeugen konnte. Demosthenes, Cicero, und welcher von den größten Staatsmännern der alten und neuen Zeit man sonst noch nennen mag — würden sie jemals das geworden seyn, was ihnen die Achtung sowohl ihrer Zeitgenossen als der Nachwelt erworben hat, wenn sie nicht

von Jugend an unter dem wohlthätigen Einflusse der Oeffentlichkeit gestanden hätten, die allein dem Genie eine volle Entwikelung geben zu können scheint? Deutschlands Schikſal in den lezten Zeiten hat es nur allzu sehr bewiesen, daß Deutschland an wahrhaft-einsichtsvollen Staatsmännern arm war; und wollen wir uns darüber wundern, da in den Verfassungen der deutschen Staaten so wenig enthalten war, wodurch wirklich-große Geister hätten ins Leben gerufen werden können; Geister, die ihren Antheil an der Bestimmung des Weltgeschikes haben, und ihre Vortrefflichkeit nicht blos in eine kluge Nachgiebigkeit sezen? In dieser Hinsicht ist von der Zukunft offenbar mehr zu erwarten, als die Vergangenheit geleistet hat; denn, indem das Repräsentativ-System, welches den künftigen Regierungen zum Grunde liegen wird, die allerglüklichste Verschmelzung der republikanischen Formen mit den monarchischen ist, und außerdem die Oeffentlichkeit in der Art und Weise, die Gerechtigkeit zu verwalten, eine ganz unerwartete Stüze findet; so kann es schwerlich fehlen, daß die erschlaften Geister im Verlauf der Zeit nicht neue Kraft gewinnen sollten. Nichts ist hierbei eifriger zu wünschen, als daß die Gerichtshöfe zu Schauplazen der edelsten und hartnäkigsten Kämpfe werden mögen; denn je mehr dies der Fall ist, desto mehr werden die geistigen Kräfte sich stärken und jene Tugenden entstehen, ohne welche Deutschlands Geschik nicht verbessert werden kann.

Gewiß, was Deutschland erlebt hat, ist, wie schmerzhaft es für der Augenblik auch seyn mag, für kein absolutes Uebel zu halten, von welchem es sich nicht wieder erholen könnte. Durch Karl den Großen erhielt ein großer Theil von Deutschland das Christenthum und einzelne gute Verordnungen. Durch den gegenwärtigen Kaiser der Franzosen erhält es eine Verbesserung seiner organischen und bürgerlichen Geseze, indem es zugleich Institutionen annimmt, die ihm bis dahin fremd waren. Nicht fern scheint mir die Zeit, wo in der Einheit, welche durch

dies alles bewirkt wird, die verschiedenen Benennungen von Baiern, Würtembergern, Sachsen, Westphalen, Preussen u. s. w. von keiner Bedeutung mehr seyn werden. Was wir jezt erleben, ist der Uebergang zu einer bessern Ordnung der Dinge, in welcher Deutschland sein verlornes politisches Ansehn wieder gewinnen wird; dieß wird durch nichts so sehr verbürgt, als durch den Umstand, daß die Verwaltung der Staaten nicht länger das Eigenthum, oder die ausschließende Bürde, einiger Familien ist, daß die Willkühr dem Gesezе weicht, und daß das Gesez von einer solchen Beschaffenheit ist, daß es den Nationen Kraft und den Einzelnen Gerechtigkeit sichert. Bald wird der Zeitpunkt gekommen seyn, wo ein großer Theil der Staatsbürger, gleichgültig gegen das Persönliche in den Regierungen, nur das Verfassungsmäßige in denselben achtet; und dieser glükliche Zeitpunkt ist es, in welchen die Wünsche selbst derjenigen werden erfüllt werden, die, von sprödер Eigenthümlichkeit beherrscht, ihr Auge gegen das Nothwendige in den Erscheinungen unserer Zeit verschließen, und eine Opposition bilden, durch welche sie nur noch unglüklicher werden können. Zu allen Zeiten ist durch große Revolutionen mehr bewirkt worden, als in den Absichten derer lag, die sie herbeiführten; oft geschah sogar das baare Gegentheil von dem, was man beabsichtigte. Unsere Zeiten werden in dieser Hinsicht keine Ausnahme machen. Der ausgestreute Saamen ist kraftvoll und der Boden, auf den er gefallen ist, nicht unfruchtbar; wer aber vermag zu bestimmen, was daraus hervorgehen wird? So wenig irgend einer von uns vor zwei Decennien vorhersehen konnte, was jezt geschehen ist; eben so wenig können wir jezt berechnen, was nach zwei Decennien geschehen wird. Das große Gesez, unter welchem das menschliche Geschlecht steht, kann erkannt werden; aber nie wird der menschliche Geist dahin gelangen, sich seiner zu bemächtigen, um es nach seiner Willkühr zu leiten.

VI.

Ostindische Miscellen.

Aus dem Essai sur l'Indoustan par Mr. Legoux de Flaix.

Vierte Lieferung.

XXI. Politische Betrachtungen über die Europäischen Niederlassungen in Indien, und zuerst über die Französischen.

Als Colbert den Grund der ostindischen Gesellschaft legte, verknüpfte er damit keine Vorstellung von Territorial-Besitzungen; sein Scharfblik erkannte die Gefahren derselbigen, und seine Politik war hierinn sehr klug. Er wollte nichts, als einfache Faktoreien in jedem der grossen Marktpläze von Hindustan; aber das Schikfal verfügte anders darüber. Gegen das Ende des siebenzehenten Jahrhunderts entwarfen die Direktoren der Gesellschaft den unpolitischen Plan, die Colonie von Pondichery zu gründen, welche, durch die Ausgaben die sie erforderte, höchst verderblich, die Quelle unsrer Unfälle, des Verlusts unsers indischen Handels und die Ursache der brittischen Uebermacht geworden ist.

Pondichery (tamulisch: Puduchery) ist der Hauptort unsrer Niederlassungen in Hindustan, der Siz des Generalgouverneurs und die Niederlage des französischen Handels von Coromandel, Orixa, Moka, dem persischen Meerbusen, Cochinchina und der Halbinsel jenseits des Ganges. Diese Stadt und ihr Gebiet wurden im J. 1688 von einem Nabob von Arcot erkauft. Das Gebiet hat von Nord nach Süd eine Ausdehnung von 3 Meilen (Lieues), von Ost nach West eine Breite von 1 1/2 Meilen. Die Stadt hat einen Umfang von einer Meile. Sie liegt an der Mündung des kleinen Flusses Ariancupan, und eine kleine halbe Meile von dem Hügel von Perembe, der an seiner rothen Farbe leicht zu unterscheiden ist, und den Schiffen ein, auf dieser im ganzen sehr flachen Küste, höchst schäzbares Erkennungszeichen gewährt. Die

Stadt verbindet mit einer mahlerischen und fruchtbaren Lage den Vortheil einer sicheren Rhede, die durch den Zusammenfluß mehrerer noch nicht genau bekannter Ursachen jenen heftigen Orkanen nur wenig ausgesezt ist, welche auf allen diesen Küsten zur Zeit des jährlichen doppelten Monsonswechsels (im October und März) mit verderblicher Kraft sich äußern. Als Dupleix das Gouvernement von Pondichéry nach dem Tode meines Grosvaters* übernahm, bewilligte Sanda-Saheb** der Compagnie eine beträchtliche Streke Landes als volles, unwiderrufliches Eigenthum, nämlich das Gebiet von Cheringam, das kleine Königreich Gengi, und die Distrikte von Valdaur, Villenur und Baur. Diese scheinbar glüklichen Vergrößerungen waren die Veranlassung zur Eifersucht und zu beständigen Kriegen zwischen zwei Handelsgesellschaften, und zogen zulezt den Verlust der französischen Niederlassungen und den Untergang ihrer Compagnie nach sich.

Im Jahr 1750 wurde die denkwürdige Schlacht bei Tarpatveriur geliefert, wo 4—500 Franzosen eine Armee von mehr als 500,000 Mongolen unter dem Subah von Dekan, Nazer-Zing überwanden.*** Dupleix verhalf durch seine Politik dem Neffen Nazer-Zings, Musafer-Zing zur Subahie von Dekan, und dieser bestätigte aus Dankbarkeit nicht nur alle bereits gemachte Concessionen als Lehensherr des Nabobs von Arcot, sondern er vermehrte auch die französischen Besizungen mit der Nabobie Alampavé und den Jairs oder Lehen von Wendawaschi und Permakul. Ibaëd-Mudine-Khan sezte hiezu noch die vier schöne Provinzen von Nelur, Condavir, Rajemindri und Sicacol, die unter den Namen der

* Dupleix übernahm das Gouvernement aus den Händen des Statthalters Dumas (1741) der hierauf nach Frankreich zurükgieng und Direkteur der ostindischen Compagnie wurde. Allg. Welthist.

** Von den Engländern Chunda-Saheb genannt.

*** Nach Orme bestand die französische Armee unter Latouche aus 800 Europäern und 3000 Seapoys; die des Nazer-Zing aus 60,000 Mann zu Fuß, 45,000 Reitern, 700 Elephanten und 360 Kanonen.

vier nördlichen Circars bekannt, und halb so groß als Frankreich sind.*

Bei dem schimpflichen Frieden von 1762 war kein bequemer Zeitpunkt, von England günstige Bedingungen zu erhalten. Stolz auf seine Triumphe in den vier Welttheilen, benuzte Grosbritannien die Umstände, und gab uns unsre Kolonien in Hindustan nur mit sehr beschränkten Territorien zurük. Pondichéry war auf seine ursprüngliche enge Grenze zurükgebracht, die Wiederaufbauung der Citadelle von Chandernagor wurde durch den Friedenstraktat verboten; Frankreich, noch vor kurzer Zeit Gesezgeberin in diesen Ländern, mußte jezt Gesetze annehmen. Unter viel günstigeren Umständen wurde der Friede im J. 1783 geschlossen, und damals hätte man wo nicht alle alte Besizungen, doch wenigstens die für die Subsistenz der Besazung von Pondichéry unentbehrliche Distrikte von Waldaur, Villenur und Ba-ur zurükfordern sollen. Sey es aus Unwissenheit der Localverhältnisse, oder aus andern Gründen; genug, die französischen Bevollmächtigten vernachlässigten diesen Punkt. Die Folge davon war, daß mehrere zu Pondichéry gehörigen Landhäuser und Pflanzungen, nebst den genannten Distrikten unter englischer Hoheit geblieben sind, deren Ertrag für die Unterhaltung der Besazung von Pondichéry bestimmt war. Die Rükgabe derselben muß bei einem künftigen Frieden ausbedungen werden, und England selbst kann sie vernünftiger Weise nicht verweigern, wenn es überhaupt die Fortdauer französischer Comptoirs in Hindustan bewilligen will, denn wie könnten diese Distrikte, die höchstens 20 Meilen in der Ausdehnung haben, ein für die englische Macht furchtbarer Zuwachs der französischen seyn?

Eben so sehr wäre zu wünschen, daß die kleine Nabobie von Alamparvé wieder unter die französische Herrschaft zurükkehrte. Sollte dieß aber auch nicht geschehen, so muß wenigstens für die Franzosen die freie Fischerei der Muscheln in

* Nach Sprengel (Erdbeschreibung von Ostindien S. 509 f.) war es Salabad jung, Murzafa-jungs Nachfolger, der den Franzosen die Circars von Condavir, Condapilly, Elore, Rajahmundri und Chicacole einräumte.

dem salzichten See dieses Distrikts, welche den Kalk für die Gebäude von Pondichery liefern, und das Fällen des Brennholzes in den Wäldern von Perempar und Connimur, in eben diesem Distrikt, stipulirt werden.

Fünf und zwanzig Meilen südlich von Pondichéry liegt das Comptoir von Karikal im Königreich Tanschaur, an einem Arm des Caveri-Kaleram. Hierzu gehören die im J. 1749 erworbenen und von den Engländern zweimal (1765 und 1785) wieder zurükgegebenen sogenannten vier Magans, welche eine Bevölkerung von 16 bis 18000 Seelen enthalten. Karikal selbst liegt in einer großen, schönen, gutangebauten Ebene, welche jährlich drei bis vier Erndten an Reis, Cocos- und Areka-Nüssen liefert. In einigen der Dörfer des französischen Gebiets wird gemalte Ziz-Leinwand verfertigt und mit Vortheil auf den Molukken abgesezt. Auch fabrizirt man hier Schnupftücher, nach Art derer von Masulipatnam, eben so gut gefärbt, aber minder fein als diese.

Im Norden von Pondichery besizt Frankreich zwei sehr vortheilhaft gelegene Factoreien. Die erste derselben ist Masulipatnam, welches nebst den Provinzen Condavir, Nellur, Rajemindri und Sicacol oder den vier nördlichen Circars von dem Subah von Decan an die Franzosen abgetreten wurde, und durch die Treulosigkeit des Marquis von Conflans im J. 1759 verloren gieng, indem sich dieser mit einem Heer von 18 bis 20000 Mann ohne Schwerdstreich an vier Kompagnien Engländer ergab. In kaufmännischer Hinsicht war Masulipatnam für die Franzosen sehr wichtig wegen des Handels mit den hier und in der Provinz Condavir fabrizirten Schnupftüchern, wegen der Nachbarschaft von Hyderabad, der Residenz des Subah, und wegen der Diamantgruben von Golconda; in politischer gab sie ihnen das Uebergewicht über Madras, und den größten Einfluß am Hofe des Subah. Der Leichtsinn der Regierung, und der Mangel an Zusammenhang bei ihren Projekten haben Frankreich um diese Provinzen gebracht, und England, welches Eigenthümerinn derselben wurde, in den Stand gesezt, den indischen Handel der Franzosen zu vernichten. Die zweite französische Faktorei ist Ayanaon in der Provinz Rajemindri, wo sehr

schöne Zeuge, die unter dem Namen Nordische Guineas bekannt sind, und geblümte Organdis (Jamdanis) verfertigt werden.

Auf der Küste von Orixa besizt Frankreich eine Faktorei zu Balasore im östlichen Marattenstaat, die aber jezt ebenfalls in den Händen der Engländer ist.

Chandernagor ist das Hauptcomptoir des Nationalhandels für die Provinzen Bengalen und Bahar. Seine in den blühenden Zeiten dieser Kolonie aus 60,000 Hindus bestehende Bevölkerung ist auf 30,000 zurükgekommen. Es liegt am rechten Ufer des Ougli-Flusses, in einer malerischschönen Gegend, und besizt einen kleinen, sichern Haven. Seine sehr starke Citadelle wurde von den Engländern gleich nach der Eroberung (1757) geschleift, und in den beiden Friedensschlüssen von 1762 und 1783 machte sich Frankreich verbindlich, keine Festungswerke in Bengalen anzulegen und keine andere Garnison, als eine Polizeiwache von 50 Mann in Chandernagor zu halten.

Unter den Faktoreien am Ganges ist die wichtigste die zu Dacca, welches der Hauptmarkt für die feinen bengalischen Musseline ist; nach ihr die von Fugdia,* wo die unter dem Namen Casses, Amames und Baftetas bekannten Baumwollenzeuge verfertigt, und von dort bis in die Türkei, ins nördliche Europa und nach Amerika versendet werden.

Unter den französischen Handelslogen im nördlichen Hindustan, ist die zu Patna die erste. Sie war von hoher Wichtigkeit, als Frankreich noch den größten Theil des zu seinen Pulvermühlen erforderlichen Salpeters aus Indien zog. Auch wird in dem Gebiet dieser Stadt der berühmte weisse Mohn gebaut, aus welchem das beste Opium verfertigt wird. Endlich gehört den Franzosen auch eine Faktorei zu Cassimbazar, welches der Hauptmarkt für die bengalischen Seidenwaren ist. Die Insel Cassimbazar, die durch den Ganges und zwei seiner Arme gebildet wird, hat eine

* Der Verfasser nennt diesen Plaz im zweiten Bande S. 346 Jungdia, und sezt ihn an den Zusammenfluß des Ganges und Brumaputer.

Oberfläche von 40 Quadratmeilen und ist mit Seidenwürmern bedekt, die bei dem schönen und warmen Klima 10 Monate des Jahrs in freier Luft leben und sich fortpflanzen. Die Niederlassungen auf der westlichen Küste sind folgende:

Mahe, im Gebiet des Nairen-Fürsten von Cotiate, an der Mündung des Flusses Colastri, französisch seit 1727, zweimal von den Engländern (1761 und 1779) erobert, und, was die Festungswerke betrift, geschleift, hat eine große merkantilische Wichtigkeit wegen des vortrefflichen Pfeffers, der Cardamomen, des Sandel-Holzes, des Bith- und Teek-Holzes, welche hier und in den Umgebungen gewonnen werden. Die Loge von

Calicut ist in der Hauptstadt des Samorins oder Kaisers aller Nairenfürsten. Die von

Suratē ist die älteste französische in Indien, iezt blos der Siz eines Agenten für die Handlungsverhältnisse. Der Besiz des Havens von

Chaoul, den die Maratten im J. 1770 an Frankreich überließen, erleichterte die Verhandlungen mit diesem mächtigen, über 400,000 Reuter gebietenden Volk ungemein. Chaoul ist nur 40 Meilen von Punah, der Residenz des Oberhaupts der Maratten entfernt.

XVII. Holländische Niederlassungen.

Von allen jenen Niederlassungen, welche die Holländer in jenen Zeiten, da ihre Seemacht noch in einem achtungswürdigen Zustand war, den Portugiesen entrissen haben, sind ihnen blos die Comptoirs von Cochin auf der Küste von Malabar, von Chinchura in Bengalen, von Sadras und Paliacate auf Coromandel und von Biblipatnam auf der Küste von Oriza übrig geblieben. Cochin an einem Fluß gelegen, der Schiffe von 200 Tonnen Last trägt, ist ein vortheilhafter Kanal für den Tausch und Verkauf der europäischen Einfuhr-Artikel, und der vorzüglichste Handel wird mit dem an dieser Küste in Menge und in sehr guter Quantität wachsenden Pfeffer getrieben. Zehn bis zwölftausend Juden haben sich, vom Handelsgeist getrieben, in Cochin niedergelassen.

Sadras, zwischen Pondichery und Madras, ist von geringer Bedeutung, besizt aber an seinen sieben Pagoden ein

wahres Wunderwerk des Alterthums der Hindus, das sich besonders durch die ungeheuren, in Felsen gehauenen Massen von Bildhauerarbeit auszeichnet Wichtiger ist Paliacate, berühmt duach seine schöne Manufakturen von Schnupftüchern, und von den Engländern noch nicht angetastet, weil sie volle Freiheit haben, so viele Waaren als ihnen gut dünkt, hier verfertigen zu lassen, und weil der mit einer einfachen Mauer umgebene und nur mit 30 Mann besezte Plaz der englischen Macht in Hindustan keine Unruhe erweken kann.

Das durch seine schöne Guineas wichtige Biblipatnam (Bimlipatnam) ist eher eine Faktorei, als ein Comptoir von dem Rang der Pläze Pondichery, Negapatnam oder Madras.

In Bengalen besizt die holländische Compagnie die Niederlassung von Chinchura.

Diese Nation, die dem Handel, hauptsächlich dem indischen, ihren Wohlstand und ihre Macht verdankte, befindet sich gegenwärtig in einem so kläglichen Zustand, daß sie kaum mehr unter den Mächten bemerkt wird, unter denen sie einst eine so rühmliche Rolle spielte, und was durch die Talente ihrer Barnevelt und de Witt in Hindustan erworben worden war, ist nun durch die Engländer weggenommen; nothwendige Folge falscher politischer Combinationen, der Zurüksezung des Kriegsstandes durch die holländischen Agenten und eines ungezügelten Luxus unter allen Klassen der Staatsbedienten, durch welchen jene Energie verloren gegangen ist, welche die Nation ihrer Mäßigkeit und Simplicität zu danken hatte.

XXIII. Englische Niederlassungen.

Grosbritannien — sey es nun Glük oder die Wirkung einer klugen, wachsamen und thätigen Verwaltung — Großbritannien ist unter allen Seemächten die einzige, die, anstatt wie Portugall, Holland und Frankreich in Indien auszuarten, sich dort erhalten und eine Macht gegründet hat, welche unangreifbar und unzerstörbar scheint.

Bombai, eine Insel und sehr feste Stadt auf der Küste von Decan in den Staaten des Peischwa der Marattey, mit einem vortrefflichen Haven, gehört zu den ältesten englischen Besizungen in Indien. Im J. 1756 ließ sich England von

dem Grosmogol die Stadt und Gebiet von Surate einräumen, wogegen es sich verbindlich machte, durch seine Kriegsschiffe den Handel von Surate gegen die Seeräubereien der Angrias zu schüzen. Tallichery und Aniengo sind nur wegen des Einkaufs des Pfeffers vortheilhaft; aber Mangalor mit einem großen Haven und einem fruchtbaren, an Reis, Sandel- und Bith-Holz sehr reichen Gebiet von 60 Quadratmeilen, ist eine der schäzbarsten Besizungen. Am äußersten Ende der Halbinsel beherrscht die nämliche Macht die Insel Ceylon, die vermittelst der Bai und des Havens von Trinquemale der Schlussel zu Indien ist, die ihr in kaufmannischer Hinsicht nicht nur den Ertrag der Zimmtpflanzungen und der Perlenfischerei gewährt, sondern auch die Möglichkeit, längs des ganzen Meerufers einen Kaffee zu bauen, dessen Eigenschaft dem von Beit-elfakih und Duden (im glüklichen Arabien) gleich kommen würde.

Das den Holländern abgenommene, regelmäßig befestigte Comptoir Negapàtnam auf der Küste von Coromandel, beherrscht das Königreich Tanschaur, Madura und Marava. Für die Handlung nicht sehr bedeutend ist es in politischer Hinsicht deßwegen wichtig, weil die auf der hiesigen Rhede vor Anker liegenden Schiffe alle Fahrzeuge, welche zur Zeit der Sommer-Monsons an der Küste herunter kommen, erbliken würden, und keines derselben der Wachsamkeit der Kreuzer entgehen könnte.

Das Comptoir von Goudelur ist wegen der in der Nähe verfertigten Basins in kaufmännischer Hinsicht ein vortheilhafter Plaz. Das eine Meile davon entfernte Fort St. David, ließ Lally nach der Eroberung im J. 1758 schleifen.

Madras, der Hauptort der zweiten englischen Präsidentschaft, eine in Ansehung ihres Handels, ihrer Ausdehnung und ihrer Bevölkerung von 7—800,000 Seelen unermeßliche Stadt, ist seit 1769 mit einer Mauer von Bakstein umgeben, zwei und dreißig kleine bastionnirte Thurme flankiren diese Mauer vom nordöstlichen bis zum südwestlichen Winkel, wo sich diese schwache, gegen eine europäische Armee nicht haltbare Fortification an einen Kanal anlehnt, welcher den Vorgraben des Forts St. George bildet. In ge-

dachtem Fort befinden sich alle Civil- und Militär-Behörden der Compagnie, und seine Häuser sind wegen ihrer verschwenderischen Pracht eher Palläste zu nennen. Die Stadt selbst hat seit 30 Jahren einen solchen Zuwachs bekommen, daß sie sich jezt bis zu dem ehemaligen portugiesischen Comptoir St. Thomas erstrekt, und mit diesem, sonst eine Meile südlich von ihr entfernten Plaz nur Eine Stadt ausmacht.

Noch besizt England auf der Küste von Coromandel und Oriza militärische Posten zu Ongol, Masulipatnam, Visagapatnam und Ganjam, welche dazu dienen, die Bewegungen der Fürsten jenseits der östlichen Kette der Gates-Gebürge zu beobachten.

Durch die Unterwerfung der Subahschaften von Bengalen und Bahar und des kleinen Königreichs Caschi unter ihre Souveränetät sind die Engländer Besizer eines Landstriches geworden, der unter seinen vormaligen Gebietern nach den vorhandenen Registern mehr als sechzig Millionen Einwohner zählte, und an Einkünften 26 Korurs Rupien (650 Millionen Livres tournois) abwarf. Calcutta, eine der größten Städte Hindustans, und eine der schönsten der Welt, ist der Mittelpunkt eines Handels geworden, der sich über alle vier Theile der Erde erstrekt. Sie enthält mehr als eine Million Hindus, und der Pacht des Zolls trägt jährlich 80 Lak Sicca-Rupien (über 20,000,000 Livres) ein. Jährlich kommen in ihren Haven mehr als 2000 große und kleine Schife aus allen Welttheilen an. Das Fort William, ein regelmäßiges Sechsek, südlich von Calcutta am Ufer eines Arms des Ganges, vertheidigt die Stadt. Da aber diese Citadelle, nur dem Auge des Layen, und nicht für den sachkundigen Ingenieur furchtbar, keine achttägige Belagerung ausbalten könnte, so hat die Regierung für dienlich gehalten, noch ein ziemlich beträchtliches Lager in ihrer Nähe zu errichten.

Die erwähnten Länder Bengalen, Bahar, Caschi, wozu man noch die späteren Erwerbungen Oude, Dindegal, Mangalor, Marava und Madura sezen muß, mögen dermalen eine Bevölkerung von 66 bis 70 Millionen enthalten, und einen Territorialertrag von mehr als 640 Millionen Franken geben, von welchen nach Abzug der Souveränetäts-Ausgaben (die

sich mit Einschluß der Niederlassungen Benkulen, Gomrun und Botanybay auf 250 Millionen belaufen) ein reiner Ertrag von 390 Millionen übrigbleibt, die Handlungsvortheile und die den verschiedenen Fürsten der Halbinsel und des nördlichen Hindustans abgeforderte Contribution ungerechnet.

Die häufigen Auswanderungen der Einwohner, eine Folge der Bedrükungen der Compagnie-Bedienten und eine zweimalige Hungersnoth zwischen den Jahren 1770 und 1781, haben die Bevölkerung und die Einkünfte, und so viele Revolutionen, Erschütterungen und Kriege in Bengalen, Bahar, Oriza und Coromandel die Masse des baaren Geldes auf eine sehr fühlbare Art vermindert. Um es der Habsucht der Machthaber zu entziehen, wurde es von den Souveräns und selbst von Privatpersonen verscharrt; die Engländer führen eine bedeutende Quantität desselben nach China aus, und da sie iezt die Herrn dieser Länder sind, so bezahlen sie ihre Produkte nicht mehr wie ehemals mit edlen Metallen; der große Geldumlauf, der durch die kostbaren Hofhaltungen und Bauten der ehemaligen Rajahs, Subahs und Nabobs bewirkt wurde, hat aufgehört, seitdem diese größtentheils abgesezt sind, und da noch überdieß alljährlich durch 50 bis 60 Engländer, die sich bereichert haben und mit ihrer Beute nach Hause gehen, eine Masse von mehr als 50 Millionen Franken aus dem Lande geschleppt wird, so darf man sich über die Abnahme des baaren Geldes und über die stets wachsende Schuld der Compagnie nicht wundern.

XXIV. Dänische und ehmahlige österreichische Niederlassungen.

Die dänischen Niederlassungen in Indien sind nicht zahlreich, und ihr Handel ist beschränkt, wiewohl sich diese Compagnie durch eine kluge, von allem Ehrgeiz freie Politik und durch ein billiges Betragen die Achtung der Hindus erworben hat. Ihre Hauptniederlassung Trinkbar* ist eine kleine, regelmäßig gebaute Stadt, gut befestigt, in einer angenehmen, gesunden und durch die Nachbarschaft des reichen und bevölkerten Königreichs Tanschaur für den Handel

* Gewöhnlich Tranquebar.

vortheilhaften Lage. In dem kleinen Comptoir Colechi der Küste von Malabar, macht die Compagnie ihre Pfefferein-käufe; am Ganges besizt sie Friedrichsnagur oder Si-rampur* und in der Provinz Bahar eine Faktorei zu Pat-na, wo sie sich mit Salpeter und den in der Gegend fabri-cirten Baffetas** versieht. Nach Bengalen schikt sie jähr-lich eins oder zwei Schiffe von acht bis neunhundert Ton-nen Last.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts ermunterte der deutsche Kaiser die Handelsleute zu Wien, eine indische Han-delsgesellschaft zu bilden.

Zu Ostende wurden einige Schiffe ausgerüstet, und mit Errichtung von Comptoirs der Anfang gemacht, ohne die da-zu erforderlichen Unkosten gehörig zu berechnen. Gleich in der ersten Expedition war das durch die Actien zusammenge-brachte Capital erschöpft, die Retourladungen konnten nur vermittelst des Credits, den einige Hindu-Kaufleute gaben, gemacht werden, und ihr Verkauf reichte gerade hin, um diese Schulden wieder abzutragen. So geschah es, daß die Com-ptoirs von Coblenz*** und Congimer auf der Küste von Coro-mandel und das zu Bankibasar in Bengalen, fast im nämli-chen Jahr wieder verschwanden, in welchem sie errichtet wor-den waren. Es hatte der Compagnie an einem hinlänglichen Kapital, an der vollständigen Kenntniß der Waaren und der Manufakturpläze und an einer wohleingerichteten Korrespon-denz zwischen den in Indien residirenden Agenten und denen in Europa gefehlt. Als im J. 1776 Herr Bolz, ein ein-sichtsvoller Mann, der mehrere Jahre im Dienste der engli-schen Compagnie gestanden hatte, die Wiener Kaufleute zu einem neuen Versuch veranlaßte, war der Erfolg eben so ungünstig.

XXV. Portugiesische Niederlassungen.

Diese beschränken sich, nachdem Portugal einen großen Theil seiner Besitzungen an England und Holland verloren

* Zwischen Chandernagor und Calcutta.

** Eine Gattung bengalischer Baumwollenzeuge.

*** Der Verfasser meint wahrscheinlich Covelong, südlich von Madras.

hat, auf das einzige Goa, das einen vortreflichen Haven, aber nur einen unbedeutenden Handel hat, und auf vier kleine Distrikte an der Küste von Conkan, welche hochtrabend genug die königlichen Provinzen der Terra-Firma genannt werden. In politischer Hinsicht wäre Goa dadurch sehr wichtig, daß es den Peischwah, das Oberhaupt der Maratten ins Schach sezt. Zu wundern wäre es also nicht, wenn England sich in den Besiz von Goa sezte, denn da es bereits Meister von Mangalor, Bombay und Surate ist, so würde es, wenn Goa noch dazu käme, den Maratten jede Bewegung ohne seine ausdrükliche oder stillschweigende Erlaubniß unmöglich machen.* Was die portugiesischen Niederlassungen zu Diu, Mangalor, Calicut, St. Thomas und Bandel betrifft so verdienen sie kaum diesen Namen. Es sind bloße Mönchsklöster von verschiedenen Orden, die keinen Verwaltungs oder Souveränetäts-Act ausüben, als daß sie an Sonn- und Fest-Tagen die Flagge des Königs von Portugal wehen lassen.

XXV. Einfuhr-Artikel aus Europa nach Indien.

Europa hat nur wenige Gegenstände, an rohen oder verarbeiteten Produkten, die den Hindus brauchbar wären. Der wichtigste unter allen Einfuhrartikeln ist das Gold und Silber, denn bei der bestgewählten Schiffsladung, bei dem schnellsten und vortheilhaftesten Verkauf derselben darf man darauf rechnen, daß man wenigstens noch einmal so viel, als diese Ladung beträgt, für die Rükfracht wird bezahlen müssen. Gewöhnlich besteht die Ladung eines Ostindienfahrers aus 1/4, bisweilen aus 1/3 an Eisen, Kupfer und Blei, und aus 1/3 oder 1/6 Bordeaux-Wein, dem einzigen der nebst dem Madera-Wein nach Indien verführt werden kann.

Das Eisen, das Hindustan hervorbringt, ist weich und geschmeidig, und nur zu wenigen Arbeiten, z. B. zu Schlüsseln, Ketten, und andern Instrumenten (besser aber als das europäische zu Flinten-Läufen) zu gebrauchen. Das sämmt-

* Goa wurde wirklich im Anfang dieses Jahrhunderts durch ein englisches Regiment (das 84ste) besezt, das aber im J. 1802 nach Bombay zurükkehrte.

liche Eisen, das nach Indien geführt wird, wird für 5 Millionen Franken, der Centner im Durchschnitt für 35 bis 36 Fr. verkauft; Stahl für 300,000 Fr., der Centner zu 48 bis 50 Fr.; Kupfer für 7,400,000 Fr., der Centner zu 125 Fr.; Sammt für 3,800,000 Fr.; englische Tücher für 15,500,000 Fr.; goldene und silberne Tressen und Spizen für 400,000 Fr; Goldschmids- und Juwelier-Arbeiten für 4,000,000 Fr.; Gold-Drath für 3,800,000 Fr.; Corallen für 3,800,000 Fr.; Wein (von Bordeaux und Champagner, von jenem die Kiste von 60 Bouteillen zu 180 bis 200 Fr., von diesem die Bouteille zu 10, 12 bis 14 Fr.) für 4,700,000 Fr.; Olivenöl, Käs von Gruyere,* westphälische und englische Schinken, feine Liquöre, eingemachte Früchte, Trüffeln für 1,500,000 Fr.; einfache und doppelte Flinten und Pistolen für 2,200,000 Fr.; Schiffsanker, einfache und doppelte Blokrollen (poulies) und andre zur Ausrüstung eines Schiffs gehörige Artikel für die an der Küste wohnenden Hindu-Kaufleute, deren Schiffe nach Moka, Achem, nach den Maldiven und an den Ganges gehn, für 1,250,000 Franken.

Diese verschiedenen Gegenstände, welche die Compagnien von Frankreich, England, Holland und Dänemark nach Indien einführten, beliefen sich auf eine Summe von 146,000,000 Franken, wozu Frankreich von 1734—1760 mit 68,000,000 concurrirte.**

Mit dem Jahr 1760 hörte der französische Handel durch die Zerstörung unsrer Comptoirs und die Wegnahme unsrer Retourschiffe gänzlich auf. Er erhielt seit 1765 ein neues Leben; als aber Necker im J. 1769 unter die Direktoren der Compagnie aufgenommen wurde, und sich seinen neuerungssüchtigen Combinationen überließ, da verschwand auch die lezte Hoffnung einer Möglichkeit zur Wiederherstellung eines glüklichen Fortgangs unsrer Handelsgeschäfte.

Die französische Einfuhr verminderte sich von Jahr zu Jahr, bis im J. 1771 vermittelst einer höchst falschen und

* Oder Griers im Canton Freiburg.

** Aus der Summirung des Preises sämmtlicher vom Verfasser specificirter Artikel ergiebt sich nicht weiter als ein Total von 53,450,000 Franken.

unglükbringenden Combination der Regierung das Arrêté des Staatsraths abgelokt wurde, das den Freiheitsbrief der Compagnie vernichtete. Der Handel nach Hindustan kam in die Hände der Spekulanten von Marseille, Bordeaux, Larochelle, Nantes und l'Orient, und die Ausfuhr, die im J. 1771 noch auf 22 bis 23 Millionen stand, sank auf 5 bis 6 Millonen herab. Sie hob sich wieder zwischen den Jahren 1775 und 1778 auf 12 Millionen. Auch die im J. 1785 von dem General-Controleur Calonne gestiftete Compagnie hat den Erwartungen, die man sich von ihr machte, nicht entsprochen, und ihr Kapital war zu schwach, um den Handel mit der erforderlichen Ausdehnung zu treiben.

Die ganze Ladung, welche die alte Compagnie jährlich auf 12 Schiffen abgehen ließ, bestand aus lauter natürlichen oder Kunstprodukten des Landes, und so wußte sie alle Quellen des Nationalwohlstandes zu benuzen und zu erhöhen. Von Privat-Rhedern, die kein gemeinschaftliches Kapital haben und nur im Kleinen spekuliren können, kann man die nämlichen Vortheile nicht erwarten. Diese gewährt nur eine National-Compagnie, deren Ladungen combinirt sind und dermaßen ins Große gehen, daß der an einem Artikel gemachte Verlust durch den aus den übrigen gezogenen Vortheil vergütet wird.

VII.

Polizei in Spanien.

Ich weiß nicht, ob die Gelehrten den Begriff der Polizei genauer und übereinstimmender festgesezt haben, als die Regierungen, welche in dieses Fach Vieles unterbringen, das in andre gehörte. In neuern Zeiten hat es eine Ausdehnung erhalten, von der man ehemals, bei gleichen Bedürfnissen, keine Ahnung hatte.

Ich lasse mich nicht auf die Bestimmung dieses Wortes ein, sondern fasse unter ihm und seinen Haupt-

begriff, Schaden und Unordnung verhütend, Alles zusammen, was mir, außer der höhern Gesezgebung, diesen Zwek zu haben scheint.

Man wundre sich daher nicht, wenn ich mit der Inquisition beginne. Ein Tribunal, das sich nicht nur zum Richter über Handlungen, sondern auch über Gedanken und Hoffnungen, Glauben und Besorgnisse aufgeworfen hat, verdient überall den ersten Rang. Ausserdem hat es ja noch in unsern Tagen Vertheidiger gefunden, und dieß nicht nur aus Liebe zur Paradoxie, welche uns schon so oft irre zu leiten suchte, sondern vielleicht aus wirklicher Ueberzeugung von Seite der Spanier,* und aus verächtlicher Schmeichelei gegen die spanische Regierung von Seiten eines Franzosen. Herr von Marcillac, dessen Reise durch Spanien erst vor einigen Jahren erschienen ist,** giebt sich die Mühe, die Inquisition zu vertheidigen, und glaubt gewonnenes Spiel zu haben, weil sie seit 1680 kein Auto-da-fé mehr gegeben. Außerdem aber, daß dieß grundfalsch ist, und noch 1780 in Sevilla eine Frau, der Hexerei wegen, von ihr verbrannt wurde, ist dieß überhaupt eine schlechte Vertheidigung einer Anstalt, in deren ganzen Einrichtung die Vorbereitung zu den abscheulichsten Mißbräuchen, und selbst zur Gefährdung der bestehenden Ordnung liegt. Lezteres, dünkt mich, ist die Seite, von welcher man die Inquisition hätte angreifen müssen, um sie schon früher zu stürzen. Sie ist ein Tribunal, dessen Wirkungs-

* Defensa critica de la inquisicion por Macanez, publ. por Sotomassor, ein schon älteres Werk in verschiedenen Ausgaben; und Disc. hist. legale sobre el origea, progresos y utilitad de la inquisicion en Espanâ 2te Ausg. 1805.

** Nouveau voyage en Espagne. Paris 1805. Er hat sich in diesem Werk nicht genannt, aber in einem spätern: Aperçu sur la Biscaye u. s. w. Paris 1807, welches dem Friedensfürsten zugeeignet ist, und somit seinen Vorläufer erklärt.

kreis beinahe gränzenlos, dessen Proceduren von allem andern Rechtsgang völlig verschieden, das von der höchsten Autorität des Staats unabhängig, und von einer Menge blinder Werkzeuge bedient ist, die es zu Allem brauchen kann, wohin es sich immer wenden will. Man weiß, in welchem Tone die Großinquisitoren früherer Zeiten mit den Königen von Spanien gesprochen haben. Aber wer die Nachgiebigkeit der Leztern gegen den Priesterstolz nur in ihrer Devotion finden wollte, der kennt die Macht und Furchtbarkeit dieses Tribunals nicht. Haben sich in neuern Zeiten dergleichen Vorfälle seltener gemacht, so war dieß die Wirkung des Geists der Zeit überhaupt, aber nicht die Schwächung der Inquisition.* Sie war noch immer mächtig genug, um einen schwachen König zittern zu machen, an denen es bekanntlich auf dem Throne der Bourbons niemals gefehlt hat. Aber diese waren auch so lenksam, daß es wahrer Muthwil-

* Daß der alte Geist noch immer in ihr herrschte, ist mir aus mehrern Umständen gewiß. Folgender Zug dürfte wohl charakteristisch seyn. Ich kann seine Wahrheit verbürgen. Bei dem Rükzug des Marschalls Moncey von Valencia waren alle Einwohner von Cuenza, nachdem sie einigemal auf die Franzosen geschossen, eilends aus der Stadt entflohn. Die Franzosen fanden keine Seele mehr, und alles in so schöner Ordnung, daß man sah, wie sie vor Eile beinah gar nichts geflüchtet hatten. Der Inquisitor des Orts hatte unter Anderm Geräthschaften zurükgelassen, deren Gebrauch sich nicht mit allen drei Gelübden vereinigen läßt. Das Merkwürdigste indeß war das Wappen, womit sein Kabinet dekorirt war. Auf einem Grund von Schwefel, Blut und Feuer stand ein Kreuz. Neben diesem war auf der einen Seite ein Dolch, auf der andern ein Oelzweig angebracht. Oben über hiengen zwo schwarze Kugeln. — Dieß war das Wappen des Inquisitors von Cuenza, nicht im 15ten Jahrhunderts, sondern im Jahre 1808.

len gewesen wäre, sie in ihrer Ruhe zu stören. So schloß sich die Inquisition vielmehr genau an die Regierung an, und leistete ihr diejenigen Dienste, wozu sie am geschiktesten war, und die sie zu einem Plaz in dem Artikel von der Polizei berechtigen, nämlich Spionendienste.

Dieß mag wohl früher schon der Fall gewesen seyn; allein durch die französische Revolution erst nahm ihr Geschäftskreis umfassend diese Wendung. Der Priesterstand sah nur zu bald, wie gefährlich ihm diese neuen Meinungen werden mußten. Er wußte wohl, daß sich aus demokratischen Formen immer wieder monarchische erhoben, aber daß sein Stand, einmal in seinen Grundfesten zerstört, sich nie wieder erheben konnte. Darum schloß er sich an die Sache der Fürsten an, nahm die Inquisition in Spanien die politischen Meinungen in ihren Amtskreis auf, und verbreitete sie sich in dieser Absicht ihr Spionensystem soweit, wie möglich.* Wirklich sind auch alle Nachahmungsversuche der französischen Revolution in Spanien durch sie entdekt worden, und mußte ihr die Regierung natürlich dafür Dank wissen, wenn es gleich die Klugheit erforderte, ihr dieses Geschäft nicht länger zu lassen. Nun weiß man aber, daß der Priesterstand sich nicht leicht, was man ihm einmal zugestanden, wieder nehmen läßt, und es war überhaupt von der spanischen Regierung eine solche Kraftäußerung nicht zu erwarten. Sie wurde durch die Revolution von Aranjuez dafür bestraft. Die gefährlichste Verschwörung gegen die herrschende Gewalt wurde von der Inquisition, welche wohl darum wissen mußte, verschwiegen, und dadurch das klarste Zeugniß von ihrer Gefährlichkeit gegeben.

* Selbst in den naturwissenschaftlichen Schriften, welche in den Jahren 789, 1790 und später erschienen, fanden sie die gefährlichen Neuerungen heraus, wie ein ausdrükliches Verbot einiger Bände des physikalischen Journals von Paris beweiß, das 1791 erschienen ist.

So erstrekte sich ihr Wirkungskreis also in dem Jahrhundert der Aufklärung viel weiter, als in frühern Zeiten, da sie ihre Macht nur mit weniger Rükhalt benuzte. Und dieser neue Zweig desselben war nicht blos in der Stille ausgebildet worden, sondern eine, Jedermann bekannte, Sache, die man nicht einmal mehr zu verbergen der Mühe werth hielt. Ich finde z. B. in einem königlichen Befehl vom 8ten Juni 1802, welcher die alten Verordnungen in Bezug auf die Juden schärft, die Stelle: „es solle kein Jude in das Land kommen, ehe der Inquisition davon Anzeige gemacht ist, damit diese seine Person und Handlungen verbergen, oder beobachten kann, mit den, bisher gewohnten, Formen und Vorsichtsmasregeln." * Dieß beweißt also, daß die Inquisition Spionen aller Art und überall hatte, daß sie erfahren konnte, was sie wollte, und daß es nur von dem Priester, der an ihrer Spize stand, abhieng, seine Macht, soweit er wollte, auszudehnen, und, wie es ihm gefiel, zu gebrauchen. Indeß ist es merkwürdig, daß die Inquisition in einer Zeit, die sich so grosser Fortschritte vor dem fünfzehnten Jahrhundert rühmt, gerade wieder etwa auf denselben Punkt zurükgekommen ist, von welchem sie ausgegangen war. Der Zwek ihrer ersten Einrichtung im Jahr 1474 war, wie ich fest überzeugt bin, nicht Erhaltung der Religion und ihrer Reinheit, sondern diese nur der Vorwand, den man einer Anstalt lieh, welche gegen die häufigen, das Land trennenden, Faktionen, an deren Spize viele Prälaten standen, errichtet worden war. Man wußte, daß der Vorwurf, ein Kezer zu seyn, einem Mann weit mehr schadete, als wenn man ihn einen Empörer nannte, verbrannte daher

* Ich muß gestehen, daß mir der Ausdruk: verbergen oder beobachten (celar o observar) völlig unverständlich ist. Denn soweit geht doch mein Haß gegen alles Inquisitionswesen nicht, daß ich unter dem Verbergen eine stille Niederlassung in den Gefängnissen dieses Tribunals verstehen sollte.

so viele Mauren und Juden, als man ihrer nur immer habhaft werden konnte, und hatte dabei den Vortheil, auch andrer Männer loszuwerden, denen man nicht anders, als durch ein Gewissentribunal beikommen konnte.

Besonders durch seine Mißbräuche schließt sich das Censurwesen zunächst an die Inquisition an. Sein erster Aushängeschild war die Erhaltung der Religion gewesen, wie bei diesem; seine lezten Fortschritte haben sich gleichfalls gegen die politischen Meinungen gerichtet. Daß die Censur in Spanien ausserordentlich strenge war, wußte ich, eh' ich selbst in dieses Land kam; aber als ich meine Untersuchungen in Madrid anstellte, fand ich meine Erwartungen doch noch weit übertroffen. Ich sah an allen Kirchthüren grosse gedrukte Edikte angeklebt, welche die jedesmalige jährige Sichtung der Literatur, die die Inquisition vorgenommen hatte, enthielten. Sie theilten die gefährlichsten Schriften in folgende drei Klassen:

1. Bücher, die mit besonderer Erlaubniß gelesen werden dürfen;
2. Die erst vorher gereinigt werden müssen;
3. Die ganz und gar verboten sind.

Unter leztern fand ich dann freilich Schriften, die ich hier nicht gesucht hätte, wie z. B. Pope's und Mably's Werke; Loke, über den menschlichen Verstand;* Millots Geschichte von England; die Briefe der Babet; Chesterfields Briefe an seinen Sohn, und Hugo Blairs Vorlesungen über die Rhetorik.

Meine weitern Untersuchungen führten mich auf die lezte königliche Verordnung in Bezug auf den Druk von Büchern in dem Land, und die Einfuhr ausländischer

* Die Inquisition übte also eine, von dem Censurtribunal unabhängige, Censur aus: denn ich fand dieses und Blairs Werk als Lehrbücher bei mehrern höhern Schulanstalten auf Befehl der Regierung festgesezt. Offenbar ein Widerspruch, welcher der Nachsicht der Regierung nicht zur Ehre gereicht!

Schriften. Sie ist vom 11ten April 1805, und sezt ein eigenes Tribunal für alle, auf diesen Gegenstand sich beziehende, Gegenstände nieder. Das Wesentlichste davon ist folgendes.

Der König ernennt unter den Gliedern des hohen Raths von Kastilien einen Juez de Imprenta. (Richter für das Drukwesen.)

Diesem liefert jeder Schriftsteller, der etwas druken lassen will, sein Manuscript aus. Dabei zahlt er ihm sogleich 60 Realen für den Bogen. Eine gleiche Summe entrichtet er ihm, wenn er dasselbe mit seiner Billigung wieder zurükerhält. * Das Exklusivprivilegium für den Druk einer Schrift wird von dem hohen Rath selbst ertheilt, und besonders bezahlt.

Nach Erhaltung des Manuscripts ernennt der Richter die Censoren, welche ihm genau die Gründe angeben müssen, warum sie ein Buch billigen, oder verwerfen. Es ist dem Verfasser erlaubt, sich zu vertheidigen, worauf der Richter sodann, nach Anhörung der Gründe von beiden Theilen, entscheidet. Wird der Druk unzuläßig gefunden, so erhält der Verfasser die Handschrift nicht wieder zurük, sondern werden auch noch alle Kopien, Brouillons u. dgl. in seinem Hause konfiszirt. Sie wird mit diesen in Archive niedergelegt, wo sich seit Jahrhunderten ein ansehnlicher Vorrath solcher unterdrükten Zeugen der Wahrheit aufgehäuft hat, deren Bekanntmachung mit der Zeit unter einer hellerdenkenden Regierung die spanische Literatur plözlich und merkwürdig beleben wird.

Nach dem Druk wird dem Richter zuerst ein Exemplar mit der gebilligten Handschrift zur Vergleichung vorgelegt. Gegen Schriftsteller und Druker sind die schärfsten Strafen bestimmt, im Fall man etwas ausgelassen, zugesezt oder verändert fände. Ist Alles in der Regel,

* Ein Buch, das in Spanien gedrukt wird, kostet also, wenn es zwanzig Bogen stark ist, nur allein Censurgebühren 2,400 Realen, oder etwa 600 Franks. Diß war wohl das kürzeste Mittel, das ganze Drukwesen völlig aufzuheben!

so werden vor dem Verkauf neun Exemplare für die königlichen Bibliotheken abgegeben.

Der Richter hat zugleich die Aufsicht über alle, von Außen hereinkommende, Schriften. Diese werden auf der Gränze unter Sequester gelegt, und von den Mauthämtern ihr Verzeichniß an ihn eingesandt, worauf er die Censoren ernennt. Nach ihrem Bericht entscheidet er, ob sie eingeführt werden können, oder konfiscirt werden müssen. Einen dritten Fall giebt es nicht. Im ersten zahlt man noch zehn Procent Auflage, welche auch von den im Lande selbst gedrukten, Büchern, außer obiger Censurabgabe, entrichtet werden.

Zu periodischen Schriften ertheilt der König selbst die Erlaubniß, und der Richter ernennt die Censoren, deren jeder für sein Geschäft jährlich von dem Herausgeber mit 200 Dukaten besoldet wird.

Unter diesem Richter stehen fünf und zwanzig Unterrichter, die in den verschiedenen Städten des Königreichs vertheilt sind, und sein Amt daselbst ausüben. Kupferstecherarbeiten sind gleich strengen Censurgesezen unterworfen.

Man sieht aus dem Geiste dieser Verordnung, wie man geradezu dem ganzen Drukwesen die allerschwersten Fesseln anzulegen suchte, und dieses unter dem Ministerium eines Mannes, den man eine Zeitlang den Beförderer der Wissenschaften genannt hat. Zuverlässig hat es nie eine Censur gegeben, die, bei ihrer Dauer, so sehr, wie diese, allen Gebrauch der Presse aufheben mußte. Außerdem, daß sie dem Schriftsteller unzählige Hindernisse in den Weg legte, erhöhte sie die Preise der Bücher noch auf eine unglaubliche Weise, und verhinderte dadurch, was wahrscheinlich die Absicht war, daß gewisse Kenntnisse nie in allgemeinen Umlauf kamen.

Alle diese Censurgesezе wurden aufs strengste beobachtet, was bei den übrigen Polizeiverordnungen gar nicht der Fall war. Sie hatten, wie schon bemerkt, die Folge,

daß beinah gar nichts mehr von den Buchhändlern unternommen werden konnte. Die meisten, wichtigern Werke mußten schon vor dem lezten Censurreglement, das ich angeführt habe, auf Subscription gedrukt werden, und da fielen denn alle Arten von Veruntreuungen vor, welche man schon so oft bei uns gesehen hat. Diesem kam aber eine sehr weise Verordnung vom Jahr 1804 zuvor, die es allen denjenigen, welche ein Werk auf Subscription druken lassen wollten, zur Pflicht machte, erst dem hohen Rath von Kastilien den Prospektus davon vorzulegen. Dabei mußte die Zeit der Bekanntmachung bestimmt werden, und wurde der Unternehmer, im Nichthaltungsfall seines Wortes, dazu gezwungen. Da nun die meisten Zeitschriften auf diese Weise angefangen wurden, so war doch das Publikum gesichert, daß sie eine Zeitlang fortgesezt werden mußten, welches in den lezten Jahren indeß doch keiner einzigen eine lange Dauer zu fristen vermochte, indem die Censur zu strenge war, und der lesende Theil der Nation das Bedürfniß freierer Mittheilung zu stark fühlte.

Man stößt in Spanien überall auf eine Menge der vortrefflichsten Gesezе und Einrichtungen, welche aber nur größtentheils den Fehler haben, nicht beobachtet zu werden. Das Theaterreglement vom 11ten März 1801 ist in einem sehr edlen Geiste verfaßt, und wurde nur nicht in allen seinen Theilen ausgeführt. Zufolge desselben besteht die Aufsicht über die Theater überall, die Hauptstadt ausgenommen, wo sie der Junta-General untergeordnet sind, aus vier Personen, dem Corregidor, oder Alcalde-Major, einem Regidor, einem Deputirten der Gemeinde, und einem literarischen Censor. Wo ein neues Theater errichtet wird, muß zuvor besondere Erlaubniß dazu von der Regierung eingehohlt werden. Diesem gemäß sind daher alle herumziehenden Banden, *als den guten Sitten schädlich, und die dramatische Kunst in Verachtung bringend*, völlig

verboten. Nur junge Leute von einiger Erziehung, welche wenigstens lesen und schreiben können,* dürfen die theatralische Laufbahn erwählen. Sie müssen sämtlich geborne Spanier seyn, indem blos Stüke in kastilianischer und keiner andern Sprache, (die Opern ausgenommen) aufgeführt werden dürfen. Auch hat man die Franzosen in ihrer edlen Belohnungsweise der Schauspieldichter nachgeahmt, und drei Procent von der Einnahme, wo ein Stük, und wie oft es gegeben wird, für seinen Verfasser festgesezt.

Der Begriff der Polizei ist in Spanien, eben so wenig, als in andern Staaten, jemals rein bestimmt worden. Sie greift auch ihrem Wesen nach in so viele andre Fächer ein, daß sie gleichsam nur das Supplement von allen zusammen ist, und daß es für eine Regierung zwar nicht sehr großer Einsicht, aber doch wenigstens kraftvollen Durchgreifens bedarf, um ihr ihren Wirkungskreis, unabhängig von allen andern Autoritäten zu bestimmen. Daran hat es in dem lezten Jahrhundert in Spanien nur immer gefehlt, und die, im Jahr 1782 noch von Karln III. angeordnete, Polizeiintendenz fand, bei ihrem nothwendigen Eingreifen in andre Departements, und dem langsamen Gang aller Verhandlungen, die größten Schwierigkeiten. Karl IV. hob sie daher 1791 „als den Gesezen von Spanien zuwider und schädlich," wieder auf, und gab die

* Uns Deutschen scheint diese Bedingung sondervar, und wir können nicht begreifen, wie man ein Schauspieler seyn kann, ohne lesen und schreiben zu können. Dergleichen giebt es aber noch viele in der Welt, und es wird Manchen unglaublich seyn, wenn ich sie versichere, daß einer der ersten, gegenwärtigen Schauspieler des Theaters Français in Paris, welches bekanntlich von der ganzen französischen Nation als die höchste Schule der dramatischen Kunst und der reinen Sprache angesehn wird, zwar lesen, aber nicht vier Linien ortographisch zusammenschreiben kann. Man sieht aus diesem und vielen andern Beispielen, wie des Marschalls von Richelieu z. E. daß Cäsars Behauptung: wer nicht lesen und schwimmen kann, taugt nichts, denn doch seine Ausnahmen leidet.

Polizei in die Hände der Albaldea, und die Oberaufsicht über sie im ganzen Königreich an den Gouverneur des Conseils zurük. Wie man dabei gefahren ist, weiß ich nicht. Wohl aber nicht zum besten; denn seit dieser Zeit brachen, nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch auf verschiedenen Punkten der Monarchie gefährliche Aufstände aus, die man zwar immer wieder zu unterdüken glüklich genug gewesen war, ohne darum ihre gewöhnlichen Folgen, zu ähnlichen Versuchen aufzumuntern, verhindert zu haben. Man muß später die Nothwendigkeit eines eigenen Polizeidepartements gefühlt, und dasselbe wieder hergestellt haben; denn Ferdinand VII, hob es den 25. März dieses Jahrs, dem Volk zu gefallen, auf, und sezte die Sachen auf den ältesten Stand zurük. Schon aus diesem Schwanken zwischen dem Bedürfniß einer geregelten Polizei und der Abneigung des Volks gegen dieselbe auf der einen, so wie der Schwierigkeit, welche ihr die Beamten auf der andern Seite selbst entgegen sezten, geht einer der stärksten Beweise für die Kraftlosigkeit der Regierungen der zween lezten, herrschenden Bourbons hervor.

Ich habe schon gesagt, daß ich nicht im Stande bin, die völlige Uebersicht des spanischen Polizeiwesens zu geben, indem mein Aufenthalt in diesem Lande durch die überraschenden Ereignisse zu schnell unterbrochen wurde. Von medicinischer Polizei kann ich daher nichts anführen, als einen höchst merkwürdigen Vorfall, welcher zu einem königlichen Beschluß Veranlassung gab, aus dem man übrigens nicht die günstigste Vorstellung von dem Zustand der medicinischen Polizei in Spanien ziehen dürfte. Freilich ereignete er sich schon im Jahr 1788, in welchem Karl III. bekanntlich gestorben ist; allein seit diesem König ist, außer den Veränderungen im Militärwesen, so wenig in Spanien für wahre Aufklärung und Verbesserung des Zustands der Nation geschehn, daß ich jenen Vorfall wohl noch anführen darf.

Die Regierung wurde um die Billigung und die Erlaubniß zum Verkauf eines antivenerischen Specifikums angegangen. Das Protomedikat erhielt den Befehl, seine Bestandtheile und die, damit gemachten, Kuren zu untersuchen. Allein der Erfinder wollte erstere nicht angeben, und lezteres war nicht im Stande, sie durch chemische Zerlegung selbst zu bestimmen. Statt also jenen gerade zu mit seiner Bitte abzuweisen, wurde nicht nur für ihn, sondern für alle ähnlichen, vorkommenden Fälle verordnet: daß jeder Erfinder oder Besizer eines solchen geheimen Mittels, das von der Regierung erlaubt worden, die Zusammensezung desselben in einem versiegelten Billet bis nach seinem Tod im Archiv niderlegen, wo es sodann eröffnet, und, wenn es sich als erprobt, zu allgemeiner Kenntniß gebracht werden soll. Bis dahin kann es Jedermann mit demselben wagen; nur in den Hospitälern darf es nicht gebraucht werden, und wird somit die ganze Nation jedem Charlatan in die Hände gegeben.

Diese Probe von medicinischer Polizei verspricht eben nicht sehr viel. Sie ist auch in andern Punkten, in Bezug auf Freudenmädchen, Ammenwesen, Straßenreinigung u. dgl. völlig mangelhaft. Erstere sind ihrem Schikfal ganz überlassen, und brauchen nur hübsch vorsichtig zu seyn, und sich einiger Protektion zu versichern, um nichts von der Polizei fürchten zu dürfen. Ihre Klasse ist daher häufig genug der sehr zahlreichen der Ammen verwandt, indem in Spanien nur wenige Mütter von einiger Wohlhabenheit ihre Kinder selbst säugen. Aber ich habe nie erfahren können, daß sich die Polizei um diesen sehr wichtigen Punkt bekümmerte. Die vielen Ankündigungen, mit welchen diese Weiber die öffentlichen Blätter anfüllten, ließen weder auf eine Vorsorge der Regierung, noch auf einige Vorsicht der Mütter

ſchlieſſen, die ihren Kindern den erſten Dienſt der Natur verſagten. Von dieſem und vielem Andern kann überhaupt nicht die Frage in einem Lande ſeyn, in deſſen Hauptſtadt, und in deren volkreichſten Straſſe man, mitten in dem heiſſeſten Sommermonat, ein todtes Maulthier vier und zwanzig Stunden lang liegen läßt, wie ich in der Straſſe von Alcala zu Madrid geſehen habe.

Dafür hat Spanien in einem andern Punkte Fortſchritte gemacht, und zwar in der Anlegung von Gottesäkern auſſer den Ortſchaften. Dieſes Verdienſt gehört noch Karln III an, von welchem überhaupt das Meiſte ſtammt, was man Nüzliches im Geiſte der neuern Zeit in Spanien erblikt. In allen Ländern war das Vorurtheil dieſer Einrichtung entgegen, indem auch der Vernünftigſte gern neben den Gebeinen ſeines Vaters ruhen mag, und die unwiſſende Menge ſich nur mit Mühe dieſes unfruchtbare Recht nehmen läßt. * In Spanien, wo jede Abweichung von der alten Sitte immer die gröſten Schwierigkeiten findet, mußte dieſe den hartnäkigſten Schwierigkeiten begegnen, wenn gleich Karl III durch päbſtliche Breven zur Anlegung von Grabkapellen u. dgl. ſie ſo ſehr, wie möglich, zu heben ſuchte. Der Patriotismus einzelner Bürger that viel für die Sache, die

* Wie es mit dem Begraben in den Kirchen von Spanien zugieng, verräth eine Stelle in dem Hirtenbrief des Erzbiſchofs von Toledo, worin er dem Volk die Nüzlichkeit der Gottesäker anrühmt, und die päbſtlichen Breven darüber bekannt macht. Es heißt darin unter andrem: Mit der Zeit werden ſich unſre Nachkommen wundern, wie die Glaubigen es zugeben konnten, daß man, während ſie ſich in den Kirchen befanden, Gräber öfnete, oder daß ſie ſchon geöfnet waren, und der Geſtank das ganze Gebäude ſo durchdrungen hatte, daß man, um nur Athem hohlen zu können, alle Thüren öfnen mußte. Aber noch mehr wird man ſich in Zukunft darüber wundern, daß es eine Gräberreinigung gab, und daß man die Ruheſtellen der Todten von Zeit zu Zeit eröfnete, die Knochen, und ſelbſt noch oft Fleiſch herausnehm, und, wie Miſt, auf Karren fortführte. Das geſchieht heutzutag, und iſt vielen bekannt....

Geistlichkeit reichte willig die Hände, aber noch sind die Gottesäker nicht in dem ganzen Reiche allgemein, was man blos der Saumseligkeit der lezten Regierung zuschreiben darf, die es zwar nicht an Aufmunterungsdekreten, aber an nachdrüklichen Machtworten mangeln ließ, und noch im Jahr 1800, während das gelbe Fieber in Cadiz wüthete, sah man sich genöthigt, die Maasregeln gegen seine weitere Verbreitung mit dem Befehl, die Todten ausser der Stadt zu begraben, zu eröfnen.

Für ein, beinah auf allen Seiten vom Meer umströmtes, Land waren gute Quarantänanstalten überhaupt von höchster Nothwendigkeit. Ich kenne die spanischen blos aus dem Erfolge, und dieser spricht nicht sehr vortheilhaft für sie. Es ist kein Zweifel, daß das gelbe Fieber in Cadiz aus Amerika gekommen ist. Allein zu gleicher Zeit hatten sich fürchterliche Krankheiten von völlig verschiedenem Karakter durch ganz Andalusien verbreitet, wohin sie ohne Zweifel aus Afrika, wo gerade die Pest herrschte, gekommen waren. Fast in dieselbe Zeit fällt das Unglük von Malaga — lauter Umstände, welche nicht auf eine große Wachsamkeit der spanischen Quarantänanstalten schliessen lassen, wenn ich gleich fest überzeugt bin, daß es an guten Einrichtungen auf dem Papier nicht fehlt.

Mehrere Quartiere der Stadt Madrid, oder vielmehr der gröβte Theil der Häuser derselben, sind von Holz gebaut, und Feuersbrünste daher eben nicht sehr selten. Ich erkundigte mich daher nach Assekuranz- und Lösch-Anstalten, und konnte von beiden gar nichts, als eine, zum Sprüchwort gewordene, Rede erfahren: wenn es einmal in Madrid brennt, so dauert es vier Tage. Damit hätt' ich freilich mich begnügen können, aber ich sollte selbst Zeuge einer Feuersbrunst werden. Sie brach Vormittags um zehn Uhr, und an einem Ort aus, dem man auf allen Seiten beikommen konnte. Ich sah nichts, als Eine, ganz kleine, Sprize, zu welcher die

Wasserträger durch Zwang das Wasser in kleinen Fäßchen trugen, und die dennoch von Zeit zu Zeit aus Mangel davan stille stand. Glüklicher Weise wehte auch nicht das leiseste Lüftchen; aber ich sah es Nachts um eilf Uhr noch brennen. Es brannte bis an den andern Morgen, und würde noch lange fortgebraunt haben, wenn die französischen Truppen nicht thätiger gewesen wären, als die Bewohner von Madrid. Von diesen rührte sich keiner zur Hülfe. Aber in großen Haufen sahen sie dem Schauspiel müssig zu, und erregten den Unwillen aller derer, welche in andern Ländern die allgemeine thätige Theilnahme bei solch öffentlichem Unglük gesehen hatten. Erst Abends sehr spät war noch eine andere kleine Sprize angekommen. Von andrem Geräthe zum Einreissen sah' ich gar nichts, und ich bin fest überzeugt, daß in Constantinopel die Feueranstalten nicht schlechter sind, als in Madrid.

Verschiedene Schriftsteller haben von den vortrefflichen Straßen gesprochen, und ich selbst habe die von Bayonne bis an die Gränze von Kastilien dieses Ruhmes würdig gefunden. Ein gleiches hat man mich von den Straßen nach Cadiz und von noch einigen andern versichert. Mit alle dem ist aber nur noch das Allerwenigste geschehn. In den schlimmen Jahrszeiten ist die Communikation im Innern durch die schlechten Wege unendlich erschwert, und selbst im Sommer durch den völligen Mangel derselben in vielen Gegenden gänzlich unmöglich gemacht. Die spanische Regierung hatte zuverlässig den besten Willen dazu; aber wenn sie sich auch einmal zu Beschlüssen und Befehlen ermannte, so war die Ausführung doch so langsam, daß das Angefangene weit, ehe es vollendet war, stehen blieb. So ergieng es mit vielen Straßen, so mit dem Kanal von Arragonien, dessen Ausführbarkeit so leicht, und dessen Nüzlichkeit so in die Augen springend ist, daß ihn die Regierung nur einzelnen Unternehmern zu überlassen brauchte, um ihn, ohne die geringste Ausgabe, in Kurzem vollendet zu sehn.

Das geschah aber nicht. Ihr selbst fehlte es an Geld, und so blieb eine Unternehmung, welche einen Monarchen oder Minister unsterblich machen konnte, auch selbst vom Ehrgeiz unbenüzt.

In nichts erkennt sich die Schwachheit der spanischen Polizei und Regierung überhaupt auffallender, als in den vielen Räuberbanden, welche die öffentliche Sicherheit gefährden. Freilich giebt es schwerlich ein Land, welches bequemer für sie gelegen wäre. Außer den vielen Häfen, die Flucht und Ankunft begünstigen, diesen und den Zöllen im Innern und auf den Gränzen, welche zum Schleichhandel einladen, ist das Land von vielen Gebirgen durchschnitten, deren wilder Charakter Jedermann, nur Verbrecher nicht, zurükschrekt. Wo daher einst der edle Sertorius den Römern den unvertilgbaren, kleinen Krieg machte, hausen nun Contrebandiers oder Räuber, oder sie vereinigen vielmehr beide so verwandten, Gewerbe, in welchen keine andre Verschiedenheit ist, als daß in dem einen der Staat, und in dem andern der Einzelne beraubt wird. Mag Herr von Marcillac in seiner Hofgunstverblendung von der Sicherheit der spanischen Straßen sagen, was er will; es giebt Gegenden in Spanien, die seit Jahrhunderten völlig unsicher sind, wo sich alles Gesindel vereinigt, und es der Regierung, wohl durch ihre Schuld, nie gelungen ist, die Ordnung herzustellen. Er führt selbst das auffallendste Beispiel gegen sich an; aber freilich nicht in dem Artikel von den Strassen, sondern vom Nationalcharakter, wo es ihm zu einer Deklamation Veranlassung giebt, mit welcher die Spanier selbst gewiß nicht zufrieden sind. Zur Zeit des lezten Kriegs mit Frankreich zeigte die ganze Nation große Bereitwilligkeit, den König in seinem Kampf zu unterstüzen. Der, ganz allgemeine, Enthusiasmus ergriff sogar die Räuberhorden der Sierra Morena, eine der wildesten Gebirgsgegenden des südlichen Spaniens, welche durch Don Quixote's Zerknir-

schung bekannt ist. Ihr Anführer, Ubeda, wandte sich schriftlich an den General, Don Ventura Caro, dem er einst, nachdem er ihn vorher ausgeplündert, das Leben geschenkt hatte, und erbot sich, unter sicherem Geleite, mit seiner ganzen Bande zu erscheinen, und den Feldzug mitzumachen. Caro gab dem König hievon Nachricht, der dem Räuberhauptmann sogleich den Obrist-Lieutenantstitel ertheilte, unter welchem er auch mit seinen Leuten die ausgezeichnetsten Dienste leistete. Nach dem Frieden kehrte er mit diesen in seine Berge zurük, und sezte das alte Handwerk wieder fort.

Diese Anekdote ist der verschiedensten Ansichten fähig. Sie zeugt rühmlich für den spanischen Nationalgeist und für die Gewissenhaftigkeit einer Regierung, die sich selbst Räubern und Aufrührern Wort zu halten für verpflichtet hielt. Man kann sie sogar edel und gros, aber Niemand wird sie politisch nennen. Meiner Ansicht nach durfte sie den Dienst Ubeda's nicht anders, als gegen das Versprechen annehmen, von seinem alten Handwerk völlig abzustehen, und durfte sie sich auf keinen Fall die Kapitulation von ihm vorschreiben lassen. Dadurch wird der Geist der Unordnung immer kühner, und wird zuweilen aus dem Räuberhauptmann ein Rebellenanführer, der die Ruhe ganzer Provinzen stört. Wollte die Regierung einmal bei ihrem Zollsystem verharren, so mußten die Contrebandisten mit allem Nachdruk verfolgt werden, besonders da man wußte, wie groß ihre Anzahl, und wie gefährlich ihre Grundsäze waren. Was war auch diese Handvoll tollkühner Menschen für ein großer Beitrag zur spanischen Macht? Lohnte es sich für sie der Mühe, ein so gefährliches Beispiel zu geben? durfte der Staat mit Unterthanen verhandeln, die er so oft für vogelfrei erklärt hatte? Und schlug man nicht zu gleicher Zeit das Anerbieten des Ordensgenerals, Paters Joachim Company * aus, mit vierzig tausend Mönchen

* Er ist gegenwärtig Erzbischof von Valencia.

ins Feld zu ziehen? — Indeß beweißt Alles dieses nur, worauf es hier ankommt, daß die Straßen in Spanien unsicherer waren, als in den meisten andern Staaten von Europa.

Es ist lächerlich, einen Staat gegen Vorwürfe vertheidigen zu wollen, die durch eine Menge öffentlicher Akten seiner Regierung bestätiget werden. Aber in diesem Fall tritt die spanische offenbar nicht zu ihrer Ehre auf. Gegen Räuberbanden sind Hirtenbriefe ein sehr schwaches Mittel, und doch habe ich einen vor mir liegen, welchen der Erzbischof von Toledo vor einigen Jahren auf Befehl der Regierung an sie erlassen hat. Die spanische Religiosität bedurfte auch bei diesem Gewerbe einer gewissen Beruhigung, und fand natürlich für Geld Priester genug, welche eine Art von System bildeten, womit die Verbrecher auszureichen glaubten. Es entstand, so zu sagen, eine eigene Sekte, und Schismatiker in dem Herzen der Monarchie zu haben, das war für die spanische Regierung freilich beunruhigender, als alle Räuberbanden. Diese waren noch beides zugleich, und da man ihrer Körper nicht mit Gewalt habhaft zu werden vermochte, so suchte man wenigstens ihre Seelen zu retten. Das war der Zwek von Lorenzana's Hirtenbrief. Der gute Prälat zählte darinn nicht weniger, als achtzehn irrige Grundsäze auf, deren ich einige zur Probe hersezen will.

I. Weder der Pabst, noch ein Bischof, noch sonst ein Mensch hat einen Schatten von Recht über einen andern Christen, wenn es nicht mit dessen Einwilligung ist. Was anders geschieht, geschieht mit tyrannischem Geiste.

II. Fürsten, Souveräne und gute Republiken haben keine Gewalt, bürgerliche Geseze zu geben, durch welche ihre Unterthanen oder Bürger in Gewissenssachen

beſchränkt werden. Hierzu iſt deren Einwilligung abſolut nothwendig.

IV. Die Ein- und Aus-Fuhren fremder Waaren, welche entweder ganz verboten ſind, oder deren Abgaben ſie umgehen, ſind blos ſtraffällig, wenn ſie der Gerechtigkeit in die Hände fallen. Sie haben aber keine theologiſche Verſchuldungen, und ſind von Seiten des Gewiſſens nicht zur Zurükgabe verpflichtet.

VI. Die Schleichhändler ſind nicht verbunden, auf der Gränze und vor den Mauthämtern die verbotenen Waaren anzugeben, welche ſie einführen, indem niemand verbunden iſt, ſich ſelbſt anzuklagen.

VIII. Die Mauthbeamten u. dgl., welche die Einfuhr verbotener Waaren zulaſſen, ſind durch ihr Gewiſſen nicht verpflichtet, ſolche zu denonciren, wenn es der Schleichhändler nicht ſelbſt thut.

XIV. Diejenigen, welche lehren, beweiſen und predigen, daß der Schleichhandel erlaubt iſt, ſind, nach aller Einſtimmung der Theologen, Kanoniſten und Rechtslehrer zu keinem Erſaz verbunden, und begehen keine theologiſche Schuld, ſobald der Schleichhändler nicht geradezu auf ihren Befehl handelt.

XVI. Die Geiſtlichkeit iſt, wegen ihrer Immunität, überhaupt von allen Ein- und Ausfuhr-Geſezen frei.

XVIII. Geldgeſeze können nur äußern Strafen unterwerfen, und geben keine Schuld vor dem Richterſtuhl des Gewiſſens.

Man ſieht hieraus, wie weit dieſe, ſehr zahlreiche, Menſchenklaſſe gegangen war, und wie ſie ſelbſt Prie-

ſter gefunden hatte, die ihren Gliedern auf dieſe Grundſäze hin die Abſolution ertheilten. Ob der Hirtenbrief des Erzbiſchofs weit geholfen hat, weiß ich nicht. An Autoritäten aus der Schrift und den Kirchenvätern läßt er es wenigſten nicht fehlen. Aber in ſolchen Fällen hilft die bewaffnete Autorität am beſten, und ich begreife nun, wie man in einem Lande, wo ſo oft für bloße Meinungsſachen gemordet wurde, keinen Kreuzzug gegen die ſchismatiſchen Räuberhorden gepredigt hat.

Schon ſeit Jahrhunderten beſtehen ſie zum Schaden Spaniens, und keine Regierung hat noch wirkſame Maasregeln gegen ſie ergriffen. Sie vermehren ſich täglich durch die vielen Ausreiſſer, die Verbrecher, welche unter ihnen Aſyl ſuchen, und die Menge von Landſtreichern aller Art, mit denen die Provinzen angefüllt ſind. Unter dieſen befinden ſich beſonders viele Zigeuner, gegen welche man zu verſchiedenen Zeiten Anſtalten getroffen hat. Die lezten giengen darauf hinaus, ſie zu civiliſiren, und zu einem beſtimmten Gewerbe zu beveſtigen. Dem zu Folge erklärte man ſie ſamt und ſonders für unächte Zigeuner, befahl, dieſen Nahmen (Gitanos) auf ewig aus allen öffentlichen Akten auszulöſchen, denen, welche ihn bisher getragen, gleiche bürgerliche Rechte einzuräumen, und ſezte ihnen einen beſtimmten Termin, innerhalb deſſen ſie die herumziehende Lebensart verlaſſen haben mußten, oder aller Strenge der Geſeze Preis gegeben waren. Allein Jedermann weiß, wie ſchwer ſich dergleichen Kinder der Freiheit, des Müſſiggangs und der Sorgloſigkeit zu einer Aenderung ihrer Lebensweiſe entſchlieſſen, und daß man durch Edikte wenig mit ihnen ausrichtet. Dieſes hatte daher keinen beſſern Erfolg, und man wird wohl nie ſeinen Zwek mit dieſer Menſchenklaſſe erreichen, wenn man die brauchbaren Männer nicht geradezu unter das Militär nimmt, die Unbrauchbaren und die Weiber in die Arbeitshäuſer ſtekt, und die Kinder auf Koſten des Staats erziehen läßt.

Der Graf von Campománes, einer der einsichtsvollsten spanischen Patrioten, dessen Tod noch lange nicht verschmerzt ist, schlägt die Anzahl der Landstreicher in seinem Vaterland auf 140,000,* und die der wahrhaft Armen und Hülfsbedürftigen auf 30,000 an. Er berechnet, daß jeder dieser Menschen dem Staat täglich vier Realen kostet, und bringt somit den jährlichen Verlust Spaniens durch diese Klasse seiner Bewohner beinah auf drei Millionen Realen, ohne eine gleiche Summe zu rechnen, die sie dem Staat nüzen könnten. Eine solche Berechnung dürfte eine Regierung wohl aufmerksam machen, und Campománes hat es nicht an Vorschlägen fehlen lassen, dem Uebel abzuhelfen. Es ist schon sehr alt, und die neuen Zeiten werden wirklich durch die Vergangenheit beschämt, wenn man die frühern Bemühungen gegen diese unnüze Menschenklasse durchgeht. Seit Karln III. ist beinahe gar nichts Nachdrükliches gegen sie geschehn, und wimmelt es daher in allen Theilen des Königreichs, und selbst an den Pforten des königlichen Pallastes in Madrid von Bettlern. Und doch brauchte man nur die alten Geseze wieder zu erneuen, welche äußerst strenge gegen die Bettler waren. Beinah kein Corte wurde gehalten, auf welchem dieser Punkt nicht zur Sprache kam, und mehr oder minder wirksame Maaßregeln ergriffen wurden. Schon 1351 gab König, Pe-

* Der Spanier, Ortiz, hat dieser, sehr zahlreichen, Classe seiner Landsleute sogar die Ehre angethan, sie mit den Waffen des Wizes anzugreifen. Der Gedanke war nicht unglüklich, indem diese Menschen in der Denotion des Volks noch eine zu mächtige Stüze haben. Seine Eintheilung derselben giebt übrigens zugleich einen Begriff von dem Reichthum der spanischen Sprache, indem er beinah vierzig Classifikationen mit eigenen Namen aufführt. Ich will sie der Merkwürdigkeit wegen hersezen: Biantes, Felfos, Afrayles, Abordones, Acaptivos, Afarfantes, Acapones, Lagrimantes, Insensatos, Acayentes, Cambaldos, Mutuantes, Atemblantes, Admirantes, Acconios, Atarantados, Galloferos, Cruxientes, Clerizontes, Rebaptizados, Falpadores, Harineros, Lampareros, Reliquieros, Paulianos, Proto-Biantes, Calceantes, Lavanderos, Croceantes, Campadreros, Familiosos, Vergonzantes, Morganeros, Testadores, Posesos, Abrasados, Temblones, Honnigotes, Ensalmadores, oder Nomineros, und Clavéros.

dro, ein Gesez, dem zu Folge die Ortschaften gezwungen wurden, den Bettlern Arbeit zu geben, und die Widerspenstigen zu stäupen. 1387 wurde jedem die Erlaubniß ertheilt, die Landstreicher gerade zu einen Monat lang ohne Lohn zur Arbeit wegzunehmen. „Großer Schaden, heißt es in dieser Verordnung, geschieht unserem Reiche dadurch, daß wir so viele Bettler und Landstreicher dulden, welche arbeiten, und von ihrem eigenen Verdienst leben könnten; so aber leben sie vom Schweiß Andrer, ohne zu arbeiten und das Geringste zu verdienen. Ja sie geben andern ein schlimmes Beispiel, welche sie im Müssiggang leben sehn, und von ihrer Behaglichkeit angelokt, sich zu ihnen schlagen. Daher fehlen dann die Arbeiter, und bleiben die Ländereien ohne Anbau liegen..." Wirklich schien man in jenen Zeiten das Bedürfniß einer kraftvollen Reform sehr drükend gefühlt zu haben. Einzelne Städte schritten selbst zu grausamen Maaßregeln, wie eine Municipalverordnung von Toledo, im Jahr 1400, den Bettlern die Ohren abzuschneiden, und sie mit dem Tode zu bestrafen befahl. Auf allen Cortes, welche Karl V. gehalten hat ist von den Bettlern die Rede, und im Jahr 1555 wurde sogar in allen Ortschaften ein Padre de Pobres (Armenvater) verordnet, dessen Hauptpflicht seyn sollte, allen müssigen Armen Beschäftigung zu geben. Die verschiedenen Beschlüsse des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts beweisen einstimmig, daß die Bettler damals schon Kinder stahlen, sie verstümmelten, um Mitleid zu erregen,* und daß überhaupt die größte Sittenverdorbenheit und Ruchlosigkeit unter ihnen herrschte. Alles das ist noch heutzutag der Fall. Ihre Anzahl hat eher zu, als abgenommen, und es ergiengen hie und da Verordnungen: aber die Saumseligkeit in ihrer Ausführung und der Mangel an durchgreifenden Maaßregeln scheint alle Absichten der Regierung selbst vereitelt zu haben. So lange der Staat einen ansehnlichen Theil seiner Reichthümer nur zum Gebrauch von Müssiggängern verschwenden läßt, kann es an diesen nicht fehlen; denn was die Privatwohlthätigkeit nicht verdirbt, das verschlimmern die pia Corpora, deren Verwaltung größtentheils in schlechten Händen ist, deren Einkünfte zur Hälfte von diesen zu ihrem eigenen Vortheil, zur Hälfte zur Nährung des Müssiggangs und der heuchlerischen Lüderlichkeit veruntreut werden. Nirgends sind diese unverständig frommen Anstalten reicher, als in Spanien, und wenn die Corpora pia von Sevilla schon nicht mehr jährliche sieben Millionen Realen Einkünfte haben, wie im 17ten Jahrhundert, so haben sie doch immer noch zu viel. Im Jahr 1775 wußte man z. B. daß

* Ich bin fest überzeugt, daß diese Verstümmelungen noch heutzutag sehr häufig geschehn. Nirgends hab' ich, wie in Spanien, so viele Krüppel gefunden, deren Mißgestaltung ich mir nicht anders, als dadurch, erklären konnte.

die Brüderschaften in Madrid, Salamanka, Granada, Jaen, und dem größten Theil von Galizien jedes Jahr gegen zwölf Millionen Realen auf solch unnüze Weise vergeudeten. Umsonst! Man wagte es nicht, an diese schädlichen Schäze zu rühren, deren jährliche Einkünfte allein zur Gründung von so viel Arbeits- und Zuchthäusern hinreichten, als der Staat deren bedurfte. Wenn man verschiedenemale befahl, die Landstreicher zum Kriegsdienst wegzunehmen, so gewann man einige Regimenter schlechter Soldaten, und nichts weiter. Das Uebel war dasselbe. Es blieb immer noch eine große Menge Elender in jedem Sinn übrig, welche zahlreich genug waren, selbst hie und da die Ruhe des Staats zu stören.

Aber derade dieß ist der Punkt, in welchem eine gute Polizei am meisten zu wirken sucht, und worin sich eine weise Regierung am allerbesten erkennt. In jedem Staat darf man die Armenanstalten als den Maaßstab seiner Würdigung annehmen, und wer sich durch andre, vielleicht in die Augen fallendern, Einrichtungen blenden läßt, der hat es in staatswirthschaftlichen Untersuchungen noch nicht weit gebracht. Ich kenne einen großen und mächtigen Staat. Er ist reich an vortrefflichen Anstalten aller Art. Seine Regierung unternimmt die kühnsten Werke zur Beförderung und der Industrie — aber der Arme ist sich selbst überlassen, der Müssiggang kann sich dem Bettel ergeben, und nur die Privatwohlthätigkeit hindert vielleicht die weitere Ausdehnung eines Uebels, welches von den gefährlichsten Folgen ist.

Ich habe es mehreremale wiederhohlt: wenn man die spanische Gesezgebung durchläuft, so stößt man auf Gesezе aller Art und von der vorzüglichsten Brauchbarkeit. So bin ich durch manche Polizeiverordnungen überrascht worden, deren Ausübung ich aber nirgends erblicken konnte. Ich begegnete z. B. Befehlen gegen das schnelle Fahren durch die Ortschaften, und dennoch würde sich jeder spanische Landkutscher schämen, nicht in vollem Galopp durch sie hindurch zu jagen; * Verordnungen zur genauen Untersuchung der Fremden, und doch fand ich bei meiner Ankunft in Madrid in einer der allergefährlichsten Perioden innerer Gährung nicht mehr Aufmerk-

* Ueber die Befolgung dieses Befehls wachte die Polizei, wie natürlich, einige Zeit, besonders da der Angeber seinen Theil an der Geldstrafe hatte, welche auf die Uebertretung desselber gesezt war. Darüber erzählte man mir folgende, lächerliche Anekdote. Ein Polizeidiener sah einen Fuhrmann, der eben sein Pferd aus der Schwemme brachte, und, war es Bosheit oder Irrthum, er nahm es für heftig schwizend. Du bist stark geritten und in der Strafe, hielt er den Fuhrmann an. — Wie? Ich komme mit meinem Pferd aus der Schwemme. — Lügen! du bezahlst deine Strafe. — Ich will die Strafe bezahlen, aber ich zahle Euch tausend Piaster, wenn ihr mein Pferd nur in den Trott bringen könnt. Mir ist das seit fünfzehn Jahren nie gelungen.

keit auf mich von Seiten der Polizei, als man in jedem kleinen Landstädtchen eines wohlgeordneten Staats, in Zeiten des tiefsten Friedens, anwenden würde; ja, man klagte mir überall, in dem offenen, baumlosen Castilien und an den Thoren der Hauptstadt selbst über die Menge von Wölfen und Füchsen; aber auch dafür fand ich Verordnungen zu Treibjagen, welche von Zeit zu Zeit gegen diese schädlichen Thiere angestellt werden sollten, und als ich diesen Treibjagen selbst nachforschte, erfuhr ich dann, nicht nur aus mündlichen Mittheilungen, sondern aus gedrukten, dem Monarchen selbst zugeeigneten Werken **, daß jedes solcher Treibjagen über 40,000 Realen kostet, gewöhnlich eine Menge Unordnungen dabei vorfallen, und häufig auch nicht Ein Wolf erlegt wird, unerachtet diese Thiere eine der Hauptplagen für die andalussche Pferdezucht sind.

Ich fühle selbst die Unvollständigkeit dieses Artikels sehr wohl. Allein die Umstände waren meinen Untersuchungen nicht günstig. Ich mußte mich begnügen den Zustand des Polizeiwesens in Spanien nur in seinen Hauptzügen kennen gelernt zu haben — und von diesen fehlt wenigstens keiner in vorliegender Darstellung.

** Und zwar aus des Don Pedro Pablo de Pomar beiden Werken über die spanische Pferdezucht, welche das Resultat seiner, auf Befehl der Regierung angestellten Untersuchungen enthalten.

Druckfehler in den Europ. Annalen 1808.

Et. 8. S. 173. Z. 9 v. unten statt er l. es
175. Z. 15. st. Sie l. sie
184. Z. 6 u. 14. st. consilium l. concilium
185. Z. 5. st. das l. daß
186. Z. 5. st. Richtung l. Achtung

I.

Malcolm Sinclaire.

Regardez ces tyrans, adorés dans leur vie;
Plus ils étoient puissans, plus Dieu les humilie.
Il punit les forfaits que leurs mains ont commis,
Ceux, qu'ils n'ont point vengés et ceux, qu'ils ont permis.

HENRIADE.

Einleitung.

Die eigentliche Geschichte der Ermordung des schwedischen Majors Malcolm Sinclaire ist schon lange kein Geheimniß mehr. Man weiß jezt, daß dieser Mord das Werk der drei russischen Staatsminister, des Herzogs Biron von Curland, und der Grafen von Münnich und von Ostermann war. Die Kaiserinn Anna, die von mancher Schändlichkeit ihrer Regierung nichts wußte, erfuhr auch wahrscheinlich diese nicht. Man verbarg ihr den wahren Zusammenhang der Begebenheit sorgfältig. Die drei Anstifter des Mords hatten verboten, davon zu sprechen. Die Freunde Rußlands, als die schrekliche That einmal verübt war, suchten, aus Gefälligkeit, sie, so viel als möglich, zu verheimlichen. Daher die Ungewißheit, in welcher die lesende Welt lange Jahre hindurch sich befand, ohne dieses fürchterliche Ereigniß durch die angestrengtesten Bemühungen ergründen zu können.

Verschiedene Schriftsteller haben Theils eigenthümlich über diese Begebenheit geschrieben, Theils die ihnen davon zugekommenen Nachrichten abschriftlich bekannt gemacht. Wir wollen diejenigen, die wir kennen, hier anzeigen:

1. Umständlicher Bericht von dem, am 17ten Junii 1739, bei Christianstadt in Schlesien an dem schwedischen Major Malcolm Sinclaire verübten Mord. Stockholm 1741.

Diese Brochüre, ursprünglich Schwedisch geschrieben, kam in dem nämlichen Jahre, deutsch übersezt, in Berlin heraus, auf sechs und dreißig Seiten. Auf den Titeln des

Originals und der Ueberſezung findet man Fehler. — Im ſchwediſchen ſteht: Oefverſten, oder Oberſten Sinclaire. In allen übrigen Schriften wird aber geſagt, daß er nur Major geweſen ſey. — In der deutſchen Ueberſezung wird Chriſtianſtadt zu Schleſien gerechnet, da doch dieſe Stadt in der, dem Könige von Sachſen gehörigen Provinz, Nieder Lauſiz liegt. Uebrigens kann man nicht ſagen, daß dieſe Abhandlung zu parteiiſch abgefaßt ſey, denn wirklich war die That zu grauſam, um nicht mit den ſchwärzeſten Farben geſchildert zu werden; aber es fehlte dem Verfaſſer dieſer Schrift an genauen Nachrichten. Zwei Jahre nach der That waren nicht hinreichend, um alle Umſtände derſelben aufzuklären, zumal da den Höfen zu Petersburg, Wien und Dresden daran gelegen war, die Bekanntmachung derſelben, ſo lange als möglich, zu verhindern.

2. Memoires historiques, politiques et militaires sur la Russie, depuis l'année 1727, jusqu' à 1744. par le General de Manstein. Leipzig 1771.

In dieſem vortrefflichen Buche iſt von Seite 323 bis 325, wie uns dünkt die Geſchichte dieſer Ermordung am richtigſten beurtheilt, und der Wahrheit am gemäßeſten, aber freilich zu kurz vorgetragen.

3. Schlözers Briefwechſel, meiſt hiſtoriſchen und politiſchen Inhalts. Göttingen 1776.

Im vierten Heft, Nr. 43. findet man von Seite 243 bis 246, den Extract eines Schreibens aus Stralſund vom 2ten September 1739, von dem Capitaine Adermann an den Oberdirector Ehrenpreutz, die Ermordung des Majors Sinclairs betreffend. Die Nachrichten in dieſem Briefe kamen von dem, eben damals durch Stralſund reiſenden, franzöſiſchen Kaufmann Couturier, dem Begleiter des Majors Sinclaire. Was in dieſen Nachrichten falſch oder unwahrſcheinlich iſt, ſcheint davon herzurühren, daß der Verfaſſer dieſes Schreibens, entweder nach ſeinem eigenen Kopfe Vermuthungen machte, oder den Sinn der Erzählung des Kaufmanns Coutier nicht allemal recht verſtand.

4.) Magazin für die Hiſtorie und Geographie, angelegt von Büſching. Halle 1774.

Im achten Theile, im fünften Artikel, Schweden Nr. 4.

steht von Seite 309 bis 316: Etwas zu der Geschichte der Ermordung des Majors von Sinclaire. Dieses Etwas enthält wieder drei Nummern:

a) Traduction du memoire à presenter de la part du Ministre du Roi de Suède à la Cour de S. M. Imperiale et Catholique.

Das Memoire des schwedischen Gesandten, Herrn von Ringwicht, war deutsch. Wir haben die Antwort des kaiserlich königlichen Ministeriums auf dieses Memoire unter die Beilagen * aufgenommen.

b) ist eine Erzählung eines Dritten von dem Schikfale des Kaufmanns Couturier.

Diese Erzählung von dem, was mit Couturier, bei und nach der Ermordung des Major Sinclaire, geschehen ist, stimmt wenigstens in Hauptsachen mit den Originalnachrichten überein. Abweichungen in unerheblichen Punkten, darf man nicht rechnen.

c) sind zwo lateinische Grabschriften* auf Sinclaire.

Sie sind nie als solche gebraucht worden. In der erstern stehen einige Worte von der Geschichte Sinclaires lange vor der Ermordung, die folglich nicht zu unserm Zwek gehören.

5. Magazin für die neue Historie und Geographie, angelegt von Büsching. Halle, 1781.

Im funfzehnten Theile, im ersten Artikel, Schweden Nr. 1. wo die: „Anecdotes de la Revolution de Suède, arrivée a la „diète de 1738. qui causa la guerre entre la Suède et la Rus„sie en 1741“ erzählt werden, steht in der Remarque septième, S. 51 und folgende: un recit abregè du meurtre du Baron de Sinclaire etc. Die Wahrheit der Geschichte hat durch Hörensagen und Wiedererzählen in diesem Recit etwas verloren. Der Umstand von dem Portrait Sinclaires ist richtig, so wie es auch die Nachricht von dem Eindruke seyn mag, die diese Ermordung auf die, unter dem Namen der Hüthe bekannte, französische Parthei hervorgebracht hat.

Wahrscheinlicher Weise sprechen die schwedischen Geschichtsbücher der dermaligen und folgenden Zeit ebenfalls von dieser

* Man sehe die Beilage A.

Begebenheit, aber sie sind uns unbekannt. Wir kennen Ein Buch dieser Art:

6. Nachrichten zur genauen Kenntniß der Geschichte, Staatsverwaltung und ökonomischen Verfassung des Königreichs Schweden. Mit Kupfern und Tabellen. Dresden 1778.

Dieses Buch ist ursprünglich Französisch geschrieben und von dem Verfasser* selbst ins Deutsche übersezt und beträchtlich vermehrt. In dem Artikel der Geschichte ist diese Ermodung nur mit einigen Worten berührt, die wir hier anführen wollen. Sie stehen S. 137.

„Der Major Malcolm Sinclaire ward den 17. Junii 1739, „bei Grünberg in Schlesien ermordet, als er aus Constanti„nopel zurükkam. Alle seine Briefschaften, nebst den vom „Könige Karl XII. an die Pforte ausgestellten Schuldver„schreibungen, waren weggenommen worden; sie wurden aber „einige Zeit darauf nach Stralsund zurükgeschikt. Der Ver„dacht fiel auf den russischen Residenten zu Warschau."

Endlich kennen wir noch ein Buch, in welchem von dieser Begebenheit die Rede ist:

7. Merkwurdige, in dem Archive der Bastille wirklich gefundene Inquisitions-Akten, Protokolle und andre wichtige Papiere. Ein Beitrag zur Geschichte und Menschenkenntniß. Leipzig 1790.

Auf der Seite 205, hat Nr. 23, die Aufschrift: Sinclaires Mörder 1739. Dieser kurze Aufsaz, den wir sogleich wörtlich einrüken wollen, wird nur deswegen angeführt, um zu beweisen, daß die darin gegebene Nachricht, durchaus falsch ist.

„Man erinnert sich des Mords des Majors Sinclaire, der „als schwedischer Courier, auf der Reise von Constantinopel „nach Stokholm, oben auf der sächsischen Gränze, von unbe„kannten Officieren und Soldaten, die man für russische „hielt, angegriffen, ermordet, und seiner Briefschaften be„raubt wurde. In dem Protokoll der Bastille von 1739 findet

* Der Verfasser dieses Buchs, das, nach dem Urtheil der Kenner, das vollkommenste ist, das man über Schweden hat, ist Herr Canzler, der ehemals sächsischer Legations-Sekretär in Stokholm war.

„man eines Herrn Brondin, Hauptmanns in baierischen Dien„sten, erwähnt. Zur Ursache seines Verhaftes wird angege„ben, daß er den Major Sinclaire ermordet haben solle. Dieser „Umstand ist allerdings für die Geschichte wichtig, weil man „daraus sieht, daß Frankreich, auch auf Ansuchen fremder, „freundschaftlicher Mächte, sein Staatsgefängniß zur Bestra„fung oder Verschwindung solcher Verbrecher, wie des obge„dachten Hauptmanns, öffnete.“

Alle vorher angezeigten Schriften haben wir genuzt, wenn ihr Inhalt mit denjenigen Nachrichten übereinstimmend war, die wir, über diese fürchterliche Katastrophe aus authentischen Quellen zu bekommen, Gelegenheit gehabt haben.

Nach dieser, wie wir glauben, nothwendigen Einleitung, kommen wir endlich auf die Erzählung, sowohl der traurigen Begebenheit selbst, als auch der Veranlassung und Folgen derselben.

Wir wollen nicht auf den Ursprung der Spaltungen zurükgehen, die in den dreißiger Jahren des lezten Jahrhunderts, Schweden in zwei Partheien theilten, und das unglükliche Land noch lange Zeit zum Gegenstand der Intriguen Frankreichs und Rußlands machten. Es sey genug zu erinnern, daß es jedem dieser beiden Höfe nothwendig schien, ausschließlich vor dem andern den größten Einfluß auf die schwedische Regierung zu haben.

Seit mehrern Jahren, aber immer schon unter der Regierung des Königs Friedrich, ehemaligen Erbprinzen von Hessen-Cassel, hatten die Kabinets von Petersburg und Versailles sich in Stokholm Anhänger zu verschaffen gesucht. Auf dem Reichstage im Jahre 1726 zeigten sich die Wirkungen der beiderseitigen Bemühungen zuerst deutlich, und im Jahre 1735 brach die Verschiedenheit der Meinungen beider Parteien öffentlich aus. In diesem Jahre wurde die von Rußland vorgeschlagene Verlängerung des Defensiv-Bündnisses mit Schweden durch das Gewicht der russischen Partei angenommen,

zugleich aber auch durch den Kredit der Franzosen, die Abschließung eines Subsidien-Traktats zwischen Frankreich und Schweden zu Stande gebracht. Jedoch schien es damals dem Hofe zu Versailles, wegen der Verbindungen Rußlands mit Schweden, bedenklich, den Subsidien-Traktat mit der leztern Macht sogleich zu ratificiren.

Hätte damals Rußland zu seinem Vortheil mehr Geld in Schweden verwendet, so würde Frankreich vielleicht nie daselbst die Oberhand gewonnen haben. Diese gute Gelegenheit wurde von russischer Seite vernachlässigt, und die Franzosen nuzten diesen Fehler. Die Anhänger dieser leztern, oder die sogenannten Hüthe, vermehrten sich und machten sogar, daß viele von der russischen Partei, die, zum Unterschied von ihren Gegnern, Müzen genennt wurden, zu ihnen übergiengen.

Es hatte sich seit mehrern Jahren in Schweden ein geheimer Comité gebildet, der aus hundert Personen bestand. Bauern wurden nicht darin aufgenommen, daher der Bauernstand auf allen Reichstagen gegen diese Ausschließung Einwendungen machte. Man nennte ihn eigentlich eine Deputation, die für die ausländischen Verhältnisse und für alle Angelegenheiten bestimmt wäre, die unter dem Siegel des Geheimnisses verwahrt bleiben sollten; ein Zwek, der, bei einer Theilnahme von hundert Personen, gewiß verfehlt werden mußte. Eigentlich aber war der Wirkungskreis des Comité secret viel größer. Er untersuchte die Führung des Senats, bestimmte die Plane, die in der Staatsverwaltung befolgt werden sollten, und gab niemanden Rechenschaft von seinen Unternehmungen. Sein angemaßtes Ansehn war größer, als das der Stände und des Königs. Durch ihn sollte die Freiheit aufrecht gehalten werden, und seine Macht war despotischer, als irgend eine andre.

Im Jahre 1738 hatte der Comité secret einen so hohen Grad von Gewalt erlangt, daß er, so zu

ſagen, ohne Ausnahme, alle Beſchlüſſe der Reichstags-verſammlung, und ſelbſt den Willen des Hofs beſtimmte. Als der König von Frankreich den Einfluß dieſes Comité erfuhr, ratificirte er ſogleich den Subſidien-Traktat, und verſprach, die darin ſtipulirte Summe noch vor Ende des Reichstages zu bezahlen. Hierauf verlangte das Cabinet von Verſailles, daß Schweden den Frieden mit dem ruſſiſchen Hofe, der eben damals mit der Pforte in Krieg verwikelt war, brechen ſollte, und verſprach die franzöſiſche Unterſtüzung in Conſtantinopel zu Schließung eines Subſidien-Bündniſſes der Pforte mit Schweden. Der geheime Comité war hierzu willig, und wählte ſogleich eines ſeiner Mitglieder, um nach Conſtantinopel zu gehen, und mit dem türkiſchen Miniſterium in Unterhandlungen zu treten.

— Die Wahl fiel auf den Baron Malcolm Sinclaire. Dieſer Mann war aus einer anſehnlichen Familie entſproſſen, die urſprünglich aus Schottland * herſtammte, von der ſich aber in der Folge ein Zweig in Schweden niedergelaſſen hatte. Bei einem geringen Vermögen hatte er nicht weiter, als bis zum Poſten eines Capitaine in der Garde, kommen können; doch wurde er, noch kurz vor ſeiner Abreiſe, zum Major ernennt. Seine Talente hatten ihm das Vertrauen der franzöſiſchen Partei erworben, und ihm den Vortheil verſchafft, ein Mitglied der geheimen Comité zu werden. — Der junge Orlike, ein Sohn des Hettmanns der Coſaken,

* Man findet dieſe Familie noch jezt in England. Ein junger Sinclaire befand ſich im Jahre 1805, als Reiſender in Deutſchland, als eben der Krieg zwiſchen Frankreich und Preußen ausbrach. Er fiel kurz vor der Schlacht bei Jena den Franzoſen in die Hände, und wurde, zumal da er ein Engländer war, für einen Spion gehalten. Man führte ihn vor den Kaiſer Napoleon, der ſelbſt ihn ſprechen wollte. Der Monarch fand ihn unſchuldig, und ließ ihn ſeine Reiſe nach dem ſüdlichen Deutſchland fortſezen.

der auf Mazeppa folgte, schrieb, einige Monate vor Sinclaires Ermordung, in einem chiffirten Briefe: der Baron Malcolm Sinclaire sey ein sehr geschikter Mann, ein gutdenkender Bürger, standhaft in seinen Grundsäzen und Unternehmungen, und ein geschworner Feind von Rußland. — Diese leztere Eigenschaft mochte seiner Partei die wünschenswertheste seyn, und ihn vorzüglich der Aufträge würdig machen, deren Vollführung ihm unglüklicher Weise das Leben kostete.

Sinclaire wurde mit gemessenen Vollmachten, ganz in geheim, von Stokholm nach Constantinopel geschikt, und erhielt Anweisungen an die schwedischen Gesandten Hoepken und Carleson, und an den französischen Bothschafter, Marquis de Villeneuve, um, mit ihnen gemeinschaftlich, die Abschließung eines Subsidien-Traktats Schwedens mit der Pforte zu Stande zu bringen. — Die Hauptpunkte seines Auftrages waren: daß die Pforte, so lange der Krieg währte, jährlich an Schweden fünfmal hundert tausend Thaler Courant Subsidien-Gelder zahlen und mit dem russischen Hofe in keine Friedensunterhandlungen, ohne Schwedens Einwilligung, treten sollte. Ueberdieß verlangte Schweden, daß die Pforte, in Rükficht der Dienste, die ihr diese Macht leisten würde, die Schuldscheine, die ehemals Karl XII. über den Werth einer in der Türkei empfangenen Million Thaler an sie ausgestellt hatte, ohne Zahlung wieder herausgeben möchte, so daß also diese Schuld als getilgt angesehen werden könnte.

Indessen konnte diese Unternehmung nicht so geheim geschehen, daß sie nicht der russische Gesandte in Stokholm, Graf Bestuschew, und dessen Legations-Sekretär, Herr von Funk, erfahren hätten. Die Gesandten der Höfe von Wien und Dresden, die, mit der russischen Gesandtschaft in dem genauesten Einverständnisse zu leben, angewiesen waren, erfuhren die Ursache der Abreise des Majors Sinclaire ebenfalls, und ertheilten

ſogleich von dieſer wichtigen Neuigkeit ihren beiderſeitigen Höfen Nachricht. Zu Folge derſelben erhielten die öſtreichiſchen und ſächſiſchen Geſandten in Petersburg, nämlich, der General, Marquis de Botta und der Reſident Herr von Hohenholzer von Wien, desgleichen der Geheimerath Herr von Suhm von Dresden, Befehl, ſich mit dem ruſſiſchen Miniſterium über die Abſendung des Majors Sinclaire und über die zu erwartenden Folgen einer Allianz Schwedens mit der Pforte zu beſprechen.

Man ſahe die Gefahr dieſer Verbindung ein, und die drei Miniſters, Biron, Münnich und Oſtermann, beſchloſſen einmüthig, dieſelbe unwirkſam zu machen.

Wenn man den moraliſchen Charakter dieſer drei Staatsmänner erwägt, ſo findet man, daß ohne Unterſchied jedes Mittel, ihren Zwek zu erreichen, ihnen gleich war. — Biron, kaltblütig grauſam, glaubte, das geringſte Verſehen mit dem Tode beſtrafen zu können, weil ſeine Gewalt ſo unumſchränkt war, daß er nie, zur Rechenſchaft gefordert zu werden, fürchten durfte. — Münnich, übertrieben ſtolz, opferte dieſer Leidenſchaft, und dem Ehrgeize, das Anſehen und die Macht der Monarchinn zu vergrößern, in deren Dienſte er war, alles auf, handelte in Staatsſachen, die nie ſein Fach hätten ſeyn ſollen, nach einer ſehr übel verſtandenen Politik, und liebte vorzüglich, immer in die Augen fallende Thaten auszuführen, oder durch andre in ſeinem Namen verrichten zu laſſen. — Oſtermann, in jeder Hinſicht von allen dreien der vorzüglichſte, ging nie den geraden Weg, ſchien der Freund von allen zu ſeyn, genehmigte alles, was Biron und Münnich gern ausgeführt haben wollten, und wußte, wenn irgend ein Unternehmen unglüklich ablief, ſich immer ſehr geſchikt aus dem Handel zu ziehen. — Konnte man von Männern von ſolchem Charakter etwas anders, als das erwarten, was ſie wirklich thaten?

Man war nun einig, den so wichtigen Unterhändler Sinclaire aufzufangen, und ihn seiner Schriften zu berauben. Aus diesem Entschlusse folgte der zweite, den Raub heimlich zu verüben. Die Schwierigkeit war nur, den Major Sinclaire denen kenntlich zu machen, die man zu dieser schändlichen That gebrauchen wollte. Man schrieb also an den Grafen Bestuschew in Stokholm, er sollte, durch eine genaue Anzeige äußerer Kennzeichen, den Baron Sinclaire deutlich schildern, damit diejenigen, die ihm auflauern sollten, ihn nicht verfehlten. Graf Bestuschew besprach sich darüber mit dem Legations-Sekretär, Herrn von Funk, und das Resultat dieser Unterredung war, daß man sich bemühen müsse, das Portrait des Majors Sinclaire zu bekommen. Herr von Funk, ein äußerst kluger Kopf, nahm es auf sich, es zu verschaffen, und erhielt es auch. — Er wußte, daß der Baron Posse, Oberster der Garde, in seinem Saale die Portraits aller Offiziers dieses Regiments hatte. Diese Bilder waren zwar schlecht gemahlt, aber Sinclaires Gesichtszüge waren so ausgezeichnet und groß, daß man leicht ein ihm ähnliches Portrait verfertigen konnte. Sobald man den Namen des Malers erfahren hatte, der sich in Stokholm aufhielt, so wurde eine Person an ihn abgeschikt, die sich für die Kammerjungfer einer vornehmen Dame ausgab, und ihn, im Namen ihrer vorgeblichen Herrschaft, bat, ihr das Portrait des Majors Sinclaire, den diese Dame heftig liebe, zu verschaffen. Nach einigen Schwierigkeiten, die sehr bald aus dem Wege geräumt wurden, gebrauchte der Maler den Vorwand, dem Baron Posse zu sagen, daß es nothwendig sey, die Bilder aufzufrischen. Er nahm sogleich sodann soviel Gemälde, als er wollte, copirte das Portrait von Sinclaire, gab es der vermeinten Kammerjungfer und erhielt von ihr funfzig Thaler. Der Graf Bestuschew schikte das Bild an das Ministerium nach Petersburg, wo, unter der Hand, einige Copien davon gemacht,

und an den General-Feld-Marschall, Grafen von Münnich, gesendet wurden, um sie an denjenigen Orten von Polen, wo Sinclaire durchreisen mußte, unter vertrauten Personen auszutheilen.

Graf Münnich, der, wie uns sehr wahrscheinlich ist, am meisten auf Sinclaires Ermordung bestand, und daher die wesentlichste Hülfe dazu leistete, war damals bei der Armee gegen die Türken. Er wählte sogleich drei Offiziers, auf die er sich verlassen zu können glaubte, nämlich den Hauptman Küttler, einen Schlesier von Geburt, und die beiden Lieutenants Lesawitzky, einen Ukrainer, und Wessolowsky, einen Russen. Jedem von ihnen gab man zwei Unteroffiziers, als Gehülfen, mit. Man schikte sie nach Pohlen, befahl ihnen, sich daselbst auf dem Wege aus der Türkei zu verbreiten, dem durch das Gebiete der Republik reisenden schwedischen Major Sinclaire aufzupassen, ihm alle seine Depeschen und Papiere zu nehmen, und ihn im Weigerungsfalle ohne Umstände zu tödten. Dieser leztere Befehl sollte jedoch ganz allein auf das Gebiete der Republik Polen gültig seyn. Man glaubte nämlich, mit diesem Lande weniger Bedenklichkeiten haben zu dürfen. Von jeher herrschte daselbst so viel Unordnung und wurden so viel Greuelthaten verübt, daß ein Mord, der eben nichts ungewöhnliches war, leicht, ohne entdekt zu werden, begangen wurde. Und wenn auch, dachte man, die Sache ruchbar wird, so darf Polen doch nie von Rußland Rechenschaft fordern. Ueberdieß war man überzeugt, daß die dem Könige von Polen so nothwendige Freundschaft der Kaiserinn von Rußland, den Grafen Brühl zu der Willfährigkeit bewegen würde, das ganze Ansehen des Königs anzuwenden, um diese Schandthat, so viel als möglich, zu unterdrüken.

Dies waren die Maaßregeln, die man auf dem Wege durch Polen nahm. Um aber, im Fall dieselben fehlschlügen, doch nicht den gewünschten Zwek zu ver-

fehlen, schrieb das Ministerium an den russischen Residenten in Warschau, und befahl ihm, im Namen der Kaiserinn, sich mit dem römisch-kaiserlichen Residenten daselbst über die Mittel zu besprechen, wie man auch auf schlesischem * Gebiete am sichersten sich der Schriften des Majors Sinclaire bemächtigen könnte. Herr von Kühner, der damals in dem Posten eines Residenten in Warschau stand, und der, nach dem eigenen Ausdruk seiner Instruktion, dahin angewiesen war, „denen „russischen Herren Ministris, von wegen der, zwischen „beeden Höfen fürwaltenden engen Bündniß, in allen „thulichen Dingen, zum gemeinsamen Behuf, an Hand „den zu gehen," ließ, auf Ansuchen des russischen Residenten sich bewegen, an das Oberamt in Breslau zu schreiben, daß man den Baron Malcolm Sinclaire bei seiner Durchreise anhalten möchte.

Aus diesem allen sieht man, wie sehr das russische Ministerium sich Mühe gab, die Ueberbringung der Depeschen des Herrn von Sinclaire an den schwedischen Hof zu verhindern. Weiter unten werden wir sehen, auf welche grausame Art diese Maaßregeln wirksam gemacht wurden. Jezt ist es nöthig, von dem Erfolg der Unterhandlungen dieses schwedischen Emissaires, und von dessen Abreise von Constantinopel zu sprechen.

In Verbindung mit den Ministern von Schweden und Frankreich, hatte Sinclaire sich seiner Aufträge am türkischen Hofe auf die glüklichste Weise entledigt. Die Vorschläge einer Off- und Defensiv-Allianz ** Schwedens mit der Pforte, wurden, dem Wunsche der fran-

* Nur für wenige unsrer Leser bestimmen wir die Bemerkung, daß damals Schlesien noch dem Hause Oestreich gehörte.

** Durch die unglükliche Geschichte des Majors Sinclaire geschahe es, daß dieses Bündniß erst am 22. Decemb. 1739 geschlossen wurde.

zösischen Partei in Stokholm gemäß, angenommen, und die Schuldscheine Karls XII. zurükgegeben. — Mit diesen wichtigen Papieren, mit Geschenken an verschiedene vornehme Personen in Schweden, und mit Depeschen an die Könige von England und Preußen, die aber nur eine beiläufige Beziehung auf die obige Negociation hatten, auch mit Reisepässen, soviel als nöthig schien, versehen, war Herr von Sinclaire eben im Begriff, sich auf den Weg zu begeben, als ihm die Herrn von Hoepken und Carleson einen Reisebegleiter vorschlugen.

Dieser war Johann Andreas Couturier, ein Kaufmann, aus Marseille gebürtig, und nach seiner eigenen Angabe, neun und zwanzig Jahr alt. Seit sieben Jahren hatte sich dieser Mann in Constantinopel niedergelassen, und wollte eben jezt in Handelsgeschäften, an denen sogar die wichtigsten Handelshäuser in Schweden, durch die schwedische Handlungsgesellschaft in der Levante Antheil hatten, eine Reise nach Stokholm machen. Da er das Wasser fürchtete, so war es ihm sehr erwünscht, als er, auf Besprechen des Marquis von Villeneuve mit den Herren von Hoepken und Carleson, dem Baron Sinclaire zum Reisegesellschafter vorgeschlagen wurde. Der französische Ambassadeur gab dem Kaufmann, der übrigens noch nichts von seines Begleiters wichtigen Geschäften ahnete, und sie erst unterweges von diesem selbst erfuhr, auch noch die nöthigen Pässe, und nun reisten Herr von Sinclaire und Herr Couturier mit einander ab, und kamen, ohne in ihrem Fortkommen gestört zu werden, glüklich in Chotschin an.

Vor ihrer Ankunft daselbst hatte der dasige Pascha schon Nachricht, daß russische Offizier[s] einem aus Constantinopel kommenden schwedischen Major, Namens Sinclaire, auflauerten. Die Russen hatten nämlich, entweder zu wenig Vorsichtigkeit bei ihren Nachstellungen angewendet, oder hatten auch, welches eben so wahrscheinlich ist, die Sache nicht heimlich genug betreiben

innen, weil sie ebenfalls wieder vielen Personen deswegen Aufträge geben, und ihnen das Portrait des Majors Sinclaire zeigen mußten. Kurz ihr Vorhaben war in der ganzen Gegend bekannt.

Da nun Sinclaire Empfehlungsbriefe aus Constantinopel an den Pascha von Chotschin mitbrachte, so war es eine natürliche Folge, daß dieser türkische General den schwedischen Emissaire warnte, und mit ihm berathschlagte, wie einem etwanigen bevorstehenden Unglüke geschikt auszuweichen sey. Sie wurden endlich einig, daß Sinclaire seinen Namen ändern, und sich so lange Bielefeld nennen wollte, bis er, wieder in Sicherheit zu seyn, glauben könnte. Unter diesem erborgten Namen gab ihm der Pascha einen Paß, und eine kleine Eskorte bis nach Stanislawow zum polnischen Kron-Groß-Feldherrn, Grafen Potocki, einem erklärten Feinde Rußlands.

Dieser Magnate gab ihnen wieder neue Pässe, und zwar an Sinclaire verschiedene, nämlich sowohl unter dem erborgten Namen Bielefeld, als auch unter dem dem eigentlichen Namen Sinclaire. Um jedoch kein Aufsehen zu erregen, gab er ihnen keine Eskorte. Die beiden Reisenden sezten ihren Weg zu Pferde fort, und hatten bloß einen schlechten Wagen mit sich, der ihnen ihr Gepäke nachfuhr.

So kamen sie bis Lublin, wo sie ihre Pferde verkauften, weil der Wirth des Gasthofs sich erbot, sie bis auf das Gebiete des Kaisers zu fahren. Sie nahmen das Anerbieten an, und kamen, ohne irgend einer Gefahr unterworfen gewesen zu seyn, am 13ten Junius 1739 nach Breslau, wo der unglükliche Sinclaire, der sich nunmehr gegen alle hinterlistigen und gewaltthätigen Nachstellungen gesichert wähnte, seinen erborgten Namen Bielefeld, der ihm, wie er glaubte nunmehr sogar hinderlich seyn, oder Verdacht erweken könnte, ablegte, und sich wieder Sinclaire nennte.

In Breslau wurden beide Reisenden, die in einem

schlechten Gasthofe in der Vorstadt abgetreten waren, einige Tage aufgehalten. Die Regierung daselbst hatte nämlich befohlen, daß, wegen etwaniger Ausbreitung ansteken- der Krankheiten, die Päße und Pakete aller aus Polen und der Türkei kommenden Reisenden, genau untersucht werden sollten. Dies geschahe auch mit diesen beiden, und da man alles richtig befand, so legte man der Fort- sezung ihrer Reise nicht das geringste Hinderniß in den Weg. Sie nahmen nun, weil sie den Abgang der or- dinären Post nicht abwarten wollten, eine Post-Chaise mit drei Pferden, und verließen Breslau am 16ten Junius.

Bis jezt war also der oben erwähnte Brief des Herrn von Kühner aus Warschau an das Ober-Amt in Breslau noch nicht angekommen, aber acht Stunden nach der Abreise des Herrn von Sinclaire, langten der Hauptmann Küttler und der Lieutenant Lesawitzky nebst fünf Unteroffiziers in Breslau an. Der Lieutenant Wes- solowsky und ein Unteroffizier waren in Polen geblieben, vermuthlich, weil sie eben nicht an dem Orte gegenwär- tig waren, von welchem die beiden erstern abreisten. Diese übergaben, sogleich nach ihrer Ankunft in Breslau, dem Oberamte den Brief des Herrn von Kühner. Sie gaben zu erkennen, daß sie geschikt wären, den Major Sin- claire aufzusuchen, und baten um denjenigen Beistand, der ihnen nöthig wäre, um sich seiner Person zu bemäch- tigen, an welchem Orte dieses Landes sie ihn auch fin- den möchten. — Das Ober-Amt stellte ihnen hierauf vor, daß man dergleichen, dem Völkerrechte zuwider- laufende, Absichten nicht befördern könnte, sezte aber hin- zu, daß man, dem Verlangen des Herrn von Kühner Genüge zu leisten, auf dem Wege nach Berlin, dem Ma- jor Sinclaire Stekbriefe nachschiken, und an alle in Städ- ten und Dörfern, auf der Straße, befindlichen Obrig- keiten die Verordnung ergehen lassen wollte, sich der Per- son des schwedischen Emissaire zu versichern, sich aller

seiner Briefe und Schriften zu bemächtigen, und sie an das Ober-Amt einzuschiken, jedoch den Herrn von Sinclaire selbst mit Höflichkeit und äußerster Schonung zu behandeln. Allein damit waren die russischen Offiziers nicht zufrieden. Sie bestanden fest darauf, daß die Briefschaften des Majors Sinclaire schlechterdings an keinen, als an sie, ausgeliefert werden müßten, weil es für Ihre Majestät, die Kaiserinn von Rußland, von äußerster Wichtigkeit sey, diese Schriften, sobald als möglich, zu haben; und daß ihnen folglich weniger daran gelegen seyn könne, den Herrn von Sinclaire, als vielmehr dessen Depeschen in ihre Hände zu bekommen. Dieser Einwendungen ohnerachtet, weigerte man sich dennoch, von Seiten des Ober-Amtes, von seiner ersten Erklärung abzugehen. Man begnügte sich vielmehr, bloß bei allen Magistratspersonen an den Orten, durch welche Sinclaire reisen würde, die oben erwähnten Verfügungen zu treffen, erstattete überdies sogleich über die ganze Sache Bericht nach Wien, und verlangte Verhaltungsbefehle, im Fall man sich wirklich des Herrn von Sinclaire bemächtigen sollte.

Da die russischen Offiziers sahen, daß sie nichts weiter erlangen konnten, so ließen sie sich vom Ober-Amte Verordnungen an die Provinzial-Obrigkeiten geben, und eilten selbst, den Reisenden, den sie suchten, einzuholen. Sie kamen am 17ten Junius ganz frühe nach Neustädtel, einer kleinen Stadt am Flusse Weißfurth. Hier erfuhren sie schon genaue Nachricht von den beiden Reisenden, und hätten in sehr kurzer Zeit bei ihnen seyn können, wenn nicht Küttler und Lesawitzky, da sie nun sahen, daß ihnen jene doch nicht entgehen konnten, für rathsamer gehalten hätten, sie noch eine Streke Weges voraus zu lassen. Es ist nicht möglich, die Ursache anzugeben, die Küttler und Lesawitzky bei diesem Zaudern können gehabt haben, da sie, soviel wir wissen, nie darum befragt worden sind. Aber wir

glauben, daß man durch Zusammensezung und Vergleichung verschiedener, hierbei vorkommender Umstände, Hypothesen bilden kann, die entweder die Wahrheit erreichen, oder ihr doch sehr nahe kommen.

Küttler und Lesawitzky kannten nämlich die Gesinnungen des russischen Ministeriums, und besonders den Charakter des Grafen Münnich, ihres Vorgesezten, der selbst ihnen den Befehl zur Aufsuchung des Majors Sinclaire, und zwar, wie man behauptet, mit den Worten gegeben hatte: diesen schwedischen Offizier entweder todt oder lebendig zu überliefern. In Folge dieser Kenntniß glaubten sie also vermuthlich, durch die Ermordung Sinclaires den ihnen ertheilten Befehl nicht zu überschreiten, sondern demselben bloß nachzukommen, und zwar, wie es natürlich scheint, aus folgenden Gründen: Sinclaire, nur seiner Papiere beraubt, konnte zwar, von der Menge seiner Räuber überwältigt, der Wahrscheinlichkeit einer ewigen Gefangenschaft an irgend einem Orte, wo er selbst nichts verrathen konnte, nicht entgehen. Aber sein Daseyn konnte durch einen etwanigen Zufall den Höfen von Stokholm, Constantinopel und Versailles entdekt werden. Man konnte dann leicht den Major Sinclaire reclamiren, und dadurch dem russischen Hofe Verlegenheiten zuziehen, deren Beschaffenheit, Dauer und Folgen nicht zu berechnen waren, und die, wenn sie eine unglükliche Wendung nahmen, leicht hätten machen können, daß das russische Ministerium die Räuber förmlich desavouirte.* Sinclaires Ermordung hingegen mochte Küttlern viel unbedeutender scheinen. Verrätherei, glaubte er vermuthlich, sey alsdann weniger möglich. Der einzige, der die Sache mit Gewißheit hätte verbreiten können, war der Kaufmann Couturier, und diesen könnte

* Weiter unten werden wir sehen, daß Graf Ostermann, nach der Ermordung, wirklich erklärte: man würde die Mörder, wenn sie vor ihrer Ankunft in Rußland bekannt würden, desavouiren.

man ohne Bedenken in ein Gefängniß sperren, ohne befürchten zu dürfen, daß jemals Nachfrage geschehe, weil seine Person, für die Verwendung eines großen Hofes, die doch allein im Stande war, ihn aus der Gefangenschaft zu retten, viel zu unwichtig sey. Und wenn auch dieser Mord, nicht durch Couturier, sondern auf andere Art, nach einiger Zeit, auskäme, so würde es doch ohne diesen Franzosen an glaubwürdigen Augenzeugen fehlen, die That gerichtlich zu bestätigen. War überdies Sinclaire einmal aus dem Wege geräumt, so würde der schwedische Hof, da die Sache doch nicht mehr zu ändern war, die Untersuchung derselben, nach einigen kleinen Rechtfertigungen und Erklärungen von Seiten Rußlands, gewiß selbst fallen lassen. Das russische Ministerium würde alsdenn wegen des, aus diesem Mord entstehenden Vortheils der Vermeidung größerer Weitläuftigkeiten, die schändliche That desto mehr belohnen.

So, dünkt uns, philosophirten Küttler und Lesawitzky, aber freilich, wie die Folge lehrte, für ihren Vortheil sehr unrichtig.

Sie beschlossen nunmehr die Ermordung des Majors Sinclaire. Nur schien es ihnen nothwendig, alle Vorsicht anzuwenden, um die Entdekung der Schandthat so lange aufzuhalten, bis sie sich mit ihren Gehülfen in Sicherheit befänden. Wir werden nun bald sehen, welche Maaßregeln sie nahmen, um ihren Zwek zu erreichen.

Indem die Mörder sich auf die baldige Ausführung ihres blutigen Vorhabens vorbereiteten, sezten Sinclaire und Couturier ihren Weg ruhig fort. Der erstere, der sich nunmehr, unter dem Schutze der Regierung eines policirten Staates sicher glaubte, war sogar so dreist geworden, mit seinem Begleiter übereinzukommen, daß, da sie nun ihre Pistolen doch nicht mehr brauchen würden, sie dieselben, selbst um weniger wichtig zu scheinen, in den Koffer verschließen und bloß ihre Degen bei sich

behalten wollten. — Sinclaire, der noch am 16ten Junius sehr muthig gewesen war, wurde am folgenden Tage auf einmal traurig. Es überfiel ihn, beim Essen in einer Dorfschenke, eine Angst, die er sich nicht erklären konnte, die sich aber nach einer Stunde wieder verlor. Dieser Zufall hinderte jedoch beide Reisenden nicht, ihren Weg fortzusezen. Sie fuhren fort, und mochten am 17ten Junius ohngefähr zwei Meilen auf dem Wege von Neustädtel nach Grünberg, einer ebenfalls kleinen schlesischen Stadt, zurükgelegt haben, als sie Nachmittags um Ein Uhr, in der Gegend des Dorfes Zaucha, aus dem Gehölze neun Reuter auf sich zukommen sahen. Diese neun Reuter waren: Küttler, Lesawitzky, fünf Unteroffiziers, und zwei Männer, die, theils um den Weg zu zeigen, theils um die Pferde zu halten, mitgenommen waren. Die sieben erstern waren stark bewaffnet, aber verkleidet, nämlich, soviel als nöthig war, um nicht zu verrathen, daß sie in russischen Diensten waren. Küttler, der Anführer der Rotte, den Couturier, in seiner gerichtlichen Aussage, dadurch bezeichnete, daß ihn die andern Capitaine genennt hatten, trug einen gewöhnlichen grünen Rok. Er allein sprach fertig Französisch, denn Lesawitzky redete, außer seiner Muttersprache, keine andere, als die Lateinische, und verstand nur einige Worte von der Französischen.

Als die Mörderbande die Post-Chaise umringt hatte, nahm Küttler das Wort und fragte die Reisenden, wer sie wären? und ob sie von Breslau kämen? Nachdem beide dies bejahet und ihre Namen gesagt hatten, fragte Küttler den Schweden besonders, ob er Sinclaire sey? Als dieser zum zweitenmal gesagt hatte, daß er so heiße, sagte Küttler, er habe Befehl, sie beide zu arretiren. — Zugleich nahm man ihnen ihre Degen ab. Sinclaire und Couturier widersezten sich einigermaaßen dieser Gewaltthätigkeit in so fern, daß sie den schriftlichen Befehl zu dieser Behandlung zu sehen verlangten. Küttler

zeigte ihnen die Vollmacht des Ober-Amts zu Breslau, sezte aber hinzu, sie könnten wohl leicht aus seinem Gefolge schließen, daß ihre Gefangennehmung mit obrigkeitlicher Bewilligung geschehe. Zugleich befahl er dem Postillion, der auf dem Wege nach Grünberg fortfahren wollte, den Wagen, nach linker Hand hin, umzulenken. Dies geschahe ohne weitere Einwendungen, die auch überdieß vergeblich gewesen seyn würden. Die Rotte führte nun die beiden Gefangenen nach der sächsischen Gränze. Aus der Sprache, die die Bösewichter unterweges redeten, bemerkte Sinclaire, daß er in russischen Händen war. Er entdekte dies an Couturier in geheim, und sagte, daß er fürchte, nach Sibirien zu gehen. — Wie sehr täuschte sich der Unglükliche! Er kannte die Ungeheuer nicht, mit denen er zu thun hatte. Sonst würde er gewußt haben, daß so viel Schonung, und ein Schikfal, das noch einmal Rettung hoffen ließ, nicht von Mördern zu erwarten war, die zu diesem Behuf, mit Uebereinstimmung eines gewissenlosen Ministeriums, durch die vorsichtigste Wahl der Grausamkeit und Bosheit, ausgesucht und gedungen waren.

Eben wollte es Abend werden, als die Mörder, mit den beiden Gefangenen, an der sächsischen Gränze, eine Stunde von Christianstadt, einer kleinen sächsischen Stadt in der Herrschaft Sorau gelegen, die damals dem Grafen von Promnitz gehörte, ankamen. Diese Scheidung der Staaten zweier Souverains, schien Küttlern der günstigste Ort zu Ausführung des mörderischen Vorhabens zu seyn. Die wenige Gewißheit, mit der man, einige Zeit nach geschehener That, den Plaz der Ermordung eben auf der Gränze bestimmen konnte, würde vielleicht, wie auch wirklich geschahe, zwischen den Höfen zu Dresden und Wien Erklärungen, Gegenerklärungen und Weitläuftigkeiten erregen, die der Verheimlichung des Mords sehr vortheilhaft seyn könnten. Da nun überdieß noch die einbrechende Nacht den Mördern sehr zu Statten kam,

indem sie dadurch auf einige Stunden vor allen Nachstellungen gesichert waren, so glaubten sie, ihr Vorhaben nicht länger aufschieben zu dürfen.

Küttler befahl nun dem Postillion, mitten in der Heide, ganz von irgend einem Wege abgelegen, und noch immer in Schlesien, stille zu halten. Er sagte hierauf zu Sinclaire, man habe zuverlässige Nachricht, daß er der Ueberbringer verdächtiger Briefe und Schriften sey, und er habe Befehl, alles, ihn selbst und sein Gepäke, ganz genau zu durchsuchen, um diese Papiere zu bekommen. Dem Franzosen aber sagte er, er könne unterdessen auf die Seite gehen, man würde seine Sachen nachher durchsehen. Couturier entfernte sich sogleich und nun öffnete man Sinclaires Koffer und Brieftasche mit Gewalt, und nahm alle seine Schriften und das Paket mit den nach Schweden bestimmten Geschenken heraus. Wir sagen mit Gewalt, denn die Mörder, als ihnen nachher von dem russischen Ambassadeur, Baron Kaiserling in Dresden, wegen ihrer That, Vorwürfe gemacht wurden, behaupteten, Sinclaire hätte sich ihnen, vom Anfange bis zum Ende, mit dem größten Ungestüm widersezt. Außerdem, daß Couturier nie etwas von diesem ungestümen Widerstande gesagt hat, sieht man wohl, wie kahl diese Entschuldigung ist. Konnte wohl Sinclaire, der nicht mehr in dem Alter war, in welchem man noch alle Kräfte der Jugend hat, sich gegen sieben bewaffnete Mörder vertheidigen? Ohnerachtet man ihm nun seine Papiere geraubt hatte, so war man doch damit nicht zufrieden, weil man es für nöthig hielt, ihn zu tödten. Man suchte nun eine scheinbare Ursache dazu zu finden. Man fieng Händel mit ihm an, um ihn zum Zorn und zu Beleidigungen zu reizen. Es entstand zwischen den Mördern und Sinclaire ein heftiger Wortwechsel, dem endlich Lesawitzky sich vornahm, ein Ende zu machen. Er und die Unteroffiziers führten den Major Sinclaire in das dichte Gehölze. Hier legte

man Hand an ihn, aber Sinclaire riß einem der Mörder den Degen aus der Hand und vertheidigte sich einige Augenblike gegen die Angriffe seiner Feinde so gut, daß eine, vielleicht zwei der mörderischen Klingen in Stüke zersprangen. Indem dies geschahe, traf ihn Lesawitzky mit einem Pistolenschuß in den Unterleib. Der Schuß war nicht tödtlich. Sinclaire behielt noch Kräfte zum Laufen und rief: Jesus, mon dieu. Aber die Mörder verfolgten und tödteten ihn vollends mit zwölf oder dreizehen Wunden, die sie ihm durch ihre Seitengewehre beibrachten. Nachdem sie seine Kleider durchsucht, und keine Papiere weiter gefunden hatten, schleppten sie den Leichnam noch einige Schritte weiter und tiefer in das dike Gebüsch.

In dem Augenblike, als Lesawitzky den Schweden in das Gehölze führte, rief Küttler, um die ganze Sache, so geschwind als möglich, zu endigen, den Franzosen zurük und befahl ihm, seine Sachen auszupaken. Couturier kam und indem er seinen Koffer öffnete, geschahe der Schuß. Er erschrak darüber so, daß er in Ohnmacht fiel, und also von der eigentlichen Ermordung nichts wissen konnte.

Am 19ten Junius, also zwei Tage nach der That, erfuhr man sie in Breslau, oder man wurde vielmehr in der Vermuthung eines Mords bestärkt, weil man von dem Wege von Grünberg keine Nachricht, weder von Sinclaire, noch von seinen Verfolgern hatte. Die Vermuthung ward bald zur Gewißheit, nur wußte man den Plaz der Ermordung noch nicht, und man glaubte sogar, daß sie im Sächsischen geschehen sey. Aber sechs Tage nachher, am 23sten Junius, ward der todte Körper in einem kleinen Gebüsche, die Naumburger Heide geneunt, von einem Schäfer des sogenannten Eich-Vorwerks, bei Naumburg am Bower, einer kleinen Stadt in Schlesien, die dem Grafen von Promnitz gehörte, entdekt. Am 24sten Junius ließ der Rath dieser Stadt

mit Zuziehung eines Arztes und eines Wundarztes eine gerichtliche Aufhebung * und Besichtigung ** des Leichnams anstellen, und ihn alsdann an dem Orte, *** wo man ihn gefunden hatte, begraben.

Während dieser Zeit hatten die Mörder sich völlig in Sicherheit gebracht. Sie hatten auch, so viel als möglich, geeilt. Denn, als Couturier von seiner Ohnmacht erwachte, befand er sich schon wieder in seiner Post-Chaise, neben Küttler und Lesawitzky. Er fiel ihnen zu Füßen und bat um sein Leben und seine Freiheit. Sie versprachen ihm beides zum Schein, denn eigentlich glaubten sie doch, daß er nie in Freiheit kommen würde. Sie versicherten ihn, daß er, da er unschuldig sey, nichts zu fürchten habe. Dies sey aber nicht der Fall mit Sinclaire, denn dieser habe sich an ihrer Kaiserinn schwer versündigt. Sie versprachen ihm alsdann, daß sie ihn an einen Ort führen wollten, wo er in Freiheit gesezt werden sollte, jedoch immer mit der Bedingung, nie von dem, was vorgegangen sey, zu sprechen. Er versprach ihnen alles, was sie verlangten, und war ihnen sogar bei der Theilung von Sinclaires Nachlaß behülflich. Unterdessen fuhr man immer weiter. Die Mörder, die so klug gewesen waren, die That an der schlesischen und sächsischen Gränze zu verüben, um gleich aus einem Lande wegzukommen, bei dessen Regierung sie sich, durch ihre Nachstellungen des Ermordeten, verdächtig gemacht hatten, eilten nach Sachsen, wo ihr Vorhaben nicht bekannt gewesen war und wo sie sich von dem russischen Ambassadeur Sicherheit und Unterstüzung zu ihrem Fortkommen nach Rußland versprechen konnten.

* Man sehe die Beilage B.

** Man sehe die Beilage C.

*** Ein sonderbarer Zufall war es, daß diese Ermordung schlechterdings auf den Gütern des Grafen Promnitz geschehen mußte, denn in dieser Gegend gränzen in seinen Besizungen Sachsen und Schlesien.

Sie fuhren zuerst nach Sorau, einer kleinen Stadt in Sachsen, die damals auch dem Grafen von Promnitz gehörte, und die wichtigste Stadt in dessen Besitzungen war. Nach einem ganz kurzen Aufenthalt giengen sie weiter, und kamen am 20sten Junius des Morgens in die Vorstädte von Dresden, ohne daß jedoch Couturier noch wußte, wo er war. Hier ließ man ihn einen ganzen Tag, unter Bewachung von vieren der Mörder, die ihn begleitet hatten. Küttler ritt voraus nach Dresden zum Baron Kaiserling und übergab ihm die geraubten Schriften. Der Ambassadeur, der wahrscheinlich vom russischen Ministerium Befehl hatte, Küttlern, im Fall der Nothwendigkeit, so viel als möglich zu unterstüzen, ließ sogleich den Grafen Brühl um einen Verhaftbefehl für einen verdächtigen Reisenden bitten, ohne jedoch denselben zu nennen, berufte sich aber beiläufig auf den Captur-Befehl des Ober-Amts in Breslau. Graf Brühl, der immer zu viel Gefälligkeit für den russischen Hof hatte, gab ihm sogleich einen Verhaftbefehl. Es wurde also Abends ein Wagen nach Couturier geschikt, und die Mörder, die ihn aus Schlesien geführt hatten, brachten ihn, ohne in Dresden anzuhalten, auf die Festung Sonnenstein bei Pirna.

Hier erst erzählte Couturier dem Commandanten, daß er der Begleiter des ermordeten Majors Sinclaire gewesen sey. Natürlicherweise war es nun nöthig, diesen Franzosen noch einige Zeit in gefänglicher Haft zu behalten, theils um von ihm, als dem einzigen glaubwürdigen Zeugen bei der Ermordung, Nachrichten darüber zu erfahren, theils um abzuwarten, wie sich der Petersbnrger Hof, und alle dabei interessirten Höfe in dieser Sache benehmen würden. Seine bei sich habenden Sachen versiegelte Couturier mit seinem Petschaft, und der Commandant vom Sonnenstein nahm sie bis zu dessen Loslassung in seine Verwahrung. Couturier blieb in dieser Festung, bis zum 16ten August, ohne zu wissen, wo er sich befand.

Die erste Nachricht von der Ermordung des Majors Sinclaire und von der gefänglichen Haft des Kaufmanns Couturier kam durch einen Courier nach Petersburg, den der Graf von Brühl am 24sten Junius an den Geheimen Rath, Herrn von Suhm, schikte. Dieser Courier überbrachte zugleich Depechen des Bothschafters, Baron von Kaiserling, an das russische Ministerium, und zwei Pakete mit den geraubten Schriften und Geschenken, die der Herr von Suhm Befehl erhielt, in die Hände des Herzogs von Curland selbst zu übergeben. Beide Pakete waren in Wachsleinwand gepakt, und mit einem besondern, bisher, bei der Correspondenz des sächsischen Ministeriums mit der Gesandtschaft in Rußland, noch nicht gebrauchten Petschaft versiegelt, wovon der Graf Brühl dem Herrn von Suhm einen Abdruk schikte, damit dieser beurtheilen konnte, ob das Siegel der Pakete unterweges verlezt worden sey; ein Umstand, welcher beweißt, wie wenig man damals der Sicherheit der Straßen in Polen trauen durfte.

Sobald der Courier in Petersburg angekommen war, ging Herr von Suhm, am 5ten Julius, zum Herzog von Curland, gab ihm die Pakete, und erzählte ihm die Ermordung des Majors Sinclaire. Biron schien äußerst betroffen über diese Nachricht, nahm die überbrachten Sachen an, und hielt, um seine immer höher steigende Unruhe zu verbergen, den sächsischen Gesandten nicht lange auf, bat ihn aber, zum Grafen von Ostermann zu gehen.

Herr von Suhm that dies, im Weggehen aus dem kaiserlichen Palast, wo der Herzog von Curland wohnte. Graf Ostermann war über diese Nachricht außerordentlich verwundert, und zeigte eine große Verlegenheit über den übeln Eindruk, den diese Begebenheit überall machen müßte, und über das Geschrei, das besonders die Schweden darüber erheben würden. Er sagte, er begreife gar nicht, wer den Befehl zu diesem Mord gegeben haben

könne, sezte aber hinzu, im Grunde sey es wohl wichtig für den russischen Hof, die bei Sinclaire gefundenen Papiere zu haben, wenn man aber dieselben auf keine heimlichere Art hätte bekommen können, so wünschte er lieber, daß Sinclaire mit allen seinen Schriften in Stokholm seyn möchte. Er nennte diese That schändlich, und sagte, daß man die Offiziers, die sie begangen hätten, müsse rädern lassen.

Der Herr von Suhm, ohne den Grafen von Ostermann, als einen der Urheber dieser schändlichen Begebenheit, durch gerechte Aeußerungen von Unwillen beschämen zu wollen, begnügte sich bloß, diesem Staatsminister vorzustellen, daß dieser Mord große Bewegungen in Schweden machen, und die Unzufriedenen daselbst leicht dazu bringen würde, einen Bruch mit Rußland zu bewirken, der diesem Reiche desto schwerer fallen könnte, da die Gränzen desselben auf dieser Seite beinahe ganz von Truppen entblößt wären. Allein der Graf antwortete ihm: Schweden brauche man nicht zu fürchten, man habe in der Gegend von Petersburg zwei und zwanzig Regimenter versammelt, ohne die Garnisonen zu rechnen, und man lasse aus dem Innern des Reichs noch zehn Regimenter kommen, denen man, um den Schweden nicht Argwohn zu geben, befohlen habe, zwischen Moskau und Petersburg Halt zu machen. Bei dem allen, sezte Graf Ostermann hinzu, sey er, wegen dieser verfluchten Geschichte, in größter Verlegenheit. Herr von Suhm fragte ihn hierauf: welchen Anstrich, nach seiner Meinung, der russische Hof der Sache geben würde. Ihm sey, dieses zu wissen, nöthig, weil er voraus sehe, daß diese Begebenheit viel Aufsehen machen, und er sich dadurch in den Fall gesezt sehen würde, den sächsischen Gesandten an auswärtigen Höfen Erläuterungen darüber zu geben. — Ich rede, antwortete der Staatsminister mit dem Gesandten unseres besten Freundes und Bundesgenossen. Wir wünschen von ganzem Herzen, daß diese

Begebenheit unterdrükt werde. Wird sie aber bekannt, so desavouiren wir die Mörder ohne alle Umstände, denn Sie sehen selbst, daß wir in dieser unglüklichen Geschichte kein andres Mittel ergreifen können. Graf Ostermann äußerte noch eine große Besorgniß wegen Küttlers, von dem man noch nicht wußte, ob er schon in Sicherheit sey, und hätte gewünscht, daß man ihn auf einige Zeit in einem Gefängnisse vor den Augen der Welt verborgen halten könnte. Das aber, was diesen Staatsminister am meisten bekümmerte, war das Ober-Amt in Breslau, von dessen Berichten nach Wien er viel befürchtete, weil die russischen Offiziers ihr Gesuch daselbst wegen Sinclaire mit zu viel Publicität betrieben hatten.

Ohne den außerordentlichen Verstand zu haben, den Herr von Suhm wirklich besaß, hätte doch dieser Gesandte aus den Aeußerungen Birons, und besonders Ostermanns leicht schließen können, daß diese beiden Staatsmänner mit dem Grafen Münnich übereingekommen waren, daß man Sinclaires Briefschaften haben müsse, um welchen Preiß es auch sey. Er sahe ein, daß die beiden erstern geglaubt hatten, der General-Feld-Marschall würde die Sache so einzurichten wissen, daß, wenn man diese wichtigen Schriften nicht anders, als mit dem Tode Sinclaires bekommen könnte, die Ermordung doch so heimlich geschehen würde, daß sie, so zu sagen, für einen Privatmord gehalten werden könnte, und man sie daher dem russischen Hofe, nicht so geradezu, Schuld geben dürfte. Und endlich fand er auch, daß das russische Ministerium, sich auch sogar auf den Fall der Bekanntmachung des Mords vorgesehen zu haben schien, oder wenigstens geglaubt habe, sich durch kriegerische Zurüstungen in furchtbare Bereitschaft sezen zu müssen, wenn etwa der schwedische Hof, durch einen scheinbaren Verdacht verführt, sich wollte beikommen lassen, den russischen Hof deswegen zur Rede zu stellen, oder von diesem Morde geradezu den Vorwand zu nehmen, seinen Ver-

sprechungen an Frankreich und an die Pforte wider Rußland, eine Genüge zu leisten.

Die Verlegenheit Birons und Ostermanns bei dieser schändlichen Begebenheit mußte groß gewesen seyn, denn zwei Tage waren vergangen, ehe die Gesandten von Dresden und Wien die erste Entschließung des Ministeriums in dieser Sache erfuhren. Der Geheime-Rath, Herr von Brevern, ein Mitglied des Departement der auswärtigen Angelegenheiten, wurde alsdenn zu dem Marquis de Botta und zu dem Herrn von Suhm geschikt. Er fand beide Gesandten beisammen, und bat sie, unverzüglich an ihre Höfe zu schreiben, und sie, im Namen des Russischen, zu bitten, daß man, wenn es möglich sey, die Mörder heimlich in Verhaft nehmen und sie in Gefängnisse sezen möchte, wo kein Mensch etwas von ihnen erfahren könnte. Da Herr von Brevern hinzusezte, es sey dringend nothwendig, dieses Gesuch des russischen Hofes, so eilig als möglich, nach Dresden und Wien gelangen zu lassen, so versprachen beide Gesandten, sogleich Stafetten abzuschiken.

Dies sollte nun von russischer Seite der erste Schritt der Rechtfertigung seyn, war aber im Grunde nichts, als eine erbärmliche und lächerliche Maskerade. Man wollte auf diese Art den Schweden, wenn sie ein Geschrei über diesen Mord erheben sollten, sagen können, daß man, gleich auf die erste Anzeige, die Verhaftnehmung der Mörder verlangt habe, die sich für Russen ausgegeben hätten. Wer sieht aber nicht, daß dieser Schritt des russischen Ministeriums höchst ungeschikt und ein klarer Beweis der Angst war, in welcher Biron und Ostermann sich befanden! Wie konnte man glauben, daß die Mörder, nach vollführtem Mord, sich noch fünf Wochen in Sachsen oder Schlesien aufhalten würden, um Nachrichten aus Petersburg zu erwarten, und sich in Folge derselben, sollte es auch nur zum Schein seyn, arretiren zu lassen.

Es ist ungewiß, ob gleich, schon nach Empfang der ersten Nachricht von diesem Mord, Biron und Ostermann, die Kaiserinn Anna von diesem Vorfall unterrichtet haben. Wahrscheinlich hat man diese Fürstinn damals nur darauf vorbereitet. Zuverlässig aber ist, daß diese Monarchinn, weder vor der That etwas von dem schändlichen Vorhaben ihrer Ministers, noch auch nach der That den wahren Zusammenhang der Geschichte, jemals genau erfahren hat. Man begnügte sich blos, der Kaiserinn anfänglich zu sagen, daß die Nachricht von diesem Mord ein noch ganz ungewisses Gerücht sey. Nachher sagte man, das Gerücht bestätige sich, es sey aber wahrscheinlich, daß Sinclaire von persönlichen Feinden umgebracht worden sey, die in dieser Absicht aus Schweden gekommen wären, und die, um besser verborgen bleiben zu können, sich als russische Offiziers angegeben hätten. Man sezte hinzu, daß wegen der ungleichen Urtheile, die in dieser Sache gefällt werden könnten, es nüzlich sey, daß die Kaiserinn ein Circular-Rescript an ihre Gesandten an auswärtigen Höfen ergehen lasse, um ihre Meinung über diese schändliche That bekannt zu machen. Dieses Rescript und der günstige Ruf der erhabenen Gesinnungen der Kaiserinn würden hinlänglich seyn, jeden übeln Eindruk zu vertilgen, der vielleicht bei Unwissenden durch die ungerechte Beschuldigung entstehen könnte, daß die Mörder vom russischen Hofe gedungen wären.

Nach dem Besuche des Herrn von Brevern bei dem Herrn von Suhm und bei dem Marquis de Botta ließ man die Sache, wegen der Ermordung des Majors Sinclaire, ganz liegen. Die Vermählungsfeyerlichkeiten der Prinzessinn Anna von Meklenburg-Schwerin mit dem Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, gaben hiezu einen schiklichen Vorwand. Man that weiter nichts, als daß man am 14ten Julius, das oben erwähnte Rescript * ergehen ließ.

* Man sehe die Beilage D.

Endlich, am 23sten Julius wurde Herr von Suhm gebeten, zu dem Grafen von Ostermann zu kommen. Ehe er noch zu diesem Minister gieng, sprach er bei Hofe mit dem Herzoge von Curland. Dieser sagte ihm, man sey der Meinung, daß der Dresdner Hof den Kaufmann Couturier loslassen müsse, weil man dessen Gefangensezung schon in Schweden wisse, von wo aus der französische Hof sie leicht erfahren, und davon einen Vorwand nehmen könne, sich in die Sache zu mischen, ein Umstand, den man durchaus zu vermeiden suchen müsse.

Graf Ostermann sagte dem Herrn von Suhm das nämliche, und sezte hinzu, der russische Hof wünsche, daß man, um der gefänglichen Haft des Kaufmanns Couturier eine günstige Wendung zu geben, eine Art von Procès-verbal aufsezte, in welchem ausdrüklich gesagt werde, Couturier sey auf Requisition des Baron Kaiserling arretirt worden, um von ihm einiges Licht über diesen Mord zu bekommen, und um zu erfahren, ob er nicht wisse, wer die Mörder eigentlich gewesen wären, die sich, was doch gewiß ungegründet sey, für russische Offiziers ausgegeben hätten. Wenn dies geschehen sey, sagte Graf Ostermann, würde es gut seyn, wenn man den Kaufmann Couturier losließe. Baron Kaiserling würde zugleich Befehl erhalten, diesen Mann, gleichsam für seinen Zeitverlust, zu entschädigen; doch sollte der Ambassadeur dies auf eine Art thun, daß es nicht das Ansehen habe, als ob man Couturier dadurch zum Schweigen bringen wolle, denn, weit gefehlt, daß man dnrch ein solches Verlangen seinen Zwek erreichen könne, würde man dadurch vielmehr der eigentlichen Absicht schaden.

Einige Tage vor der Unterredung des Grafen Ostermann mit dem Herrn von Suhm, hatte das russische Ministerium, um einen rechten Beweis seiner Offenheit und Unschuld zu geben, dem schwedischen Gesandten die ganze Nachricht von der Ermordung, und das Circular-Reskript

an die russischen Gesandten an auswärtigen Höfen mitgetheilt. Dieser schwedische Gesandte am russischen Hofe, der ein äußerst einfältiger Mann gewesen seyn muß, war fest überzeugt, daß das russische Ministerium unschuldig sey, und daß das Vorgeben, daß russische Offiziers die Mörder gewesen wären, nur ein Streich sey, den Personen erfunden hätten, die einen Bruch zwischen Schweden und Rußland zu bewirken suchten. Er schikte sogar einen Courier nach Stokholm, um die Sache in diesem Lichte vorzustellen. Vielleicht hätte dieser Gesandte, so eingeschränkt er auch war, da er doch einmal das Vertrauen seines Hofes hatte, denselben durch seinen Bericht überzeugt, wenn nicht die Mörder so unvorsichtig gewesen wären, sich in Breslau öffentlich, und, so zu sagen, gerichtlich auf die Autorität zu berufen, wodurch sie, den Major Sinclaire aufzusuchen, berechtigt worden waren.

Um eben diese Zeit geschahe es, daß man die dem Major Sinclaire geraubten Schriften, und die nach Schweden bestimmten Geschenke nach Hamburg schikte, von wo aus sie auf der Post nach Stralsund, und von da weiter nach Stokholm gebracht wurden. Dadurch nun glaubte man, sich einen Anstrich von Unbefangenheit zu geben, und der schwedische Hof, meinte man, würde, wenn er nur einmal die entwendeten Schriften hätte, von der genauen Untersuchung der Mordgeschichte abstehen. Ob man aber übrigens den ohngefähren Werth alles dessen, was Sinclaire, bei seiner Ermordung, von einigem Belang bei sich hatte, und was ihm seine Mörder ebenfalls raubten, auch nach Schweden geschikt habe, um es denen zukommen zu lassen, die gegründeten Anspruch daran machen konnten, davon haben wir nichts finden können. Wahrscheinlich ist es jedoch nicht, weil, wie uns dünkt, das russische Ministerium sich dadurch zu deutlich zu dem Mord bekannt hätte.

Noch an dem nämlichen Abende, am 23sten Julius, als der Graf Ostermann dem Herrn von Suhm

das Verlangen des russischen Ministeriums, in Betreff des Kaufmanns Couturier, bekannt gemacht hatte, schikte der sächsische Gesandte den, bei ihm als Courier sich aufhaltenden, Hauptmann Türck nach Dresden. Dieser Courier kam am 6ten August daselbst an, da er aber den Hof nicht fand, so sezte er seinen Weg fort nach Töplitz, wohin sich der König, um das Bad zu gebrauchen, begeben hatte. Einige Tage nachher reiste der Hof nach Dresden zurük. Der Graf von Brühl befahl sogleich dem General-Auditeur Vockel, auf den Sonnenstein zu reisen, und den Kaufmann Couturier über alle Umstände, von denen er bei der Ermordung Sinclaires Zeuge gewesen war, gerichtlich zu befragen. Nachdem dieser Franzose, der nun erst erfuhr, wo er sich befand, alles ausgesagt hatte, was seinem Gedächtnisse in dieser Sache gegenwärtig war, und wovon wir in unserer Erzählung die wichtigsten Punkte auszugsweise eingeschaltet haben, ließ ihn der General Auditeur Vockel die Wahrheit seiner Aussage beschwören. Nun erst unterzeichnete der König am 15ten August den Loslassungsbefehl und den Tag darauf erhielt Couturier die Freiheit, zu reisen, wohin er wolle. Er wurde sogleich zum Baron Kaiserling geführt, der ihm viele Entschuldigungen, wegen seiner Gefangensezung, machte, und ihn zu überzeugen suchte, daß dieselbe nothwendig gewesen sey, um von ihm Aufklärungen über eine That zu bekommen, von welcher er Zeuge gewesen war, und an deren richtigen Bekanntmachung seinem Hofe gelegen seyn müsse, weil die Mörder die Frechheit gehabt hätten, sich als russische Offiziere anzugeben. Der russische Bothschafter schloß damit, dem französischen Kaufmann, für die Versäumniß seiner Zeit fünfhundert Ducaten anzubieten. Couturier, der schon wußte, was er von allem dem, was der Baron Kaiserling ihm sagte, denken sollte, schien alles zu glauben, und nahm, nach einiger Weigerung, die angebotenen fünfhundert Ducaten an. Hierauf

gieng er in den Palast des Grafen Brühl, um diesem Herrn für die wirklich gute Behandlung auf dem Sonnenstein zu danken. Da dieser Minister seinem Monarchen eben auf einer großen Jagd nach Freyberg folgen wollte, so ließ er Herrn Couturier sagen, daß er ihn jezt nicht sprechen könnte. Zugleich aber ließ er ihm einen Plaz in einem Reisewagen, im Gefolge des Hofes, anbieten, in der Hoffnung, wie der Graf gütig hinzusezte, während der Jagd einen Augenblik zu finden, in welchem er das Vergnügen haben könne, sich mit ihm zu unterhalten. Die Unterredung hatte auch wirklich, während der Jagd, statt, und der Graf von Brühl war mit dem bescheidenen und feinen Betragen des Kaufmanns eben so zufrieden, als dieser über die Gnade und Herablassung des Ministers gerührt war. Der Graf suchte ihn zwar zu bewegen, daß er seinen Vorsaz ändern, und, anstatt nach Schweden, lieber nach Frankreich gehen möchte, weil allerdings Couturiers Reise nach Schweden für den russischen Hof wichtigere Folgen haben konnte, allein der Kaufmann erklärte, er habe, wegen nothwendiger Handelsgeschäfte, bei welchen viele schwedische Kaufleute interessirt wären, sich gleich anfangs vorgenommen, nach Schweden zu reisen, und, da diese Ursachen noch fortdauerten, so sey es ihm unmöglich, seinen ersten Plan aufzugeben. Als der Graf Brühl sahe, daß Couturier sein Vorhaben nicht ändern konnte, suchte er wenigstens, durch außerordentliche Gütigkeit und Aufmerksamkeit, ihm eine vortheilhafte Meinung vom sächsischen Hofe beizubringen. Auf Befehl dieses Herrn führte man Couturier in den Bergwerken bei Freiberg herum. Nach seiner Zurükkunft nach Dresden zeigte man ihm alle Merkwürdigkeiten dieser Residenz, und, so lange er sich daselbst aufhielt, wurde er auf königliche Kosten unterhalten. Couturier verließ Dresden sehr vergnügt, und schien, nach seinen daselbst gemachten Aeußerungen zu urtheilen, überzeugt zu seyn, daß der sächsische Hof, wie es auch

wirklich war, keinen Theil an dem Morde habe, und daß die Schritte, die derselbe nachher gethan habe, in mancherlei Rükſicht, und vornämlich deswegen nothwendig gewesen wären, um beweisen zu können, daß der Mord nicht auf sächsischem Boden, und ohne Theilname sächsischer Unterthanen geschehen sey. Er ging im Gefolge des berühmten Feldherrn, des Grafen Moriz von Sachsen, bis Berlin; ein Umstand, der dem Grafen von Brühl, der schon damals mit diesem Prinzen nicht in gutem Vernehmen * stand, nicht angenehm war, den er aber doch, um nicht verdächtig zu scheinen, nicht hindern durfte.

Von hier gieng Couturier mit der Post nach Pommern, und von da nach Stokholm, wo er freilich die Sache, wie er sie wußte, und folglich, nicht zum Vortheil des russischen Hofs, in der Versammlung des Senats erzählte; in Ansehung des sächsischen aber allen Verdacht vernichtete, den man anfänglich in Schweden wider denselben gefaßt hatte.

Der Wiener Hof erhielt von der, am 17ten Junius geschehenen, Ermordung des Majors Sinclaire sehr bald Nachricht. Schon am 19ten Junius erstattete das Ober-Amt in Breslau einen Bericht darüber an den Hof, nachdem es vorher im Lande einen Capturbefehl wider den Kaufmann Couturier, und wieder die russischen Offiziers hatte ergehen lassen, der auch sehr bald außer Landes bekannt wurde, und von dem der Baron Kaiserling den Vorwand nahm, den Dresdner Hof um Couturiers Arretirung zu bitten. Der Bericht nach Wien, der zu geschwind nach der Ermordung gemacht wurde, und der

* Zu den kritischen Verhältnissen des Grafen von Sachsen mit dem Grafen Brühl, deren Erzählung nicht hierher gehört, kam noch, daß Moriz die Kaiserinn Anna, noch als Herzoginn von Curland, hatte heirathen sollen, und dieses Project, durch sein Benehmen, selbst rükgängig gemacht hatte.

sich also blos auf das allgemeine Gerücht, und auf die Aussage des Postillions gründen konnte, der die Herren von Sinclaire und Couturier geführt hatte, und der die Gränzscheidung Schlesiens vom sächsischen Gebiete, wie es scheint, nicht genau kannte, war sehr unrichtig. Aber wunderbar ist, daß der kaiserlich-königliche Hof über den Ort, wo die Ermordung geschahe, so lange in Ungewißheit geblieben ist. Denn als der schwedische Hof, so wie er in Dresden gethan hatte, auch durch seinen Gesandten in Wien darauf antragen ließ, daß der kaiserlich-königliche Hof die Sache gerichtlich untersuchen, und die Mörder, im Fall sie sich noch in den östreichischen Staaten aufhielten, gefänglich einziehen lassen möchte, sagte das östreichische Ministerium in seiner, dem schwedischen Gesandten, Herrn von Ringwicht, unterm 11ten August ertheilten Antwort,* gerade zu, daß der Mord auf sächsischem Grund und Boden verübt worden sey. Als der sächsische Hof diese mit so viel Zuversicht erklärte Unwahrheit des kaiserlich-königlichen erfuhr, ließ er einen sehr genauen Plan von der Gränze, in der Gegend, wo die That geschehen war, aufnehmen, und auf der nämlichen Charte im schlesischen Territorio, den wahren Ort des Mords bezeichnen. Von diesem Plan ließ der Graf von Brühl verschiedene Exemplare verfertigen, und schikte sie, mit weitläuftigen und wahren Bemerkungen begleitet, an alle sächsischen Gesandten an denjenigen Höfen, die bei der Sache interessirt waren, damit sie daselbst allen, denen es zu wissen nöthig war, die gehörige Auskunft geben konnten. Weiter hatte in dieser Sache, soviel wir wissen, keine Verhandlung zwischen den Höfen zu Wien und Stokholm statt.

Der kaiserlich-königliche Resident in Warschau, Herr von Kühner, der die Empfehlungsbriefe der Mörder an das Ober-Amt in Breslau geschrieben hatte, war äußerst bestürzt, als er die Nachricht von der Ermordung

* Man sehe die Beilage A.

des Majors Sinclaire erfuhr. Er machte sogleich einen Bericht an das kaiserliche Ministerium in Wien, und entschuldigte seinen Schritt dadurch, daß er sagte: „da er gewußt hätte, daß Sinclaire, zu Stiftung einer unchristlichen Off- und Defensive Bündniß mit der Pforte, abgefertigt worden wäre, so habe er geglaubt, vermöge „des natürlichen und Völkerrechts berechtigt zu seyn, „durch ein solches unschuldiges Mittel, was zu eigenen „Schaden und Behuf eines öffentlichen Feindes gereichet, „abzuwenden." So unedel und seicht auch diese Entschuldigung war, und so wenig sie deswegen hätte gültig seyn sollen, so haben wir doch nirgends gefunden, daß Herr von Kühner für diesen übereilten Schritt, der durch seine Folgen so schreklich wurde, zu irgend einer Verantwortung gezogen worden wäre.

Am schwedischen Hofe wurde die Nachricht von der Ermordung Sinclaires erst ohngefähr vier Wochen nach der That bekannt. Sobald man sie erfuhr, schien eine elektrische Wuth sich der Hofleute, der sogenannten Hüthe, der Armee, des Volks, ja sogar der Damen zu bemeistern. Alles, was nicht zu der russischen Partei gehörte, schrie: zu den Waffen und zur Rache gegen Rußland! Man erfuhr anfänglich die Nachricht nicht richtig, denn man glaubte in Stokholm noch lange Zeit, daß der Mord in Sachsen verübt worden sey. Der sächsische Resident in Schweden, Herr Walter, mußte zwar, auf Befehl seines Hofes, dem Canzlei-Präsidenten, Grafen Gyllenburg, * die Umstände dieser Begebenheit, soviel man davon wollte bekannt werden lassen, erzählen. Aber der schwedische Hof schien dieser Erzählung doch nicht ganz unbedingt Glauben beizumessen. Denn obgleich in Folge derselben der schwedische Gesandte in Wien, Herr von Ringwicht, Auftrag bekam, den kaiserlich kö-

* In Abwesenheit des Baron Ehreneron, Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, hatte Graf Gyllenburg das ausländische Portefeuille.

niglichen Hof um eine gerichtliche Untersuchung dieser Begebenheit zu bitten, so glaubte doch das schwedische Ministerium, daß man auch beim Dresdner Hofe auf eine ähnliche Untersuchung antragen müsse. Graf Gyllenburg sagte daher am 4ten August dem Residenten Walter: er habe von dem, was ihm derselbe hinterbracht hätte, dem Könige den gehörigen Bericht erstattet und Seine königlich schwedische Majestät wären völlig überzeugt, daß man dieser schreklichen Mordthat wegen keinen Hof, und besonders nicht den sächsischen in Verdacht haben könne. Da aber Seine Majestät seit kurzem mit Gewißheit erfahren hätten, daß der Mord auf sächsischen Grund und Boden verübt worden sey, so hätten Höchstdieselben den Herrn Residenten, noch mit der an dem nämlichen Tage abgehenden Post nach Dresden zu schreiben: „daß Ihro Majestät der König von Schwe„den Ihro königlich polnische Majestät freundlichst ersu„chen ließen, dieser, in Dero Landen verübten Mords„that halber, auf das schärfste inquiriren zu lassen, auch „zu erlauben, daß ein schwedischer Unterthaner und Be„dienter, welcher, sobald als von Ihro königlich polni„schen Majestät die Resolution deßhalber eingelaufen seyn „würde, genennt und dazu autorisirt werden sollte, der „Untersuchung mit beiwohnen dürfte.“ Graf Gyllenburg sezte noch für sich hinzu: man habe Nachricht, daß der Baron Kaiserling die bei Sinclaire gefundenen Schriften, und einige nach Schweden bestimmten Geschenke, bei sich in Verwahrung habe, und daß auch der Kaufmann Couturier bei diesem Ambassadeur in gefänglicher Haft size. Dies alles würde sich nun schon bei der Untersuchung offenbaren, indessen wünsche man doch, daß Couturier, sobald als möglich losgelassen, und das Paket mit den Depeschen und Geschenken eben so bald nach Schweden geschikt würde.

Noch ehe man auf diese Erklärung Antwort aus Dresden haben kounte, ließ der König von Schweden

selbst, am 27sten August, den Residenten Walther zu sich rufen, und sagte ihm, er wiederhole bei Ihro polnischen Majestät seine Bitten um Untersuchung der Sinclaireschen Sache und um Couturiers Loslassung, besonders um die Beschleunigung des leztern Punkts, indem die schwedischen Kaufleute alle sehr darauf drängen, weil, ihrem Vorgeben nach, das schwedische Commercium, bei längerer Detention, darunter litte. — Wahrscheinlich war das leztere Vorgeben des Königs, wegen des schwedischen Handels, nur ein Vorwand, denn unmöglich konnte doch derselbe so außerordentlich dabei leiden. Man wollte vermuthlich nur gern den Kaufmann Couturier in Stokholm haben, um von ihm Erläuterungen über den Mord zu bekommen.

Graf Brühl antwortete am 21sten August dem Residenten Walter auf die Anträge des Grafen Gyllenburg, vom 4ten August: da der Mord in Schlesien verübt worden sey, so könne eine, darüber in Sachsen anzustellende, Untersuchung nicht anders, als fruchtlos, ausfallen. Der König von Schweden möchte sich also deswegen an den Wiener Hof halten. Couturier, der, um Nachrichten von ihm über den Mord zu erfahren, auf Verlangen des Baron Kaiserling, auf einem königlichen Schlosse, habe in Verwahrung sizen müssen, sey jezt frei, und habe von dem russischen Ambassadeur eine Entschädigung von fünfhundert Ducaten erhalten. Der König von Polen und Churfürst von Sachsen hoffe übrigens nunmehr, daß diese wiederholten, natürlichen und zuverlässigen Erklärungen den König von Schweden überzeugen würden, daß man, von Seiten des Dresdner Hofes, bei dieser grausamen Begebenheit nichts weiter habe thun können.

Graf Gyllenburg schien zwar, bei diesen Aeußerungen sich zu beruhigen, sezte aber doch hinzu: es sey sonderbar, daß man den Kaufmann Couturier zum russischen Ambassadeur und nicht zum kaiserlich königlichen Gesandten, Grafen von Wratislaw geführt hätte, da doch die That in Schlesien geschehen sey.

Kurze Zeit nach dieſer Unterredung kamen die verlangten Depechen und Sachen, die bei Sinclaire gefunden worden waren, in Stokholm an. Couturier ſelbſt kam auch bald dahin, und erſtattete an den Senat einen vollkommenen Bericht von dem ſchreklichen Ereigniß, von welchem er Zeuge geweſen war.

Bald nach Couturiers Ankunft in Stokholm, nachdem die Begebenheit bekannter geworden war, wurde auch die Geſchichte mit dem Portrait Sinclaires, wovon wir oben ſprachen, wieder rege. Der Maler, die vorgebliche Kammerjungfer der vornehmen Dame, und einige andre Perſonen, die weniger in der Sache verwikelt waren, wurden arretirt. Dieſe kamen bald los. Die Kammerjungfer ebenfalls. Sie ſagte, die ruſſiſche Geſandtſchaft habe ihr die Verſicherung gegeben, daß das Portrait wirklich für eine vornehme Dame ſey, die nicht bekannt werden wollte. Sie habe alſo zwar gewiſſermaaßen den Maler hintergangen, aber ſie habe nicht geglaubt, daß dies ein Staatsverbrechen ſey. Der Maler ſaß am längſten. Seine Unwiſſenheit hätte ihm loshelfen ſollen. Er konnte natürlicherweiſe die Dame nicht nennen, für welche das Portrait ſeyn ſollte. Das Mädchen kannte er nicht einmal, das es beſtellt hatte. Bloß die Liebe zum Gewinnſt hatte ihn zu dieſem Schritte verleitet. So geltend dieſe Urſachen auch waren, ſo bewirkten ſie doch nicht ſo viel, als die kluge, geheime Verwendung des Herrn von Funk. Dieſer hatte dem Maler das erſte Unglük bereitet, verſchaffte ihm aber auch am 11ten oder 12ten September ſeine Freiheit.

Von dieſem Augenblik an finden wir nicht, daß der ſchwediſche Hof noch mehr Schritte in dieſer Sache gethan habe. Wahrſcheinlich ſahe man ein, daß man jezt durch einen öffentlichen Bruch, ohne Gefahr zu verlieren, ſich nicht an Rußland rächen könnte. Man war zu ſchwach, um einen Angriff zu wagen, und was noch mehr war, man war nicht vorbereitet, und hatte kein

Geld. — Die für das russische Ministerium vortheilhaften Berichte des schwedischen Gesandten in Petersburg konnten auch viel zur Milderung der gerechten Rache der schwedischen Patrioten beigetragen haben. Ueberdies that auch die allerdings mächtige russische Parthei in Schweden alles mögliche, um einen Bruch zu verhüten. — Aber wirksamer, als alles, was man that, um Schweden zum Schweigen zu bringen, war der bald darauf erfolgende Friede Rußlands mit der Pforte.

Indessen vergaß das schwedische Volk diese Begebenheit noch lange nicht, und bestärkte sich vielmehr in seinem Hasse gegen die Russen. Der Pöbel in Stokholm erregte im Jahre 1740 aus andern Ursachen, die aber immer aus dem Unmuth über die russische Regierung herrührten, einen Auflauf. Der Petersburger Hof war nämlich über die Allianz Schwedens mit der Pforte, deren Folgen er doch immer befürchten mußte, aufgebracht, und rächte sich dafür empfindlich an Schweden, indem er die Ausfuhr des Getreides aus Liefland untersagte. Dieses Verbot gab den Hauptanlaß zum Tumult. In der Hize desselben wollte der Pöbel das Haus des russischen Ministers stürmen, und schrie: er sey von Sinclaires Geist zur Rache beseelt. — Nur mit Mühe gelang es der schwedischen Regierung, das Volk durch militärische Hülfe von Gewaltthätigkeiten abzubringen.

Doch eine in die Gemüther so tief eingedrungene Wuth schien nur durch Blut gedämpft werden zu können. — Nach dem Tode der Kaiserin Anna kündigte Schweden ihrem Nachfolger, dem Kaiser Joan Antonowitzsch den Krieg an, und der erste Punkt in der Kriegserklärung vom 1sten August 1741 betraf die Ermordung Sinclaires.

In Ansehung Frankreichs traf richtig ein, was der Herzog von Curland befürchtet hatte. Sobald man daselbst die schrekliche Geschichte erfuhr, nahm der Hof zu Versailles von der Verhaftnehmung des französischen

Kaufmanns Couturier Anlaß, sich in die Sache zu mischen. In den ersten Tagen des Augusts ließ Herr Amelot, Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Herrn von Brais, Ambassade-Sekretär des sächsischen Hofes in Paris zu einer Conferenz einladen. Er sagte dem Herrn von Brais: der König von Frankreich habe mit Verwunderung vernommen, daß ein französischer Kaufmann in den erblichen Staaten Sr. königlich polnischen Majestät in gefänglicher Haft size, ohne irgend eines Verbrechens schuldig zu seyn. Die Verwunderung seiner Allerchristlichsten Majestät über diese Behandlung sey desto größer, da dieser Franzose durch seinen Paß des französischen Vorschafters in Constantinopel hätte gesichert genug seyn sollen, und da die einzige scheinbare Ursache, wodurch man dieses widerrechtliche Verfahren entschuldigen wolle, keine andre seyn könne, als daß unglüklicherweise Couturier der Begleiter des Majors Sinclaire gewesen sey, den man auf eine Art ermordet hätte, die jeden rechtschaffenen Mann mit dem gerechtesten Abscheu gegen die Anstifter dieses Mords erfüllen müsse. Die Gefälligkeit, mit welcher man in Sachsen, auf Verlangen des Baron Kaiserling, den Franzosen seiner Freiheit beraubt habe, überzeuge den König von Frankreich, daß man nicht für ihn die Achtung hegen wolle, die gewöhnlich Souverains gegen einander zu zeigen pflegen, wenn sie in gutem Vernehmen bleiben wollen. Diese Bereitwilligkeit, die man in einem so außerordentlichen Falle gegen den russischen Hof gezeigt habe, ließe überdies vermuthen, daß man in der Folge aus der nämlichen Ursache wohl noch auffallendere Schritte thun könne. Man habe schon gewisse Nachricht, daß der französische Kaufmann nach Petersburg gebracht werden solle. Geschähe dies, so wäre das Schiksal dieses Unglüklichen leicht vorauszusehen. Aber alsdann würden auch Se. Allerchristlichste Majestät gewiß zeigen, daß sie ihre Unterthanen zu beschüzen wüßten. — Herr von

Brais, der von dem Grafen von Brühl schon auf alles, was ohngefähr in dieser Sache, von Seiten des französischen Ministeriums, gesagt werden konnte, vorbereitet war, antwortete dem Herrn Amelot, der Franzose sey nur auf eine ganz kurze Zeit arretirt worden. Dieser Arrest könne ihm auch nicht schaden. Er habe auf einem königlichen Schlosse gesessen, wo man ihm seinen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen gesucht habe. Er würde auch unverzüglich freigelassen werden, und zwar auf eine Art, daß er viel zufriedener seyn könnte, als wenn er nie durch die Staaten Sr. königlich polnischen Majestät gereist wäre. Es sey ihm, dem Herrn von Brais, ganz unbewußt, daß dieser Franzose nach Petersburg gebracht werden solle, im Gegentheil glaube er, daß dies ein voreiliges Gerücht sey. Uebrigens sey er überzeugt, daß der König von Polen gegen die Kaiserinn von Rußland nicht mehr Gefälligkeit habe, als gegen jeden andern freundschaftlichen und alliirten Souverain — Herr Amelot schien diese Antwort nicht befriedigend zu finden. Er fügte zu seinen bereits gemachten und wiederholten Erklärungen noch andere Aeußerungen hinzu, die dem Könige von Polen höchst empfindlich seyn mußten, deren Erzählung aber, weil sie nicht hierher gehören, wir weglassen wollen. Endlich schloß er mit den bedenklichen Worten: er habe alles dieß auf ausdrüklichen Befehl seines Herrn, des Königs von Frankreichs gesagt; Herr von Brais könne übrigens in der Relation an seinen Hof noch alles das hinzusezen, was er, Herr Amelot, ihm nicht sagen wolle. Herr von Brais nahm dies alles ad referendum, und machte darüber seinen Bericht an den Dresdner Hof.

Der Graf von Brühl antwortete am 21sten August dem Herrn von Brais auf die starken Erklärungen des Herrn Amelot, mit aller der Würde, die der Minister eines Fürsten, der ein so rechtschaffener Mann, als Friedrich August, wirklich war, behaupten muß. „Sie

„haben zwar“ schrieb er ihm ohngefähr, „nicht anstehen „können, einen ausführlichen Bericht von den Aeußerun„gen des Herrn Amelot zu erstatten. Aber ich habe, um „die Sache nicht zu verschlimmern, Bedenken getragen, „unserm Souverain, so geradezu, die lebhaften Aus„drüke dieses französischen Staatsministers zu hinterbrin„gen. Uebrigens begreife ich nicht, wie Sie die lezten „Worte des Herrn Amelot, daß Sie zu allen seinen „Erklärungen selbst noch hinzufügen möchten, was er „Ihnen nicht sagen wollte, haben ad referendum neh„men können, ohne ihn sogleich um den Sinn dieser räth„selhaften Worte zu befragen; denn wenigstens wir kön„nen uns nicht einen Ausdruk erklären, welcher der Ach„tung so wenig entspricht, die unabhängige Fürsten ein„ander schuldig sind, und der nicht allein der so sehr ge„rühmten französischen Artigkeit, sondern auch sogar der „natürlichen Höflichkeit so unähnlich ist. Außerdem war „es sehr recht von Ihnen gehandelt, daß Sie durch Ihre „Antworten den Herrn Amelot, der immer den Ruf ei„nes einsichtsvollen und gemäßigten Ministers gehabt hat, „von seinem Irrthum zu überführen, und die Lebhaftig„keit zu mildern suchten, die er in einem Falle zeigte, „wo er uns erst hätte anhören sollen, ehe er unser Be„tragen nach falschen Nachrichten und nach Vermuthun„gen beurtheilte, deren Zuverlässigkeit oder Ungrund erst „zu untersuchen nothwendig war. Herr Amelot hat wirk„lich in diesem Falle die gewöhnlichen Regeln ganz über„schritten, und seine gegen uns vorgefaßte Meinung „weit über die Gränzen der Billigkeit und derjenigen Ver„sicherungen getrieben, die er uns so oft von seinen güns„stigen Gesinnungen durch Sie hat geben lassen. Baron „Kaiserling hat von uns einen Verhaftsbefehl für einen „verdächtigen Reisenden, dessen Namen wir nicht kann„ten, verlangt. Wir haben nicht einmal gewußt, daß „dieser Reisende einen Paß von einem französischen Mi„nister hatte. Von der Ermordung des Majors Sin-

„claire, die wir hier gewiß eben so sehr verabscheuen,
„als man in Frankreich thut, wußten wir eben so wenig.
„Der russische Ambassadeur sagt auch, daß ihm das eine
„und das andre unbekannt gewesen sey, und gründet sein
„Verlangen, einen Verhaftbefehl wider den französischen
„Kaufmann Couturier zu haben, bloß auf den wider den
„Franzosen ergangenen Captur-Befehl des Ober-Amts
„in Breslau. Als wir alle diese Umstände erfuhren, so
„war es für uns eine Ursache mehr, Herrn Couturier
„bei uns aufzuhalten, um von ihm, als dem einzigen
„glaubwürdigen Zeugen dieser fürchterlichen Mordthat,
„die genauern Umstände zu erfahren. Darüber, dünkt
„mich, kann kein Souverain, dessen Unterthan der Ar-
„restant ist, sich beleidigt finden. Die Gefälligkeit, die
„wir dabei dem russischen Hofe erzeigt haben, ist so we-
„nig außerordentlich, daß sie vielmehr in die Zahl der
„gewöhnlichen Dienste gehört, die freundschaftliche Höfe
„sich nie versagen. Hätte ein französischer Minister uns
„einen ähnlichen Antrag gemacht, so hätte er von uns
„auch die nämliche Gefälligkeit erwarten können. Wir
„haben davon einen Beweiß zur Zeit des Marquis de
„Monti gegeben. Nach Petersburg hat Couturier nie
„geführt werden sollen. Wir haben vielmehr, sobald
„wir, nach seiner Aussage, vermuthen konnten, daß er
„an diesem schaudervollen Ereignisse keinen Antheil habe,
„dem russischen Hofe erklärt, daß wir, auch ohne sein
„Verlangen, diesen Franzosen in Freiheit sezen würden.
„Uebrigens ist Herr Couturier, während der ganzen Zeit
„seines Aufenthalts auf dem Sonnenstein, einem königs-
„lichen Schlosse, sehr gut gehalten, nnd mit aller mög-
„lichen Höflichkeit behandelt worden. Am 16ten August
„haben wir ihm die Freiheit, und alle seine Schriften
„und Sachen wiedergeben lassen, die unterdessen, mit
„seinem Petschaft versiegelt, bei dem Commendanten des
„Sonnensteins in Verwahrung lagen.“

Der Graf von Brühl erzählt hierauf, was wir von

dem fernern Aufenthalt Couturiers in Sachsen schon wissen. Dann geht er zu der Beantwortung der übrigen Erklärungen des Herrn Amelot über, von denen wir oben sagten, daß sie nicht hierher gehören.

Endlich schließt der sächsische Staatsminister seine Depeche mit den Worten: „Ich erlaube Ihnen, diese „ganze Depeche dem Herrn Amelot vorzulesen, damit er „ja alles erfährt, was wir, über seine wenig freundschaftliche Unterredung mit Ihnen, denken. Sollte er „diese ungewöhnliche Sprache gegen Sie fortführen, so „müssen Sie ihm begreiflich machen, daß unser Hof „sich nicht weniger zu seyn dünkt, als der französische, „und daß diese Art, andre zu behandeln, oft die besten „Einverständnisse stören könne."

Es hat Leute gegeben, die den sächsischen Hof gerade zu eines Antheils an dem Morde Sinclaires haben beschuldigen wollen. Allein uns dünkt, daß man, ohne das Bewußtseyn der Unschuld seines Hofes, nicht so schreiben kann, als der Graf von Brühl schrieb.

Herr von Brais communicirte diese Depeche, ehe er noch den bestimmten Gebrauch davon machte, dem russischen Ambassadeur, Fürsten Cantimir. Dieser Minister, welcher wohl vermuthete, oder auch wußte, daß das Gewissen seiner Vorgesezten nicht so rein sey, suchte den Herrn von Brais zur Milderung verschiedener Ausdrüke in dieser Depeche zu bewegen, allein Herr von Brais durfte, seiner Instruktion gemäß, nichts darinn ändern.

Bessere Kenntniß von der Sache, politische Nothwendigkeit, sich zu beruhigen, da ohnedies der Friede Rußlands mit der Pforte bald erfolgte, und endlich die Gründe des sächsischen Staats-Ministers, scheinen das französische Ministerium bewogen zu haben, die Sache ruhen zu lassen. Wenigstens haben wir keine Nachricht von fernern Unterhandlungen der Höfe zu Dresden und Versailles, in dieser Angelegenheit, gefunden.

Dies ist denn also ein authentischer Bericht von der Ermordung des unglüklichen schwedischen Majors, Malcolm, Baron von Sinclaire. Wir haben in demselben nicht allein die Geschichte dieses Mords, sondern auch die Veranlassung dazu erzählt, und von dem Einfluß gesprochen, den diese Mordthat auf die Verhältnisse der Höfe zu Petersburg, Stokholm, Wien, Dresden und Versailles gehabt hat. Alle diese Nachrichten haben wir aus sehr zuverlässigen, mündlichen Ueberlieferungen, und aus Urkunden gesammelt und abgeschrieben, deren Echtheit niemand bezweifeln darf.

Nichts ist mehr übrig, als noch von den Folgen zu reden, die diese schrekliche Begebenheit für die Mörder selbst hervorgebracht hat. Unsre Urkunden schweigen davon. Was wir also von der Art, wie man die Mörder Sinclaires behandelte, wissen, gründet sich allein auf gedrukte Nachrichten und auf mündliche Erzählungen von Personen, die diese Umstände von denen erfahren hatten, die unmittelbar in diese Sache verwikelt waren.

Die Belohnungen, die diese Mörder für ihre Greueltat empfingen, waren so, wie Böswichter sie zu ertheilen pflegen, und Böswichter sie verdienen. Küttler, Lesawitzky und ihre sämmtlichen Gehülfen begaben sich, mit Pässen vom Baron Kalserling versehen, zu der Armee des Grafen Münnich. Wessolowsky und der Unteroffizier, den dieser bei sich hatte, erhielten ebenfalls Befehl dahin zu kommen. Ohnerachtet diese beiden leztern keinen unmittelbaren Antheil an dem Morde selbst gehabt hatten, so mußten sie doch, weil ihre Instruktionen allgemein die nämlichen waren, das Schiksal der eigentlichen Mörder theilen. Graf Münnich schikte sie alle, unter starker Bedekung, nach Sibirien, wo sie an verschiedene Orte gebracht wurden, und unter verborgenen Namen in Gefängnissen schmachteten. Ob man der Kaiserinn Anna Joanowna gar nichts von dem Schiksale

der Mörder gesagt habe, oder ob diese Fürstinn nie selbst darauf gefallen sey, sich darnach zu erkundigen, oder ob man endlich unter der Autorität, und, (was jedoch nicht wahrscheinlich ist,) selbst mit Wissen dieser Monarchinn, die Strafe habe vollziehen lassen, darüber haben wir nie etwas erfahren können. Bald nach der Thronbesteigung der Kaiserinn Elisabeth wurden, auf ausdrüklichen Befehl dieser Prinzessinn, die drei Offiziers aufgesucht und nach vielem Suchen endlich mit großer Mühe entdekt. Sie wurden, und zwar wieder unter fremden Namen, in Garnisonregimentern im Innern des Reichs angestellt. Das Schikfal der übrigen Mörder ist uns unbekannt.

Die Anstifter des Mords, der Herzog Biron von Curland, der Graf von Münnich und der Graf von Ostermann wurden auch in der Folge gehörig dafür bestraft; denn, uns dünkt, es hieße an der Gerechtigkeit und Allwissenheit der Vorsehung zweifeln, oder ihre Wirkungen geradezu ableugnen, wenn man nicht glauben wollte, daß ein Theil der harten Strafe, die diese drei Staatsmänner erdulden mußten, von dem Morde herrühre, dessen Urheber und Beförderer sie waren.

Beilage A.

Von der Römisch Kaiserlichen, auch zu Germanien, Hungarn und Boheimb Königlichen Majestät, Erz-Herzogen zu Oesterreich ꝛc. Unsers allergnädigsten Herrn wegen dem Königlich Schwedischen Hofrath und hier subsistirenden Bevollmächtigten Ministro Herrn Caspar Joachim von Ringwicht in Gnaden anzuzeigen.

Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Katholischen Majestät wäre der Innhalt der von Ihme, Königlich Schwedischen Herrn Bevollmächtigten Ministro vor wenig Tagen wegen gewaltthätiger Entleibung des Baron Sinclaire gethanen Anzeige geziemend vorgetragen worden. Sobald Allerhöchst De-

roſelben von dieſer Entleibung einige Nachricht zugekommen, haben Sie nicht nur Ihr höchſtbilliges Mißfallen, ſondern auch ein nach Ihrer Wellbekannten Gerechtigkeits-Liebe und angeſammten Milde ausgemeſſenes wahres Abſcheuen darüber zu erkennen gegeben.

Man würde auch die Gerichtliche Unterſuchung des vorgefallenen, wie ingleichen die gefängliche Anhaltung und Beſtrafung derer Thäter keinen Augenblik haben anſtehen laſſen, zum Fall eines Theil, wie in dem übergebenem Pro Memoria irrig präſupponiret wird, die That in dem Kaiſerlichen Territorio begangen, oder andern Theils, nachher von denen Thätern der Rükweg durch daſſelbe genommen, oder beſagtes Territorium wieder betreten worden wäre.

Allein iſt die Mordthat nicht im Schleſiſchem ſondern Chur-Sächſiſchen Territorio unweit Chriſtianſtadt erfolget, und ſollen ſogar nach des Poſtillon Erzählung die Thäter ſich öfters wegen der Länge der Schleſiſchen Gränz erkundigt und endlich erſt nahe bei derſelben des Entleibten bemächtiget, ihn durch Abwege in das angelegene Chur-Sächſiſche Territorium geführet, und allda ohnweit Chriſtianſtadt die Ermordung verübet, ſodann aber ihren Weg über Chriſtianſtadt weiters fort und nicht zurükgenommen haben.

Obwohl aber bei ſo bewandten Umſtänden ſich die Sache weit anders, als Ihro Königlichen Majeſtät in Schweden beigebracht worden, verhaltet, ſo tragen jedoch Ihro Kaiſerliche Majeſtät kein Bedenken, an Dero Königliches Ober-Amt in Schleſien die Verordnung, wie aus anſchlüſſiger Abſchrift* erhellet, nach des Königlich Schwediſchen Bevollmächtigten Herrn Miniſtri Verlangen ergehen zu laſſen, und gleichwie Sie die Mord- und Frevelthat billig abhorriren, alſo würde Ihrer Seits es gewiß an nichts erwinden, um derer Thäter habhaft zu werden, zum Fall einige Spur oder Anzeige diesfalls an Hand gegeben werden könnte. Und es verbleiben ꝛc. Signirt Wien unter Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät hierbei gedrukten Secret-Innſiegel, den 11. Auguſt 1739.

(L.S.) Johann Chriſtoph Bartenſtein.

* Die Kaiſerlich Königliche Verordnung iſt, weil ſie nichts beſonderes enthält, hier weggelaſſen worden.

Beilage B.

Actum, Naumburg, am Bower, den 24sten Juny 1739.

Nachdem bei Seiner des Herrn Grafens von Promnitz Excellenz der Rath der Stadt Naumburg gehorsamst einberichtet, daß gestrigen Tages in der hiesigen Gegend von dem Herrschaftlichen Eich-Vorwerks Schäffer ein todter Körper gefunden worden, hat auf Hochgräflichen Gnädigsten Befehl der geschworne Medicus D. Christian Gottfried Finger sich nebst mir Endesunterschriebenem Actuario sofort anhero begeben, da denn mit Zuziehung derer Neu-Kleppner Gerichten, namentlich Jeremias Neumanns, des Schulzens und Heinrich Schwantokens, und des allhiesigen Chirurgi, Joachim Friedrich Müller, die Besichtigung und Aufhebung ermeldten Körpers folgender Gestalt geschehen.

Als wir nämlich ohngefähr eine halbe Stunde von der Stadt Naumburg in das zwischen der Grünbergischen und Freystädtischen Straße inne gelegene Büschgen, so insgemein die Naumburger Heide genannt wird, kamen, lag eine entleibte Manns-Person mit dem Gesichte auf der Erden, hatte beide Arme ausgestrekt, und der Hut lag 20 bis 30 Schritte davon, in diesem waren drei Hiebe zu sehen, und zwar einer an der Krempe, zwei aber auf dem Kopf, es war weder Tresse noch Band, sondern nur ein schwarzer Pferdehärner Knof an dem Huthe, der Entleibte hatte schwarz- und graumelirte kurze Haare, eine schwarze Hals-Binde, ein Kleid, Weste, und Hosen, von Lichtgrauen Tuche, mit kleinen offenen Aufschlägen, und einem wollnen Futter von dergleichen Couleur, die Knöpfe waren von vergoldeten messingnen Platten, und inwendig Holz. An den Füßen hatte derselbe noch ziemlich neue Stiefeln von Englischem Leder, doch ohne Stolpen und Spornen. Auf dem Rüken, nahe bei dem Rüken-Grade, waren drei Stiche zu sehen, als einer unterhalb der linken Schulter, eines queer Daumens breit, der andere zwei queer Finger drunter, etwas breiter, und der dritte weiter unterwärts, so aber weit durchgegangen. Am Kopfe über dem Genike

war eine Wunde einer queer Hand breit, und drei queer Finger drüber noch eine, drei Zoll lang. Die Haare lößten sich von der Haut selbst ab, da man die eigentliche Beschaffenheit der Wunde visitiren wollte, weil der Körper, so allem Ansehen nach schon etliche Tage gelegen, zu verwesen angefangen, wie denn die Hände braun und blau mit Blute unterlaufen, das Gesichte aber ganz schwarz, und angefressen, auch keine Aehnlichkeit mehr dran zu spühren, vielmehr eine große Menge Gewürme und Maden dabei zu sehen waren. Nachdem der Körper umgewendet, und der weisse Cannefaßne Brustlaz, wie auch das Hemde, so beide sehr blutig waren, aufgeschnitten worden, sahe man, eine quer Hand breit unter der linken Achsel eine Wunde, ingleichen auf der Brust eine quer Hand unter der rechten Warze eine Wunde eines Daumens breit, und zwei quer Finger drunter noch eine kleinere. Ferner war ein Hieb am linken Arm, eine quer Hand über dem Ellbogen, so aber nicht auf die Haut kommen, hingegen an der linken Hand auswärts an dem Knöchel noch eine Wunde. Sonst war der Entleibte von ziemlich großer Statur, im Busen stekten ein paar gelbe lederne Handschuhe, an der linken Hand stekte ein goldener Ring, worinne, nachdem er mit einer Zange abgenommen worden, diese Worte zu lesen waren: Mein Herz in mir, theil ich mit dir. In einer Tasche war ein rothstreifigtes Schnupftuch mit dem Buchstaben S. gezeichnet, und eine Tobaks-Dose von schwarzer Schildkröte, auf dem Dekel mit Gold eingeleget. In den Bein-Kleidern fand sich oben am Gurte in einer kleinen Fike eine bleierne Kugel, außer diesem aber weder ein Groschen Geld, noch Briefschaften, unerachtet alles genau durchsuchet ward. Neben dem Körper lagen drei Stüke von einer breiten zweischneidigten Klinge, so aber nicht blutig waren, auch schikten sich nicht alle drei Stüke zusammen. Im übrigen war kein Gehenke noch Gefäße von einem Degen oder Seiten-Gewehr vorhanden. Endlich wird aus des Herrn Medici und Chirurgi dießfalls erstatteten Berichte von denen Wunden ein mehreres zu sehen seyn, wiewohl bei der übeln Beschaffenheit des Körpers ohnmöglich eine ordentliche Section vorzunehmen war.

Hierauf ist der Körper in einen Sarg geleget und an

dem Orte, wo man ihn gefunden, beerdiget, dieses alles aber zur Nachricht anhero registriret worden. Ut supra,

Johann Gottlieb Glaser.
Actuar. Jur.

Beilage C.

Auf Hochgräflichen Promnizischen gnädigsten Befehl habe ich Endesunterschriebener den hinter Naumburg am Bower, unweit Neu-Kleype in der Heide aufgefundenen Körper, in Beiseyn des Herrn Actuarii Glaser, und der Neu-Kleyner Gerichten, mit Zuziehung des Naumburger Baders besichtiget, und den Körper, welcher grau gekleidet, auf dem Gesichte liegend, ganz ausgestreket gefunden. Aus dem heftigen Gestanke, und da alles bereits in Fermentation und Faulung ergangen, war zu urtheilen, daß der Entleibte schon einige Tage gelegen, wie denn auch die Haare, welche schwarz mit vielen grauen meliret, sich bereits vom Haupte separiret, so funde sich auch vieles Geschmeiße und die Maden krochen häufig zum Munde heraus. Selbigen Ortes, wo der Ermordete lag, war kein Blut zu sehen, außer nur unter dem Leibe, als er umgewendet wurde, woraus zu vermuthen, daß er, nachdem er getödtet, dahin geschleppet worden. Der ganze Körper war schwärzlicht, roth und blau, und von der Putrefaction aufgeschwollen. Es lösete sich auch die Cuticula von beiden Armen, daß sich solche bei Abziehung des Hemdes abstreifelte. Das Haupt war über und über blutig und fand sich ein Hieb in der Queere über dem occipite einer guten Hand breit, auch drei quer Finger darüber versus verticem eine andere drei Zoll lang über die beiden Ossa bregmatis. Das Gesichte, worauf er gelegen, war gänzlich verunstaltet, schwarz und aufgeschwollen, die Augen ausgefaulet und zerflossen. Auswendig an der Kleidung war fast gar kein Blut zu sehen. Am Roke zeigte sich unter der linken Schulter nahe bei dem Rük-Grad ein Stich eines Zolls breit, und zwei guter quer Finger weiter herunter noch einer, der etwas breiter war, und noch unter diesen in gleicher Distanz noch einer, aber kleiner. Ueber den linken Arm eine quer Hand über den Ellbogen war auch ein Hieb, der aber, wie man hernach befunde, nicht

auf die Haut kommen. Als man den Körper entkleidet, war das Camisol und Hemde ziemlich blutig, sonderlich versus abdomen. Hierauf zeigte sich eine quer Hand breit unter der linken Achsel eine Wunde, die in cavum Thoracis gieng, sodann auch auf der Brust eine quer Hand unter der rechten Papilla versus sternum eine Wunde eines Zolls breit, ingleichen zwei queer Finger weiter herunter noch eine kleinere. Auf den Rüken sahe man nach obiger Anzeige unten am linken Schulter-Blatte, nicht weit von denen vertebris Thoracis eine Wunde eines Zolls breit, und zwei quer Finger weiter herunter eine dergleichen, welche beide abwärts hineingiengen, desgleichen noch weiter herunter eine kleinere, so aber nicht musculos penetriret. Endlich zeigete sich auch ein Hieb an der linken Hand auswärts am Knöchel. Da nun der Körper schon putredinoes, dabei ein heftiger Gestank war, konnte man keine Section vornehmen, jedoch ist aus denen zwei starken Hauptwunden, sonderlich der untern, dadurch das Cerebelium stark, wo nicht durchschnitten, doch ledirt worden, als auch denen Wunden auf der Brust, und unter der linken Achsel, wie nicht weniger denen beiden obern auf den Rüken, wodurch sonder Zweifel Pulmones, auch wohl Cor ledirt, und solchemnach die ganze Oeconomia animalis et vitalis gestöret worden, mit gutem Grunde zu urtheilen, daß von so vielen und heftigen Wunden, per consequens auch Verbluten, der Tod nothwendig erfolgen müssen. Dieses alles, daß es sich gemeldetermaßen befunden, hierdurch nach meinem Gewissen und Pflicht atteſtire.

Naumburg am Bower, den 24. Junii 1739.

(L. S.) D. Christian Gottfried Finger.

Beilage D.

Copia Kaiserlichen circulair Rescripts de dato St. Petersburg den 3. bis 14. July 1739.

Wir erhalten mit der gestrigen Post aus Berlin den hierbei liegenden Extract* eines Schreibens aus Grünberg, wor-

* Da dieser Extract nichts andres enthält, als was die Geschichte weitläuftiger sagt, so hat man ihn nicht beilegen wollen.

aus wir (wie wir es aufrichtig gestehen) mit unbeschreiblicher Befrembdung ersehen, was mit einem Schwedischen Officiere Sinckler vorgegangen seyn soll.

Nun sind zwarn Gott lob! Unsere Reputation, honneur, Christliche Gesinnung, und Großmuth in der Welt so wohl befestiget, daß kein Ehrliebender Mensch sich finden wird, der Uns, oder die Unsrige an solchem mörderischen attentate, auch nur den allermindesten Antheil haben zu können soubçonniren wolte, gefölglich es auch gantz ohnnöthig wäre, umb solches der Weldt offentlich anzuzeigen, Uns einige Bewegung zu geben.

Da es aber leider! nur allzubekannbt ist, was in gantz Europa seit dem Anfange des letzteren ReichsTages in Schweden biß hieher von dieser Crohne intentionen gegen Uns, und von einer zwischen ihr und dem Erbfeinde des Christlichen Nahmens negotiiret werdenden of- und defensive alliance öffentlich, obgleich, wie wir Uns dessen versichert halten, ohne Grund, debitiret wird, und in erwegung dessen jemanden zuweilen die Gedancken beigehen möchten, als ob wir, umb eine solche Sache an sich die Wohlfahrt und Sicherheit vieler Millionen Menschen betreffende, insbesondere aber vor Uns und Unsere Reiche und Unterthanen so gefährlich angegebene Sache zu découvriren, an dieser Begebenheit einigen Antheil haben könnten, umb so viel mehr, als in dem Extracte zweier Russischen Officier, als ob durch selbige diese Frevelthat begangen seyn sollte, gedacht wird, Unsere Ehre und Gewissen aber Uns allzulieb sind, als daß Wir zu entdeckung eines Geheimnüsses, von was vor einer importance es auch vor Uns seyn könnte, solche schändliche Mittel und Wege gut heißen, oder ihnen auf einige Weise die Hände biethen würden; wie dann alle obgedachten in der Welt öffentlich debitiret werdenden Nachrichten bishero keinen Glauben bei Uns gefunden, auch Uns nimmer zu etwas mehreres bewegen werden, als was die gesunde Vernunft und Vorsichtigkeit natürlicher Weise von einem jeden erfordert; So haben wir sogleich nach erhaltung oberwehnten Extractes vor nöthig erachtet, allen Unseren an auswärtigen Höfen befindlichen Ministris, wie es hiemit geschiehet, allergnädigst aufzugeben, in

Unsrem Namen Schrift- und mündlich, so wie es die Umbstände an eines jeden Orthe erfordern, öffentlich zu declariren, daß Wir an diesem lachen athentate, fals selbiges würklich erfolget wäre, davon uns aber doch weiter nichts, als was in mehrerwehnten Extracte enthalten, bishero wissend isst, nicht alleine nicht den geringsten Antheil haben noch nehmen, sondern vielmehr dasselbe als infame, und Unserer Ehre und Dignität höchst unwürdig ansehen, und aufs äusserste detestiren. Wir lassen es hierbei nicht bewenden, sondern haben auch sofort Ihro Königliche Kaiserliche Majestät, und Ihro Königliche Majestät in Pohlen, als in derer territoriis dieses vorgegangen seyn soll, geziemend ersuchen, und requiriren lassen, überall in Dero Landen die Nachdrüklichste Verfügung zu machen, damit die Thäter aufgesucht, und wo sie nur ertapt werden können, zur gerechten wohlverdienten Beahndung gefänglich eingezogen, mithin, wehme diese Sache beizumessen öffentlich bekandt werden möge.

Und ob Wir zwar Nimmer glauben können noch wollen, daß jemand von denen Unsrigen sich solchergestalt schändlich mit Hindansetzung aller Ehr und Gewissens, zu vergeben fähig gewesen seyn könne; so declariren wir dennoch weiters, daß wir alle Mittel anwenden und nicht ruhen werden, bis man der Thäter habhafft, und der gantzen Welt offenbahr gezeiget worden, wie sehr wir dergleichen Lachetäten abhorriren, und daß wir gewiß nie etwas gestatten werden, was der zwischen uns und der Crohne Schweden glüklich subsistirenden Freundschafft und alliance im geringsten zuwieder seyn könne, als die wir jederzeit hochschätzen, und Unsers Orthes mit aller Gefließenheit unverrückt zu cultiviren und zu unterhalten aufrichtig gemeynt sind. Uebrigens habet Ihr bei dem alldortigen ministerio geziemendermaßen vorzukehren und bemühet zu seyn, daß diese gottlose Sache in denen alldortigen Gazetten oder andern in dortigen Landen zu drucken verbothen werden möge. Dafern aber die Sache schon vor Eingang dieses an Eurem Orthe publique seyn solte; so habet ihr solchenfals, auch obige Unsere declaration ebenmäßig in allen Gazetten drucken zu lassen. Und wir verbleiben Euch, ꝛc.

II.

Die Revolution von Aranjuez.

(Fortsezung.)

Nur diese Aussichten, die ich noch durch manche andre Umstände begründen könnte, gestattete Ferdinands VII. Behauptung auf dem spanischen Throne. Sie müssen in Betrachtung gezogen werden, wenn man diese ganze Reihe von Begebenheiten blos mit den Augen der Politik beleuchten will. Eine andere Beleuchtung gestattet aber das ganze Wesen ihrer Veranlassungen nicht, indem schon durch die Verlezung heiliger Familienverhältnisse und Reichsgrundgeseze die moralische Würdigung desselben aufgehoben wurde, wenn man auch immer behaupten wollte, daß die Erhaltung einer Dynastie gegen die Erhaltung eines ganzen Staats abgewogen werden könnte. Und in so fern darf man behaupten, daß die Politik Ferdinands VII. mit einer Reihe von Irthümern begonnen hat, welche freilich nur wenige Fürsten so theuer bezahlen mußten, als er. Kannte er den Geist seiner Nation, so durfte er nicht daran denken, nach Aufopferung der kleinsten Provinz des Mutterlands nur noch den geringsten Antheil an ihrer Liebe übrig zu behalten. Kannte er die natürlichen Verhältnisse seines Landes, so mußte er voraussehen, daß es von nun an in eine politische Hinfälligkeit versinken würde, mit der ein großes, edelgesinntes Volk die Erhaltung seines Monarchen zwar bezahlen kann, die er aber nie gestatten darf, wenn er der Hoffnung, es zu beherrschen, je würdig gewesen seyn wollte.

Die lezten Tage des März förderten indeß nichts Neues zu Lichte, indem die Arbeiten im Kabinet des Königs wohl ganz allein mit den auswärtigen Verhältnissen beschäftigt waren, deren Gang sich noch durch keine officielle Mit-

theilung verrathen hat. Vermuthungen und Gerüchte dürfen aber hier nicht angeführt werden, so lange sie nichts weiter, als das sind, indem das Wesen dieser Verhandlungen von der Art ist, daß der Charakter der erhabensten Personen und vielleicht der ganzen neuen Politik dadurch bestimmt wird. Für den aufmerksamen Beobachter indeß war in dieser anscheinenden Ruhe nichts, als die stille Vorbereitung größerer Ereignisse zu erkennen, wodurch die, am meisten dabei interessirten, Personen auch vielleicht am meisten überrascht wurden. Die französische Armee rükte mit bisher ungewöhnlicher Schnelligkeit vor, und dehnte sich auf der Richtung nach Cadiz aus. Der Großherzog von Berg gab in der Hauptstadt die strengsten Befehle für die Beobachtung der Mannszucht und des guten Einverständnisses mit den Einwohnern, und diese wurden ihrer Seits von der Regierung zu freundschaftlichem Benehmen gegen ihre Gäste aufgefordert. Dabei unterließ diese nicht, ihre Polizeimaaßregeln zu schärfen, und das Volk durch Kundmachungen in Bezug auf den Friedensfürsten und die Vergangenheit überhaupt zu ihrem Vortheil zu beschäftigen. Lezteres geschah besonders durch die Bekanntmachung der hauptsächlichsten Aktenstüke des Processes vom Escorial, durch welche sich Ferdinand VII. von dem Verdacht unnatürlicher Unternehmungen gegen seinen Vater zu reinigen suchte, und durch die Gestattung des Druks von Flugschriften über die vorige Regierung, worinn die Verlezung aller Ehrfurcht gegen sie am Ende immer auf die Gegenwärtige zurükfallen mußte. Daß die Nation diese Schriften mit der größten Begierde las, und sich eben so leicht von der Grundlosigkeit eines Verbrechens, das in ihren Augen die höchste That von Patriotismus und die heldenmüthigste Kraftäußerung war, als von der Untauglichkeit der gefallenen Mächtigen, überzeugen ließ, ist wohl zu begreifen. Aber bei aller beabsichtigten Wirkung dieser Papiere bleibt es in meinen Augen immer ein Vorwurf gegen die Politik der neuen Re-

gierung, daß sie auch zu einer Zeit, da ihr die Mitwirkung der Menge nicht mehr nöthig war, und nur gefährlich werden konnte, diese dennoch zum Richter über sich selbst zu machen fortfuhr. Allein in nichts mehr, als in solcher Besorgniß, verkannt zu werden, erkennt sich der Charakter eines übelbehandelten Revolutionszustandes, der durch dergleichen Aufschlüsse, von welcher Art sie auch seyn mögen, eher genährt, als beendigt wird.

Wirklich bestätigte das die ganze Folge der Dinge nur zu sehr. Durch die rohe Menge waren die hauptsächlichsten Stöße der Ereignisse geschehn, und diese wähnte sich dafür zu allem berechtigt. Das ist die größte Gefahr gewaltsamer Staatsveränderungen, indem eine so erhobene Regierung selten die gehörige Energie, und in den ersten Augenbliken beinah nie die nöthige Kraft besizt, um den wilden Haufen gleich wieder in seine Schranken zurükzuweisen. Gleich den Dämmen, die man zum Verderben eingefallener Feinde über der eigenen Mitbürger Felder und Dörfer losläßt, ist er, nach erreichtem Zwek, nicht anders, als durch hohe Kunst, oder völlige Zernichtung unschädlich zu machen. Stellte man sich aber vor, daß man durch die Anhänglichkeit des elenden Bodensazes einer Hauptstadt der französischen Armee imponiren könne, so hatte man sich doch wohl unglüklich verrechnet; vielmehr gefährdete die Nachsicht nur das gute Einverständniß mit dieser, indem die große Volksmasse schon an sich ungern fremde Gäste neben sich sieht. Diese glaubte sich überdieß, zum Dank für ihren Beistand, alles erlaubt, weil sie wohl begreifen konnte, daß eine bessere Regierung ihren Zustand nicht nach ihren Begriffen verbessern konnte, und sie doch etwas zum Lohne haben mußte, wenn sie sich auch nicht, wie sehr denkbar ist, die Vorstellung machte, daß es nun Jeder nach Gefallen treiben könne. Bereits mußten daher Freiheiten, welche gegeben worden waren, um ihres Misbrauchs willen, eingeschränkt werden, die stärksten Pa-

trouillen Tag und Nacht die Stadt durchziehn, und wiederholte Verfügungen in Bezug auf das Eigenthum des Friedensfürsten gegeben werden, welches das Volk, als Niemand gehörig, behandelte. Solches gefiel nun freilich den bessern Bürgern wohl, in denen die Hauptkraft eines Staats, aber nicht die Schnellkraft von Revolutionen besteht. Wenn sie in ihrer Freude mässiger, in ihren Hoffnungen ungleich eingeschränkter, und in ihren Besorgnisse ängstlicher waren, so wußten sie, wie wenig Glük eine stürmische Thronveränderung verspricht, wie problematisch noch der Charakter des jungen Monarchen war, und wieviel Schlimmes der beste Willen, wenn er Hauptreformen beschließt, in einem Staate wirken kann. Ferdinand VII. war überdieß nicht verheirathet, und so mußte, bei der Kenntniß seines Charakters, und der bekannten Beugsamkeit aller männlichen Bourbons, unendlich viel von der Wahl seiner Gattin, und von ihrem Einfluß auf die Regierung abhängen. Zudem war nichts leichter, als die Gefährlichkeit der Verhältnisse der neuen Regierung zu dem mächtigen Nachbarstaate zu erkennen, dessen Truppen in dem Herzen des Vaterlandes standen. Kein besonnener Spanier hoffte daher von dem Augenblik an, da er von der Protestation Karls IV. erfuhr, auf eine Anerkennung der neuen Ordnung durch Frankreich, und mußte in dem Fanatismus der Menge für sie nur die Vorbereituug zu blutigen innern Unruhen voraussehn. Konnte ihn die Bekanntmachung des Königs, daß er eine Reise nach Bayonne zu Kaiser Napoleon unternehmen werde, beruhigen? Freilich war dieß immer noch die einzige Aussicht zu friedlicher Vergleichung; aber es gab darum keine Hoffnung zur Ruhe im Innern. Das Volk im Ganzen war einmal zum Argwohn gegen die Franzosen gestimmt, und viel zu hochmüthig, um in dieser Reise die bloße Nothwendigkeit zu erkennen, welche unvermeidlich war, wenn man nicht gleich anfangen wollte, sich auf den Kriegsfuß mit Frank-

reich zu sezen. Auch dieses selbst schien in seinen Ansichten der spanischen Angelegenheiten noch unbestimmt, indem ein Armeebefehl des Grosherzogs von Berg, vom 2ten April, den französischen Heeren die Hoffnung machte, daß sich der Kaiser, bis jezt durch die Ereignisse im Norden zurükgehalten, in Kurzem selbst an ihre Spize stellen werde. Eine gleiche Aussicht berührt die Bekanntmachung des königl. Conseils vom 9ten, in welchem dem Volk der Entschluß Ferdinands VII. eröffnet wird, nach Bayonne abzureisen, wo sich der französische Kaiser, wie es darinn heißt, „in der angenehmsten, und für Seine Ma„jestät schäzbarsten und schmeichelhaftesten Absicht befin„det, nämlich eine Reise in diese Königreiche zu machen, „und solches mit Ideen von der größten Satisfaktion für „Se. Maj. und von anerkanntem Nuzen und Bedürfniß für „dero Unterthanen.“ Diese Bekanntmachung sezte das Volk in die größte Bestürzung, und erwekte die nachtheiligsten Besorgnisse bei ihm. Viele sprachen zwar von einer nahen Vermählung mit einer französischen Prinzessin, und der spanische Stolz mochte hierdurch wohl schon alles ausgeglichen wähnen. Die Meisten aber sahen darinn einen gefährlichen Schritt des Monarchen, und fürchteten das Allerschlimmste. Der 10te April, an welchem Ferdinand abreißte, war daher in Madrid ein Tag der Trauer, und auch in den Provinzen, wo er durchreißte, mischte sie sich in die Freude, ihn zu sehn, und zu bewillkommen, und gieng die Besorgniß für ihn, hier und da bis zu höchst ehrfurchtswidrigen Schritten. Ein königlicher Befehl aus Vitoria vom 19ten beweißt die vertrauliche Theilnahme, zu welcher sich das Volk mit dem jungen Monarchen berechtigt glaubte, und die er sich schon gefallen lassen mußte. Indeß scheint ihm der unbeständige Beifall einer, blos durch das Neue geblendeten, Volksmenge noch so ungewohnt gewesen zu seyn, daß er ihn durch mehrere, auf dieser Reise selbst erlassenen, Dekrete noch vermehrte, welche als Beweise seines guten Gemüths und edlen Wil-

lens immer in der Geschichte seiner kurzen Regierung erglänzen müssen.

Von dieser Reise, welche übrigens sehr langsam gemacht wurde, und während der sich Ferdinand dem allgemeinen Jubel seiner Unterthanen hingeben mußte, datiret sich sein Dekret vom 12ten April aus Burgos, in welchem die Generalkapitäns, Gouverneurs und andre hohe Stellen der Art eingeladen werden, die Wünsche und Bedürfnisse ihrer respektiven Untergebenen einzusenden, damit der König, welcher, wie sich die Akte ausdrükt, „seine Thronbesteigung durch Züge öffentlicher Wohlthä„tigkeit bezeichnen möchte, seinen Völkern, so weit es die „gegenwärtigen Umstände erlauben, ihre schwersten Lasten „erleichtern, und ihnen diejenigen Gnaden ertheilen kön„nen, welche dem Groſstheil seiner geliebten Unterthanen „zu Statten kommen müssen.“ Dergleichen Züge dürfen nicht verloren gehn, wenn sie sich gleich nur zu leicht aus den ersten Regierungsfreuden, der Wirkung ungewohnter Volksliebe, und den guten Absichten erklären lassen, mit welchen beinah jeder junge Fürst den Thron besteigt. Sie gewinnen aber noch eine gröſsere Wichtigkeit für die Folge der Ereignisse, in welchen die gute Meinung der Spanier von König Ferdinand so wirksam geworden ist. Der Ton, in welchem die spanischen Regierungen seit Jahrhunderten mit ihrer Nation spracheu, war zwar immer väterlich und liebevoll gewesen, beinah mehr, als in allen andern Staaten. Allein dergleichen Ausdrüke werden im Gang der Zeit, und den vielen, ihnen widersprechenden, Erfahrungen zu leeren Formeln, welche nur unter auſserordentlichen Umständen, wie die gegenwärtigen waren, wieder Leben und Wirkungskraft gewinnen.

König Ferdinand kam den 20sten in Bayonne an, noch immer voll Hoffnung einer glüklichen Ausgleichung so verwikelter Verhältnisse. Kehren wir aber indeſs wieder nach Madrid zurük, wo bereits die bedenkliche Spannung immer sichtbarer wurde. Der Regentschaftsrath,

(la junta de gobierno) welcher für die Abwesenheit des Monarchen unter dem Vorsiz des Infanten, Don Antonio, angeordnet war, hatte über nichts so eifrig zu wachen, als über die Erhaltung des guten Einverständnisses zwischen den Bewohnern der Hauptstadt und den französischen Truppen. Schon ehe man Nachricht von der Ankunft des Königs in Bayonne hatte, herrschten bereits gefährliche Bewegungen unter dem Volk, welche hauptsächlich durch die Abreise Karls IV. mit seiner Gemahlin nach genannter Stadt, die Auslieferung des Friedensfürsten, nach dessen Blut der Pöbel lechzte, an die französischen Autoritäten, und dessen Transport nach Frankreich veranlaßt worden. Ausgestreute Aufruhrs- und Schmähschriften, besonders gegen die, den jungen Monarchen begleitenden, Personen, welche man als verrätherische Urheber dieser Reise ansah, wirkten auf die Gemüther, die durch die plözliche Unterbrechung ihrer Freude ohnedieß jedem beunruhigenden Gedanken offen waren. Ueberall stand das Volk in Haufen auf den Straßen, und theilte sich Gerüchte, Vermuthungen und Besorgnisse mit. In vielen Häusern wurden geheime Versammlungen gehalten, in welchen die Lage des Vaterlands mit der, der unwissenden Menge eigenen, Zuversichtlichkeit behandelt wurde. „Was sollen," hieß es in diesen Cirkeln, „was sollen diese fremden Truppen, welche unsre Stadt umlagern? Sind wir denn im „Kriegszustand mit den Franzosen, und braucht man sich „durch Armeen unsrer friedlichen Gesinnungen zu versichern, während unser geliebter König in ihrer Gewalt „ist? Oder hat sie Ferdinand selbst als Wächter über unsre Treue zurükgelassen? O er weiß nur zu gut, wie sehr „wir ihn lieben, und seine Feinde sind nur zu überzeugt, „wie gern wir Gut und Blut für ihn aufopfern würden! „Erst zogen sie unter einem trügerischen Vorwand in unser Vaterland, dann lokten sie unsern König nach „Bayonne, um, wenn er und wir einmal in ihrer Gewalt

„sind, über Spanien und seinen Monarchen nach Gefal„len zu verfügen. Was geht Frankreich Spaniens Schik„sal an? Reicht die allgemeine Einstimmung einer gan„zen großen Nation nicht für seine Bestätigung hin, „und wer vermag uns zu hindern, wenn wir uns einen „König geben, dem die Krone ohne dieß nach göttlichen „und menschlichen Rechten gebührt? Jezt ist die Zeit, „unserm Monarchen die wahren Beweise unsrer Anhäng„lichkeit und Liebe zu geben. Vertreiben wir diese be„schwerlichen Gäste, zeigen wir dem Kaiser von Frank„reich, daß der spanischen Loyalität und Tapferkeit nichts „unmöglich ist, und suchen wir unter den Ersten dieser „Heere die Geisel aus, welche uns für die Sicherheit „der Person unsers geliebten Königs haften müssen!“

Das waren die Volksgespräche der lezten zehn Tage des Aprils, welche alle Wachsamkeit einer spanischen Polizei nicht zu hindern vermochte. Verschiedene Verordnungen ergiengen zwar gegen alle ruhestörenden Bewegungen; aber keine derselben schien hinlänglich wirksam, um den nahen Ausbruch zu verhindern. Dieser erfolgte den 2ten Mai mit einer Schreklichkeit, in welcher bereits das ganze Vorspiel der künftigen blutigen Szenen eröfnet wurde. Daß alles künstlich vorbereitet war, sah man aus der Theilnahme der Bewohner der Umgegend von Madrit, welche am Morgen dieses Tages in ungewöhnlicher Anzahl zu den Thoren hereinströmten, und aus den Verhören der vielen Gefangenen, die gemacht wurden. Viel Blut ist an diesem Tage in der Hauptstadt geflossen. Der Pöbel focht mit fanatischer Wuth, die Franzosen erst mit kaltem Blut, dann, durch den Widerstand und die Barbarei gegen Einzelne ihrer Mitbürger gereizt, mit wilder Erbitterung. Madrid war in vielen Straßen einer Reihe kleiner Festungen ähnlich geworden. Auf den meisten Balkons lagen Steine aufgehäuft, um sie auf die Truppen herabzuschleudern, und auf vielen derselben standen Priester, die das Volk zu verzweifeltem Widerstand und

Angrif aufmunterten. Manche Franzoſen, die in den Straßen zerſtreut waren, wurden ermordet, und der Pöbel war ſo raſend, daß er oft ohne alle andere Waffen, als mit bloßen Stöken, auf die Bajonete ganzer Kompagnien, und die Feuerſchlunde, welche in einigen Straßen ſpielten, eindrang. An die Spize dieſer, nach Blut lechzenden, Haufen ſtanden bewafnete Prieſter, welche, die Gefahr dieſes Tages wohl kennend, mit Verzweiflung fochten. Aus den Klöſtern wurde geſchoſſen; die Kirchen ſelbſt befleken ſich mit Blute, und die Wuth des Pöbels ſuchte ſich zuerſt in dieſem zu kühlen. Hätte er ſich mit dieſer hartnäkigen Tapferkeit auf die Hauptpunkte gewendet, und eher Klugheit, als Haß, vorherrſchen laſſen, ſo dürfte den Franzoſen der Sieg dieſes Tages ſauer geworden ſeyn. So aber wollten die Aufrührer lieber morden, als ſiegen, und gieng einer ihrer Hauptverſuche auf die Hoſpitäler, in welchen viele kranke Franzoſen lagen. Die ſpaniſchen Truppen ſelbſt mußten hier gegen ihre eigenen Mitbürger für die Sache der Menſchlichkeit kämpfen, und nur mit Mühe gelang es ihnen, den Pöbel von der entſezlichſten Grauſamkeit an hülfloſen Kranken abzuwehren. Mehrere Stunden dauerte der Kampf auf verſchiedenen Punkten der Stadt, bis die Aufrührer endlich an der franzöſiſchen Tapferkeit ermüdeten, und die militäriſche Polizei ihr kurzes, aber ſtrenges, Geſchäft begann. Die Noth war dringend, die Erbitterung groß, und in Einem ſcharfen Beiſpiel vielleicht viel künftiges Unheil zu verhüten. So fieng man daher jeden ein, der irgend Waffen bei ſich führte, und richtete ihn ſchnell, und ſtreng. Ein Winkel des Prado war der Schauplaz der Ausübung der erſten Gerechtigkeit, und Prieſter und Weltliche, ohne Unterſchied, wurden gerade vom Verhör zum Richtplaz geführt. Wie viele Menſchen der blutige Tag gekoſtet hat, vermag ich nicht genau anzugeben. Aber je länger ich den Vorfällen deſſelben nachforſchte, deſto mehr überzeugte ich mich, daß die Anzahl

von 3000, die man mir gleich anfangs genannt, schwerlich übertrieben war.

Es ist kein Zweifel, daß der Versuch, welchen die Unzufriedenen an diesem Tag gemacht haben, vorbereitet gewesen war, indem besonders die Priester durch alle, in ihren Händen stehenden, Mittel das Volk gegen die Franzosen aufzureizen, es mit übertriebenen Besorgnissen zu erfüllen gesucht, und sich selbst an die Spize der Ruhestörer gestellt hatten. Daß sich dieser Stand zu den, bereits vorläufig mit Kaisers Napoleons Reise nach Spanien angekündigten, Veränderungen nichts Gutes versah, daß ihn nicht die Anhänglichkeit an Ferdinand VII. bewegte, ist durch die Vorfälle dieses Tags außer allem Zweifel gesezt. War jezt der Augenblik, in welchem man etwas für die Unabhängigkeit Spaniens wagen konnte, da sich sein König in der Gewalt des Staats befand, dessen Joch man abschütteln wollte? Mußte dieser Versuch im Gegentheil nicht dazu beitragen, sein Verhältniß mit Frankreich noch mehr zu erschweren, indem sich jede Regierung zu feindseligen Schritten gegen einen Fürsten berechtigt halten würde, in dessen Hauptstadt man ihre friedlichen Truppen und Bürger meuchelmordet? Aber solche Betrachtungen macht weder ein fanatischer Pöbel, noch ein, für seine Existenz kämpfender, Priesterstand. Jenem gilt es im Grunde gleich, für wen er mordet, wenn er nur für sich plündern kann, und dieser, gewohnt, einen Staat in dem Staat zu bilden, erlaubt sich auch geradezu alle Mittel seiner Erhaltung, weiß sich aber nur heutzutage nicht so ganz mehr in die, ihm entgegenwirkenden, Kräfte zu finden, und beschleunigt durch fruchtlos-hartnäkigen Widerstand die Periode seiner Zernichtung.

Die Empörung vom zweiten Mai war, so schnell sie auch gestillt wurde, dennoch von sehr großen Folgen. Der Priesterstand hatte sich in derselben als den hauptsächlichsten Gegner der Franzosen angekündigt, und ließ

keine Aenderung seiner Gesinnungen erwarten, wenn auch gleich dieser erste Versuch, mit manchen andern, mit ihm in Verbindung stehenden, die in den Provinzen gemacht wurden, mislungen war. Die Strenge des Grosherzogs von Berg in den ersten Augenbliken dieser Vorfälle war nichts, als das Werk der Nothwendigkeit gewesen, und noch eine billige Repressalie gegen die vielen, an Franzosen verübten, Grausamkeiten. Sobald sie nicht mehr nöthig war, trat eine völlige Amnestie ein, und es folgten wohl geheime Nachforschungen nach den Urhebern dieses Unglüks, aber ganz und gar keine Verfolgungen. Die Entwafnung der Hauptstadt und ihrer Umgebungen war die einzige, nachdrüklichere Maaßregel. Selbst die Patrouillen wurden nur wenig verstärkt, indem man die Stimmung des Grostheils der Bewohner von Madrid kannte, und die andern an dem ersten mißlungenen Versuche die Unzulänglichkeit ihrer Kräfte schäzen gelernt hatten. Mit diesem konnte aber doch die Fortwirkung dieses Tages nicht verhindert werden, indem alle Feinheit der Polizei an dem festen Zusammenhalten des Priesterstands, und den unzähligen, ihm zu Gebot stehenden, Mitteln scheitern mußte. Wenn es daher völlig ruhig in der Hauptstadt war, und der blutige Tag vergessen zu seyn schien, so redete man in den Provinzen desto mehr davon. Es giebt keine unglaubliche Uebertreibung und boshafte Entstellungweise, welche die Mönche nicht benuzt hätten, um in ihren Nachrichten über die Vorfälle vom 2ten Mai, die sie durch ihre eigenen Wege durch ganz Spanien zu verbreiten wußten, die französische Armee als eine Horde von Räubern darzustellen, denen kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand, kein Eigenthum der Kirchen, des Staats und des Einzelnen heilig wäre. Diesen lügenhaften Berichten wurden vorhandne, ähnliche Vorfälle auf andern Punkten der Monarchie beigesezt, auf daß ja die Besorgniß, überall dieselben Szenen voraus zu sehen, in ganz Spanien allgemein wurde.

Von der Entstellung der Ereignisse dieses Tags datiren sich alle, ihm folgenden, Unruhen, indem das Volk nichts Schlimmeres mehr, als den Besuch der französischen Heeren, fürchten zu dürfen glaubte.

Von nun an hatte sich in allen Provinzen das Zutrauen zu diesen, und selbst zu der Regentschaft des Staats verloren. Andre falsche Gerüchte über Ferdinands Schikfal, welche eben so künstlich ausgestreut wurden, wirkten gleich stark, und das Volk fieng an, sich in einen Zustand von völliger Herrenlosigkeit versezt zu wähnen. Alle Proclame waren umsonst, und das, von dem Grosherzog von Berg noch an diesem Tag an die ganze spanische Nation erlassene, völlig wirkungslos, wenn es gleich in dem edelsten Tone, mit völligem Einsehn in den Geist der Nation, und mit jener Verbindung von Güte und Würde verfaßt war, wie man vielleicht seit zwanzig Jahren, am allerwenigsten nach solchen Ereignissen, mit keinem Volke geredet hat. Auf verschiedenen Punkten der Monarchie ereigneten sich dennoch ähnliche Vorfälle, wie der vom 2ten Mai, in den nördlichen Provinzen zwar schnell wieder unterdrükt. in den südlichen aber sich zur völligen Insurrektion und Verbindung mit den Feinden des festen Landes erhebend. Vergebens bestrebte sich die französische Mannszucht dem Volke Zutrauen abzugewinnen; umsonst redeten mehrere Bischöfe in ihren Hirtenbriefen zu ihnen, und warnten vor Empörungsversuchen, die nur das Verderben des Vaterlands herbeiführen würden. Wo die fremde Kraft überlegen war, gährten Mißtrauen, Haß und Besorgniß im Stillen; wo sie noch nicht gedungen, warf man die Maske völlig ab, grif zu den äussersten Mitteln, und war nur in Einem Punkte vorsichtig zu hindern, daß die Nachrichten davon der französischen Armee nicht früher zukamen, als bis die Insurrektion so zu sagen einigermaßen organisirt war. Das Resultat der Verhandlungen in Bayonne gab allem diesem noch den kühnen Schwung.

Die Franzosen hatten nur noch furchtsame Anhänger im Lande; der hohe Adel ward von dem Volke der Verrätherei schuldig erklärt; der Priesterstand schwieg äußerlich, und fachte das Feuer in der Stille desto stärker an; die Freunde der Ruhe und die bessern Bürger zitterten; nur die Franzosen blieben ernst in ihrer festen Stellung, unbeweglich, aber wohl vorbereitet, kampffertig, aber dennoch nicht das Aeußerste besorgend, wie es die spätere, in unsern Tagen fast unglaubliche, Wendung der Dinge gebohren hat.

Bis zur Periode, welche meine Darstellung umfaßt, geschah in Spanien nichts Auffallendes, was mit ihrem Gegenstand in Verbindung wäre. Das Schiksal dieses Staats wurde in Bayonne entschieden, wo sich die auffallendsten Ereignisse mit wunderbarer Schnelligkeit folgten. Carls IV. Protestation gegen seine Thronabsagung bewirkte die von Ferdinand VII. Der Grosherzog von Berg trat als Stellvertreter Carls IV. an die Spize der Regierung, und dieser verzichtete wenige Tage nachher mit seinem ganzen Stamm, zum Vortheil Kaisers, Napoleons, auf die Krone von Spanien und Indien.

Dieß ist der Verlauf eines Ereignisses, des an sich schon groß, überraschend durch die Eigenthümlichkeit seiner Entwiklung, und noch geheimnisvoll in seinen Bewegursachen leicht wichtiger für die Zukunft, als für die Gegenwart, werden dürfte. Die Ansicht desselben ist darum so mannichfaltig, daß sich die Geschichte auf nichts weiteres, als auf seine Erzählung einlassen kann, die ich mit allen den, mir auf dem Schauplaz selbst zu Gebot stehenden, Mitteln, ohne Leidenschaft, und vielleicht mit größerer Kälte gegeben habe, als es denjenigen gefallen mag, welche die großen Staatsereignisse mit dem Maasstab von Familien- und bürgerlichen Verhältnissen zu messen gewohnt sind.

III.

Zu der neuesten Geschichte des Malteser-Ordens. *

Unter den Begebenheiten, welche die Regierung Paul's I. auszeichnen, zog keine die öffentliche Aufmerksamkeit mehr auf sich, als der Entschluß dieses Kaisers, sich an die Spitze des militärisch-religiösen Freistaates der Malteser-Ritter zu stellen. Diese Erscheinung war an eine vorlaufende Reihe von Ursachen gekettet.

Fast dritthalb hundert Jahre war die osmannische Nation die Geissel der europäischen Völker gewesen. Vereinigt durch politische und Religionsstreitigkeiten vergassen die westlichen Völker ihren Zwist, und traten in einen brüderlichen Bund, sobald Muhammeds Fahne über die Grenzen Romeliens nach Ungarn getragen ward. Allein die ruhmbekrönten Siege, welche Katharina II. gegen die türkischen Heere erfochten hatten, bewiesen, daß Muth und taktische Ordnung gegen ein zwar tapferes, aber mit der Besserung der Disciplin nicht fortschreitendes Volk zu allen Zeiten eine mächtige Ueberlegenheit erringen mußte. Seit diesem Zeitpunkt waren die Türken nicht mehr jene gefürchteten, für unüberwindlich gehaltenen Feinde der christlichen Königreiche.

Sieg gab Muth, und am Hof zu Petersburg erhob sich das sogenannte orientalische System, mit der Absicht, die Osmannen aus den östlichen Provinzen Europens durch Waffengewalt wieder nach Asien zu drängen, unsern Welttheil von der Furcht, und das interessanteste Volk des Erdbodens, die Griechen, von dem schändlichen Joche ungebildeter Barbaren zu befreien. Die Türken selbst gaben Anlaß zu dem Ausbruch der Feindseligkeiten. Mißvergnügt über die Abhängigkeit, in welche die russische Monarchie das polnische Reich versetzt hatte, brachen sie in trotzige Erklärungen aus, ohne ihre Kräfte gegen die muthige und entschlossene Kaiserin zu berechnen.

* Aus folgender Schrift: Paul der Erste, russischer Kaiser, als Großmeister des Malteser Ordens. Aarau 1808. 8. Mit Anmerkungen des Einsenders.

Schon in dem Jahre 1770 erschien, zum Erstaunen der osmannischen Pforte, eine russische Flotte in dem mittelländischen Meer, während die Landtruppen der Kaiserin in der Moldau und Wallachei siegten, schon Choczim hinweggenommen, den TartarChan zurückgedrängt, und den Fürsten von Kartel und Kabet, den tapfern Heraklius, in ihre Verbindung gezogen, und zu den kriegerischen Unternehmungen an dem kaukasischen Gebirge mit dem General Medem aufgereitzt hatten. So gering war damals die Kenntniß der türkischen Minister in der Erdbeschreibung, daß der Divan in Konstantinopel es nicht begreifen wollte, wie ein Volk, so nah an dem Polarzirkel, von Eis eingeengt, eine Flotte in den griechischen Archipel schicken konnte. Diejenigen, welche die erste Nachricht von dieser Unternehmung in die Hauptstadt brachten, wurden als thörichte und unglaubwürdige Seher verhöhnt. Indessen durchsegelte die Flotte, unter Orlows Befehl, die Meerenge von Gibraltar, und lief in die geräumigen Seehäfen der Insel Malta ein, wo sie aus den reichen Arsenalen des ritterlichen Ordens mit allen Erfordernissen versehen ward.

Seit die Ritter (1522) die Insel Rhodus verloren, hatten sie sich auf dem beschränkten Felsen von Melita angesiedelt, und einen aus sieben Zungen oder Abtheilungen gebildeten militärisch-religiösen Freistaat gebildet. Ohne Beschäftigung auf den asiatischen Küsten, wo sonst ihr kriegerischer Standpunkt war, legten sie sich die Pflicht auf, Polizei und Sicherheit des mittelländischen Meeres gegen die feindseligen afrikanischen Freistaaten zu handhaben. Der Schauplaz ihrer Seezüge dehnte sich von der Mündung des adriatischen Meeres bis zu der äussersten Spitze von Portugall. Sie hielten die unbewachten Küsten Italiens von Seeräubern rein, geleiteten mit ihren Galeeren die Kauffahrteischiffe, wehrten durch treffliche Quarantäne-Anstalten, die überall Nachahmung fanden, die fürchterliche Geissel der Menschheit, die Pest, vom südlichen Europa ab, und hielten ein unermeßliches Hospital offen für die unentgeltliche Pflege der Kranken aller Nationen, die Handel und Schiffahrt in die maltesischen Hafen leitete. — Seit 1726 lebte der Orden, durch Vermittlung des Kabinets von Versailles, mit der ottomannischen Pforte in

dem Zustand eines regelmäßigen Friedens, den einzigen Fall ausgenommen, wenn eine christliche Macht den Türken den Krieg ankündigte. Nur dann stand es dem Großmeister frei, sich mit seinen christlichen Religionsverwandten zu feindseligen Zwecken zu vereinigen.

Noch ehe die russische Flotte vor Malta erschien, hatte die Kaiserin Catharina mit dem Orden Unterhandlungen eingeleitet. Durch einen Vertrag ward bedungen, daß die Ordensflotte, ausgerüstet mit grossen und kleinen Fahrzeugen, unter der Anführung des Großkreuz Frhrn. von Flaxlanden, einem Mann von entschiedenen Talenten und eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der teutschen Zunge, auslaufen sollte. Die Ordensflotte sollte die Avantgarde in der russischen Linie bilden, und die Ehre des ersten Angriffs haben. Flaxlanden hatte durch kenntnißreiche Kundschafter und Offiziere die bestimmtesten Nachrichten von dem Zustand und der Unbehülflichkeit der türkischen Flotte, von der elenden Befestigung und den schwachen Besatzungen der griechischen und levantischen Seehafen, vorzüglich aber von den schlechten Anstalten eingezogen, die auf den festen Schlössern der Dardanellen, sowohl auf der asiatischen, als auch auf der europäischen Küste herrschten. Mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit berechnete man die Möglichkeit, nach einigen Siegen über die türkische Flotte ohne grosse Gefahr vor der Stirne des Seraglio segeln, und die Hauptstadt des osmannischen Reichs mit Feuer und Schwerd demüthigen zu können.

Die Verträge des Großmeisters mit Rußland konnten dem französischen Hofe nicht verborgen bleiben. Von sieben Zungen oder Abtheilungen des Ordens gehörten drei zu der französischen Nation. Diese hatten, nach der ursprünglichen Verfassung, ihre Repräsentanten in dem Ordensrath, wo Mittel und Zweck dieser kriegerischen Anstalten nothwendig zur Sprache kommen mußten. Schwer war das Geheimniß zu bewahren. Einige Wochen zuvor, ehe die Ordensflotte an der Spitze der russischen Flotte auslaufen sollte, erschien eine französische Fregatte, gesandt von dem Herzog von Choiseul, erstem Minister Frankreichs. Der französische König ließ dem Großmeister seine Mißbilligung über die gegen seinen alte-

sten und treuesten Alliirten, den osmannischen Kaiser, eingegangenen Verbindungen kund machen. Choiseul fügte noch die drohende Worte hinzu: die ansehnlichen Güter der drei französischen Zungen sollten von dem Orden auf ewig losgerissen werden, wenn er nicht unter irgend einem Vorwand auf immer seine Theilnahme an dem kriegerischen Zuge aufkündigen werde.

Diese Erklärung, begleitet von dem Ernst eines mächtigen Königs, erschütterte den Muth des Großmeisters und die Entschliessungen des Ordensrathes. Man gerieth in höchste Verlegenheit. Der Aufwand für die kostbare Rüstung der Flotte war gemacht, eine glaubwürdige Entschuldigung schwer zu finden, um den russischen Admiralen die Theilnahme an diesem Argonautenzuge loszukündigen. Den ächten Grund konnte und wollte man nicht wohl angeben; er hätte eine schwache Seite des Ordens, seine strenge Abhängigkeit von Frankreich, aufgedeckt. Doch ein zufälliges Ereigniß bediente den Großmeister besser, als die sinnreichste Politik. Die Seeräuber von Tripoli hatten einige Schiffe unter französischer Flagge angegriffen und weggenommen. Die feindselige Ausübung dieser Gewaltthätigkeit bot den gewünschten Vorwand dar, eine Einladung Frankreichs zur Züchtigung der Hauptstadt durch ein Bombardement vorzuschützen.

Durch den unvermutheten Bruch der genommenen Abrede geriethen die russischen Befehlshaber in die heftigste Entrüstung. Bei ihren mangelhaften Kenntnissen über das griechische Inselmeer hatten sie vorzüglich auf die Mitwürkung der maltesischen Offiziere mit Vertrauen gerechnet. Indessen fand man Mittel, sie bald zu besänftigen. Man machte ihnen die Zusage freier Zufuhr von Kriegsbedürfnissen und freien Rückzugs in den Hafen von Malta zu. Der General der Ordensgaleere trat ihnen alle seine Plane und Zeichnungen, auch den Schlüssel zu den geheimen Verbindungen ab, die er schon in dem Archipelagus und der Levante unterhandelt hatte. Mit diesen Hülfsmitteln ausgerüstet, und begleitet von vielen tapfern Offizieren und maltesischen Seeleuten, die für sich Dienste nahmen, liefen die russischen Befehlshaber aus, während die Escadre des Ordens vor Tripoli segelte. Die russische

Flotte drang zwischen die griechischen Inseln ein, eine Reihe von Siegen krönte die tapferste Nation des Nordens. Der Friede von Kutschuk-Kainartgi (21. Jul. 1774.) gab den Russen die Städte Kinburn, Jenekale, Kersch und Azow, freie Schiffahrt auf den türkischen Meeren, fünf Millionen Rubel Schadensersaz, und sicherte den Tatarn und ihrem Beherrscher, dem Chan der Krimm, vollkommene Unabhängigkeit von dem constantinopolitanischen Hofe zu.

Blutige Fehden, welche Familienglieder des tatarischen Chans mit einander führten, bewogen (1783) den letzten Fürsten dieses Stammes, Sahin Gerahi, sein Land und die Regierung der Kaiserin abzutreten. Die Monarchin sah sich veranlaßt, die Krimm, Kuban und die Insel Taman mit Truppen zu besetzen. Sie verherrlichte die neue Erwerbung durch neue Städte, Festungen, Flotten, Colonien und Ansiedelungen, unter welchen Teutsche den ersten Rang des Fleisses und der Cultur behaupteten. Bald nachher ward die Eifersucht des türkischen Hofes durch die glänzende Reise der Kaiserin nach der Krimm, und durch die bekannte Inschrift des Thores zu Cherson geweckt.

Ohne hinlänglich gerüstet zu seyn, erklärte die Pforte (24. Aug. 1787.) Rußland den Krieg. Er endigte durch die Unterhandlungen zu Galaoz und den Frieden zu Jassi (9ten Jun. 1792) nach dem Wunsch der Kaiserin. Sie erhielt Dezakow, und den Dniester zur Grenze. Bald erhob die Colonie zu Odessa mächtig ihr Haupt.

Während dieser glänzenden Unternehmung machte die Kaiserin dem Großmeister von Malta ein Geschenk mit ihrem Bildniß. Ueber ihrem Haupt schwebte ein Regenbogen; das eine Segment des glänzenden Halbzirkels ruhte auf der Krimm, das andere bedeutungsvoll auf der Insel Malta. Symbol eines großen Wunsches!

Die Hoffnung ihres Stammes, von welchem das Wohl so vieler Nationen abhieng, ihren Sohn, den Großfürsten Paul, und ihre beiden Enkel, die jungen Prinzen Alexander und Constantin *, ließ die Kaiserin mit einer Sorgfalt erzie-

* Bedeutungsvoll, in dem orientalischen System der grossen Kaiserin erhielt von ihr der zweite Prinz den Namen Constantin. Auf seine Geburt ließ die Kaiserin eine Münze prägen, auf welcher die Sophienkirche zu Constanti-

hen, wie sie von einer Fürstin zu erwarten war, bei welcher grosse Einsicht und Humanität, Weltklugheit und Wissenschaft, sich gepaart fanden. In den Kindesjahren erhielten die Prinzen Pflege von griechischen * Wärterinnen, um sie zeitlich mit dem Idiom des jetzt unglücklichsten, weiland größten aller Völker bekannt zu machen, an dessen übrig gebliebenen Denkmälern, seyen sie ein Erzeugniß der Kunst oder der Wissenschaft, wir noch heut zu Tage Geist und Geschmack veredeln.

Die Erziehung der Großfürstin fiel gerade in eine Epoche, in welcher eine ungezügelte Lesewuth so viele junge Geister ergriffen, und zum Theil vergiftet hatte. Diesem Uebel wollte man bei den Prinzen vorbeugen. Ihr Geist sollte keine andere Nahrung genießen, als die zur Cultur und Sittlichkeit, und zu grossen Entschlüssen entflammt. Als französische Lectüre gab man dem Großfürsten Paul Vertots Geschichte des ritterlichen Malteserordens. Der Abt Vertot, weiland Mitglied und Commenthur des Ordens, aus dem Priestergrad, hat sich, in seinen gelehrten Arbeiten, durch Kunst und Darstellungsart den Lorbeerkranz eines ausgezeichneten Geschichtschreibers errungen. Seine Revolutions romaines sind ohne Widerspruch ein Meisterwerk vom ersten Rang. In seiner Geschichte des Malteser-Ordens bezaubert er durch die Macht seiner Diction Herz und Geist, während die Hoheit und Güte des Stoffes sich unter die kunstvolle Bearbeitung eines Gelehrten und vielgewandten Weltmannes schmiegt. Die grossen Unternehmungen, die er von den Mitgenossen des kriegerischen Ordens, von jenen christlichen Heroen des Mittelalters beschreibt, entflammen das Herz mit Muth, und reissen den Geist zu grossen Entschliessungen hin. In jenen denkwürdigen Zeiten kam den Befehlshabern des Ordens der herrschende

novel zu sehen war. In den Stunden angenehmer Unterhaltung mit Potemkin, zumal wenn sie ihn auf seinem Wohnzimmer besuchte, lag oft eine merkwürdige Charte des osmannischen Reichs vor ihnen, auf welcher von beiden hohen Personen eigenhändig bezeichnete Grenzen sichtbar waren, unzweideutige Merkmale von den Planen der Kaiserin. Anmerk. des Einsenders.

* Dieses ist nicht ganz richtig. Der Großfürst Alexander hatte eine Engländerin, der Großfürst Constantin eine Griechin zur Wärterin. Anm. des Eins.

Rittergeist entgegen, und sie genossen den Vortheil, persönliche Tapferkeit und Stärke auf christliche Resignation und auf religiösen Gehorsam einzuimpfen. Der Genius des Jahrhunderts widerstrebte ihnen nicht, und, wurden auch die Gemüther verwildert, so verstanden die Obern doch die Kunst, durch praktische Uebungen der Menschenliebe in Hospitälern, die wilden Ausbrüche zu mildern, zu denen der blutige Gebrauch der Waffen in einem feindumrungenen und nie ganz besiegten fremden Lande den Kriegsmann hinreißen mußte. Wertots Geschichte machte einen Eindruk auf das Gemüth des jungen Großfürsten Paul, der nie mehr erlosch. Sie erhob seine Seele zu jenem rittermäßigen und romantischen Aufschwung, der nach seiner Thronbesteigung sich in allen seinen Handlungen und Unternehmungen ankündigte. Der Prinz lebte sehr verschlossen, unter den Augen und Befehlen einer heldenmäßigen, auf ihre Gewalt eifersüchtigen Monarchin, die als Mutter strenge Ehrfurcht zu fordern berechtigt war, und als Herrscherinn Gehorsam und Unterwerfung geboth. Daß den jungen Großfürsten unruhige Ahnungen, ewige Besorgnisse, und ein geheimes, trostloses Vorgefühl des Schikſals, dem er in der Folge unterlag, gequält haben wollen diejenigen behaupten, die näher um seine Person gelebt haben.

Die Kaiserinn starb am 17. Nov. 1796. Paul I. bestieg den Thron. Der Großmeister von Malta hielt damals am russischen Hof einen Minister von entschiedenen Talenten. Dieser hatte schon frühe im schwarzen Meere auf der russischen Flotte Feldzüge mitgemacht, bei denen er dem Dienste der Galeeren und kleinen Fahrzeuge, die in dieser stürmischen See von so großem Vortheil sind, als Befehlshaber vorgestanden war. In Petersburg unterhandelte er über die Rükgabe einiger Güter, welche der Orden in Polen besaß. Er war nicht nur allein so glüklich, sie zu erhalten, sondern der großmüthige Monarch gieng sogar in den Plan ein, ein russisch-polnisches Großpriorat, für die Bekenner sowohl der griechischen, als auch der katholischen Religion zu errichten, und reichlich auszusteuern. Dieses Großpriorat ward in der Folge, als eine besondere Section des Ordens, mit der eng-

lisch-baierischen Zunge vereinigt.* Durch die Verbindung seiner Unterthanen mit dem Orden, erhielt Paul eine praktische Marine-Schule für diejenigen, die sich dem Seedienst widmen wollten. Vorzüglich der Galeerendienst ward nirgends besser gelehrt, als in Malta. Höchst nothwendig ist er nicht nur in dem schwarzen Meere, wegen seiner vielen Untiefen, sondern auch in den schwedischen Gewässern, wo nur die Scheerenflotten zu operiren haben. Er wirkt auf der See, was in dem Landdienst die leichte Cavallerie. Auch wußte Paul wohl, welche Hülfsquelle an Munition und Matrosen für die russische Flotte, in dem ersten türkischen Kriege, die maltesischen Hafen gewesen waren. Unstreitig sind jene Matrosen die besten in dem mittelländischen Meere; wegen ihrer Gewandtheit und Geschiklichkeit auf dem stürmischsten aller Meere, könnte man sie ein wassergebornes Volk nennen.

Mit diesen Vortheilen ließ sich das beliebte orientalische System in Verbindung bringen. Die Krimm auf der östlichen, Malta auf der westlichen Seite, sind zwei feste Punkte, von denen ein muthiger Fürst mit wohlbemannten Flotten große Unternehmungen im Frieden und im Kriege leiten konnte.

Nach der reichen und großmüthigen Stiftung des russisch-polnischen Großpriorats, nahm Paul die Decoration des Malteserordens, als ehrerbietigen Tribut der Dankbarkeit von dem Großmeister an.** Sie erhielt in seinen Augen einen noch entschiedenern Werth, weil man für ihn die Aufmerksamkeit hatte, aus dem Ordensschaz dasjenige Großkreuz zu wählen und abzuschiken, unter welchem einst das Herz des muthigen und unvergeßlichen Helden la Valette geschlagen hatte.

Paul hatte die Regierung gerade in einem Zeitpunkt angetreten, in welchem die herrschenden Parteien Frankreichs alle bürgerliche Ordnung umgekehrt, und ein ganzes Menschengeschlecht unter den Trummern der Altäre begraben hatten.

* Man s. unten die erste Anmerkung.

** Unten die zweite Anmerkung.

Ein gutmüthiger König war als Opfer der Wuth gefallen, über das Haus der Bourboniden hatten sich Unfälle und Widerwärtigkeiten gehäuft, geheime Insinuationen einer giftigen Propagande und ihre furchtbaren Maximen wurden durch ganz Europa versendet. Es galt den Fursten, den Thronen, dem Adel, den treuen Anhängern einer gesezmäßigen Verfassung, und allen, die ererbte Rechte oder gewonnenes Eigenthum zu verlieren hatten. Paul wälzte in seinem Geist den hohen Gedanken, diesem verderblichen System entgegen zu arbeiten. Nur einen Mittelpunkt suchte man, um den sich in Europa Alles, was nur Religion und Altäre ehrte, seinem Souverain ergeben, Rechte, Eigenthum und Familie zu vertheidigen entschlossen war, anschließen, und unter dem Schuz eines mächtigen Fürsten wirken wollte.

Diesen Mittelpunkt bot ein kleiner Zufall dar, der, wohlbenuzt, reiche Folgen für die Zukunft erzeugen konnte. Der alte Fürst Rohan, Großmeister von Malta, starb. Die Wahl fiel * auf den Freiherrn Ferdinand von Hompesch, einen Ritter der teutschen Zunge. Bei dem Antritt seiner Regierung befand sich der Orden in höchst kritischen Umständen. Die ansehnlichen Güter, welche er in Frankreich besaß, waren eingezogen. Vergebens hatten die Kommerzial-Kammern in Marseille und andern französischen Seestädten ihre Stimme erhoben, und laut bewiesen, daß sie Millionen in dem levantischen Handel verlieren müßten, wenn ihnen die maltesischen Hafen, wo der Stapelort und die mittlere Niederlage ihres ganzen Handels war, geschlossen wurden. Das republikanische Direktorium in Frankreich, welches die Anhänger des Königthums zernichten wollte, überhörte die gerechtesten Klagen. Aber es hegte noch andere Absichten im Dunkeln, denen damals nur ein sehr entschlossener und kriegskundiger Großmeister hätte entgegen arbeiten können, wenn er die mit allen christlichen Nationen bestehende Neutralität vergessen, und wenigstens von England zur Vermehrung seiner Marine und Truppen Subsidien hätte annehmen wollen, wie sie wirklich unter der Hand angetragen waren.

Hompesch berechnete zu sehr die Folgen. Aengstlich und

* Am 17. Juli 1797.

gewissenhaft glaubte er sich an die innern republikanischen Formen des Ordens gebunden, von welchen jede auswärtige Unterhandlung nur schwerfällig in Bewegung gesezt werden konnte. Ein entschlossener Mann an der Spize der Geschäfte hätte, den Staat zu retten, die Formen desselben daran gewagt. In außerordentlichen Ereignissen müssen außerordentliche Mittel retten. In Stürmen des Meeres schleudert der Schiffer die köstlichen Waaren über Bord, derentwillen er die fernen Indien suchte. Das wankende Rom des Alterthums ward nur durch die Macht eines diktatorischen Arms emporgehalten. — Allein Hompesch war ein Fürst von mildem friedlichen Charakter, gut und zutraulich. In gewöhnlichen Zeiten wäre er ein herrlicher Vater seines Volks gewesen, das ihm schon längst vor seiner Erhebung eben so große Liebe und Vertrauen geschenkt hatte, wie seine Ritter.

Das Direktorium Frankreichs hatte inzwischen eine Cohorte von Kundschaftern, Aufwieglern und Freiheitspredigern auf der Insel gewonnen, die mit Gold, großen Versprechungen und geheimen Schleichwegen im Volke operirten. Der Großmeister stand, ohne es zu ahnen, in der Mitte einer Rotte schändlicher Verräther. Viele befanden sich unter jenen, denen er das Arsenal, die Sorge für die Munition, für die Befestigungen und für die Finanzen anvertrauet hatte.

Zu Toulon und in andern französischen Hafen rüstete man eine Flotte aus, deren Bestimmung ein Geheimniß war. Man warnte den Großmeister. Die Minister, die er damals bei dem Friedenscongreß zu Rastatt unterhielt,* waren besser unterrichtet, als man es in Malta seyn konnte. Sie baten, als Teutsche, in einer teutschen Depesche den Großmeister, auf seiner Hut zu seyn, und die Personen näher zu prüfen, die ihn umringten. Geflissentlich wählte man die

* Da zu Rastatt nur Gesandte teutscher Fürsten angenommen wurden, so ließ sich der Orden durch die Gesandtschaft des Großpriors von Teutschland vertreten. Gesandter war der Baillí von Pfürdt, Gesandtschaftsrath der Ritter von Bray. Die Höfe von Wien und Berlin widersezten sich den Planen, welche die französischen Minister schon gegen den Orden angekündigt hatten. Man arbeitete daran, den Malteserorden mit dem teutschen Orden zu vereinigen. Anmerk. des Einf.

teutsche Sprache, die sonst nicht in Malta die diplomatische ist, um sicher zu seyn, daß kein französischer, spanischer oder italienischer Staatssekretär, die sie nicht verstanden, sondern nur der Großmeister selbst sie lesen würde. — Vorzüglich aber bestand man darauf, daß dieser Fürst die Postpakete untersuchen sollte, welche wöchentlich unter der Adresse der Ordenskammer von Paris nach Malta einliefen. Allein diese wohlgemeinten Winke waren bei einem Fürsten von so arglosem Charakter verloren, die in allen seinen Umgebungen nur das Bild seiner Redlichkeit zu erblicken glaubte.

Sobald nun die aus Toulon (19. Mai 1798) ausgelaufene französische Flotte vor Malta erschien, brach mit den wüthendsten Symptomen eine innere Empörung unter dem Volk aus. Während die Ritter erwürgt, blutend und grausam verstümmelt, vor den Pallast des Großmeisters geschleppt wurden, verlor der Fürst alle Besonnenheit, und statt mit den wenigen Treuen, die ihn umgaben, sich unter die Empörer zu stürzen und den Tod zu suchen, weinte er väterlich, wie ein anderer „pius Aeneas", über das Schikfal seiner Waffengenossen. Malta gieng durch Capitulation über (am 12. Juni), und Hompesch unterlag seinem Verhängniß, wie mancher Fürst und König seiner Zeitgenossen, der Thron und Land einbüßte. Nach dem Tode Königs Friedrich des Zweiten von Preußen und des Kaisers Joseph schien das achtzehnte Jahrhundert an großen Männern erschöpft zu seyn.

Verfolgt von seinem Schikfal und begleitet nur von wenigen, lief der unglükliche Großmeister mit einer Fregatte in den Hafen von Triest ein. Von dort aus schrieb er an die Großpriorate und an die Befehlshaber des Ordens, die im östlichen, südlichen und nördlichen Teutschland ihre Residenten hatten. Der alte ehrwürdige Fürst Johanniter-Oberstmeister von Heitersheim, als Chef der teutschen Zunge, antwortete ihm mit Würde, jedoch in einem Ton, der bewies, wie sehr der edle Greis von dem Gefühl der Kränkung, die der Nationalehre wiederfahren war, überwältigt ward. Laut und einhellig kündigte sich der Wunsch des Commandeurs und der Ritter, die das teutsche Grospriorat bildeten, an: „Der Großmeister soll sich wegen der Uebergabe von Malta rechtfertigen."

Nach dem Verluste dieser Insel waren dem Ordenskanzler der teutschen Zunge Memoires in allen Sprachen zugekommen, welche die Umstände dieses Ereignisses sammt allen ihren Vorbereitungen mit einer pünktlichen Genauigkeit von Tage zu Tage darstellten. Aus Vergleichung und Prüfung der mündlichen und schriftlichen Aussagen so vieler und verschiedener Augenzeugen ward er zur Gewißheit überzeugt, daß das Vertrauen des Großmeisters auf das schändlichste gemißbraucht worden, daß er ein Opfer langer und geheimer Intriquen geworden sey; daß sich unter den Verräthern, die Mittel gefunden hatten, ihn durch falsche Berichte über die Vollziehung seiner Befehle und Vertheidigungsanstalten zu hintergehen, kein Teutscher sich befunden habe; und daß man absichtlich die wenigen Individuen dieser Nation, welche sich damals in Malta befanden, von der Person des Großmeisters entfernt, und auf entlegene Posten hingewiesen habe. In einem offiziellen Schreiben an einen Freund, den dieser Staatsmann zu Triest hatte, ertheilte er dem unglüklichen Großmeister den Rath, die Wohlthat des Ordensgesezes zu ergreifen, seine Würde auf unbestimmte Zeit niederzulegen, einen General-Statthalter des Ordens zu ernennen, sich dann selbst vor einem aus den Gliedern der sieben Zungen zusammengesezten Kriegsgerichte zu stellen, und alles, was bei der Vertheidigung und der Uebergabe von Malta vorgefallen war, der strengen und unparteiischen Untersuchung dieser Richter zu unterwerfen.

Der tiefgebeugte Fürst, überzeugt, daß er bei den redlichsten Absichten als Opfer einer unwürdigen List gefallen war, schenkte diesem wohlgemeinten Rath seinen Beifall. Es war auf dem Punkt, daß er in Vollziehung gesezt werden sollte, als ein französischer Ritter aus seinem Gefolge, den unglüklichen Einfall hatte, mitten in das Ministerium des Großmeisters den Zweifel hinzuwerfen, ob nicht solch ein Vorschlag der Würde und Souverainetät des Ordenshauptes zu nahe trete? Während nun über diese Bedenklichkeit gestritten und gefochten ward, erhob sich in Rußland ein Ereigniß, das die Aufmerksamkeit und die Entschließungen aller Ordensglieder fesseln mußte.

Nach dem Verluſt von Maltq war es nur deſto wahrſcheinlicher geworden, daß die Souveräne in Europa ſich der Ordensgüter bemächtigen würden. Die teutſchen Ritter flehten deßwegen den Schuz des teutſchen und ruſſiſchen Kaiſers an. Paul I. ſicherte ihn ohne Zögern großmüthig zu. Indeß hatte die Nachricht von der Uebergabe des Ordensſitzes, die Ritter der ruſſiſch-polniſchen Großpriorate mit hohem Unmuth erfüllt.* Sie vereinigten ſich zu Petersburg in ein Ordenskapitel. Nach heftigen Debatten, die mit allen Ausbrüchen des tiefgekränkten ritterlichen Ehrgefühls begleitet waren, ſagten ſie ſich förmlich von dem Großmeiſter Homveſch los, und ſchleuderten wider alle, die ihn zunächſt umgeben hatten, ungehört und unvertheidigt das Anathema.** Dann luden ſie die teutſchen und andern Großpriorate ein, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen.

Ehe aber die Antwort aus Teutſchland erfolgt ſeyn konnte, hatten die ruſſiſchen Ritter den Kaiſer Paul lang und ehrerbietigſt gebeten, die Großmeiſterwürde anzunehmen. Der gütige Monarch entſprach der Bitte. Kaiſer Paul ward von den ruſſiſchen Rittern als Großmeiſter ausgerufen (13 Nov. 1799), und nun ergieng von Petersburg die förmliche Einladung an alle Zungen, die den Orden bildeten, ſich an die ruſſiſchen Ritter anzuſchlieſſen. Die Ritter in Teutſchland, gewohnt ihre Pflichten mit der Ehrfurcht zu vereinigen, welche ſie ihrem angebohrnen Souverän ſchuldig waren, gaben dem Wiener Hof Nachricht von dem unerwarteten Wechſel der Umſtände. Aufs höchſte ſtieg ihre Verlegenheit, da die Antwort lang ausblieb. Aber während dieſer Zögerung ſchloß der ruſſiſche Kaiſer ein Bündniß mit dem teutſchen Kaiſer, welches durch Zuſammenwirken der mächtigen Kriegsheere beider Nationen den Frieden für Europa erringen ſollte.

Homveſch, immer ſchwankend und übel berathen, ſtatt

* Man ſ. unten die dritte Anmerkung.

** Die Actenſtüke findet man in (A. C. Kayſers) Kurzgefaßter Nachricht von Pauls I. Gelangung zur Würde eines Großmeiſters des Ordens St. Johannis (Regensb.) 1802. 8.

Anm. des Einſ.

sich in die Arme des großmüthigen Kaisers Paul zu werfen, behalf sich mit Protestationen, bald gegen die ihm abgenöthigte Uebergabe von Malta, bald gegen die Ritter, die ihm ihre Anhänglichkeit loskündigten und loskündigen mußten. Endlich sah er sich durch höhere Insinuationen gezwungen, der großmeisterlichen Würde förmlich zu entsagen. Dieser von Unfällen verfolgte Fürst verließ nun Triest, irrte lang hülflos und verlassen in Italien herum, bis er nach einigen Jahren in einem fremden Lande sein Grab fand. Herabgesunken bis zur Dürftigkeit, mußte er von den Wohlthaten der Macht leben, die ihm die tiefe Wunde geschlagen hatte. Liebenswurdig durch seine persönlichen Eigenschaften! würdig eines bessern Schiksals, wenn nicht Unwürdige guten Rath von ihm entfernt hätten! Die Zeitgenossenschaft hat ihn beklagt, und urkundliche Zeugnisse, die jezt noch nicht bekannt gemacht werden können, werden zweifellos bei der Nachwelt darthun, daß er, vermöge seiner Denkart, nicht fähig war, einen Verrath an seinem Orden zu begehen.

Auf diese Weise ward das Glük des Ordens in der entschiedensten Krisis an den mächtigen Schuz und an das Verhängniß eines großen Monarchen gekettet. Der Kaiser und Großmeister Paul der Erste, dessen Geist von Jugend auf mit hohen ritterlichen Ideen genährt war, gestüzt auf den Grund eigener Macht, und auf das Vermögen alles Gute zu wirken, hatte den Willen, den Orden zu dem Glanze des ersten militärischen Instituts in der Welt zu erheben.* Diejenigen, die ihn zunächst umgaben, machten den Monarchen aufmerksam, daß er nun einen Centralpunkt habe, auf den er den ganzen Adel von Europa, dessen Schiksal von der Erhaltung und der Vertheidigung der Thronen abhing, hinziehen könnte.

Dieser Centralpunkt könne seine Wirkung und seine Aeste fernhin durch alle Reiche, durch alle Klassen und alle Menschen ausdehnen. Nach der ursprünglichen Verfassung des Ordens wären von der Aufnahme auch Nichtadeliche nicht ausgeschlossen, und müßten nicht ausgeschlossen werden, wenn sie nur gute Herkunft, Sitten, sorgfältige Erziehung und gute Kenntnisse in dem gelehrten oder militärischen Fache

* Man sehe unten die vierte Anmerkung.

auswiesen. Von diesen Grundsäzen müsse der neue Großmeister ausgehen, und alles um sich her versammeln, was Muth, Talente, Willen und Kräfte hätte, der demokratischen Anarchie entgegen zu arbeiten, die sich von Paris aus über alle Lande zu verbreiten, die Ruhe, das Glük, die Zufriedenheit der Völker zu stören, und die Grundfeste der Thronen zu erschüttern drohte. In allen christlichen Reichen habe dann der Orden seine Berührungspunkte und Verbindungen. Alles, was unter den Völkern Geist, Liebe und Entschlossenheit zum Guten, treue Anhänglichkeit an Vaterland, Souverän, und an die bestehenden Verfassungen empfände, müßte sich unter dem Schuz eines mächtigen Chefs in einen Kreis zusammendrängen, und zusammenwirken. Unterschied der Religion und der Stände müßten bei der Aufnahme in diese Verbrüderung schwinden, und nur Ueberlegenheit der Talente die Verschiedenheit des Grades bestimmen, zu dem ein ausgezeichnetes Individuum gelangen könnte. Die innere Verfassung des Ordens müsse gänzlich verbessert, und nach den Bedürfnissen der Zeiten bestimmt werden. Die Disciplin, sowohl die religiöse bei denen, nach deren Grundsäzen sie Anwendung finden könnte, als auch die militärische, müsse streng hergestellt werden; denn seitdem, nach Einführung der stehenden Kriegsheere, die Ritter unter allen Truppen von Europa dienten, würden sie bei ihrer Einberufung nach Malta zwar alle gute Eigenschaften, aber auch alle Gebrechen der verschiedenen Nationen mitbringen. Diesem Unheil müsse sogleich bei der ersten Erziehung der jungen Leute, die sie in dem Hauptsize des Ordens unter wachsamen und verständigen Befehlshabern zu nehmen hätten, entgegen gearbeitet seyn. Dort müßten sie nach Nationen einkasernirt werden, und in öffentlichen Anstalten gemeinschaftlichen Unterricht geniessen, der sie nach dem Maasstab ihrer Neigungen und Talente zur Marine, zu dem Landdienst, zu Staatsgeschäften, und zur Kultur der Wissenschaften befähigen könnte. Aus dieser Bildungsanstalt sollten sie nicht entlassen werden, bis sie, nach genugsamer Prüfung, die Zeugnisse ihrer Lehrer, Befehlshaber und Obern erhalten hätten. Auf diese Weise würde es weder dem Großmeister, noch den Staaten, denen die jungen Zöglinge

ursprünglich angehörten, an fähigen Männern fehlen, wenn sie von dem Orden zum Dienste ihres Vaterlandes reklamirt würden.

Dieses waren die Außenlinien des allgemeinen Systems, welches dem Kaiser vorgelegt ward. Das innere Detail ward von einem teutschen Staatsmann ausgearbeitet, der die Hülfsquellen, die guten Eigenschaften, so wie die Gebrechen des Ordens, und die Bedürfnisse der Zeitumstände wohl kannte. Hier ist der Ort nicht, dieses Detail durchzugehen. Nur möge erlaubt seyn, etwas weniges anzuführen. Die Ritter wurden in die Klassen der Seeleute, der Kriegsmänner, bestimmt zum Landdienst, der Staatsmänner und der Gelehrten abgetheilt. Alle waren zum Waffentragen und zu Waffenübungen verpflichtet, eine Unterabtheilung der Gelehrten ausgenommen, wenn sie sich ausschließlich zum Dienste der Religion und der Kirche erklärte. Keine Religion war ausgeschlossen, wenn sie nur zu einem christlichen Bekenntnisse gehörte. Jede hatte ihre ungehinderte Uebung, Gewissensfreiheit und gleiche Gerichtsbarkeit. Nur die Katholiken legten auf eine bestimmte Zeit Ordensgelübde ab. War dieselbe verflossen, so konnten sie solche, wenn sie wollten, wieder auf bestimmte Zeit erneuern. Keiner, der verheurathet war, oder sich verheurathete, konnte zu einer Kommende gelangen, oder sie besitzen, aber wohl ansehnliche Pensionen, die auf die Kommenden geschlagen wurden, erhalten.

Es geschahen Vorschläge zur vollkommnern Bildung der fürtreflichen See- und mathematischen Schule, die sich schon in Malta errichtet fand. Jeder der im Orden, auf welcher Stelle auch immer, angestellt seyn wollte, mußte nothwendig in der mathematischen Klasse Unterricht nehmen. Die Mathematik ward, wie in der pythagoräischen Schule, zur Basis aller Wissenschaften gelegt. Auch ward Niemand ausgenommen, den Dienst bei dem Hospital, wie er hergebracht war, zu verrichten, um wilde stolze Gemüther durch den Anblik des menschlichen Elendes zu demüthigen.

Man ertheilte Vorschläge zu Verbesserung aller Zweige der ärztlichen Wissenschaften, und des unermeßlichen Hospitals,*

* Es ist für 1200 Kranke eingerichtet; es befinden sich aber

das seinen Ursprung in der anfänglichen Stiftung des Ordens, und unversiegbare Quellen zu seiner Fortdauer hatte. Es war darauf angelegt, daß diese Schule nach ihrem weiten Umfang, nach den Männern verschiedener Nationen, die darinn dienten, nach den Kranken aller Völker und Klimaten, die darinn verpflegt werden mußten, die ersten von Europa werden sollte.

Die Klasse von Gelehrten brauchte keine adeliche Abstammung zu beweisen, sollte aber gleiche Ehre und Auszeichnung mit dem Adel genießen. Sie bearbeitete alle Zweige der Wissenschaften, gab Lehrer, Professoren und Vorsteher zu allen wissenschaftlichen Abtheilungen her. Außer dem Ordenssold hatten die Gelehrten einen eigenen Fond für verdiente, durch Alter oder Zufälle unbrauchbar gewordene Mitglieder, den sie, wenn sie wollten, in dem milden Klima von Malta, oder in ihrem Vaterland genießen konnten. Die Reform des Ordens in seinen sittlichen, wissenschaftlichen und militärischen Bildungsanstalten, lag dem für alles Gute und Große empfänglichen Kaiser sehr am Herzen. Indessen hatten die mit Rußland im Bündnisse stehenden Engländer den Franzosen Malta nach einer langen Belagerung wieder entrissen* (4. Sept. 1800).

Paul, ohnehin schon gegen England verstimmt, forderte als Großmeister die Abtretung von Malta. Bereits war der hohe Ordensrath mit allen Staatsbeamten und Ministern organisirt, bereits ein General Statthalter oder Gouverneur von Malta durch den Kaiser ernannt, auch in Kronstadt Kriegsschiffe, Fregatten und kleine Fahrzeuge erbaut, mit denen die maltesische Marine dotirt werden sollte. Der Credit des

deren gewöhnlich nur 5 bis 600 darin. Eine Beschreibung desselben s. man in dem Neuesten Gemälde von Malta, III. 164 ff. Auch Howard, an account of the principal Lazarettos in Europe (Lond. 1789) hat es beschrieben. Anm. des Eins.

* Eine Geschichte dieser merkwürdigen Belagerung, einem Gegenstük zu den merkwürdigen Belagerungen, welche Malta in den Jahren 1551 und 1565 aushielt, findet sich in dem Partier Moniteur, n. 54. 55. 56. an. IX. und übersezt aus solchem, in dem Anhang zu den angef. kurzgefaßten Nachrichten ꝛc. (1802. 8.) S. 7—58. Anm. des Eins.

Ordens erhob sich, und seine Hülfsquellen wurden durch kaiserliche Freigebigkeit verstärkt. Aber das Kabinet von London weigerte die Herausgabe von Malta an Rußland,* und damit ward die Vollziehung des großen Planes für immer vereitelt.

Paul, im höchsten Grad gegen Oesterreich und England erbittert (denn die Niederlagen seiner Heere in Holland und am Fuß der Alpen rechnete er blindlings der Eifersucht dieser Mächte zu), zog seine Armee von den Verbündeten zurük, und näherte sich einer Aussöhnung mit Frankreich, wo ein zu den höchsten Hoffnungen geborner Held durch das Consulat wieder die erste Staffel zum Thron und zum Monarchismus gebaut hatte. Schon ward ein Theil der in Frankreich, als Gefangene, befindlichen Russen bewaffnet, um von dortaus einen Angriff auf Malta zu wagen, als der Kaiser am 23 März** 1801 das Leben und den Thron verlor. Mit dem Leben dieses Fürsten verschwanden alle glänzenden Aussichten, die seine Großmuth dem Orden eröffnet hatte. Die Ritter flehten um den Schuz seines gütigen Sohnes und Nachfolgers Alexanders I. Viele, die das große Herz des jungen Monarchen nicht zu würdigen verstanden, lebten in der bangen Erwartung, daß er die von seinem Vater gestifteten russischen Großpriorate aufheben, und sich von aller Verbindung mit dem Orden losfagen würde. Sie betrogen sich. Diese Institute blieben gegründet, und wenn auch gleich der Kaiser seine Ursachen hatte, das Großmeisterthum, um dessen Annahme er gebeten ward, abzulehnen, entzog er doch dem Orden seine schirmende Hand nicht.*** (Aber Malta befindet sich noch jezt (Nov. 1808) in den Händen der Engländer.****)

Diesem Schuz hatte es die teutsche Zunge zu verdanken, daß ihr für die ansehnlichen und reichen Güter, Herrschaften und Besizungen, welche sie auf dem linken Rheinufer als Opfer des Friedens darzubringen genöthigt war, in

* Man sehe die fünfte Anmerkung.

** In der Nacht vom 24. auf den 25. März.

*** Man s. unten die sechste Anmerkung.

**** Von den Stipulationen des Friedens zu Amiens (1802) unten in der siebenten Anmerkung.

dem Entschädigungsplan mehrere Mönchsklöster und Abteien in einer anden Provinz Teutschlands angewiesen ward.* Es war natürlich, daß die Mönche große Summen bei einem gewissen Hofe aufwendeten, wo sie vermutheten, daß ihre Institute, an deren Reform zu arbeiten, ihnen nie in den Sinn gekommen war, noch Schuz finden könnten.** Allein thöricht war es zu glauben, daß sie nach den großen und illustren Leichen so vieler Erzbischöffe, Bischöffe und mächtigen geistlichen Fürsten, die vor ihren Augen vorbeigetragen wurden, ihre Existenz im Ernst durchzureißen glaubten. Durch einige feile Federn ließen sie in eine Diatribe Alles zusammenfassen, was je von mißvergnügten und ausgestoßenen Soldaten, oder von durchfliegenden Reisenden gegen Malta war geschrieben worden.*** Allein die Polizei kam der Sache auf die Spur; der Landesherr ließ die Schrift confisciren. Durch einen Umschwung der Dinge hatten nachher eben diese Mönche das Glük, einem gerechten und großmüthigen protestantischen Fürsten zuzufallen.**** Dieser hob ihre Institute ohne Unterschied auf, sorgte für ihren persönlichen Unterhalt, und war großmüthig genug, vielen Individuen, mit Beibehaltung ihrer Pension, die gebetene Erlaubniß der Auswanderung zu ertheilen. Eine ganze Colonie zog in das Ausland, und delogirte ohne Umstände und Bedenklichkeiten ein Stift regulirter Chorherren.

Nach der lezten Katastrophe, welcher Europa und Teutschland unterworfen ward, sind Völker durch das Verhängniß von ihren Fürstenfamilien getrennt worden. Die Größe der

* Sie sollte erhalten die Grafschaft Bondorf, die Abteien St. Blasi, St. Trutpert, Schuttern, St. Peter, Tennenbach, und überhaupt alle Stifte, Abteien und Klöster im Breisgau, mit allen auf der rechten Rheinseite gelegenen Zugehörungen. Reichsdeputations-Hauptschluß vom 25. Febr. 1803, §. 26. Anm. des Eins.

** Der östreichische Hof, der für sich selbst wegen Breisgau bei der Sache interessirt war, widersezte sich der Abtretung der Klöster an den Großprior zu Heitersheim. Anm. des Eins.

*** Die neueste Literatur findet sich unten in der neunten Anmerkung.

**** An Baden, in Folge eines zwischen Frankreich und Baden, kurz vor dem presburger Frieden, im December 1805, zu Wien geschlossenen Vertrags. Anm. des Eins.

Bedürfnisse und die Schwere der übernommenen Verpflichtungen forderten, daß die geistlichen Güter, wo sie noch zu finden waren, zu dem Schaz des Staates eingezogen werden mußten. Dieses Schikſal traf auch viele Besizzungen des Malteser-Ordens in Teutſchland.*

Deſſen ungeachtet exiſtirt noch der Orden, wenn gleich zerſtükelt, in verſchiedenen Sectionen. Es befinden ſich noch Kommenden in dem Wirtembergiſchen, in Sachſen, in Franken, in dem fürſtlich Primatiſchen, in Oeſterreich, in Baiern,** in Böhmen, in Schleſien, in Pommern, in Rußland und in einem Theil der Schweiz.

In wichtigen Angelegenheiten erhalten ſie noch ihre Verbindungen mit dem oberſten Ordensrath, der zu Catanea in Sicilien reſidirt, und von einem General-Statthalter, dem Repräſentanten des Großmeiſters, geleitet wird. Ihre beſondern Geſchäfte thun ſie in Privatverſammlungen oder ſogenannten Aſſembleen ab, unter dem Vorſiz ihres Aelteſten im Rang. — Wirtemberg hat jezt ein eigenes Großpriorat, welches, in Gemäßheit eines Vertrags, unter dem Schuz des Königs ſteht. — Die baieriſchen Großpriorate*** haben einen königlichen Prinzen als Chef an ihrer Spize, eine ſolide und wohlgegründete Verfaſſung, und Ritter von ſehr ausgezeichneten Talenten. — In Rußland beſteht der Orden unangefochten; er zählt unter ſeinen Mitgliedern Männer vom erſten Rang, ſowohl bei den Kriegsheeren, als auch in der diplomatiſchen Laufbahn. Dieſe Stiftung, eine Wohlthat Pauls I. ruht auf dauerhafter Grundfeſte. Wäre es je möglich, daß der Orden wieder in einigem Glanz aufſtünde, ſo müßten aus dieſem Lande Schuz und Geſeze erfleht werden. So lange Kaiſer Paul als Großmeiſter regierte, bezog er aus Teutſchland von den Or-

* Man berechnete die jährliche Geld-Exportation an Einkünften des Großmeiſtersthums zu Malta, aus den böhmiſchen und teutſchen Großprioraten, auf 170,000 Gulden. Essai sur l'Ordre de Malte (Basle 1806. 8.) p. 24—31.

** Von dem Schikſal des Ordens in Baiern, unten in der achten Anmerkung.

*** Sie haben nun auch aufgehört. Hievon in der achten Anmerkung.

densgütern keine Einkünfte. Großmüthig überließ er alles, was in den Ordensschaz fließen sollte, den Befehlshabern der Großpriorate, die durch den ausgebrochenen Krieg so hart bedrängt waren, zu Bestreitung der herrschenden Bedürfnisse.

Erste Anmerkung.

Die Güter des russisch-polnischen Großpriorats waren in dem Jahre 1793 mit den polnischen Provinzen, worinn sie gelegen sind, der Ordinazia von Ostrog, unter russischen Scepter gekommen. Die jährlichen Einkünfte betrugen 120,000 polnische Gulden. Kaiser Paul erhöhte diese Summe großmüthig auf 300,000 Gulden, welche dem Orden von dem Reichsschazamt ausgezahlt werden sollte. Das Großpriorat hatte bestanden aus dem Großprior und sechs Kommenden di Giustizia, dann einigen Jus patronats-Kommenden. Die Unterhandlung war geführt worden durch den Kommenthur Sagromoso. Abgeschlossen ward die Convention zu Petersburg am 4/15 Jänner 1797, unterzeichnet von russischer Seite durch den Grafen Besborodko und den Prinzen Kourakin, von Seite des Ordens durch den Bailli Grafen von Litta.

In dieser Convention ward festgesezt, daß das jährliche Einkommen des Großpriorats, vom 1. Januar 1797 an, aus 300,000 polnischen Gulden, das Großpriorat selbst aus dem Großprior und zehn Kommenden bestehen solle. Die Einkünfte sind: Für den Großprior 60,000 Gulden, für iede der beiden ersten Kommenden 30,000, für die dritte und vierte, jede 20,000, fur die fünfte bis zehnte, jede 15,000. An Responsionen soll an den Ordensschaz jährlich bezahlen: das Großpriorath 12,000 Gulden, die erste und zweite Kommende, jede 6000, die dritte und vierte 4000, die fünfte bis zehnte 1,500. Ferner wurden bestimmt: 20,000 poln. Gulden für den Ordensgesandten und Ricevitore zu Petersburg, 12,000 zu Unterhaltung der Kapelle, Archive, und zu den Besoldungen der Beamten des Großpriorats und des Gesandten, die übrigen 18,000 Gulden zu den Kosten dieses Großpriorats in Malta. Nur russische Unterthanen haben die Fähigkeit zu Erhaltung des Großpriorats und seiner Kommenden. In Separat-Artikeln ward der Werth des polnischen Gulden auf 25 russische Kopeken bestimmt, und das Großpriorat der wiederhergestellten englischen Zunge einverleibt.

Durch eine Additional-Convention vom 4/15 Jan. 1797 stiftete der Kaiser drei Kommenden für Convents-Capläne, mit einem jährlichen Einkommen von 6000 polnischen Gulden. Die jährlichen Responsionen einer jeden sollten in 1000 Gulden bestehen. Es wurden die Annale di Mortorio e del Vacante näher bestimmt, und die Responsionen von den sechs lezten Kommenden des Großpriorats, statt 1500 poln. Gulden auf 3000 festgesezt.*

* Neuestes Gemälde von Malta, I. 183. 229.

Zweite Anmerkung.

Seinen Dank für die Errichtung des russischen Großpriorats feierlich abzustatten, ernannten der Großmeister und das Consiglio zu Malta am 7. Aug. 1797 den Bailli Grafen von Litta zum außerordentlichen Botschafter bei Kaiser Paul. Sie sendeten dem Kaiser einen Waffenrok, das Ordenskreuz, welches der tapfere La Valette, berühmt durch seine Vertheidigung Malta's gegen die Türken in dem Jahre 1563 getragen hatte, nebst den alten, von Rhodus nach Malta gebrachten Kreuzen. Zugleich ersuchten sie den Kaiser, den Titel eines Beschüzers des Malteserordens anzunehmen. Paul genehmigte diese Bitte. Am 29. Nov. 1797 nahm er, mit großer Feierlichkeit jenen Titel an, bekleidete sich mit dem Waffenrok und hieng sich La Valette's Kreuz mit seiner alten Kette um. Dann hieng er, nach dem Wunsch des Ordens, der Kaiserinn das große Ordenskreuz um, und schlug die Großfürsten Alexander und Constantin zu Großkreuzen. — Im Anfang des Jahres 1798 ersuchte der Großmeister den neuen Beschüzer des Ordens: daß er dem Orden bei den übrigen Höfen von Europa seine Verwendung und Unterstüzung möge angedeihen lassen. Paul ließ hierauf durch seine Gesandten an andern Höfen erklären: „er werde alles, was man für den Orden thun werde, so betrachten, als ob es Ihm selbst geschehen sey.“

Dritte Anmerkung.

Schon hatte Kaiser Paul den Entschluß gefaßt, nicht nur ein russisches Großpriorat für den russischen Adel griechischer Religion zu errichten, sondern auch jährlich 10,000 Rubel zu Erhaltung der Fortificationen von Malta, und 10,000 Rubel für das Hospital anzuweisen. Das Passaggio der 84 neuen Commenthuren, und ihre ersten halbjährigen Einkünfte, beides zusammen mehr als 300,000 Thaler, wollte er sogleich dem Ordensschaz in Malta zuwenden. Schon war der Befehl zu der ersten Geldsendung ertheilt, als höchst unerwartet die Nachricht von der Einnahme Malta's durch Bonaparte, eintraf.

Vierte Anmerkung.

Nach erfolgter Uebergabe der Insel Malta an die französische Armee, versammelten sich zu Petersburg die Mitglieder des Großpriorats von Rußland, und andere daselbst anwesende Ritter, und erklärten, durch eine Proklamation vom 27. Oct. 1798, einstimmig Paul den Ersten zum Großmeister des Ordens von Jerusalem. Der Kaiser nahm diese Würde an. Am 29. Nov. a. St. 1798 erfolgte zu Petersburg die feierliche Inauguration. Die anwesenden Ritter überreichten dem Kaiser, in einer feierlichen Audienz, die Krone und die Regalien des Großmeisterthums. Der Reichsvicekanzler, Graf von Kotschubey, verlaß die Annahmsacte des Kaisers. Sodann huldigten alle Ordensglieder ihrem neuen Oberhaupt,

indem sie vor dem Thron sich auf ein Knie niederliessen, und die Hand des Kaisers küßten. — Gleich nach dieser Ceremonie ließ der Kaiser den Orden in seinen Pallast rufen, und, die Großmeisterkrone auf dem Haupt, von der kaiserlichen Familie umgeben, in Gegenwart aller Großen des Hofs eine Konstitutionsacte, datirt vom 29. Oct. 1798, proklämiren. Darin bewilligt er, für die neue Stiftung des Ordens, außer der schon dem Großpriorat von Rußland angewiesenen Summe, jährlich 216,000 Rubel. In einer abermaligen Acte vom 21. Dec. 1798, erklärte der neue Großmeister, er habe den festen Vorsaz, seine ganze Macht und kaiserliches Ansehen zu dem Vortheil des Ordens anzuwenden, und Jeder, der seine Adelsprobe statutenmäßig zu machen im Stande sey, könne in Petersburg als Ritter aufgenommen werden. — Das Kapitel der teutschen Zunge sendete den Bailli von Pfürdt nach Wien, um die Beistimmung des römischen Kaisers zur Unterwerfung unter Paul I. zu erwirken.

Fünfte Anmerkung.

Als Malta, durch die zwischen dem englischen General Pipot und dem französischen General Vaubois am 5. Sept. 1800 geschlossene Capitulation, an die Engländer übergieng, war gerade eine russische Flotte mit Landtruppen unterwegs, deren Bestimmung war, Malta erobern zu helfen. Auf die Kunde von jener Eroberung, ließ Paul I. (7. Nov. 1800) in allen Hafen des russischen Reichs auf alle englischen Schiffe so lang Embargo legen, bis die Insel dem Orden werde zurückgegeben seyn. Eine Bestätigung dieses Entschlusses, ward am 21. Nov. 1800 der petersburger Zeitung einverleibt, mit dem Zusaz, daß der Embargo so lang dauern solle, bis die Stipulationen der mit England am 30. Dec. 1798 geschlossenen Conventionen würden erfüllt seyn.*

Sechste Anmerkung.

Alexander I. gab dem Orden, in den ersten Tagen seiner Thronbesteigung, am 16. März a. St. 1801, eine feierliche Declaration. Da er, heißt es darin, dem Orden ein Zeichen seiner Freundschaft und besondern Wohlwollens geben wolle, so erkläre er, daß er ihn unter seinen Schuz nehme, und alle seine Bemühungen anwenden werde, seine Rechte, Honorarien, Vorzüge und Zubehörungen zu erhalten. In dieser Absicht befahl der Kaiser seinem Feldmarschall dem Bailli Grafen Nicolai Soltikow, den Titel als Lieutenant des Großmeisters ferner zu führen, die mit demselben verbundene Macht weiter zu haben, den heiligen Conseil zusammen zu berufen, und demselben bekannt zu machen, daß die kaiserliche Residenzstadt St. Petersburg so lang als der Hauptort des souveränen Ordens angesehen werden soll, bis die Umstände erlauben werden, ihm seinen alten Statuten und alten Verordnungen gemäß einen Groß-

* De Martens recueil des principaux traités supplément, T. II. p. 372 sq.

meister zu ſgeben. Bis dahin befehle er, als Protector, dem heiligen Conſeil, den Orden ferner zu dirigiren, und in ſeinem, des Protectors, Namen alle Zungen und Priorate von dieſem ſeinen Willen zu benachrichtigen, ſo auch ſie einzuladen, ſich zu ihrem eigenen Nuzen den Befehlen zu unterwerfen, die von dieſem Conſeil werden ausgegeben werden. Zugleich beſtätigte der Kaiſer ſeine zwei Großpriorate, das ruſſiſche und katholiſche, die in ſeinem Reiche errichtet worden, und befahl, daß ſie, in ſeinem Namen, als Protector, von ſeinem Lieutenant der Großmeiſterſchaft, dem General Feldmarſchall Bailli Grafen Nicolai Soltikow dirigirt werden ſollten. „Sobald“ — heißt es ferner in dieſer Erklärung — „mit Beiſtimmung der übrigen Höfe, es möglich ſeyn wird, den Ort und die Mittel zur Zuſammenberufung des Generalkapitels des ſouveränen Ordens des heiligen Johannes zu Jeruſalem zu beſtimmen, ſo wird der erſte Schritt Unſers Schuzes die Mitwirkung zur Wahl eines Großmeiſters ſeyn, der würdig iſt, den Orden zu kommandiren, und ihn in ſeinen alten Zuſtand wieder zu verſezen.“ — Alexander ſchloß bald nachher, am 5/17 Juni 1801, eine Convention maritime mit England,* es ward aber Malta's und des Ordens darin nicht erwähnt. Indeß waren ſchon Schritte zu der Wahl eines neuen Großmeiſters geſchehen. Die Zungen und Priorate waren aufgefordert, ſich zu verſammeln, und ihre Stimmen an das Ordens-Conſeil einzuſchiken. Dieſes ſollte nachher die Namen der Wahlkandidaten dem Papſt vorlegen, der aus ſolchen den Großmeiſter ernennen.

Siebente Anmerkung.

In den Londner Friedens-Präliminarien vom 1. Oct. 1801, Art. 4, ward zwiſchen England und Frankreich feſtgeſezt: daß die Inſel Malta mit ihrem Zubehör von den engliſchen Truppen geräumt, und dem Malteſerorden zurükgegeben werden ſolle; auch ſolle die Inſel unter Garantie und den Schuz einer dritten Macht gegeben werden, die in dem Definitiv-Tractat zu benennen ſey.** — Auf dieſe Nachricht baten die Malteſer, durch eine nach London geſendete Deputation, den König von England, daß er ihre Inſel und ſie in die Zahl ſeiner Staaten und Unterthanen aufnehmen, und darinn behalten möge.

In dem Frieden von Amiens (25. März 1802), Art. 10, wurden folgende Beſtimmungen gemacht.*** Die Inſeln Malta, Gozo und Comino werden dem Malteſerorden zurükgegeben, der ſie, wie vor dem Krieg, und unter folgenden Beſtimmungen beſizen ſoll: 1) die Ordensritter, deren Zungen nach Auswechslung der Ratifikationen dieſes Friedensſchluſſes noch beſtehen werden, ſind eingeladen, ſogleich nach

* de Martens a. a. O. II. 476.

** Ebendaſ. 544.

*** Ebendaſ. 567.

erfolgter Auswechslung, nach Malta zurük zu kehren. Sie treten dort in ein General-Capitel zusammen, und schreiten zur Wahl eines Großmeisters aus Eingebornen derjenigen Nationen, welche Zungen behalten. 2) Da der Orden und die Insel Malta in gänzlicher Unabhängigkeit von England und Frankreich seyn soll, so soll fernerhin weder eine französische, noch eine englische Zunge bestehen, und kein Individuum, welches der einen oder der andern Macht angehört in den Orden aufgenommen werden. 3) Es soll eine malteser Zunge errichtet werden, die aus dem Territorial-Einkommen und den Commerzial-Einkünften der Insel zu unterhalten ist. Diese Zunge soll eigene Dignitäten, Besoldungen und eine Herberge besizen. Ahnenprobe ist zur Aufnahme in dieser Zunge nicht nöthig; übrigens sind sie zu allen Stellen fähig, und genießen alle Privilegien, wie die Ritter der übrigen Zungen. Die Municipal-, Verwaltungs-, Civil- gerichtliche und andere Aemter, die von der Regierung der Insel abhängen, sind, wenigstens zur Hälfte, mit Einwohnern der Inseln Malta, Gozo und Comino zu besezen. 4) Die brittischen Truppen räumen die Insel und deren Zugehörungen, binnen drei Monaten nach Auswechslung der Ratifikationen, oder früher. Nur müssen dann der Großmeister oder seine Commissarien, und die hernach benannten sizilianischen Truppen auf der Insel gegenwärtig seyn. 5) Die Garnison soll wenigstens zur Hälfte, immer aus gebornen Maltesern bestehen; den übrigen Theil kann der Orden aus Eingebornen solcher Nationen anwerben, welche Zungen behalten. Die maltesischen Truppen erhalten maltesische Offiziere. Das Oberkommando der Garnison, auch die Ernennung der Offiziere, gebührt dem Großmeister; er kann sich dessen anders nicht, nicht einmal temporär, begeben, als zum Vortheil eines Ritters, und nach dem Antrathen des Ordensrathes. 6) Die Unabhängigkeit der Inseln Malta, Gozo und Comino, so wie dieser Tractat, sind gesezt unter die Protection von Frankreich, Großbritannien, Oesterreich, Spanien, Rußland und Preußen. 7) Die immerwährende Neutralität des Ordens und der Insel Malta, nebst ihren Zugehörungen, wird hiemit proclamirt. 8) Die Hafen von Malta stehen dem Handel und der Schiffahrt aller Nationen offen, welche daselbst gleiche und mäßige Abgaben zu bezahlen haben. Diese Abgaben dienen zu dem Unterhalt der Maltheser Zunge, der Civil und Militär-Anstalten der Insel und eines General Lazareths, das allen Flaggen offen steht. 9) Die Staaten der Barbarei sind von den Bestimmungen der beiden vorhergehenden Paragraphen so lang ausgeschlossen, bis in Folge einer Uebereinkunft, wozu die contrahirenden Mächte die Hand bieten werden, das feindselige System aufhören wird, welches zwischen den gedachten Staaten, dem Johanniterorden und denen Staaten besteht, welche Zungen besitzen. 10) In dem Geistlichen und Weltlichen wird der Orden nach denselben Statuten regiert, welche zu der Zeit galten, als die Ritter die Insel

verlieſſen *, ſofern ſolche dieſem Tractat nicht widerſprechen. 11) Die Beſtimmungen der §§. 3, 5, 7, 8 und 10 werden zu beſtändigen Geſetzen und Statuten des Ordens erhoben. 12) Se. ſicilianiſche Majeſtät ſoll eingeladen werden, 2000 Mann Truppen, die aus dero Staaten gebürtig ſind, zu ſtellen, um in den verſchiedenen Feſtungen der gedachten Inſeln Garniſondienſte zu leiſten. Dieſe Mannſchaft ſoll ein Jahr lang daſelbſt bleiben, von der Reſtitution an die Ritter an gerechnet; und wenn nach Ablauf dieſer Zeit, der Orden, nach dem Urtheil der garantirenden Mächte, die zu dem Garniſonsdienſt auf der Inſel und ihren Zugehörungen erforderliche Mannſchaft, wie ſolche in dem 5. §. angegeben iſt, aufgeſtellt hätte, ſo ſollen die neapolitaniſchen Truppen daſelbſt bleiben, bis ſie durch andere Truppen, welche die gedachten Mächte für hinreichend erkennen werden, erſezt ſeyn wird. 13) Die verſchiedenen, in dem 6. §. benannten Mächte ſollen eingeladen werden, dieſen Stipulationen beizutreten.

So wäre der Johanniter aus dem Vernichtungs-Sturm, der ihn bedrohte, ſtärker als je erſtanden, unter der Garantie und Protection faſt aller Mächte Europens vom erſten Range. Er hätte ſeinen Hauptſitz, Malta, mit Souveränetät wieder erhalten, unabhängig von jedem fremden Einfluß, ausgeſtattet mit erweiterten Handelsverhältniſſen. Sein ewiger Krieg wider die Ungläubigen, dieſe Inſtitution nach dem Geiſt eines fernen Zeitalters, ſollte faſt ganz aufhören, und die Inſel einer immerwährenden Neutralität genieſſen. Er hätte die Großmeiſterwahl und ſeine Statuten, größtentheils, behalten. Drei Zungen, Provence, Auvergne und Frankreich, der That nach ohnedem ſchon vernichtet, und einen Theil der Zunge von Italien hätte er verloren. Dagegen erlangte er in Rußland und Baiern neue Vortheile, die deſto ſchäzbarer und unerwarteter für ihn ſeyn mußten, je weniger der Geiſt des Zeitalters ſolche hoffen ließ. Er hätte eine neue Zunge, die von Malta, eine Verſtärkung der bairiſchen, und einem neuen Ordenszweig erhalten. Seine Beſtandtheile wären nun geweſen, ſechs Zungen:

Italien,
Arragonien,
Baiern-Rußland,
Teutſchland,
Caſtilien,
Malta,

und auſſerdem noch die kaiſerlich-ruſſiſche neue Johanniterordens-Stiftung griechiſcher Religion. Deſſen ungeachtet war der Verluſt an Einkommen beträchtlich, beſonders für den Großmeiſter. Man ſchäzte die Einkünfte der drei franzöſiſchen Zungen auf 580,006 Gulden jährlich, und denjenigen von der Zunge Italien zur Hälfte auf 117,667 Gulden, alſo im Ganzen auf 697,673 Gulden. Der Großmeiſter hatte

* Einen Auszug dieſer Statuten des Ordens Codex von 1779 findet man in dem neueſten Gemälde von Malta, Bd. I. S. 75 ff.

vorhin den Genuß der Inseln Malta, Gozzo und Comino gehabt. Nun sollte er von den Territorial- und Commerzial-Einkünften derselben eine eigene Malteser-Zunge unterhalten. Für seine Person also ein bedeutender Verlust! Die Eingebornen von Malta sollten nicht nur durch die erweiterten Handelsverhältnisse, sondern auch durch die Erlangung einer eigenen Zunge gewinnen, bei welcher zu der Aufnahme eine Ahnenprobe nicht Bedingung war, ganz dem ursprünglichen Geiste der Stiftung gemäß, aber im Widerstreit mit dem spätern, durch Verjährung längst befestigten.

Indeß versagte ein ungünstiges Schicksal dem Johanniterorden alle diese so nah geglaubten Vortheile. Die Herausgabe der Insel Malta und ihrer Zugehörungen an den Orden glaubte England wenigstens vor der Hand, bei den über die Vollziehung des Friedens von Amiens entstandenen Contestationen, weder schuldig zu seyn, noch ohne seinen wesentlichsten Schaden bewirken zu können; und so befindet sich diese wichtige Besitzung noch jetzt (Nov. 1808.) in den Händen der Engländer. Die Lage Malta's, fast in der Mitte des mittelländischen Meeres, giebt ihm für eine Seemacht und seehandelnde Nation, wie die englische, einen unschätzbaren Werth. Von der Küste Siciliens 30, von der Küste der Barbarei 60 Stunden entfernt, kann ein sonst mächtiger Beherrscher von Malta den Meister spielen auf dem Mittelmeer. „Zwei gegen Sicilien, und zwei gegen die Barbarei kreuzende Schiffe" — sagt der Bailli de la Brillane — „wären im Stande, den ganzen östlichen Handel aufzufangen." Die meisten Fahrzeuge, welche nach Osten schiffen, oder von da zurückkehren, wählen den Kanal zwischen Malta und Sicilien, der Kanal von Malta genannt. Hier bietet ihnen der Hafen von Malta einen sichern Zufluchtsort, die Insel treffliches Wasser, und Lebensmittel zu wohlfeilen Preisen. Auf der entgegengesetzten Seite von Malta scheuen sie die Untiefen der afrikanischen Küste, die unbequemen Ankerplätze an solchen, und die Raubschiffe der Barbaresken.

Achte Anmerkung.

An die Stelle der englischen Zunge trat die baierische, unter dem Namen der englisch-baierischen. Sie ward, im Jahre 1781, dotirt aus den Gütern des aufgehobenen Jesuitenordens, deren reinen Ertrag man auf ungefähr 171,000 Gulden jährlich schätzte. Sie sollte bestehen aus einem Großprior, einem Bailli, 24 Rittern und vier Caplänen. Durch einen zu München zwischen Rußland und Baiern am 12 Jul. 1799. geschlossenen Vertrag war festgesetzt, daß Baiern den Malteser-Orden auf den Fuß in den Herzogthümern Baiern, Sulzbach und Neuburg, dann in der obern Pfalz, herstellen, und in die Ausübung aller Rechte, Privilegien und Immunitäten wieder einsetzen solle, wie solche in der Stiftungsurkunde vom 6. Aug. 1781, dann in der Vereinigungs- und Einverleibungs-Acte vom 22. Apr. 1782, und in den Erläuterungs- und Ausdehnungs-Rescripten enthalten sind, welche die Privilegien und Rechte des Ordens in Baiern und den

gedachten Herzogthümern bestimmen. Alle in der General-Ordenstabelle enthaltenen, und vorhin mit Würden und Commenden versehenen Ritter, sollten in die volle Verwaltung ihrer Würden und Commenden wieder eingesetzt werden. Baiern erkannte den russischen Kaiser als Großmeister des Ordens, und versprach, daß das baierische Großpriorat alle Verbindung mit Triest aufheben, und sich zu allen Schritten bequemen werde, welche den Rechten des Papstes, als geistlichen Oberhauptes des Ordens, und den Rechten des römischen Kaisers, als unmittelbaren Beschützers in Teutschland, nicht entgegen seyn würden. — Durch einen zweiten Vertrag vom 29. Jul. 1799, zwischen Rußland und Baiern, ward, unter andern, festgesetzt, daß nur Eingebohrne der oben gedachten Staaten als Justizritter und als Conventualen der Ordenspriester, nach gemachter sechzehnschildiger Ahnenprobe, aufgenommen werden können; daß das baierische Priorat jederzeit einen Theil der vorigen englischen Zunge ausmachen, und das in Rußland errichtete Großpriorat mit der englisch-baierischen Zunge vereinigt werden solle, um auf immer eine und dieselbe Zunge, unter der Benennung englisch-baierisch-russische Zunge auszumachen; daß das baierische Großpriorat stets einem baierischen Prinzen, und jetzt dem zweiten Sohn des Kurfürsten, Carl Theodor, zu Theil werden solle, u. s. w. * — Die mit Rußland geschlossenen Verträge ließ der Kurfürst von Baiern, bald nach Kaiser Pauls Ableben, mittelst einer Verordnung vom 12. April 1802. seiner General-Landes-Direction zufertigen, mit dem Befehl, solche durch das Regierungsblatt zu publiciren, und den Orden in dem Genuß aller seiner Rechte und Besitzungen um so kräftiger zu schützen, als das Großpriorat, nebst allen dazu geschlagenen Gütern, einen konstitutiven Theil des baierischen Hausfideicommisses ausmachen. Zugleich ernannte der Kurfürst während der Minderjährigkeit seines zweiten Sohnes, des Großpriors, den Minister, Grafen von Morawitzky, zum Statthalter des Großpriors, den Geheimen Rath Desiderius von Schneid hingegen zum Administrator. — Nach diesem Vorgang hätte man dem Malteser-Orden in Baiern eine lange und feste Dauer versprechen sollen. Allein auch hier verfolgte ihn sein ungünstiges Schicksal. Durch eine königliche Verordnung vom 8. Sept. 1808. ward er in Baiern aufgehoben. Seine Güter wurden bestimmt zu der Ausstattung der Bischöfe und bischöflichen Capitel in Baiern, der Ueberschuß zu Verbesserung der Schulen. Die Mitglieder des Ordens, welche sich in dem Besitze bestimmter Ordens-Revenüen befanden, wurden von dem 1. October 1808. an in Pensions-Stand gesetzt.

Neunte Anmerkung.

Die merkwürdigsten Schriften, worinn man von dem Zustande des Malteser-Ordens in neuern Zeiten Nachricht findet, sind folgende: Neue Grundgesetze von Malta (vom J.

* Dieser Vertrag steht vollständig in dem oben angeführten Anhang, S. 92—113.

1778.); in le Brets Magazin, VII. 417—441. (Frhrn. v. Riedeſels) Reiſe durch Sicilien und Großgriechenland. Zürch 1777. 8. Hiſtoriſch-geographiſche Beſchreibung der Inſel Malta und des hohen Ritterordens daſelbſt. Regensb. 1782. 8. (Des Bailli de la Brillane) Mèmoires de l'ordre de Malte. Paris 1789. 8. De quelques contrées de l'Europe, ou lettres du chevalier de * à Madame la comtesse de *. Auch teutſch, unter dem Titel: Bemerkungen eines Malteſerritters u. ſ. w. Nürnb. 1790 8. L'ordre de Malte dévoilé, ou voyage de Malte; avec des observations historiques, philosophiques et critiques sur l'état actuel de l'ordre des chevaliers de Malte et leurs moeurs. T. I et II. Paris 1790. 8. Auch teutſch, unter dem Titel: Lebensart und ſa lechte Sitten der Ritter auf Malta. Leipz. 1793. 8. Neueſtes Gemälde von Malta. Drei Bände. Nonneburg und Leipzig 1799. 8. Annales historiques de l'ordre souverain de St. Jean de Jerusalem, depuis l'année 1725. jusqu'au moment. à St. Petersbourg 1799. gr. 8. (Abbé Maury ſoll Verfaſſer ſeyn.) (Albr. Eph. Kayſers) Kurzgefaßte Nachricht von Sr. ruſſiſch kaiſerl. Majeſtät Paul I. Gelangung zur Würde eines Großmeiſters des Ordens St. Johann von Jeruſalem und von höchſtgedacht Sr. Kaiſerl. Majeſtät neuen Johanniterrittetordens-Stiftung. (Regensburg) 1799. 126 S. 8. (Ebendeſſ.) Anhang zu der kurzgefaßten Nachricht u. ſ. w. (Regensburg) 1802. 116 S. 8. An accurate historical account of all the Orders of Knigthood at present existing in Europe (London 1802. 8. Verfaſſer iſt Hr. Lerett Hanſon.) Vol. I. p. I ſqq. Ueber den Maltheſerorden und ſeine gegenwärtigen Verhältniſſe zu Teutſchrand uberhaupt, und zum Breisgau insbeſondere. Frankf. und Leipz. 1804. 247 S. 8. Ein Auszug hieraus, unter dem Titel: Essai sur l'Ordre de Malte ou de St. Jean, et sur ses rapports avec l'Allemagne en général et avec le Brisgau en particulier. Basie 1806. 61 pages. 8.

Druckfehler im neunten Hefte der Annalen, im Aufſatze: Ueber die Geſichtspunkte u. ſ. w.

S. 228; letzte Zeile iſt nach wollen ein Punkt zu ſetzen, und einzuſchalten: Setzen wir:

S. 232; 10te Zeile von unten, ſtatt: Adlerſchwung verſucht; lies: Adlerſchwung darzuſtellen verſucht.

S. 235; Zeile 8. von oben ſind die eingeklammerten Worte: (die geſetzgebende und vollziehende Gewalt) auszuſtreichen, und Zeile 10 nach Nationalkraft einzuſchalten.

S. 240; Zeile 13 von unten: ſtatt Herrneinkünfte lies Kroneinkünfte.

S. 244; Zeile 15 von oben ſtatt Stadtſchulen lies: Staatsſchulen.

S. 249: Zeile 10 von unten, ſtatt Frankreich Induſtrie, lies: Frankreichs Induſtrie.

I.

Revolution in Konstantinopel am 28sten Mai 1807.

(Nach dem im Journal de l'Empire als authentisch angegebenen Bericht.)

Seit langer Zeit hatte sich die ottomanische Pforte die Reform des Janitscharencorps vorgenommen, einer undisciplinirten Miliz, die sich oft zum Schiedsrichter über das Schiksal ihrer Beherrscher gemacht hatte. Um diesen Zwek zu erreichen, schuf sie ein neues Militair, und ließ eine Anzahl Truppen nach europäischer Art diciplinren. Diese neue Miliz, so wie alles, was davon abhing, nannte man Nizam-Geddid, d. i. die neue Ordnung der Dinge; und wirklich kam man mit Disciplinirung von ungefähr 30,000 Mann zu Stande; sie hatten ihre Kasernen zu Levend-Chiftlyk, auf dem halben Wege von Bonjukdere nach Pera, und nach Scutari in Asien. War gleich ein Theil dieser Truppen in den Kriegen mit Paswan-Oglu und den empörten Paschas von Romelien umgekommen, so blieb dennoch eine ziemlich große Anzahl davon übrig. Dieses neue Milizcorps hatte seine Offiziere, seinen Kommandanten, seinen Sekretär, seinen Schatzmeister, und fast alle waren Mitglieder des Divans.

Nachdem Sultan Selim eine Anzahl dieser neuen Truppen mit den Janitscharen vereinigt hatte, denen die Bewachung mehrerer Schlösser, besonders in der umliegenden Gegend von Konstantinopel, anvertrauet war, glaubte er den günstigen Zeitpunkt gefunden zu haben, wenigstens die Janitscharen der Schlösser zur Annahme der Reform zu bewegen. Der Divan versammelte sich, und gab dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Oberbefehlshaber des Kanals von Konstantinopel, Mahmud-Effendi, dem Aufseher des Kanals, Budge-Bey, und

dem Befehlshaber von fünf Schlössern an diesem Kanal, Hasseki = Halil = Aga, Befehl, sich über die Mittel zu berathschlagen, um sämmtliche Truppen am Kanale zur Tragung der durch den Nizam = Geddid vorgeschriebenen Uniform zu vermögen.

Diese Minister versammeln sich hierauf, um diesen Gegenstand mit einander zu verabreden, waren aber unvorsichtig genug, sich von einem gewissen Kabaktschi = Mustafa, einem gemeinen Janitscharen, der sich in der Kohlenkammer verborgen hatte, behorchen zu lassen. Gudge = Bey erklärte gleich anfangs, er wolle nichts damit zu thun haben. Wahrscheinlich sah er die traurigen Folgen davon voraus, und diese Weigerung rettete ihm auch wirklich das Leben, während die übrigen Agenten der Pforte in dieser Angelegenheit die Schlachtopfer wurden. Hasseki = Halil = Aga, ein ehrgeiziger Mann, äußerte dagegen, er wolle den Auftrag gern übernehmen, wofern er, an des Gudge = Bey Stelle, zum Aufseher des Kanals ernannt würde.

Kabaktschi = Mustafa *, der alles gehört hatte, eilte sogleich seine Kameraden, die in den vierzehn Schlössern des Kanals, sowohl in Europa als in Asien, in Garnison lagen, von dem, was gegen sie im Werke war, zu benachrichtigen. Er theilte ihnen Hasseki = Halil = Aga's Anschlag mit, und that ihnen den Antrag, Abgeordnete zu ernennen, um zu untersuchen, ob man die Reform annehmen solle, oder nicht. Die Abgeordneten erklärten, nach der Gesinnung ihres Corps, man könne mit gutem Gewissen diese Reform nicht annehmen; es sey schimpflich für die Janitscharen, andern Truppen untergestekt zu werden; sie seyen zur Behauptung der Ehre des Throns der Ottomannen stets hinreichend gewesen, und man brauche zur Vertheidigung des Reichs keine andre Miliz, als die ihrige.

Die Abgeordneten machten dieß Resultat ihren Kameraden bekannt, und hierauf versammelten sich zwanzig

* Kabaktschi bedeutet im Türkischen einen Kürbishändler.

Janitscharen aus jedem der festen Schlösser am Kanal auf einer Wiese beim Schlosse Madjar, um über die Mittel zu berathschlagen, alle Anträge von Reform, die ihnen gemacht werden könnten, zu verwerfen. Da sie in den Schlössern mit den Truppen des Nizam-Geddid vermischt waren, befürchteten sie, man möchte diese gegen sie gebrauchen, um sie zur Annahme der Reform zu zwingen. Sie beschlossen daher bei der geringsten Miene von Feindseligkeit diese Truppen niederzuhauen.

Hasseki-Halil-Aga, von der Zusammenrottung der Janitscharen unterrichtet, begab sich unvermuthet zu ihnen, um sie zur Rükkehr in ihre Garnisonen aufzufordern. Anfangs über seine Ankunft bestürzt, gehorchten sie zum Schein, aber nur, um sich auf einem andern Theile der Wiese wieder zu versammeln, wo sie ihre Berathschlagung vollendeten. Hier beschlossen sie, auf der Stelle von ihrem Befehlshaber Rechenschaft über seine Absichten zu fordern. Sie suchten ihn daher bei seiner Rükkehr nach dem Schlosse Madjar auf, und auf seine förmliche Weigerung, sich von den, zur Einführung des Nizam-Geddid bei ihnen beauftragten, Kommissarien zu trennen, feuerten sie vier Flintenschüsse auf ihn ab, die ihn nicht trafen. Hasseki wollte entfliehn; er warf sich ins Meer. Aber die Janitscharen zogen ihn wieder heraus, und tödteten ihn mit 32 Flintenschüssen.

Sie verließen sogleich die Wiese, und begaben sich insgesammt nach dem Schlosse Madjar, wo sie die Truppen des Nizam-Geddid, unter Drohungen, sie im Weigerungsfalle über die Klinge springen zu lassen, zur Uebergabe aufforderten. Diese Truppen thaten keinen Widerstand; sie strekten das Gewehr, und flüchteten sich in ihre Kaserne zu Scutari. Die Janitscharen sezten nach Europa über; sie kamen zum Schlosse Teli-Tabia, woraus sie ebenfalls die Truppen des Nizam-Geddid jagten, die sich nach ihrer Kaserne zu Levend-Chiftlyk begaben. Den nämlichen Befehl ließen sie hierauf den Truppen, die

bei Domusdere, auf der Küste des schwarzen Meers, kampirten, andeuten. Der Befehlshaber dieser Truppen war damals abwesend; sie baten daher um Frist bis den andern Tag. Da aber der Befehlshaber bei seiner Ankunft sah, daß aller Widerstand fruchtlos seyn würde, faßte er den Entschluß, sie die Waffen niederlegen zu lassen, und führte sie, mit allen ihren Kriegsvorräthen, nach ihrer Kaserne zu Levend-Chiftlyk.

Da die Janitscharen von dieser Seite frei waren, begaben sie sich nach dem Kastell des Leuchtthurms von Europa, das man im Türkischen Fenar-Kalesi nennt. Hier wohnten Mahmud-Effendi und Gudge-Bey, die beiden obgedachten Kommissare der Pforte. Mahmud-Effendi war nicht daselbst; er war in Amtsgeschäften nach Teli-Tabia gegangen. Aber bald erfuhr er, daß man ihn aufsuchte, um ihn zu tödten. Er bestieg sogleich ein Fahrzeug, um nach Konstantinopel zu flüchten. Die Janitscharen waren ihm zuvorgekommen und hatten ihm den Weg abgeschnitten. Hierauf suchte er zu Lande das Corps der kaiserlichen Gärtner zu erreichen, ward aber von den Janitscharen eingeholt, die ihn mit dreißig Flintenschüssen tödteten. Sie spalteten ihm den Kopf mit einem Säbelhieb; gleiches Schikfal hatte der Bediente, der ihn begleitete. Die Janitscharen begnügten sich, Mahmud-Effendi's Säbel und Uhr zu nehmen; alle seine übrigen Effekten, zwanzigtausend Franken an Werth, ließen sie bei ihm.

Da der dritte Kommissär, Gudge-Bey, das traurige Schikfal des Mahmud so eben vernahm, fürchtete er, daß man auch ihm nach dem Leben trachte. Aus dem Kastell des Leuchtthurms floh er halb entkleidet nach der Wasserleitung zu Baktsche-Keni, nahm daselbst ein Pferd, rettete sich eilends ins Zeughaus bei Konstantinopel, und verbarg sich am Bord eines Fahrzeugs. Die Janitscharen verfolgten ihn nicht, sondern ließen ihm das Leben, weil er in der Konferenz mit den beiden andern Kommissären

sich geweigert hatte, zur Einführung des Nizam-Geddid mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Sie sagten selbst, er sey unschuldig.

Den nämlichen Tag, und nach Mahmud-Effendis Tode, verfügten sich die Janitscharen nach ihren Festungen. Sie ließen in jeder ungefähr funfzig Mann der ihrigen zur Besazung, und Tags darauf gegen Abend versammelten sie sich alle im Dorfe Bujuk-Dere, auf der Seite von Europa, wo sie die Nacht in den Kaffeehäusern zubrachten. Früh Morgens ließen sie durch einen öffentlichen Ausrufer in der Gegend des Kanals eine große Versammlung der Janitscharen auf der Wiese bei Bujuk-Dere ansagen, und alle Mitglieder des Corps, bei Strafe, als schlechte Muselmänner angesehen und als solche behandelt zu werden, dazu einladen.

Durch diese aufrührerischen Bewegungen beunruhigt, versammelte sich in aller Eile der Divan. Um den Aufruhr zu stillen, hielt er für das beste Mittel, den Janitscharen alle ihre Befehlshaber und Stabsoffiziere entgegen zu schiken, um sie auf dem Wege der Güte wieder zur Ordnung zurük zu bringen. Aber das türkische Ministerium wußte nicht, daß die empörten Janitscharen mit ihren Offizieren in geheimem Verständnisse standen, und daß die Absendung eben dieser Offiziere an sie die Unordnung noch vermehren würde. Wirklich fertigten diese Oberhäupter bei ihrer Ankunft in dem Schlosse Kiratsch-Burnu an die Janitscharen, die ihre Versammlung in der Ebene bei Bujuk-Dere hielten, zwei aus ihrer Mitte ernannte Abgeordnete ab, um sie zu fragen, was sie zu thun gedächten.

Die Janitscharen gaben zur Antwort, sie wären allen ihren Befehlshabern und Offizieren gänzlich unterworfen; nur wollten sie ihnen die Bemerkung machen, daß, ohne Ergreifung schneller Maaßregeln, das Corps der Janitscharen bald vernichtet seyn würde. Zugleich fragten sie die Abgeordneten, ob ihre Anführer noch immer fortführen, der Abrede gemäß, gemeinschaftliche Sache mit ihnen

zu machen. Die Antwort der Deputirten war, die Janitscharen könnten auf ihre Anführer rechnen; nie würden diese sie verlassen, und würden nicht zugeben, daß man ihrem Corps den geringsten Abbruch thäte; eben so wenig würden sie leiden, daß man einen ihrer Kameraden antastete, weil der geringste unter ihnen in den Augen ihrer Befehlshaber eben so schäzbar wäre, als der erste Offizier, der die Krone ihrer Miliz ausmache. Die Janitscharen fragten noch, ob ihre Anführer kein Bedenken tragen würden, sie bis nach Konstantinopel zu begleiten. Die Abgeordneten erwiederten, sie dürften deshalb keine Sorge tragen; ihre Anführer würden sie begleiten, vorher aber wünschten sie zu wissen, was sie in Konstantinopel thun wollten.

Jezt entdekten ihnen die Janitscharen ihre Absichten. Sie sagten, ihr Anschlag wäre, alle Großen des Reichs hinzurichten, die an den Gebräuchen der Ungläubigen Antheil genommen, und seit langer Zeit nichts als die Vernichtung des Corps der Janitscharen, der einzigen Miliz des Reichs, und der stärksten Stüze des Throns der Sultane, gesucht hätten; kurz, die gänzliche Abschaffung des Nizam-Geddid sey ihr Vorsaz.

Die Abgeordneten antworteten ihnen, um diesen Zwek zu erreichen, müßte man behutsam zu Werke gehen, und vor allem das Leben und das Eigenthum aller Individuen des Reichs, von welcher Religion sie auch wären, respektiren; nur durch Ordnung und Gerechtigkeit könne ihre Sache triumphiren, und um alle Mißbräuche abzuschaffen, müßten sie unter sich selbst genaue Kriegszucht beobachten. Alle Janitscharen verpflichteten sich einstimmig dazu. Nachdem sie einen Säbel hatten bringen lassen, den sie auf die Erde, die Schärfe nach oben zu, legten, schritten sie alle, einer nach dem andern, über die Schärfe des Säbels, wobei sie schwuren, eher nicht aus einander zu gehen, als bis sie Rache an ihren Feinden genommen hätten. Man betrachte uns, sagten sie, als

hätten wir den heiligen Propheten Mahomed verläugnet, und als hätten wir Moses Gesez, oder mehrere Gottheiten angenommen, während doch nur ein einziger Gott ist, wofern wir unsern geheiligten Eidschwur brechen. Wir schwören, das Leben und das Eigenthum aller Einwohner von Konstantinopel, die Mitglieder des Divans, unsre Feinde, ausgenommen, zu respektiren; wir versprechen, nichts anzurühren, was ihnen nicht angehört; und sollten wir auch mitten auf der Straße Gold, Juwelen, kostbare Edelsteine finden, so wollen wir sie mit Füßen treten, und keine Acht darauf haben. Der Säbel, über welchen wir gehen, diene zur Bestrafung eines jeden, der einen so feierlichen Eid im geringsten verlezen wird!

Nach dieser Feierlichkeit ließen die Janitscharen sogleich eine Proklamation durch die öffentlichen Ausrufer sowohl zu Sarijara, als zu Bujuk-Dere, bekannt machen. Durch diese Proklamation wurden alle rechtgläubige Janitscharen eingeladen, sogleich die Waffen zu ergreifen, und sich auf der Wiese bei Bujuk-Dere, bei den vierzig Bäumen, einzufinden. Wer nicht kommt, sagten sie, muß sterben. Der Markt bleibe immer offen; man verschließe die Kaufläden nicht, man respektire das Leben und das Eigenthum aller Individuen; man werfe nicht einmal einen Blik auf die Fenster der Häuser; man rühre keinen Schäz an, sollte man ihn auch mitten auf der Straße finden; die sich beigehen lassen, diesem Befehle zuwider zu handeln, bestrafe man auf der Stelle mit dem Tode, und niemand schmeichle sich, unter dem Vorwande, er habe den öffentlichen Ausrufer nicht gehört, der Strafe zu entgehen.

Unterdessen wählten die Janitscharen unter sich drei Anführer. Der erste war der Kabaktschi-Mustafa, der die Berathschlagungen der Kommissarien belauscht hatte; der zweite war Arnabuk-Hussein-Aga, und der dritte Poria li-Kara-Ali. Diese sandten einige Unteroffiziere an die Janitscharen, um sie, ausgemachtermaßen, zum Marsch

nach Konstantinopel aufzufordern. Mit fliegenden Fahnen traten sie nun über Tarapia und Jenikani ihren Weg nach der Hauptstadt an. Ihre Befehlshaber folgten ihnen auf Fahrzeugen, indem sie am Ufer des Meeres längs des Kanals hinfuhren.

Um zehn Uhr Abends kamen die Janitscharen zu Tophana an; sie bemächtigten sich sogleich der Kasernen, so wie der Kanonen, und forderten den Topschi-Baschi, oder den Befehlshaber der Kanoniere, bei Todesstrafe auf, sich für sie zu erklären. Dieser versprach, von ihrer Partei zu seyn; und dem zufolge gab er den Kanonieren Befehl, mit den Janitscharen in gutem Einverständnisse zu leben, und sie in ihren Schritten nicht zu hindern.

Da der Janitscharen-Aga die schlimme Wendung der Sache für den Divan sah, suchte er sie während der Nacht auf, und versicherte sie seiner und der Janitscharen in Konstantinopel Ergebenheit.

Früh Morgens darauf sandten die Janitscharen neunzig der Ihrigen nach Scutari, um ihre Ankunft durch den öffentlichen Ausrufer kund-thun zu lassen, und die daselbst befindlichen Truppen zur Vereinigung mit ihnen aufzufordern. Eine gleiche Anzahl fertigte man, zu demselben Zweke, nach dem Zeughause, nach Galata, nach Pera, und nach Beschiktasch ab; und hierauf hielten die Janitscharen eine große Versammlung zu Tophana. Sie ließen dazu ihren großen kupfernen Kessel, auf Türkisch Kara-Kasan genannt, bringen; denn nach einem alten Gebrauch werden die Berathschlagungen, um diesen Kessel herum sizend, gehalten.

Selim III. sah die Janitscharen an den Thoren der Hauptstadt, und hatte keine Truppen ihnen entgegenzustellen. Er beschloß also, sie durch Nachgeben zu gewinnen, und alle ihre Forderungen zu bewilligen. Er sandte ihnen einen Hatti-Scherif, oder einen eigenhändig unterzeichneten Befehl, wodurch er den Nizam-Geddid aufhob, indem er ihn mit einem immerwährenden Fluche be-

legte, und sich zur Aufrechterhaltung der Rechte und Freiheiten der Janitscharen, gegen die er, wie er sagte, keinen Groll hegte, verbindlich machte. Die Janitscharen ließen sich durch diese Maaßregel nicht täuschen. Gegen ihren Beherrscher aufgebracht, zerrissen sie sein Sendschreiben, und schickten es so an ihren Kaiser zurück.

Nach einer solchen Freveltat konnten sie keine Verzeihung mehr hoffen; auch setzten sie sich in den Staud, durch Selims III. Absetzung, sich seiner Rache zu entziehen. Sie ließen zu Tophanà eine Truppenabtheilung, und setzten zu Schiffe nach Konstantinopel über, wo sie sich geradeswegs nach dem Atmeidan, wo die Kaserneu der Janitscharen sind, begeben. Bei ihrer Ankunft schickten sie sogleich fünfzig Mann der Ihrigen nach den Munitionskasernen ab, woher sie die daselbst befindlichen Truppen, so wie ihren Kessel kommen ließen. Eine gleiche Anzahl ihrer Kameraden sandten sie nach den Laffettenkasernen, um alle, die daselbst in Diensten standen, kommen zu lassen, und zogen aus dem Zeughause alle Seeleute, so wie den Semein-Baschi oder Anführer der Polizeiwache, und die Kul-Kiahiasi, Unteroffiziere bei der kaiserlichen Marine, die einen Theil ihres Corps ausmachen.

Kabaktschi-Mustafa, der seinen Plan nicht aus den Augen verlor, ließ den Mufti und die beiden Kadileskers von Romelien und Natolien einladen, der Versammlung der Janitscharen, die in ihren Kasernen auf dem Atmeidan gehalten werde, beizuwohnen. Bei ihrer Ankunft fragte Kabaktschi, im Namen der ganzen Versammlung, den Mufti, ob die Truppen des Nizam-Geddid unter Sultans Mahomed des Eroberers glorreicher Regierung vorhanden gewesen wären, und ob man zu jener Zeit die europäische Taktik eingeführt gehabt habe. Auf die verneinende Antwort des Mufti sagte er, die militärische Taktik ziemt also nur den Ungläubigen, aber nicht den Osmanen, die, nach Anrufung des Beistandes des höchsten Wesens, mit Vortheil sich ihres Säbels bedienen.

Mit dem Säbel in der Faust vertilgen wir unsere Feinde; die europäische Soldatentracht ziemt unsern Streitern nicht, die, ohne die europäische Taktik zu kennen, sich ihrer Flinten so gut zu bedienen wissen, daß sie das kleinste zum Ziel aufgestellte Thier tödten.

Durch diese mit heftigem Ton gesprochene Rede in Schrecken gejagt, fing der Mufti an, vor Furcht zu zittern, und antwortete ihm, er hätte Recht. Hierauf fragte ihn Kabaktschi, warum die Großen des ottomanischen Reichs in ihren Kleidern einen ärgerlichen Prunk zur Schau trügen, während die Armen mit einem Strick sich gürteten. Kömmt dieß nicht vom Nizan-Geddid her, der die europäischen Sitten bei den Osmanen eingeführt hat? Die Armen verschlucken den Kohlenstaub, während die großen Herren schwelgen. Der Mufti konnte nicht anders, als diesen Betrachtungen seinen Beifall geben. Kabaktschi fuhr fort, und fragte ihn, ob Gott nur für die Rechtgläubigen, oder für die ganze Welt da wäre. Der Mufti antwortete ihm, Gott wäre für alle Nationen da. Wenn das ist, sagte er, warum lassen unsre Regierenden die zwei und siebenzig Nationen, die sich in Konstantinopel befinden, so schlechtes Brod essen? Ist es nicht billig, die Böswichter, die ihre Gewalt so gemißbraucht haben, nach unsern Gesetzen hinzurichten? Der Mufti bejahete es. Gib uns demnach, sagte Kabaktschi, ein Fetfa, oder ein Rechtsurthel, damit wir sie, ihrem Verbrechen gemäß, bestrafen können. Der Mufti konnte sich gegen einen solchen Befehl nicht weigern; er sah sich genöthigt, das von ihm geforderte Fetfa auszufertigen, wodurch folgende zwölf Personen zum Tode verdammt wurden: Jussuf Aga, vormals Haushofmeister der Mutter des Großherrn; Ibrahim-Niaja; Hadgi-Ibrahim-Effendi; der Kiaja, oder der Sekretär des Großwessirs; der Reis-Effendi, oder Minister der auswärtigen Angelegenheiten; der Reichs-Oberjägermeister; der Finanzminister des Nizam Geddid; der Bostangi-Baschi, oder Befehlshaber der Gärtnermiliz;

der Haushofmeister Hadgi-Ahmed-Oglu's; Ahmed-Bey-Ma-Meindizi; Abdullah-Effendi, Sekretär des Großherrn; und der Kapan-Naibi, oder Aufseher der öffentlichen Kornmazine.

Sobald die Janitscharen das Fetfa in Händen hatten, fingen sie an, die ihrer Wuth bestimmten Schlachtopfer aufzusuchen. Der erste, der ihnen aufstieß, war Ibrahim-Kiaja. Er hatte sich in ein Magazin bei Jeni-Kapu, oder der neuen Pforte, nahe am Hafen geflüchtet. Die Wüthenden zogen ihn heraus, führten ihn auf den Atmeidan, und hieben ihn in Stücken.

Hadgi-Ibrahim-Effendi ward auf seinem Landhause zu Scutari in einem Brunnen gefunden. Man zog ihn heraus, und nachdem man ihn bis zum Palast des Großwessirs geschleppt hatte, ließ man ihn, zu mehrerer Demüthigung, zu Fuß gehen; da er aber nicht die Kraft hatte, bis nach dem Atmeidan zu gelangen, hieb man ihn vor der Moschee des Sultans Bajazeth nieder.

Der Bostangi-Baschi und der Oberjägermeister des Großherrn wurden an andern Orten ergriffen. Man tödtete sie, und sandte ihre Köpfe nach dem Palast des Großwessirs, und nach dem Atmeidan.

Der Kiaja des Wessirs und der Reis-Effendi litten bald dasselbe Schicksal. Was den Haushofmeister Hadji-Ahmud-Oglu's betrifft, so ward auch er nach dem Atmeidan geführt, wo man ihn in Stücken hieb.

Der Sekretär des Großherrn, Abdullah-Effendi, ward in dem Quartiere, Sultan-Bajazeth genannt, im Hause seines Kochs gefunden. In dem Augenblicke, da er sah, daß man sich seiner bemächtigen wollte, sprang er durch ein Fenster, wurde aber sogleich von den Janitscharen, die sich auf der Straße befanden, niedergehauen.

Ahmed-Bei-Ma-Meindizi hatte sich, um sich zu retten, als Janitschar verkleidet, und sich sogar unter die Empörer gemischt. Nachdem er aber bei dem Orte, Souk-Tschesme * genannt, unweit des Palastes des Großwes-

* Souk-Tschesme bedeutet im Türkischen kalte Quelle.

firs, war erkannt worden, hieb man ihm den Kopf ab.

Da der Kapan-Naibi, oder der Aufseher der öffentlichen Kornmagazine, ein Mitglied des Kollegiums der Gesetzverständigen war, konnte man ihn, nach den Gesetzen, nicht hinrichten; man verwies ihn aber nach Brussa. Zwei Tage nach seiner Verbannung entsetzte man ihn seines Amts, und nachdem man ihn zum Pascha von zwei Roßschweifen ernannt hatte, tödtete man ihn, und schickte seinen Kopf nach Konstantinopel.

Da der Haushofmeister der Mutter des Großherrn, Jussuf-Aga, eins der reichsten und mächtigsten Mitglieder des Divans, sich vor einem Jahre zum Emir-Hadgi, oder zum Fürsten der Karavane der türkischen Wallfahrer nach Mekka, hatte ernennen lassen, fertigte man, nach seiner Rückkunft, nach Nikomedia einen Kommissar ab, der, nachdem er ihn aller seiner Habseligkeiten beraubt hatte, ihm andeutete, daß man ihn nach Brussa verwiesen habe. Er begab sich nach dieser Stadt, von wo er an die Regierung eine Bittschrift nebst dem Verzeichniß seines Vermögens sandte, das er, seiner Angabe nach, sich auf 6000 Beutel belaufend, den Janitscharen zum Geschenk anbot, unter der Bedingung, daß sie ihm das Leben erhalten sollten. Aber die Janitscharen ließen ihm den Kopf abhauen, und nach seinem Tode zog man genaue Kenntniß von seiner Verlassenschaft ein, die, wie sich fand, auf 72000 Beutel belief, wovon 30000 zu Konstantinopel in den Händen eines Juden, Namens Schabatschi, waren.

Der Finanzminister des Nizam-Geddid war der nämliche Mahmud-Effendi, der zwei Tage zuvor am Kanale war getödtet worden.

Während dieser Hinrichtungen deuteten die Janitscharen dem Mufti an, daß sie Selim III. nicht länger zu ihrem Kaiser haben wollten. Der Mufti antwortete ihnen, nach dem Gesetze müßte man beweisen, daß während seiner Regierung 12000 Janitscharen getödtet worden wären,

um ihn absetzen zu können. Jetzt nahm Kabaktschi das Wort, und sagte, alle Janitscharen wären bereit, selbst den letzten Blutstropfen für ihren Kaiser zu vergießen; aber nach den Staatsgesetzen dürfte ein Souverän, der während der ersten sieben Jahre seiner Regierung keine Kinder gehabt hätte, den Thron nicht länger besitzen. Jetzt wären es bereits sechszehn Jahre, daß Selim regierte, ohne Leibeserben zu haben; folglich wäre er des Reichs verlustig. Der Mufti konnte diese Thatsache nicht läugnen; aber immer bestand er darauf, daß unter Selims Regierung 12000 Janitscharen getödtet seyn müßten. Kabaktschi fragte ihn also, ob Paswan-Oglu ein Janitschar gewesen wäre; der Mufti antwortete mit Ja. Kabaktschi fuhr fort: Der Großherr hat gegen Paswan-Oglu 22 Paschas mit 100,000 Janitscharen gesandt, wovon 90,000 auf dem Schlachtfelde geblieben sind. Rechnet hierzu, daß, als der Divan den Nizam-Geddid in Romelien einführen wollte, die Regierung den Kadi-Pascha mit Truppen abgesandt hat, um die Einwohner zur Unterwerfung unter diese Reform zu zwingen; daß aber diese, da sie darein nicht willigen wollten, Gewalt der Gewalt entgegensetzten, und daß in mehrern Gefechten, die auf beiden Seiten Statt hatten, 30,000 Janitscharen auf dem Platze blieben. Rechnet diese 30,000 zu den vorigen 90,000, so habt ihr 120,000 auf dem Schlachtfelde getödtete Janitscharen. Jetzt ziehet von diesen 120,000 Janitscharen 12,000 ab, die zur Absetzung des Kaisers nöthig sind, so bleiben noch 108,000 Janitscharen, für deren Tod wir uns rächen wollen.

Gegen einen so scheinbar einleuchtenden Kalkul konnte der Mufti nichts einwenden. Er sagte zu den Janitscharen, sie wären berechtigt, an Selims III. Stelle Sultan Mustafa IV. zu ihrem Kaiser zu verlangen. Sogleich standen der Janitscharen Aga, der Kul-Kiaja, oder Sekretär, der Mufti und die beiden Kadileskers auf, und befahlen den Janitscharen, ihnen zu folgen. Der Mufti

machte bloß die Bemerkung, sie könnten nicht alle zusammen nach der Pforte des Serails kommen, sondern 1000, oder höchstens 2000 mit Flinten bewaffneter Mann wären hinreichend. Bei der Ankunft an der Pforte müßten diese Truppen drei Mal mit lauter Stimme Sultan Mustafa IV. zu ihrem Beherrscher fordern. Dann würde Sultan Mustafa IV. erscheinen, und Selim III. Gefangener bleiben.

Wirklich giengen, nach der Ankunft in den Höfen des Serails des Großherrn, die Offiziere der Janitscharen, so wie der Mufti und die Kadileskers, in die innern Gemächer, und die Soldaten, die in den Höfen geblieben waren, riefen dreimal, daß sie Sultan Mustafa IV. zu ihrem Beherrscher verlangten. Mustafa IV. kam bald zu Pferde heraus, um sich nach der Moschee zu verfügen; da er aber eine so große Anzahl Janitscharen sah, fieng er an, für seine Sicherheit zu fürchten. Diese sagten ihm, sie wären ihm zur Ehrenbezeugung gekommen; er hätte in ihrer Mitte nichts zu befürchten, und sie würden stets die stärkste Stütze seines Thrones seyn.

Jetzt fragte Mustafa IV., wo Kabaktschi-Mustafa wäre, der die Revolution bewirkt hatte. Man beeiferte sich, ihn dem neuen Kaiser vorzustellen. Von dem Muthe dieses Mannes bezaubert, nöthigte ihn der Kaiser, ihn nach der Moschee zu begleiten.

Nach ihrer Ankunft daselbst befahl ihm Mustafa, ihn bis zum Ende des Gebets zu erwarten. Sie kamen mit einander zurück. Mustafa IV. ließ ihn ins Innre des Serails eintreten, und ihm 72000 Piaster auszahlen; er ließ ihn mit einem kostbaren Zobelpelz bekleiden, ernannte ihn zum Obersten der ottomanischen Armee, und vertraute ihm die Bewachung von neun Schlössern am Kanal des schwarzen Meeres an. Ueberdieß gab er ihm ein Siegel, mit welchem er jedes ihm beliebige Bittschreiben an den Sultan absenden, und versichert seyn konnte, daß es in keines andern Hände kommen, und geradeswegs an den Kaiser gelangen würde. Hierauf begab sich Kabakt-

schi nach dem Palaste des Janitscharen-Aga, wo man ihm noch dreißigtausend Piaster auszahlte, um dem ihm so eben ertheilten neuen Posten Ehre zu machen. Die beiden andern Anführer bei diesem Aufstande, Arnauk-Hussein-Aga und Poriazli Kara-Ali, wurden gleichfalls belohnt. Man ernannte sie zu Obersten der ottomanischen Truppen. Ersterer bekam den Oberbefehl über mehrere Schlösser, und Letzterer über eins am Kanal des schwarzen Meeres.

Auch erhielten diese drei Anführer, die bei dieser Revolution die erste Rolle spielten, von den sämmtlichen neuen Ministern sehr beträchtliche Geschenke. Die Güter der Verurtheilten wurden zum Besten des kaiserlichen Schatzes eingezogen, und der aufgehobene Nizam-Geddid dem Fluche der gesammten Nachwelt Preis gegeben. Merkwürdig ist, daß alle diese Ereignisse in Konstantinopel binnen vier und zwanzig Stunden beendigt waren.

Nach dieser Revolution wurden von dem neuen türkischen Ministerium auf allen Schlössern am Kanal von Konstantinopel andre Befehlshaber eingesetzt.

Nachdem Mustafa, Pascha von Rustschuk, unter dem Namen Mustafa-Pascha Bairaktar, oder Fahnenträger bekannt, zu Anfang des Monats Julius von Rustschuk abgegangen war, begab er sich an der Spize von 12,000 Mann Truppen nach Adrianopel. Nach seiner Ankunft in dieser Stadt hatte er, zwanzig Tage hindurch, häufige Unterredungen mit dem Großweſſir; und nachdem er diesen Minister bewogen hatte, ihm mit allen seinen Truppen zu folgen, trat er den Zug nach Konstantinopel an.

Sein Vorhaben war, Selim III. wieder auf den Thron einzusezen, und Mustafa IV., den nur eine Revolution darauf erhoben hatte, die er als verderblich für das ottomanische Reich betrachtete, wieder herabzustürzen. Voll Eifer für seinen ehemaligen Souverain, begann er damit, diejenigen anzugreifen, welche die Ursache und die Triebfedern seiner Absetzung gewesen waren, und Musta-

sa IV. in einer solchen Abhängigkeit erhielten, daß er nichts Vortheilhaftes für das Reich unternehmen konnte.

Sogleich sandte er von Burghaz *, einer kleinen Stadt am Ufer des schwarzen Meeres, zwischen Adrianopel und Konstantinopel, Undschi-Oglu-Bin-Baschi, oder Befehlshaber von tausend Mann, mit seinen Truppen, die beinahe ganz aus Kavallerie bestanden, ab, um Kabaktschi-Mustafa, den Urheber der vorjährigen Revolution, gefangen zu nehmen, oder zu belagern. Dieser war nämlich zum Kommandanten des Schlosses Fanaraki und einiger andern am Eingange des Kanals von Konstantinopel, von der Seite des schwarzen Meeres, ernannt worden.

Undschi-Oglu ** bediente sich einer List, die ihm gelang. Er ließ sich bei Kabaktschi-Mustafa anmelden, als habe er den Auftrag, ihm ansehnliche Geschenke von Seiten des Großwessirs zu überbringen. Als dieser herauskam, um sie in Empfang zu nehmen, tödtete ihn Undschi-Oglu selbst mit zwei Pistolenschüssen, hieb ihm den Kopf ab und sandte ihn auf der Stelle an Mustafa-Bairaktar, der jetzt auf dem Marsch nach Konstantinopel war. Die Janitscharen, die die Schlösser bewachten, wollten sich Undschi-Oglu nicht unterwerfen; man mußte das Schloß Fanaraki belagern. Hierzu hatte Undschi-Oglu nicht hinreichend Truppen; er verlangte deren von Bairaktar, der ihm sogleich 1000 Mann Verstärkung sandte. Nach der Ankunft dieser Truppen betrieb man die Belagerung mit Nachdruck; man griff das Schloß an. Die Janitscharen vertheidigten sich muthvoll; nachdem aber 500 der Ihrigen geblieben waren, wurde das feste Schloß genommen, und alle übrigen Besatzungen am Kanal zer-

* Burgbaz ist eine kleine Stadt am Ufer des schwarzen Meeres, wo die schönsten Pfeifenköpfe in der ganzen Türkei, vergoldete Tassen, und andere dergleichen Sachen gemacht werden.

** Undschi-Oglu bedeutet den Sohn eines Mehlhändlers.

ſtreuet. Die Janitſcharen zu Fanaraki hatten alle Häuſer der Griechen um das Schloß herum abgebrannt, um die Laufgräben ihrer Feinde beobachten zu können.

Muſtafa-Bairaktar, der nach Konſtantinopel marſchirte, langte mit allen ſeinen Truppen und denen des Großweſſirs zu Dawud-Paſcha, eine kleine Stunde von der Hauptſtadt, an. Hier ſtellte er ſeine Armee in Ordnung. Er zog in Konſtantinopel an der Spitze von nur 4000 Mann ein, in Begleitung des Großweſſirs und unter Voraustragung des Handſchak-Scherifs, oder der Standarte Mahomeds. Er bemächtigte ſich ſogleich des Palaſtes des Grosweſſirs, wo er ſich zwei Tage anfhielt, und mit dem Sultan Muſtafa eine Unterredung hatte.

Muſtafa-Bairaktar hatte aus Natolien den Galiondſchi-Aga *, überzeugt von deſſen Muth, Treue und Ergebenheit für ihn, mit 7000 Mann Truppen kommen laſſen. Als er dieſe Verſtärkung zu ſeiner Dispoſizion erhalten hatte, ladete er den Mufti, die Geſetzverſtändigen, den Janitſcharen-Aga, ſo wie die andern Oberhäupter und die angeſehenſten Perſonen zu ſich ein, und forderte in ihrer Gegenwart den Grosweſſir auf, ihm das Reichsſiegel herauszugeben, welches ferner zu behalten er ſich unwürdig gemacht habe. Seit langer Zeit hatte Bairaktar Mißtrauen gegen ihn, und das mit Recht; denn er hatte ſeine Entwürfe der Mutter des Großherrn offenbaret. Zitternd that der Großweſſir alles, was man von ihm verlangte; aber damit kam er nicht los. Muſtafa-Bairaktar ließ ihn verhaften, in Feſſeln legen, und unter ſtarker Bedeckung nach dem Lager von Dawud-Paſcha abführen. Hierauf ſandte er den Mufti und den Janitſcharen-Aga an den Sultan Muſtafa, um ihm anzudeuten, er ſey nicht rechtmäßiger Kaiſer, und müſſe die Krone Selim III., ſeinem Oheim, wieder zurückgeben. Sultan Muſtafa bat um eine Stunde Bedenkzeit, und Bairaktar

* Der Galiondſchi-Aga iſt das Oberhaupt der Matroſen, oder der Kriegsmarine. Galiondſchi bedeutet einen Matroſen.

gestand sie ihm zu, unter der Bedingung, Selim III. keineswegs nach dem Leben zu stehen. Hierin beging Bairaktar einen sehr wichtigen Fehler. Der Sultan zog den Mufti über das, was er bei so kritischen Umständen zu thun hätte, zu Rathe; dieser, der dem Interesse Bairaktar's nicht ergeben war, rieth dem Sultan Mustafa, sich den Augenblick zu Nutzen zu machen, und, seines Versprechens ungeachtet, Selim aus dem Wege zu räumen; wobei er ihm zu verstehen gab, daß, wenn sein Oheim nicht mehr wäre, man gezwungen seyn würde, ihn auf dem Throne zu erhalten, weil alsdann niemand weiter, als er und sein Bruder Mahmud, von dem Geschlechte der Sultane vorhanden wäre.

Sultan Mustafa befolgte den Rath des Mufti, und sandte das Oberhaupt seiner Verschnittenen, nebst einigen Personen, ab, um Selim zu ermorden. Sie verstümmelten ihn, ließen ihn auf eine grausame Art leiden, und stießen ihm zuletzt mehrere Male den Dolch in die Brust.

Da Mustafa-Bairaktar sah, daß die Thore des Serails nicht, der Uebereinkunft gemäß, nach Verlauf einer Stunde geöffnet wurden, argwohnte er Verrätherei. Sogleich ließ er das Serail durch seine Truppen angreifen, und nachdem man die Thore dieses Pallastes aufgesprengt hatte, fand er Selims blutigen Leichnam, auf den er sich verzweiflungsvoll warf, und ihn mit seinen Thränen benetzte. Er rief Gott und den Propheten Mahomed zu Zeugen an, daß er sich nur in Marsch gesetzt habe, um Selim wegen der Ungerechtigkeit, die man ihm angethan habe, zu rächen, und ihn auf einen Thron, den er so viele Jahre hindurch so würdig bekleidet hätte, wieder einzusetzen. Er betheuerte seine Ergebenheit für ihn, und beweinte am Ende seinen Verlust, wegen dessen er sich selbst anklagte, indem er durch sein allzugroßes Vertrauen die Ursache davon gewesen wäre. In der That, hätte Bairaktar dem Sultan Mustafa keine Bedenkzeit gegeben, und das Serail auf der Stelle angegriffen, so

ist es wahrscheinlich, daß es ihm gelungen seyn würde, das Leben eines Fürsten zu erhalten, der die Liebe seiner Unterthanen verdiente, das Reich sechszehn Jahre hindurch weise regiert hatte, und eines bessern Schicksals würdig war.

Da Mustafa-Bairaktar seinen Zweck nicht erreicht hatte, wollte er doch den Mörder die Frucht seines Verbrechens nicht genießen lassen. Gegen Sultan Mustafa aufgebracht, war er Willens, ihn umbringen zu lassen; doch ließ er sich erweichen, und begnügte sich mit seiner Absetzung. Er ließ an seiner Stelle seinen Bruder Mahmud zum Kaiser der Türken ausrufen, der mit den, bei den Ottomannen üblichen, Feierlichkeiten und Gebräuchen eingeweihet wurde.

Während dieser Feierlichkeit ließ Mustafa-Bairaktar, der sich über den Großweffir und den Mufti zu beklagen hatte, alle beide, im Angesicht des Serails, im Kanal des schwarzen Meers ersäufen. Den Obersten der Verschnittenen, der sich unterstanden hatte, Hand an Selim zu legen, ließ er am Thore des Serails aufhängen, und zwölf andern Personen, die an diesem Morde Theil genommen hatten, den Kopf abhauen. Sodann ließ er mehrern Andern den Prozeß machen.

Den 29. Julius ließ Mustafa-Bairaktar das Leichenbegängniß Selims III. begehen, der mit allem ersinnlichen Pomp und Pracht zur Erde bestattet wurde. Seine Ueberreste wurden neben denen seines Vaters beigesetzt. Mustafa-Bairaktar stellte sich selbst mit allen seinen Truppen an die Spitze des Leichenzugs. Ihn begleiteten alle Großen des türkischen Reichs, und eine unermeßliche Menge des Volks zu Konstantinopel, das einen geliebten Beherrscher, dessen Andenken verehrt wurde, beweinte. Man machte die Bemerkung, daß kein Großherr bis jetzt mit solcher Pracht zur Erde bestattet worden war.

Mustafa-Bairaktar ist ein Mann von Muth und

Entschlossenheit. Er hat bereits Befehle nach Asien abgesandt, um von da, zur Verstärkung der ottomanischen Armee, Truppen kommen zu lassen; und da er, wegen seiner Gewalt, seiner Reichthümer, und vorzüglich wegen der Festigkeit seines Charakters, in großem Ansehen steht, so ist es ihm gelungen, in Konstantinopel, ungeachtet der Menge undisciplinirter Milizen, die sich jetzt in dieser Hauptstadt befinden, die größte Ordnung und die vollkommenste Ruhe herzustellen.

II.

Spanische Marine.

Die natürliche Lage Spaniens eignete dasselbe von jeher mehr zu einer ansehnlichen See- als Landmacht. Der Mutter-Staat selbst hatte sich nur auf einer Seite zu vertheidigen, wo ihm die Natur, ohne sein Zuthun, die mächtigste Vormauer in der Pyrenäen-Kette gegeben, die sich von dem biskaischen Meerbusen bis an die Ufer des Golfs von Lyon hinzieht. Seine amerikanischen Besitzungen hatten bis jezt zu schwache Nachbarn, und lagen von dem Welttheil, in welchem die Eroberungssucht schon seit Jahrtausenden Kriege auf Kriege angefacht hatte, zu entfernt. Mit Frankreich im lezten Jahrhundert durch Familienverträge, und in neuern Zeiten durch eine noch gebieterischere Allianz verbunden, mußte sich durch leztere freilich die Landmacht erheben, und stand auch, wie unsre Uebersicht gezeigt, auf einem nicht unbedeutenden Fuße. Indeß war die Marine immer das Hauptaugenmerk der Regierung, und mußte es noch mehr werden, seitdem es kein Geheimniß mehr war, daß Spanien, mit seiner bisherigen Administration, unmöglich ohne seine Colonien bestehen konnte. In diesem Zweige der Staatsmacht war daher schon seit vielen Jahren mehr, als in

den meisten übrigen Handelsstaaten Europa's geschehen, und die Einrichtung der Marine hat hier eine Vollkommenheit erreicht, welche gegen die übrigen Theile der höhern Administration auffallend absticht.

Spanien erzeugt beinahe alles auf eigenem Boden, was seine Waffen und Arsenale bedürfen, und es ist nichts weniger, als übertrieben, wenn Jovellanos behauptet, daß seine Gebirge Schifsbauholz genug für Jahrhunderte enthalten. Bekannt sind die vortreflichen Eisenminen der nördlichen Provinzen; minder bekannt vielleicht die vielen Theerfabriken, und der ansehnliche Hanfbau in den Provinzen von Granada, Murcia, Valencia, Catalonien, Navarra und Aragonien, welcher für das sämtliche Takelwerk der Nation hinreicht. Außerdem werden viele Fahrzeuge in der Havana gezimmert, deren vortrefliches Hauptmaterial, das Cedernholz, alle andre Schiffe an Dauer und Unverlezlichkeit übertrift. Wer über den Schifsbau urtheilen kann, rühmt die Solidität der spanischen Schife, und wirft ihnen nur hie und da einige Schwerfälligkeit vor, welche in dem Charakter aller öffentlichen Bauten dieses Lands gegründet seyn möchte, wo man immer sehr langsam, aber für Jahrhunderte zu arbeiten pflegt.

Das Hauptaugenmerk der spanischen Regierung mußte immer auf die Bildung ihrer Seeleute gerichtet seyn. Auch hierin war die Natur diesem Volke äußerst günstig, und gab ihm, außer den überhaupt für das Seewesen brauchbaren Küstenbewohnern, einen eigenen kraftvollen Volksstamm, welcher gleichsam für die Marine gebohren scheint. Dieß sind die, in so vielen andern Rükſichten merkwürdigen, Bewohner des biskaischen Meerbusens, welche größtentheils die Bemannung der spanischen Seemacht bilden, und deren Abneigung gegen allen Landdienst der Regierung natürlich ganz vortreflich in die Hände arbeitet. So fehlte also nichts, als ein unterrichtetes, geübtes Offizierskorps, welches in den Bewohnern einer Halbinsel mit guten Bildungsanstalten äußerst leicht zu erhalten war.

Es giebt freilich in allen Ländern Schulen, und nur die zween Punkte: was? und, wie gelehrt wird? machen den Hauptunterschied aus. Ich werde die Anstalten Spaniens zur Bildung seiner Seeleute aufführen, und gebe nur zum Voraus, als günstige Resultate für ihre zwekmäßige Einrichtung, einige Bemerkungen.

1) Abgesehen von alten Siegen, an denen es ja auch den gesunkensten und verächtlichsten Staaten nie in ihrer Geschichte ermangelt, dürfen sich die Spanier kühn auf die Ereignisse der neuern Zeiten berufen, um zu beweisen, daß es in ihrer Marine weder an Kraft, noch Muth, noch Einsicht und Geübtheit fehlt. Waren die Resultate auch großentheils unglüklich, so gestanden ihnen ihre Feinde selbst ein, daß die Schuld davon in andern Umständen, als im Zustand der Marine selbst, gegründet war.

2) Es ist unläugbar, daß das Seeofficierskorps dieser Nation sehr viele, ungewöhnlich unterrichtete, Männer enthält, und der Beweis hievon könnte selbst aus der Literatur der lezten Jahrzehende geführt werden, welche ihre besten Werke im Fach der mathematischen Wissenschaften, und selbst in einigen Fächern der höhern Staatsökonomie diesen Männern verdankt, deren rastloses Leben am wenigsten für festzusammenhängende Spekulation und allgemeine Bildung geeignet zu seyn scheint.

Nach diesen Bemerkungen will ich die verschiedenen Bildungsschulen anführen. Es wird aber nicht überflüßig seyn, zur klarern Uebersicht dieses und des folgenden erst die Haupteintheilung des ganzen spanischen Seewesens in die drei Departements von Cadix, Ferrol und Cartagena, anzuführen, in dem auch die Bildungsanstalten großentheils nach derselben geordnet sind. Diese sind:

1) Drei Akademien der Guardias marinas in genannten Städten. Sie wurden 1717 mit der Bestimmung gestiftet, daß aus ihnen die ganze Marine mit Offizieren versehen werden sollte. Vorschriftsmäßig be-

steht jede der drei Compagnien, in welche das sämtliche Korps der Guardias Marinas vertheilt ist, in 13 Offizieren, und 92 Kadeten; sie wurden aber in neuern Zeiten, Gott weiß, aus welchem Grund? auf 40 Kadeten herabgesezt. Die Erfordernisse der Aufzunehmenden sind folgende:

a. Sie müssen in beiden Linien adelich geboren seyn. Nahe Verwandtschaft mit einem Ritter der Militär-Orden, oder Geburt von einem höhern Offizier geben indeß gleiche Ansprüche.
b. Sie müssen lesen und schreiben können, welches freilich an das für sie erforderliche Alter eine unbedeutende Bedingung ist.
c. Sie müssen von guter, fehlerloser, starker, Körperbildung seyn.
d. Sie dürfen nicht unter 16 und über 18 Jahre haben.

Jede dieser Akademien steht unter einem Direktor, welcher, wie alle Lehrer, ein Offizier ist. Die Lehrer sind folgende:

3 in der Mathematik.
1 in dem Artilleriewesen.
1 in den Manöuvres.
1 in der Fortifikations- und milit. Zeichnungskunst.
1 in den Sprachen.
1 im Fechten.
1 im Tanzen.

Mit der Anstalt ist der gehörige Apparat von Instrumenten, und ein Observatorium verbunden. Sonst fanden auch noch höhere Curse statt; allein die Lehrer traten 1794 sämtlich in die Linie.

2) Drei mathematische Schulen in den genannten Städten für die Bildung des Marine-Artilleriekorps.

3) Drei Pilotenſchulen, ebendaſelbſt. Jede mit drei Lehrern, und im Anfang dieſes Jahrs jede mit 1—200 Schülern.

4) Nautiſche Schulen, deren im ganzen ſiebenzehn in den Städten, Cadiz, Malaga, Ferrol, Bilbao, Caſtro-Urdiales, Plaſencia, Laredo, Santander, Gijon, Corunna, Cartagena, Alicante, Barcelona, Arens del Mar, Mataró, Villanueva y Geltrú und Palma ſind. Die anſehnlichſten unter ihnen ſind die von Cadiz und Malaga, und die Lehrer in jeder derſelben folgende:

4 in der Mathematik.
1 in der lateiniſchen Sprache.
1 in der Handlungswiſſenſchaft.
1 in den Manduvres.
1 in neuern Sprachen.

Dieß iſt die kurze Ueberſicht der ſpaniſchen Bildungsanſtalten für die Marine. Ob auch in den Colonien ähnliche Schulen ſind, weiß ich nicht. Indeß habe ich alle Urſache daran zu zweifeln, indem es jederzeit Politik der ſpaniſchen Regierung war, dieſelben in allen Punkten in möglichſter Abhängigkeit von dem Mutterlande zu erhalten.

Selten iſt das Pflichtgefühl in den Menſchen ſo ſtark, daß es daran allein zur Erfüllung ihrer Obliegenheiten genügen könnte. Eigennuz und Ehrgeiz ſind die mächtigen Triebfedern, durch welche Tugenden und Verdienſte gewonnen werden, die ihren erſten Urſprung vergeſſen machen. Auch hierinn hat es die ſpaniſche Regierung nicht fehlen laſſen. Die Bezahlung ihrer Angeſtellten iſt, wie bekannt, überhaupt äußerſt anſehnlich, und der Umfang ihrer Marine ſo groß, daß es der Gunſt und dem Glük nicht immer gelingen kann, dem Verdienſte in ſeiner öffentlichen Anerkennung und Belohnung voranzueilen. Die vielen Häfen eines ſo großen Staats bieten den invaliden Offizieren Ruheämter genug an; aber eine beſondere Verordnung hat auch die Comthureien der vier

militärischen Orden genannt, welche blos für verdiente Seeoffiziere bestimmt sind. Es sind ihrer 26, die zusammen eine jährliche Rente von 230,850 real. vel. ausmachen, und, mit den zahlreichen maltheser Comthureien, viele Offiziere in einen sehr behaglichen, ökonomischen Zustand sezen.

Zu den weitern Unterstüzungsanstalten der Marine gehört die Direktion der hydrographischen Arbeiten, welche ihren Siz in der Hauptstadt hat. Sie besteht aus etwa zehen Offizieren, deren Obliegenheit es ist, die nöthigen Karten für das spanische Seewesen zu entwerfen, und in Kupfer stechen zu lassen. Der Vorrath ihrer Arbeiten ist bereits sehr ansehnlich, und die sämmtlichen Seeleute sind angewiesen, sich ihrer Karten vorzugsweise zu bedienen, zu welchem Behuf auch die gehörigen Depots derselben in den verschiedenen Marine-Departements angelegt sind.

Noch verdienen hier die drei Marinen-Hospitäler von Cadiz, Ferrol und Carthagena angeführt zu werden, besonders, weil mit Ersterem eine Bildungsanstalt für Schiffs-Aerzte und Chirurgen verbunden ist, in welchen hundert junge Leute auf Kosten der Regierung für diesen Dienst gebildet werden.

Die Hauptarsenale und Werften von Spanien befinden sich in den drei, ebengenannten, Städten, und beschäftigen etwa 11,000 Menschen. Daselbst ist auch die Niederlage der ganzen spanischen Seemacht, welche zu Anfang dieses Jahres von der Regierung folgendermaßen angegeben wurde.

I. Departement von Cadix.

a. gröſſere Fahrzeuge.

Rang der Schiffe.	Nahmen.	Canonen.	Zuſtand.	Jahr ihrer Erbauung.
Linienſchiffe. 17.	S. Anna	114	ausgerüſtet	1784.
	Conde de Regla	114	abgetakelt	1786.
	Africa	76	abgetakelt	1752.
	Terrible	76	ausg.	1754.
	Glorioſo	76	ausg.	1755.
	Vencedor	76	ausg.	1755.
	S. Juan Bantiſta	76	abg.	1772.
	S. Gabriel	76	abg.	1772.
	S. Juſto	76	ausg.	1779.
	S. Fermin	76	abg.	1782.
	Soberano	76	abg.	1790.
	La Ferme	76	abg.	1794.
	Eſpaña	68	ausg.	1757.
	America	68	ausg.	1775.
	S. Leandro	68	ausg.	1787.
	Caſtilla	62	ausg.	1780.
	Mino	56	abg.	1779.
Fregatten. 13.	Santa Sabina	40	ausg.	1781.
	N. S. de Atocha	40	ausg.	1789.
	Minerva	40	ausg.	1790.
	Liebre	38	abg.	1755.
	Venus	38	abg.	1755.
	Aſtrea	38	abg.	1756.
	S. Perpetua	38	ausg.	1772.
	S. Maria Magd.	38	ausg.	1773.
	S. Agueda	38	abg.	1776.
	S. Ruſina	38	abg.	1777.
	N. S. de la D.	38	ausg.	1778.
	N. S. de la Paz	38	ausg.	1785.
	Ifigenia	26	abg.	Priſe.

Es iſt kaum zu glauben, daß ſich alle dieſe Schiffe in dem, von der Regierung angegebenen Zuſtand befinden. Den 4. Jun. 1808 erhielten J. B. ein Befehl des Großherzogs von Berg, daß die Linienſchiffe S. Anna und Mino ausgerüſtet, und andere, welche als ausgerüſtet angegeben ſind, völlig gerüſtet werden ſollten, und dieſer Befehl beziehe ſich auch auf die beiden andern Hafen.

b. kleinere Fahrzeuge.

Rang der Schiffe.	Anzahl.	Zuſtand.
Corveten	6	5 ausgerüſtet
Huker	2	abgetakelt
Brigantinen	16	10 ausgerüſt.
Paketboote	3	ausgerüſtet
Balandras	9	4 ausgerüſtet
Goeletten	14	ausgerüſtet
Balauxes	3	ausger.
Myſtico	1	
Kanonenboote	2	ausger.
Lanzen	4	ausger.
Galioten	1	ausger.

Unter dieſen allen befinden ſich 9 Priſen.

Digitized by Google

II. Departement von Ferrol.

a. gröſſere Fahrzeuge.

Rang der Schiffe.	Nahmen.	Canonen.	Zuſtand.	Jahr ihrer Erbauung.
Linienſchiffe. 12.	Pariſſ. Concepcion	114	ausger.	1779.
	Mexicano	114	abgetak.	1786.
	Prince de Aſturias	114	ausger.	1793.
	Real Familla	114		
	S. Fernando	100	abgetak.	1765.
	Emprendedo	86		
	Oriente	76	abgetak.	1753.
	S. Telmo	76	ausger.	1788.
	Montañes	76	ausger.	1794.
	Tridente	76		
	S. Fulgencio	68	ausger.	1787.
	S. Julian	60	ausger.	1781.
Fregatten. 8.	Victoria	44		
	Gloria	40	ausger.	1793.
	Flora	40	ausger.	1795.
	Prueba	40	ausger.	1800.
	N. S. del Pilar.	38	abgetak.	1782.
	Esmeralda	38	abgetak.	1791.
	Venganza	38	ausger.	1793.
	Diana	38	abgetak.	1792.

b. kleinere Fahrzeuge.

Rang der Schiffe.	Anzahl.	Zuſtand.	
Korvetten	9	5 ausger.	Unter dieſen ſind 4 Priſen.
Huker	7	3 ausger.	
Brigantinen	18	13 ausger.	
Paketboote	1	abgetak.	
Balandras	1	abgetak.	
Goeletten	12	ausger.	
Kanonierbarken	56	ausger.	

III. Departement von Cartagena.

a. gröſſere Fahrzeuge.

Rang der Schiffe.	Nahmen.	Canonen.	Zuſtand.	Jahr ihrer Erbauung.
Linienſchiffe. 13.	S. Carlos	114	ausg.	1769.
	Reyna duiſa	114	ausg.	1791.
	Guerrero	76	ausg.	1755.
	S. Lorenzo	76	ausg.	1768.
	S. Joaquin	76	ausg.	1771.
	S. Pablo	76	ausg.	1771.
	Angel de la Guarda	76	ausg.	1773.
	S. Franciſco de Paula	76	ausg.	1783.
	S. Ramon	68	ausg.	1765.
	S. Pedro de Alcantara	68	abget.	1788.
	Aſia	68	ausg.	1789.
	Aſſuto	62	abg.	1759.
	S. Domingo	62	abg.	1781.
Fregatten. 9.	S. Lucia	38	abget.	1770.
	S. Roſa	38	abg.	1782.
	S. Caſilda	38	abg.	1784.
	S. Cathalina	38	abg.	1787.
	N. S. de la Soledad	38	abg.	1788.
	Perla	38	abg.	1789.
	Sirena	38	ausg.	1793.
	Pomona	38	abg.	1794.
	Proſerpina	38	ausg.	1797.

b. kleinere Fahrzeuge.

Rang der Schiffe.	Anzahl.	Zuſtand.	
Korveten.	2	1 ausg.	Unter dieſen iſt eine Priſe.
Huker	5	2 ausg.	
Schebeken	3	abget.	
Brigantinen	11	8 ausg.	
Miſtico	1		
Lugre	1	ausg.	
Goeletten	11	8 ausg.	
Galeeren	2	abget.	

Digitized by Google

Gesammtzustand der spanischen Seemacht im Anfang des Jahres 1808.

Rang.	Anzahl.	Davon sind ausgerüstet.
Linienschiffe.	42	25
Fregatten	30	13
Korveten.	17	11
Schebeken	3	0
Huker	14	5
Brigantinen	40	31
Paketboote.	4	3
Balandras	10	4
Goeletten	37	34
Lugre	1	1
Balauxes	3	3
Mistico's	2	2
Galeeren	2	0
Kanonenboote	2	2
Lanzen	4	4
Galioten	1	1
Kanonierbarken	56	56
Zusammen:	268.	195.

Anm. Ausser diesen ist noch eine verhältnißmäßige Anzahl von Goeletten, Lanzen und Kanonierbarken zur Vertheidigung der Häfen ausgerüstet, deren Anzahl ich nicht angeben kann.

Nach dieser Uebersicht des Materials der spanischen Marine gebe ich folgende von den, sie bewegenden, Menschen. Ich bemerke aber zum Voraus, daß sie, so wie die vorige, auf officiellen Papieren beruht, welchen heutzutag überhaupt nicht mehr zu trauen ist, und die besonders in Spanien eine Flüchtigkeit verrathen, welche ihren Werth nicht höher, als zu einem ungefähren Calkul, annehmen läßt. Das Administrationswesen bleibt natürlich hier ausgeschlossen, indem seine Schäzung nicht nach Namen und Zahlen, sondern nach dem allgemeinen Geist der Regierung gebildet werden muß, zu dessen Ansicht ich in dem ganzen Lauf dieser Blätter die Materialien zu geben suche.

I. Generalstab.

1 Generalissimus und Groß-Admiral von Spanien und Indien.
1 Generalinspektor, mit drei Sekretairs.
1 Generalmajor der Seemacht, mit drei Adjutanten.

II. Die Generalstäbe in den drei Departements des ganzen Seewesens.

III. Offizierskorps der Marine überhaupt.

3 Generalkapitains.
25 Generallieutenants.
28 Eskadrechefs.
34 Brigadiers.
86 Linienschiffs-Kapitains.
136 Fregatten-Kapitains.
270 Linienschiffs-Lieutenants.
183 Fregatten-Lieutenants.
400 (etwa) Linienschiffs- und Fregatten-Fähndrichs.
1165

IV. Ingenieurkorps der Marine.

1 Ingenieur-General.
5 Ingenieur-Direktoren.
7 Ingenieurs en chef.
10 Ingenieurs en segundo.
15 Ingenieurs ordinarios.
20 Ingenieurs extraordinarios.
13 Ayudantes ingenieros.
26 andere Offiziere.
97

V. Marineartilleriekorps.

1 Generalkommandant.

20 Brigaden, welche in die drei Departements vertheilt sind, und zusammen etwa 3,100 Mann ausmachen.

VI. Marineinfanterie.

1 Generalkommandant.

12 Bataillons in der Regel, die aus etwa 12,000 Mann bestehn sollen. Es sind aber gegenwärtig nicht mehr, als 4 Bataillons von 4000 Mann, welche in die drei Departements vertheilt sind.

VII. Pilotenkorps.

1 Kommendant en chef.

Das ganze Korps besteht mit den Gliedern der ihm zugehörigen Schulen aus etwa 500 Individuen.

VIII. Korps der Officiales de Marineria.

Gestiftet 1807, und bestehend aus 400 Gliedern, welche besonders für die Arsenale und Werften bestimmt sind.

IX. Vigias.

Dieses Korps ist zur Beobachtung der Küsten, und zur Benachrichtigung an die Behörden bestimmt, wenn es Schiffe erblikt. Seiner Posten sind auf der ganzen Halbinsel 32.

X. Apostaderos de Marina in Indien.

Ist ein mehr administratives, als militärisches Korps, dem der Zustand der Küstenbewachungsschiffe unterworfen ist. Seiner Hauptpunkte sind in den außer-europäischen Besizungen 8.

XI. Marinepostwesen.

Dieses ist seit 1802 mit seiner sämmtlichen Administration gleichfalls zum Departement der Marine gezogen worden.

XII. Küstenbewohner von Spanien und Indien.

Dieses Korps hat in neuern Zeiten manche Veränderungen erlitten, und ist auch in Europa und in den Kolonien verschieden eingerichtet. Seine Bestimmung giebt sein Name an; seine Anzahl weiß ich aber nicht zu bestimmen.

XIII. Tercios Navales.

Dieses Korps umfaßt alle übrigen, zum Dienste der Schiffahrt und Werften enrollirten, Individuen der Halbinsel, und theilt sich in die drei Departements mit deren Unterabtheilungen. Die Anzahl seiner Glieder wird auf etwa 60,000 Mann angegeben, woraus man ersieht, daß nur die wenigsten Dienste thun.

III.

Beilagen.

(Zur Revolution von Aranjuez.)

I.

Der König. Als ich, in meinen königlichen Dekreten vom 6ten August und 4ten Oktober 1801, Euerm Eifer und Euren Talenten Don Emanuel Godoy, Friedensfürst, diese wichtige Stelle eines Generalissimus meiner See- und Landmacht anvertraute, war meine Absicht, Euch mit den weitesten und umfassendsten (omnimodas) Vollmachten für die Ausübung eines so hohen Amts, und die Regulirung alles dessen, was das militärische, politische und ökonomische Gouvernement meiner königlichen Armeen anbetrifft. Nachdem nun die Wirkungen hievon meine Erwartungen weit übertroffen haben — so weit es nämlich der Zustand meiner Königreiche und der Krieg, in den ich durch den ungerechten Angriff des Königs von Großbritannien verwikelt wurde, erlaubte — bisher aber jene Vollmachten nicht ausführlich genannt worden sind, und es doch meinem Dienste und der Wohlfahrt meiner Unterthanen zuträglich ist, daß sie fest bestimmt werden, auf daß Ihr auch, was die Marine betrifft, zur kraftvollen Vertheidigung meiner Herrschaften in Spanien und Indien, und zur Mitwirkung an den Absichten meines Alliirten, des Kaisers der Franzosen und Königs von Italien, beitragen könnet; so ist es nöthig, daß ich erkläre, wie ich erkläre, daß Euch dieselbe Gewalt und Vollmacht zukomme, welche, kraft der gehörigen Patente und Instruktionen, die durchlautigen, Don Johann von Oesterreich, König Karls I. Sohn, und der zweite Don Johann von Oestreich, König Philipps IV. Sohn, and der Infant, Don Philipp, mein sehr geliebter Oheim und Schwiegervater, unter dem Namen, als Generalissimus, oder den gleichbedeutenden, als Kapitän, Generalgouverneur des Meeres und General-Admiral besessen haben, und wie sie immer dem Admiralat des Meeres, mit den Modifikationen und Ab-

wechslungen, welche die Zeitumstände nöthig machten, zugekommen sind. Dem zu Folge, lasse ich meine angeführten königl. Dekrete und spätern Befehle in Bezug auf das Commando als Generalissimus meiner Landtruppen, in voller Kraft, und bestätige Euch Eure Ernennung zum Generalissimus des Meers, oder Admiral-General von Spanien und Indien und meiner sämmtlichen Seemacht, mit Beifügung des Titels eines Protektors des Seehandels meiner Unterthanen in allen meinen Reichen, so wie ihn auch der durchlauchtige Infant, Don Philipp, besessen hat; und ist es mein souveräner Wille, daß Ihr meine Person und meine Obliegenheiten repräsentierend, das Generalkommando genannter Macht, bestehend in Linienschiffen, Fregatten und anderweitigen Ausrüstungen, welche auf meinen Befehl und Rechnung überall vereinigt und getrennt sich vorfinden, und über alle ihre Offiziere und Bemannung, haben sollt, und in meinem Namen befehlet, und einrichtet, im Ganzen, wie im Einzelnen, alles was Euch für deren guten Zustand nöthig dünkt, bei allen Gelegenheiten, allen Reisen und Unternehmungen, so gemacht werden; und daß Ihr zugleich über alle bei den Kriegsschiffen meiner Marine und bei den Handlungsschiffen Beschäftigten die bürgerliche und peinliche Jurisdiktion, die hohe und niedrige, mero et mixto imperio, wie es mir selbst gebührt, ausüben, und Einzelnen oder Mehreren Vollmacht verleihen könnt, nach Eurem Gutdünken, an Eurer Stelle und in meinem Namen die Gründe der Gerechtigkeit zu untersuchen, und nach dem Recht zu entscheiden. Und auf daß ein beständiges System von Protektion und Beförderung der Marine und des Seehandels ausgeübt werde, und Ihr mit Zurathziehung erfahrener Männer Eure Verordnungen in so verschiedenen Zweigen, an die die höchste Wohlfahrt der Monarchie geknüpft ist, und in Nachahmung dessen, was zum Theil durch die Herren Könige, meine Vorgänger, geschehen ist, so will ich, daß eine Junta, unter dem Namen eines Admiralitäts-Raths, gebildet werde, bei der Ihr den Vorsiz habt, und die besteht aus den General-Offizieren meiner Seemacht, einem Generalintendanten derselben, einem Generalauditor, einem Sekretär, welcher einer von den meinigen seyn soll, einem Zahlmeister, und ei-

nem Schazmeister, der zugleich Marinegeneral seyn muß; zu welchen Plätzen Ihr mir verdiente Subjekte, und zugleich die Verordnungen vorzuschlagen habt, die Euch zur schnellen Ausübung Eurer Funktionen und Vollmachten in dem gouvernativen, provisionnären, gerichtlichen und finanziellen Umfang derselben, nöthig scheinen, mit Beilage der zu Gunsten des durchlauchtigsten Infanten, Don Philipp, in dem königl. Befehle vom 14. Jänner 1740, erlassenen: Indessen aber könnt Ihr, welche Befehle Ihr meinem königl. Dienste zuträglich haltet, erlassen, die von Eurer Hand, oder dem Sekretär des Admiralats unterzeichnet, von denen, an welche sie gerichtet sind, ohne Ausnahme, auf das genauste vollzogen und befolgt seyn sollen. Außerdem erkläre ich, daß, sowohl um den herrlichen Glanz der hohen Würde eines Generalissimus meiner Land-Truppen, eines Admirals-Generals der Seemacht aller meiner Reiche zu erhalten, als auch, um Eurer außerordentlichen Verdienste, Dienste, und ganz besondern Umständen Eurer Person Euch gebührt, wie ich befehle, schriftlich und mündlich der Titel durchlauchtige Hoheit, mit allen Prärogativen, Rechten, Ehren, Immunitäten, Freiheiten und Ausnahmen, wie sie so hoher Erhebung gebühren. Endlich befehle ich allen meinen Conseils, Kanzleien, Audienzen und Tribunalen meines Königreichs, und meinen Vice-Königen, Generalkapitäns, Generaloffizieren und Subalternen meiner Seemacht, und allen Personen jedes Titels, Rangs, Vorzugs und jeder Würde in meinen Staaten, daß sie Euch gehorchen, Eure Befehle in allem, was meinen Dienst und den Gebrauch und die Ausübung Eures Amts anbetrifft, vollzieben, Euch, wie meine eigene Person respektiren, und Euch Rath und Hülfe leisten, wo Ihr sie fordert; und daß Ihr immer, wo Ihr es für nöthig achtet, von den Ministern und Offizieren der Marine, die Nachrichten und Erkundigungen erhaltet, die Ihr zur Kenntniß des Ganzen und zu den deßfalsigen Verfügungen für nüzlich erachtet. Als wozu ich Euch die nöthige Kraft und Vollmacht ertheile; indem es mein Willen ist, daß Ihr habet und genießet, und daß alle Euch dafür erkennen und erkennen machen, die Betitelung, die Prärogative, Rechte und Obliegenheiten, die einem General-

Admiral von Spanien und Indien, und aller meiner Seemacht, und Protektor des Seehandels zukommen. Und zu Erfüllung alles dieses habe ich diesen königl. Befehl ausfertigen lassen, unterzeichnet von meiner Hand, gesiegelt mit meinem geheimen Siegel, und kontrasignirt durch meinen unterschriebenen Staatssekretär für das Marinewesen. Aranjuez, den 13. Jänner 1807.

Ich, der König.
Fr. Gv.

II.

Gott, welcher über die Geschöpfe wacht, gestattet die Ausführung schreklicher Thaten nicht, wenn die Opfer derselben unschuldig sind. Und so hat mich seine Allmacht aus der unerhörtesten Katastrophe errettet. Mein Volk, meine Unterthanen, Jedermann kennt meinen christlichen Wandel (mi cristiandad) und meine geregelte Lebensweise. Alle lieben mich, und von allen empfange ich die Beweise der Verehrung, welche die Ehrfurcht vor einem Vater gebietet, der seine Kinder liebt. In der Ueberzeugung dieses Glüks lebte ich als eine unbekannte Hand mich auf den abscheulichsten und unerhörtesten Anschlag aufmerksam machte, welcher in meinem eigenen Pallaste gegen meine Person geschmiedet wurde. Mein Leben, das so oft in Gefahr gewesen ist, war meinem Nachfolger zur Last geworden, der in seinem Vorurtheil, seiner Verblendung und völligen Verirrung von allen Grundsäzen des Christenthums, welche ihm meine väterliche Sorgfalt und Liebe beigebracht hatte, den Plan gefaßt, mich vom Throne zu stoßen. Ich wollte selbst die Wahrheit der Sache entdeken, überraschte ihn daher in seinem eigenen Zimmer, und fand die Ziffer des Einverständnisses und die Instruktionen bei ihm, welche er von den Uebelgesinnten erhalten. Ich rief meinen geheimen Gouverneur des Conseils zur Untersuchung, auf daß er, in Verbindung mit andern Ministern die gehörigen Nachforschungen anstellte. Alles dieses geschah, und so ergaben sich verschiedene Mitschuldigen, deren Gefangennehmung, so wie den Arrest meines Sohnes in seiner Wohnung, ich bereits dekretiret habe. Dieser Schmerz fehlte nun noch zu den

vielen, die mich quälen; aber wie er der schmerzlichste ist, so ist seine Heilung auch die nöthigste. Indeß befehle ich, das Resultat bekannt zu machen, indem ich meine Unterthanen von meiner Betrübniß unterrichte, welche durch die Beweise ihrer Loyalität verringert werden wird. — Verstehe das wohl, auf daß es in der gehörigen Form cirkulire.

S. Lorenzo, d. 30. Okt. 1807.

Ich, der König.

III.

Die Stimme der Natur entwaffnet den Arm der Rache, und wenn die Unbesonnenheit Erbarmung fleht, so kann sie ihr ein liebender Vater nicht versagen. Mein Sohn hat bereits die Urheber des schrecklichen Plans erklärt, den ihm einige Bösewichter beigebracht haben. Alles ist in Rechtsform, und mit der Skrupulosität geschehn, die das Gesez für solche Beweise fordert. Seine Reue und Furcht haben ihm folgende, an mich gerichtete, Vorstellungen eingegeben.

Gnädigster Herr!

Mein Vater. Ich habe ein Verbrechen begangen, habe gegen Ew. Maj. als König und Vater gefehlt. Aber es reut mich, und ich biete Ew. Maj. den demüthigsten Gehorsam an. Nichts hätte ohne Ew. Maj. Mitwissen geschehen sollen; aber ich ließ mich hintergehen. Ich habe die Schuldigen angegeben, und bitte Ew. Maj. um Verzeihung, daß ich sie die vorige Nacht belogen habe. Erlauben Sie Ihre königl. Füße zu küssen Ihrem dankbaren Sohn

San Lorenzo, d. 5. Nov. 1807.

Ferdinand.

Gnädigste Frau!

Meine Mutter, ich bereue das große Verbrechen sehr, welches ich gegen meine Eltern und Monarchen begangen habe. Mit der größten Demuth bitt' ich daher Ew. Majestät, daß Sie geruhen mögen, bei Papa zu intercediren, auf daß

Er erlaubt, seine königlichen Füße zu küssen, seinem dankbaren Sohn

St. Lorenzo, den 5. Nov. 1807.

Ferdinand.

In Rükſicht auf dieſe Vorſtellungen und auf die Bitten der Königin, meiner geliebten Gemahlin, verzeihe ich meinem Sohn, und werde ihm meine Gnade wieder ertheilen, wenn er mir durch ſeine Aufführung die Beweiſe einer wahren Reform in ſeinem ſchwankenden Benehmen gegeben haben wird. Zugleich befehle ich, daß die nemlichen Richter, die in dieſer Sache von Anfang an gearbeitet haben, darin fortfahren, und ſich Gehülfen geben, wenn ſie deren bedürfen; und daß ſie, nach Schluß der Unterſuchung, mir die dem Geſez, der Schwere des Verbrechens und der Qualität der Perſonen, auf die ſie zurückfallen, angemeſſene Sentenz vorſchlagen. Bei der Bildung des Proceſſes ſollen die Antworten zu Grund gelegt werden, welche der Prinz auf die an ihn gemachten Fragen gegeben, indem ſie alle von meiner Hand rubrizirt und unterzeichnet ſind, ſo wie auch alle Papiere, die man auf ſeinem Tiſch gefunden, und von ſeiner Hand abgefaßt ſind. Dieſer Befehl ſoll meinen Conſeils und Tribunalen mitgetheilt werden, und unter meinen Unterthanen cirkuliren, auf daß ſie darin mein Mitleid und meine Gerechtigkeit erkennen, und die Trauer und Beſorgniß mildern, in welche ſie mein erſtes Dekret verſezt hat. Denn darin werden ſie die Gefahr ihres Souveräns und Vaters ſehen, der ſie wie ſeine Kinder liebt, und dieſem gemäß von ihnen geliebt wird. — Verſtehet das wohl, auf daß es in Erfüllung gebracht werde.

St. Lorenzo, den 5. Nov. 1807.

Ich, der König.

IV.

Dekret in Bezug auf den Herzog von Infantado.

Der König, unſer Herr, hat bemerkt, daß Ew. Excel. ein Dekret von dem Prinzen, unſrem Herrn, angenommen hat, worin er Sie, als Souverän, zu einer Anſtellung in ſeinen Dienſt wählte; da Sie damit die höchſte Gewalt Sr. Maj. und die Güte, welche er für Sie gehabt, indem er Sie zu

den höchsten militärischen Stellen erhaben, und ihnen Ordens-Dekorationen gestattet hat, verkannt haben, so ist Sr. Maj. Willen, daß Ew. Excel. sechzig Stunden von dem Hof und den königl. Schlössern verwiesen sey, und daß Sie aufhören, als in seinen Kriegsdiensten stehend betrachtet zu werden. Sollte es geschehen, daß Ew. Excel. im geringsten diesem Befehl zuwider handelten, so wird solches als Hochverrath angesehen und bestraft werden. Es ist zur Erfüllung der Befehle Sr. Maj. nöthig, daß Ew. Excel. mich den Ort wissen lassen, den Sie zu ihrem Aufenthalt wählen.

Aranjuez, den 27. Jänner 1808.

Marquis de Caballero.

V.

Befehl in Bezug auf den Kanonikus Escoiquiz.

Als der König, unser Herr, Ihnen die Sorge für die Erziehung des Prinzen von Asturien, unseres Herrn, anvertraute, glaubte Se. Maj., daß Ihr geistlicher Stand, und die besondere Verbindlichkeiten, welche Sie demselben für ihre erste Erziehung, für die Ehrenstellen, Auszeichnungen und großen Einkünfte, die Ihnen seine Maj. ertheilt haben, eben so viele Beweggründe für Sie seyn würden, keine der heiligsten Pflichten gegen Dieselbe zu verlezen. Se. Maj. hat aber mit dem größten Unwillen gesehen, wie Sie nur daran gearbeitet, das Herz seines Sohns zu verderben, zu verführen, und von den Ideen der guten Moral und des Evangeliums zu entfernen.

Diese Ihre Aufführung verdiente die strengste Aeußerung Seines Zorns. Da aber Se. Maj. größere Rücksicht auf Ihren Stand, als Ihre Person nimmt, so hat Er beschlossen, daß Sie in das Kloster von Tardu, mit ausdrüklichem Verbot, nach Madrit, oder andern Aufenthaltsorten des Hofs zu kommen, damit ie da lernen, als guter Christ und Geistlicher zu leben und zu sterben. Sie haben da alle Religionsübung mitzumachen, und sollen obgenanntes Kloster nicht anders, als auf ausdrüklichen Befehl Sr. Maj. verlassen. Solches theil ich Ihnen zu seiner Erfüllung mit.

Aranjuez, den 27. Jan. 1808.

Caballero.

VI.

Befehl an den Marquis von Ayerbe, Kammerherrn des Prinzen von Asturien.

Ew. Excellenz. Nicht nur der Kammerherrnschlüssel, mit deme Ew. Excel. geziert ist, sondern noch mehr das Zutrauen, mit welchem der König, unser Herr, Sie beehrte, indem Er Sie zum Dienste seines Sohns, des Prinzen von Asturien unsers Herrn, bestimmte, hätten Ew. Excel. immer Ihre Pflichten vorhalten sollen. Sie haben Sie aber, so wie den Schwur, den Sie geleistet, vergessen, und dem König viele wichtigen Dinge verschwiegen, deren Mittheilung Ihre Schuldigkeit gewesen wäre.

Und ob Ew. Excel. gleich verdiente, daß Se. Maj. ein warnendes Beispiel für ähnliche Fälle an Ihnen gäbe, so hat sich seine Gnade doch dahin bewogen, Sie in einer Entfernung von vierzig Stunden aus der Hauptstadt und den Aufenthaltsorten des Hofs zu exilieren. Sie können ihren Aufenthalt, Saragoza ausgenommen, wählen wo Sie wollen, dürfen ihn aber ohne ausdrüklichen Befehl Sr. Maj. nicht verlassen.

Aranjuez, den 27. Jänner 1808.

Caballero.

VII. VIII. IX. X.

Aehnliche Befehle an die Grafen von Orgaz, und Bornos, an de Villena und Giraldo.

XI.

Cirkulär des Grosherzogs von Berg an die Intendanten, Gouverneurs und Deputirten von Burgos, Biscaya, Alava, Guipazcoa u. s. w.

Meine Herren Deputirten!

Ich habe vor vierzehn Tagen Paris verlassen, um den Oberbefehl der Truppen Sr. Maj. des Kaisers zu übernehmen. Bei meinem Eintritt in Spanien erfuhr ich, daß Eure Provinzen beträchtliche Vorschüsse für die franz. Truppen gemacht haben, und alle diese Ausgaben den Provinzen selbst zur Last fallen. Se. Maj. hat mir aufgetragen, Euch zu erkennen zu geben, daß sie mit der grösten Genauigkeit für alle Unkosten, den ihnen

die Truppen machen könnten, entschädigt werden sollen, und ich lade Euch daher ein, die Rechnungen davon an den Intendanten der Armee einzureichen.

Seit ich in Eurer Mitte bin, habe ich die guten Gesinnungen, welche Euch beleben, erkannt, und Sr. Maj. dem Kaiser Nachricht davon gegeben, welcher die Spanier ganz besonders schäzt und liebt, und von ganzem Herzen zum Wohl dieser Länder beitragen möchte. — Und damit bitte ich Gott u. s. w.

Burgos, im großen Hauptquartier der
franz. Armee, d. 13. März 1808. Joachim.

XII.

Französischer Armeebefehl.

Se. Maj. der Kaiser weiß, daß die Offiziere und Soldaten Seiner Armee in Spanien beträchtlich auf den Wechsel verlieren, und hat darum befohlen, daß dieser Verlust von dem Schaz getragen werden solle. Dem zu Folge wird von dem Augenblik des Eintrittes der Truppen in Spanien eine besondere Rechnung eröffnet, bei welcher die Münzverschiedenheit berüksichtigt werden soll. Se. Maj. hat zugleich die gute Mannszucht, die die Armee beobachtet, erfahren, und bezeugt Seine Zufriedenheit. Er ladet sie ein, immer ein gleich ehrenvolles Benehmen fortzusezen, und die spanische, in so vielen Rüksichten schäzbare Nation mit der grösten Achtung zu behandeln. Der franz. Soldat muß sich gegen die Spanier, wie gegen seine Landsleute, benehmen, und die alte Freundschaft beider Völker muß sich unter diesen Umständen noch mehr befestigen. Se. Maj. hat keine andre Absicht, als den Nuzen und Vortheil der spanischen Nation, für die Er jederzeit die gröste Achtung gehegt hat.

Burgos, den 13. März 1808.

Joachim.

XIII.

Bekanntmachung.

Geliebte Unterthanen!

Eure edle Bewegung unter den gegenwärtigen Umständen ist mir ein neues Zeugniß und eine neue Versicherung der Gefühle

eurer Herzen, und Ich, der ich euch, wie ein Vater liebe, beeile mich, euch in eurer gegenwärtigen Beängstigung zu trösten. Athmet ruhig, und wißt, daß die Armee meines theuren Alliirten, des Kaisers der Franzosen, mein Reich mit friedlichen und freundschaftlichen Gesinnungen durchzieht. Ihre Bestimmung ist, sich auf Punkte zu verfügen, welche von einer Landung des Feinds bedrohet sind. Die Zusammenziehung des Korps meiner Garden hat nicht den Zwek, meine Person zu vertheidigen, oder mich auf einer Reise zu begleiten, deren Nothwendigkeit euch die Bosheit vorgespiegelt hat. Umgeben von der unerschütterlichen Loyalität meiner geliebten Unterthanen, von der ich so unzweifelbare Beweise habe, was kann ich fürchten? Und wenn die dringendste Nothwendigkeit es erforderte, sollt ich an den Kräften zweifeln, welche eure edelmüthigen Herzen mir anbieten? Nein; diese Nothwendigkeit werden meine Völker nie sehen. Spanier, beruhiget eure Geister! Benehmet euch, wie bisher, gegen die Truppen des Alliirten eures guten Königs, und ihr werdet in wenigen Tagen den Frieden in euren Gemüthern wiederhergestellt, und mich im Genuß dessen sehen, was mir der Himmel im Schooß meiner Familie und eurer Liebe bestimmt hat.

Aranjuez, den 16. März 1808.

Ich, der König.
Cevallos.

XIV.

Bekanntmachung.

Don Bartolomé Muñoz de Torres u. s. w.

Ich bezeuge, daß mir durch Se. Excel., den Herrn Pedro Cevallos, ersten Staats-Sekretär, Sr. Excel., dem Herrn Dekan, geheimen Gouverneur des Conseils, folgender königliche Befehl mitgetheilt worden ist:

„Ew. Excel. Auf daß Sie von dem Vorfall der vergangenen Nacht in dem königl. Schlosse unterrichtet, dieser Inwohnerschaft es bekannt machen, und dem Conseil die Realität der Ereignisse mittheilen können, und um iede aufrührerische Anmassung zu verhüten, muß ich Ihnen auf königl. Befehl melden, daß um Ein Uhr in der Nacht ein Rencontre zwischen

einigen Husaren und Gards du Corps statt gefunden hat. Diesem folgte die Vereinigung mehrerer andrer Militärs und Landleute, welche durch das falsche Gerücht einer Entfernung des königl. Paares mit Ihrer königl. Familie aufgeregt worden waren. Es ist gegenwärtig fünf Uhr Morgens, und ich habe das Vergnügen, Sie zu versichern, daß das Volk sich beruhigt hat, und überzeugt ist, daß Ihre Majestäten nicht daran denken, und nie daran gedacht haben, den Schooß ihrer geliebten Unterthanen zu verlassen. Ich beeile mich, Ew. Excel. diese wichtige und günstige Nachricht mitzutheilen, auf daß sie im Conseil bekannt gemacht, zur Notiz des Publikums komme, und dadurch alle Verführung und Anmassung verhütet werde. Gott bewahre Ew. Excel. viele Jahre.

Aranjuez, den 18. März 1808.

Pedro Cevallos.

Bekannt gemacht im vollen Conseil, und daß es zu Jedermanns Kundschaft komme u. s. w.

Madrid, den 18. März 1808. Muñoz.

XV.

Befehl.

Da franz. Truppen, mit der Bestimmung nach Cadiz, in die Stadt und ihre Umgebungen einrüken werden, so hat Se. Maj. solches dem Conseil, in Folge eines königlichen Befehls an den Dekan und geheimen Gouverneur unter gestrigem Datum durch Se. Excel., den Herrn Marquis Caballero, mitgetheilt, und unter andrem verordnet, daß dem Publikum bekannt gemacht werde, wie es der königl. Wille sey, daß genannte Truppen in der Zeit, da sie in Madrit und dessen Umgebungen sind, als die Truppen des innigsten Allirten Sr. Maj. mit derjenigen Offenheit, Freundschaft und gutem Zutrauen behandelt werden, welche der Allianz angemessen ist, die zwischen dem König, unsrem Herrn, und dem Kaiser der Franzosen besteht. Dieses soll dem Publikum auf Befehl des Conseils bekannt gemacht werden, indem das höchste Tribunal von der Einsicht und Treue dieses Volkes hofft, daß Sr. Maj. königl. Wille aufs genaueste befolgt werde.

Madrid, den 18. März 1808. Muñoz.

XVI.

Bekanntmachung.

Auf königl. Befehl, welcher diesen Abend durch Se. Excel. den Herrn Marquis Caballero Sr. Excel. dem geheimen Gouverneur des Conseils mitgetheilt wurde, macht man diesem bekannt, daß der König, unser Herr, geruht hat, den Prinzen von Asturien, unsern Herrn, zu bevollmächtigen, den Prozeß gegen den, bereits arretierten, Don Manuel Godoy zu bilden. Das Conseil, hievon in der Wohnung Sr. Hoheit unterrichtet, hat die Bekanntmachung dieses im Publikum gestattet; überdieß, daß die Güter und Effekten, welche in den Häusern genannten D. Manuel Godoy sich finden, Sr. Maj. gehören; — alles dieses, damit das Volk, im Vertrauen auf Dero Gerechtigkeit und die des Conseils sich beruhige, wie von dessen Loyalität gehoft wird; und daß Jedermann sogleich sich in seine Wohnung verfüge, damit man aus keinem Grund und unter keinem Vorwand die bekannte Treue und Unterwürfigkeit dieser Inwohnerschaft in Zweifel ziehen könne, und das höchste Tribunal nicht genöthigt werde, andre Maasregeln zu ergreifen.

Madrid, den 19. März 1808.

Muñoz.

XVII.

Dekret.

Da meine kränklichen Umstände mir nicht gestatten, länger die schwere Last der Regierung meiner Königreiche zu tragen, und ich, zur Wiederherstellung meiner Gesundheit, genöthigt bin, in einem gemäßigten Clima die Ruhe des Privatlebens zu genießen, so habe ich nach reiflichster Ueberlegung beschlossen, meine Krone in die Hände meines Erben und sehr geliebten Sohnes, des Prinzen von Asturien, niederzulegen. So ist denn mein königlicher Wille, daß Er als König und natürlicher Herr aller meiner Königreiche und Herrschaften anerkannt, und ihm als solchem geborcht werde. Und damit dieses, mein königliches Dekret, einer freien und freiwilligen Abdikazion seine genaue und schuldige Erfüllung erhalte, so werdet ihr es dem Conseil, und denen, die es angeht, mittheilen.

Aranjuez, den 19. März 1808.

(An den D. Pedro Cevallos.) Ich, der König.

XVIII.

Da durch die Abdikation seiner königl. Krone, welche mein verehrter Vater zu meinen Gunsten gemacht hat, die Staats-Sekretäre und del despacho, D. Pedro Cevallos, Marquis Caballero, D. Antonio Olaguer Feliu, der Bailli Frey, D. Francisco Gil und D. Miguel Cayetano Soler, ihrer Aemter entledigt sind, und meine Ernennung nöthig ist, so habe ich sie, in Betreff der Departements, welchen jeder vorstand, und in Rükſicht auf die Eigenschaften, welche sie besizen, bestätigen wollen.

Aranjuez, d. 19. März 1808.

(An D. Pedro Cevallos.)

Ich, der König.

XIX.

In Betrachtung, daß die Minister meines königl. Conseils und der Tribunale meines Königreichs meiner Bestätigung bedürfen, um in ihren respektiven Bestimmungen fortzufahren, so habe ich nach der Thronabsagung meines erlauchten Vaters für gut befunden, sie in denselben für die Zeit meines Willens zu bestätigen. Verstehet das wohl, und theilt es allen Conseils, und denen, die solches angeht, mit.

Aranjuez, d. 19. März 1808.

(Dem Dekan des Conseils.)

Ich, der König.

XX.

Mein erlauchter Vater und Herr hat für gut befunden, durch sein königl. Dekret vom 18ten dieses dem D. Manuel Godoy, Friedensfürsten, sein Amt als General-Admiral von Spanien und Indien abzunehmen, welches Er ihm durch die königl. Beschlüsse vom 13. Jänner und 27. Februar vergangenen Jahres ertheilt hatte, worinn der ganze Wirkungskreis die Privilegien und Vortheile, die mit dieser Stelle und in Bezug auf das Tribunal der Admiralität verbunden sind, bestimmt waren. Um allen Schwierigkeiten, welche sich in der Ausfertigung der Geschäfte des Seewesens ergeben könnten, vorzubeugen, befehle ich, daß Alles in den Zustand zurükkeh-

ren, in welchem es vor genanntem königl. Beschluß vom 13. Jönner gewesen ist; und beschließe ich, daß ein höchstes Conseil für die Marine, mit dem Vorzug, daß meine königliche Person selbst den Vorsiz darinn führt, und mit denselben Prärogativen und Funktionen für diesen Zweig, welche das höchste Kriegsconseil hat, errichtet werde. Dieses Tribunal soll aus den sowohl militärischen, als gelehrten Gliedern bestehn, welche ich zu ernennen für gut finden werde, damit sie in allen Materien der Gerichtspflege, sowohl in bürgerlichen, als peinlichen Fällen, so weit sie die Marine angehn, erfahren sind, und mir ihren Rath in allem ertheilen, worüber ich ihre Meinung zu vernehmen für gut finden werde.

Aranjuez, d. 20 März 1808.

(An Frey D. Francisco Gil.)

Ich, der König.

XXI.

Obgleich D. Pedro Cevallos, mein erster Staatssekretär, seine Entlassung aus diesem Amt, aus verschiedenen Gründen, die er mir auseinandergesezt, gegeben, so habe ich sie doch nicht angenommen. Denn ich weiß sehr wohl, daß er, troz seiner Verbindung mit einem Geschwisterkind des Friedensfürsten, D. Manuel Godoy, nie in die Ideen und ungerechten Plane eingegangen ist, welche man diesem Mann zur Last legt, und über die ich eine Untersuchung befohlen habe — welches beweißt, daß er ein edles, und seinem Souverän getreues Herz hat, das ich nicht verkennen darf. Es ist mein Wille, daß dieses bekannt gemacht, und zur Kenntniß aller meiner Unterthanen gebracht werde.

Aranjuez, d. 21. März 1808.

(An den Marquis Caballero.)

Ich, der König.

XXII.

Die innern Communikationen des Königreichs, welche unter Eurer Sorge stehen, verdienen meine besondre Aufmerksamkeit, und darum habt ihr mir in möglichster Kürze eine genaue Nachricht von den Canälen und Wegen zu geben, an denen man baut, und welche ihr projektirt habt. Zugleich

trage ich euch auf, daß ihr vorzugsweise mir die Mittel angeben sollt, den Canal des Manzanares zu beendigen, und das Projekt, die Wasser des Flusses, Jarama, in die Stadt Madrid zu führen, in Erfüllung zu bringen.

Aranjuez, d. 22. März 1808.

(An D. P. Cevallos.)

Ich, der König.

XXIII.

In Betrachtung, daß die Individuen meines Staatsraths, und der Sekretär des Staats und der Regierung meines genannten Raths, D. Joseph Garcia de Leon y Pizarro meiner Bestätigung bedürfen, um seit der Abdikation meines erlauchten Vaters in ihren respektiven Aemtern fortzufahren, will ich sie für die Zeit meines Willens bestätigt haben. Verstehet das wohl, und theilet es denen mit, die es angeht.

Aranjuez, d. 22. März 1808.

(An D. P. Cevallos.)

Ich, der König.

XXIV.

Meinem Wunsche gemäß, das Wohl meiner geliebten Unterthanen auf alle mögliche Weise zu befördern, und überzeugt von dem Nuzen, welchen die Verminderung der großen und kleinen Jagd für die Stadt Madrid und ihre Umgebungen haben muß, auf daß die Wölfe und Füchse ausgerottet, damit viele unbenuzte Ländereien angebaut, und zur Weide für die Hauptstadt benuzt, und dieselbe gehörig mit Holz und Kohlen versorgt werden könne; habe ich beschlossen, diesen Gedanken ins Werk zu sezen. Da mich aber die wichtigen Sorgen, von denen ich mich umgeben sehe, im Augenblik keine Zeit zur Ausführung desselben erlauben, so behalte ich mir die einzelnen Verordnungen für die Zukunft vor. Indessen machet ihr diesen meinen königl. Beschluß bekannt, und schlaget mir die Ideen vor, welche ihr in diesem Punkt für die passendsten haltet.

Aranjuez, d. 22. März 1808.

(An P. Cevallos.)

Ich, der König.

XXV.

Edikt.

Don Arias Antonio Mon y Velarde, Dekan und geheimer Gouverneur des Conseils.

In verschiedenen Befehlen, welche ich eben erhalten, geruht der König, unser Herr, Ferdinand VII. mich wissen zu lassen, daß Se. Maj. beschlossen, ohne Verzug alle Güter und Effekten, Aktionen und Ansprüche des D. Manuel Godoy, wo sie auch seyen, zu konfisciren, zu welchem Ende dieselbe alle nöthigen Maaßregeln ergriffen; indem sie alle Sr. Maj. gehören; daß Er beschlossen, in Kurzem in diese Hauptstadt zurükzukehren, um sich proklamiren zu lassen; indeß wünscht Er, daß das Volk von Madrid, welches Seiner königl. Person so zugeeignet und unterthänig ist, Ihm zuvor die Beweise von Stille und Ruhe gebe, besonders da die nachdrüklichsten Befehle gegen D. Manuel Godoy, seine Güter und Renten die ihm nicht gehören, gegeben sind; daß Er ernstlich mit dem Gedanken beschäftigt ist, alle seine geliebten Unterthanen, die um Seinetwillen gelitten, zu entschädigen; und daß Er unaufhörlich daran denkt, und nie aufhören wird, alle Maaßregeln zum Glüke seines Volkes zu nehmen. Endlich benachrichtiget mich Se. Maj. daß Er zum Obrist seiner königl. spanischen Garden den Herzog von Infantado ernennt, und ihm die Präsidenz von Castilien ertheilt. Als womit der König, unser Herr, zugleich allen Personen, welche in den Vorfall vom Escorial verwikelt waren, erlaubt, sich um die Person Sr. Maj. einzufinden. Und damit dieß zu Jedermanns Kenntniß komme, und das loyale Publikum von Madrid wisse, wie sehr der König, unser Herr, mit seinem Glük und seiner Zufriedenheit beschäftigt ist, hat Er mir befohlen, dieses bekannt zu machen, als welches durch Gegenwärtiges geschieht.

Madrid, d. 20. März 1808.

D. Arias Mon.

XXVI.

Das Conseil an das Publikum von Madrid.

In den glüklichen Augenbliken der Erhebung des Königs, Ferdinands VII, auf den Thron von Spanien, darf nichts

die öffentliche Ruhe stören. Seine loyalen Unterthanen haben Sr. Maj. sehr frühzeitige Proben ihrer Anhänglichkeit und Zuneigung gegeben, und diese dürfen nicht zweifeln, daß die Liebe Sr. Maj. zu ihnen alles Mögliche anwenden wird, um das allgemeine Wohl zu befördern, und die Wünsche der Bewohner von Madrid zu erfüllen. Für so hohe Zweke ist die öffentliche Ordnung das Allerwichtigste, und damit diese versichert sey, schmeichelt sich das Conseil, daß alle Bewohner und Nachbarn dieser getreuen Stadt in ihre Häuser zurükkehren, und die vollkommenste Ruhe beobachten werden, indem sie überzeugt seyn dürfen, daß sie damit Sr. Maj. in den ersten Augenbliken von Dero glüklichen Regierung den sichersten Beweis von der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen, und den Stimmen der Treue geben werden, welche man in diesen Tagen hört.

Daß dieses Copie des Originals sey, bezeugt

Madrid, d. 20. März 1808.

Muñoz.

XXVII.

Edikt.

Don Arias Antonio Mon u. s. w.

In einem königl. Befehl, den ich durch einen Außerordentlichen erhalten, sagt man mir, daß Se. Maj. beschlossen hat, nächsten Donnerstag, den 24sten dieses, mit den königl. Personen von dero geliebten Brüder, Oheim und Neffen von Aranjuez in diese Stadt zurükzukehren. Zugleich wird mir befohlen, dieß dem Publikum bekannt zu machen, und dasselbe zu versichern, daß es am genannten Tage das Verlangen, welches es gezeigt, Se. Maj. zu sehen, erfüllt finden wird, besonders wenn es ihm in dieser Zwischenzeit die Beweise geben wird, daß Alles zur Ruhe und schuldigen Ordnung zurükgekehrt ist. Und damit dieß zu Jedermanns Kentniß komme, u. s. w.

Madrid, d. 21. März 1808.

Arias Mon.

XXVIII.

D. Bartolome Muñoz de Torres, vom Conseil Sr. Maj. u. s. w.

Ich bezeuge, daß durch Se. Exc. den Herrn D. P. Cevallos, ersten Sekretär des Staats und des Despacho, Sr. Exc. dem Hrn. Dekan und geheimen Gouverneur des Conseils folgender königl. Befehl zugekommen ist.

„Ew. Exc. Eine der ersten Sorgen des Königs, unsers Herrn seit Seiner Thronbesteigung war, dem Kaiser der Franzosen, und König von Italien solch glükliches Ereigniß kund zu machen, und Sr. Kais. und Kön. Maj. zugleich zu versichern, daß Er, belebt von den Gesinnungen Seines erlauchten Vaters, weit entfernt, im geringsten sein politisches System in Bezug auf Frankreich zu verändern, vielmehr auf jede mögliche Weise die Bande der Freundschaft und engen Allianz, welche glüklicher Weise zwischen Spanien und dem französischen Reich besteht, noch enger zu schließen suchen wird. Se. Maj. befiehlt mir, dieses Ew. Exc. mitzutheilen, auf daß es im Conseil bekannt gemacht wird, und dieses Tribunal dem zu Folge, alle Maasregeln ergreift, um die öffentliche Ruhe in Madrid wieder herzustellen, und den französischen Truppen, welche im Begriff sind, in diese Stadt einzumarschiren, alle mögliche Hülfe zu leisten, indem es besonders das Volk zu versichern hat, daß dieselben als Freunde, und um dem König der Nation nüzlich zu werden, ankommen. Se. Maj. verspricht sich von der Weisheit des Conseils, daß es, von dem lebhaften Verlangen benachrichtiget, welches dieselben für die täglich größere Befestigung der Bande, die Se. Maj. mit dem Kaiser der Franzosen und König von Italien verbinden, belebt, alle Mittel ergreifen wird, die in seiner Gewalt sind, um dem Volk von Madrid die nämlichen Gesinnungen einzuflößen. Gott bewahre Ew. Exc. viele Jahre.

Aranjuez, d. 20. März 1808.

Pedro Cevallos.

Bekannt gemacht im vollen Conseil heute u. s. w. bezeugt

Madrid, d. 21. März 1808.

D. B. Muñoz.

XXIX.

Französischer Armeebefehl.

Soldaten! Ihr seyd im Begriff, in die Hauptstadt einer befreundeten Macht einzuziehn. Ich empfehle Euch die größte Disciplin, die beste Ordnung und die größte Achtung vor ihren Einwohnern. Dieß ist eine alliirte Nation, welche in der französischen Armee ihren getreuen Freund, und Dankbarkeit für die gute Aufnahme finden muß, welche euch in den Provinzen, die ihr durchwandert habt, zu Theil geworden.

Soldaten! Ich hoffe, daß dieß, was ich Euch empfohlen, genug sey. Euer bisheriges Benehmen bürgt mir dafür... Sollte aber Einer unter Euch vergessen, daß er ein Franzose ist, so wird er auf das strengste bestraft werden. Dem zufolge befehle ich:

Daß jeder Offizier, welcher Pflichtvergessen genug ist, irgend ein Verbrechen zu begehn, seiner Stelle entlassen, und einer Militärkommission übergeben wird;

Jeder Soldat, welcher des Diebstahls, der Verhehlung oder Gewaltthat überwiesen wird, wird erschossen.

Jeder Sergeant oder Soldat, welcher überwiesen wird, daß er einen Bewohner beleidigt oder mißhandelt hat, wird nach aller Strenge der Gesetze bestraft.

Jeder Sergeant oder Soldat, welcher betrunken in einer Straße gefunden wird, wird acht Tage lang krumm geschlossen, und der Sergeant degradiert.

Jeder Sergeant oder Soldat, welcher sich nach der Reträte in den Straßen findet läßt, erhält zween Tage Arrest.

Herren Generale, Chefs der Regimenter und Commandanten in Madrid, wachet über der Ausübung gegenwärtigen Befehls, der in den Compagnien abgelesen werden wird.

Madrid, d. 22. März 1808.

Joachim.
Grouchy.

XXX.

Bekanntmachung.

Der König, unser Herr, befiehlt, und in Seinem königl. Namen die Alkalden Seines königl. Hauses und Seiner Haupt-

ſtadt, daß, nachdem Se. Maj. beſchloſſen, ſich heute den 24. dieſes, begleitet von Ihren geliebten Brüdern, Oheim und Neffen in den hieſigen königl. Pallaſt zu verfügen, alle diejenigen, welche ſich auf dem Wege befinden könnten, die Stille, Ruhe und ſchuldige Ordnung, und den größten Anſtand (Compostura) in Handlungen und Worten beobachten, und allen Grund zu Unannehmlichkeiten vermeiden ſollen, welche die Freude ſtören könnten, die herrſchen, und ſich bei ſo glüklicher Gelegenheit, äußern muß, wie es der Loyalität und Liebe gegen ſeinen erlauchten Souverän anſteht, welche beſonders dieſe Hauptſtadt auszeichnet. Dem zu Folge iſt es nöthig, daß eine Stunde vor dem Einzug Sr. Maj. und Ihrer Hoheiten, kein Wagen durch die Straße paſſiert, ausgenommen die der königl. Perſonen und ihrer königl. Begleitung, und daß diejenigen, deren Häuſer in den Straßen ſtehn, wo der Zug durchkommt, und die ausfahren wollen, ſolches um eine Stunde früher thun. Eben ſo wenig werden ſich Perſonen zu Pferde, Karren und andre Fuhrwerke in die Straße verfügen. Die Knaben und andre Perſonen ſollen nicht auf die Dächer ſteigen, und es wird alle Verbindung mit den übrigen Straßen abgeſchnitten werden. Es darf nichts von den Balkons und Fenſtern herabgeworfen, und von dieſen müſſen die Jalouſien, Bretter, Blumentöpfe und andre Dinge, welche fallen oder hindern könnten, weggenommen werden. Man ſoll keine Palmen, Pfähle, Fahnen u. a. Gegenſtände, die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen könnten, in die Straße bringen. Ueberhaupt verlangt man von dem Volk, daß es ſich auf eine anſtändige, und der Freude des Tags würdige Weiſe betrage. Und damit dieſes zu Jedermanns Kenntniß komme, und Niemand im Uebertretungsfall ſich mit Unwiſſenheit entſchuldigen kann, ſoll dieſe Bekanntmachung in der gewöhnlichen Form publizirt, und gedrukt angeheftet werden u. ſ. w.

Madrid, d. 23. März 1808.

Die Copie beſcheint:

D. Ignazio Antonio Martinez.

XXXI.

Bericht an Se. kais. und kön. Hoheit den Großherzog von Berg u. s. w.

Den Befehlen Ew. Hoheit gemäß bin ich mit dem Brief Ew. Hoheit an die Königinn von Etrurien in Aranjuez gewesen. Es war Morgens acht Uhr. Sie lag noch im Bette, aber stand sogleich auf, und ließ mich hereintreten. Ich übergab Ihr den Brief, dessen Ueberbringer ich war, und Sie bat mich, einen Augenblik zu warten, indem Sie ihn, wie Sie sagte, mit Ihren königlichen Eltern lesen wollte. Eine halbe Stunde nachher sah ich die Königinn von Etrurien mit dem König und der Königinn von Spanien hereintreten.

Der König sagte mir, daß Er Ew. Kais. Hoheit sehr verbunden sey für die viele Theilnahme, die Sie an Seinem Unglük nähmen, welches um so größer wäre, da Sein eigener Sohn der Urheber davon sey. Se. Maj. fügte hinzu, daß man diese Revolution künstlich vorbereitet, Geld ausgetheilt habe, und daß die hauptsächlichsten Urheber derselben Sein Sohn und der Justizminister, Herr Caballero, seyen; daß Er sich, um Sein und der Königinn Leben zu retten, gezwungen gesehen, der Krone zu entsagen; daß er gewußt, daß man ihn ohne diesen Akt in der Nacht ermorden würde; daß das Benehmen des Prinzen von Asturien um so schrecklicher sey, da seine Eltern sein Verlangen zu regieren gekannt, und in Rükſicht auf die sechzig Jahre des Königs, übereingekommen seyen, ihm die Krone abzutreten, wenn er sich mit einer französischen Prinzessin verbinden würde, wie Ihre Majestäten sehnlichst gewünscht haben. Er sagte mir weiter, der Prinz von Asturien verlange, daß er sich mit der Königin nach Badajoz, auf der Gränze von Portugal, zurükziehen solle; daß Er ihm die Bemerkung gemacht, das Clima dieser Gegend stehe Ihm nicht an, und daß er ihn gebeten, Ihn einen andern Aufenthalt wählen zu lassen; daß Er vom Kaiser die Erlaubniß zu erhalten wünsche, sich ein Gut in Frankreich zu kaufen, um da seine Tage zu beschließen. Die Königin sagte mir, sie habe Ihren Sohn gebeten, Ihre Abreise nach Badajoz zu verschieben, daß das aber vergebens sey, und sie

nächsten Montag abreisen müßten. Bei meiner Entlassung sagte mir der König: „ich habe an den Kaiser geschrieben, und lege mein Schikſal in seine Hände. Ich wünschte ihm, meinen Brief durch einen Courier zu schiken; allein ich kann keine bessere und sicherere Gelegenheit finden, als die, welche mir Se. Hoheit anbietet.“ Auf dieses gieng der König aus dem Saal in sein Kabinet, von wo er kurz darauf mit beiliegendem Brief in der Hand zurükkam, den er mir mit diesen Worten überreichte. „O wie traurig iſt meine Lage! Man zwang mich, den Friedensfürſten zu entfernen, den sie zum Tod verurtheilen wollen. Und worinn besteht sein Verbrechen? daß er mir sein ganzes Leben hindurch zugethan war.“ Zu diesem sagte Er noch, daß Er alles Mögliche versucht habe, seinen unglüklichen Freund zu retten; daß aber Jedermann taub gegen seine Bitten gewesen sey, und nur Rache verlangt habe; daß der Tod des Friedensfürſten den seinigen beschleunigen würde, und Er ihn nicht überleben könnte.

Aranjuez, d. 23. März 1808.

Unterz. Demonthion.

XXXII.

Brief Cars IV. an den Kaiſer Napoleon.

Mein Bruder und Herr! Ew Maj. wird schon mit Theilnahme die Vorfälle von Aranjuez und ihre Resultate erfahren haben, und gewiß nicht ohne einiges Interesse einen König ansehn, der, gezwungen, seine Krone niederzulegen, sich in die Arme eines großen Monarchen, und seines Alliirten wirft, und sich ganz und für alles in seine Verfügung ergiebt; denn das iſt das Einzige, was sein Glük, und das seiner ganzen Familie, und seiner getreuen und geliebten Unterthanen machen kann. Ich habe mich zur Losſagung von meinem Diadem zu Gunſten meines Sohnes nur durch die Macht der Umſtände gezwungen, und als das Geräuſch der Waffen und das Geſchrei der empörten Garden mir zu erkennen gaben, daß ich zwiſchen dem Leben und dem Tod der Königin zu wählen hatte, hergegeben Ich sah mich genöthigt, meine Krone niederzulegen, aber sicher heute und voll Vertrauen auf den Edelmuth und das Genie des großen Mannes, wel-

cher sich immer als meinen Freund gezeigt hatte, hab' ich beschlossen, Seiner Entscheidung mein Schikſal, das der Königin und des Friedensfürſten zu überlaſſen. Ich wende mich an Ew Kaiſ. und Kön. Maj. mit einer Proteſtation gegen die Ereigniſſe von Aranjuez und meine Abdikation. Ich vertraue ganz allein auf das Herz und die Freundſchaft Ew. Kaiſ. und Kön. Maj. und damit bitte ich Gott, daß Er Sie in ſeinem heiligen würdigen Schuz behalte.

Aranjuez, d. 23. März 1808.

Bruder und Herr,

Ew. K. u. K. Maj. affektionirteſter Bruder u. Freund,

Carl.

XXXIII.

Proteſtation Carls IV.

Ich proteſtire und erkläre, daß ich zu Allem, was ich in meinem Dekret vom 19ten März, in Bezug auf die Abtretung meiner Krone an meinen Sohn geſagt habe, gezwungen wurde, um dadurch gröſſeres Unglük, und das Vergieſſen des Bluts meiner geliebten Unterthanen zu verhüten, und daß ſolches Alſo null und nichtig iſt.

Aranjuez, den 21. März 1808.

Ich, der König.

IV.

Wie viel Wahrſcheinlichkeit haben die Engländer, unter den gegenwärtigen Umſtänden Eroberungen im ſpaniſchen Amerika zu machen?

Die ungemeine Schnelligkeit, womit die Engländer im Jahre 1806 Buenos Ayres eroberten, führte zu der Vermuthung, daß Verrath im Spiele geweſen ſeyn müſſe. Dieſe Vermuthung iſt ſeitdem hinlänglich beſtätigt worden; zwar nicht durch das Eingeſtändniß der engliſchen

Regierung selbst, wohl aber durch Bekenntnisse von Personen, welche über den eigentlichen Zwek der Expedition nach dem südlichen Amerika vollständig unterrichtet waren.

Schon im Jahre 1805 kam ein naher Verwandter des Generals (jezigen Vice-Königs) Liniers nach London, um mit der englischen Regierung über die Unabhängigkeit des Königreichs Rio de la Plata zu unterhandeln. Ob die Bewegungsgründe zu dieser Unterhandlung mehr in dem Verhältnisse der Colonie zu dem Mutterlande, oder in dem Verhältnisse der Familie Liniers zu dem Vice-König von Buenos Ayres lagen, bleibt unausgemacht; genug die englische Regierung ließ sich bereit finden, das Unternehmen der Unabhängigkeit zu unterstüzen, und der Proceß, in welchen Sir Home Popham späterhin verwikelt wurde, hat hinlänglich bewiesen, daß er nicht aus eigener Machtvollkommenheit, sondern in Auftrag des Premier-Ministers Pitt die Expedition von dem Vorgebirge der guten Hoffnung nach Rio de la Plata unternommen habe. Ich sage: die englische Regierung ließ sich bereit finden, das Unternehmen der Unabhängigkeit zu unterstüzen. So lautete wenigstens ihr Versprechen. Bei sich selbst wünschte sie, einen Versuch zu machen, ob sich das Mißvergnügen der Spanier in Amerika nicht zu Eroberungen benuzen ließe.

Ihre Neigung dazu mußte um so stärker seyn, da sie von den Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens sehr wenig unterrichtet war. Einer der entschlossensten Vice-Admirale (Sir Home Popham) erhielt den Auftrag und segelte bekanntlich mit den nöthigen Landungstruppen im Mai 1806 nach Buenos Ayres ab. Dem Vice-König von Buenos Ayres ganz unerwartet, erschienen die Engländer am 24. Jun. desselben Jahres unweit Buenos Ayres. Er schikte ihnen die Truppen entgegen, die zu seiner Disposition standen. Es hing nur von den Spaniern ab, die Engländer, in so fern sie feindselige

Absichten nährten, in wenigen Stunden, wo nicht zu vernichten, doch wenigstens zu einem plözlichen Rükzug zu bewegen. Hiervon geschah nicht nur nichts, sondern die spanischen Truppen zogen sich sogar von dem Fluß Chuelo, den sie ohne alle Mühe hätten vertheidigen können, nach Buenos Ayres zurük; und nachdem der Vice-König, dem der Verrath seiner Generale nicht länger zweifelhaft bleiben konnte, die Flucht ergriffen hatte, wurde den 2ten Jul. zwischen dem General-Major Beresford und dem Commodore Popham einer, und dem spanischen Gouverneur und Dragoner-Brigadier Joseph Ignaz de la Guietana anderer Seits jene Capitulation abgeschlossen, durch welche die Engländer in den Besiz von Buenos Ayres gelangten und die Garnison dieser Hauptstadt zu Kriegsgefangenen machten.

Waren die Erwartungen der Engländer durch diesen Glüksfall übertroffen; so waren die der Spanier auf das schreklichste getäuscht worden. Unabhängig hatten diese werden wollen, und das sonderbarste Schikfal hatte sie noch unendlich mehr zu Sklaven gemacht, als sie es bisher durch ihr Verhältniß zum Mutterlande gewesen waren. Zwei Dinge vereinigten sich, eine allgemeine Erbitterung gegen die Engländer hervorzubringen. Das eine war, daß, da die englischen Gesezze den Katholiken sowohl im Militär als im Civil bestimmte Schranken sezen, die spanische Aristokratie sich der englischen untergeordnet fühlte, und, wenn die Engländer in Besiz von Buenos Ayres blieben, für immer die Aussicht verloren hatte, zu den höheren Staatsämtern empor zu steigen; besonders fühlte sich der ehrgeizige Liniers hierdurch nicht wenig gekränkt. Das andere lag in dem moralischen Verhältnisse des Protestanten zu dem Katholiken, so wie es in den spanischen Colonien statt findet. Diese Colonien haben mit allen Colonien in der Welt das gemein, daß sie die aus dem Mutterlande mitgebrachte Sitte in größerer Reinheit und mit einer Art von heiliger Strenge

bewahren. Wie eifriger Katholik also auch der europäische Spanier seyn mag, der amerikanische Spanier übertrifft ihn hierinn bei weitem; und so lebhaft ist seine Empfindlichkeit in Hinsicht alles dessen, was zum Wesen seiner Kirche gehört, daß es keinen Punkt giebt, in welchem er leichter zu verwunden wäre. Von der vereinigten Wirksamkeit dieser beiden Dinge ließ sich eine Gegenrevolution erwarten, welche die Engländer noch dadurch beschleunigten, daß sie sich des königlichen Eigenthums bemächtigten, und, als eine Probe davon, 1,086,208 Dollars, theils baar, theils in Silber- und Goldbarren nach England schikten, indem sie, zu gleicher Zeit, die Einwohner von Buenos Ayres um so mehr bedrükten, je größer die Abneigung derselben vor dem englischen Joche war.

Liniers, dessen Verwandter die Revolution zu London eingeleitet hatte, stellte sich an die Spize der Gegenrevolution. Unterstüzt von einem gewissen Puerida, der unter den Einwohnern von Buenos Ayres großen Anhang hatte, sammelte er ein überlegenes Truppen-Corps, das er nach der Hauptstadt führte. Nichts begünstigte ihn mehr, als die eigenthümliche Beschaffenheit dieser Hauptstadt. Buenos Ayres, mit seiner Bevölkerung von mehr als 50,000 Einwohnern, hat keine Mauern, ist sehr weitläuftig gebauet, und besteht aus Häusern, welche, ohne alle Ausnahme, platte Dächer haben. Bei dieser Einrichtung ist alles zum Vortheil derer, die sich gegen einen Angriff vertheidigen, oder die verlorne Freiheit wieder gewinnen wollen. Die Einwohner von Buenos Ayres, durch Pueridon von Liniers Vorhaben unterrichtet, waren aus allen nur möglichen Bewegungsgründen zur Unterstüzung desselben bereit. Sobald also Liniers gegen die Engländer anrükte, stellten sie sich mit ihren Flinten und übrigen Angriffsmitteln auf ihre platten Dächer; und kaum hatte der Kampf zwischen Liniers und Beresford seinen Anfang genommen, so schossen sie, hin-

ter den Gallerien dieser Dächer hervor, auf die Engländer. Diesem Kugelregen nicht gewachsen, zog sich Beresford ins Castell zurük, wo er die Waffenstillstandsflagge wehen ließ. Hierauf wurde bekanntlich eine Capitulation abgeschlossen, in welcher der englische General sich anheischig machte, Buenos Ayres sogleich zu verlassen. Dies geschah den 12ten August 1806; also einen ganzen Monat früher, als die frohe Nachricht von der Eroberung des Königreichs Rio de la Plata in London anlangte, und die Engländer zu den kühnsten Hoffnungen aufrief.

Nach dem Ausbruch des neuen Continental-Krieges zwischen Preußen und Rußland einer, und Frankreich anderer Seits nahm die englische Regierung zwar Anfangs die Miene an, als ob die Eroberung von Buenos Ayres gegen ihr Geheiß erfolgt sey; als es aber, nach dem Ausgange der Schlachten bei Vierzehnheiligen und Auerstädt, entschieden war, daß Spanien nicht mit Frankreich anbinden werde, da verfolgte das Cabinet von St. James seinen Eroberungsplan mit allem nur möglichen Nachdruk. Gleich nach der Räumung von Buenos Ayres, hatten die Engländer sich des Hafens von Maldonado bemächtigt, theils um die vielen Kauffartheischiffe an sich zu ziehen, welche der Spekulationsgeist bereits aus England nach Buenos Ayres abgesandt hatte, theils um die Verstärkungen an Truppen und Schiffen abzuwarten, die im October und späterhin unter dem Brigadier Achmuty und dem General Crauford von England nach Buenos Ayres abgesegelt waren. Die kleine Insel Goritti wurde erobert. Bald darauf kam die Reihe an die Festung Monte-Video, deren Besiz durchaus nöthig war, wenn die Engländer in der Eroberung des spanischen Süd-Amerika Fortschritte machen wollten. Monte Video fiel, nach einer tapfern Gegenwehr, durch den Mangel einer hinlänglichen Besazung; General Achmuty war der Eroberer dieser Festung.

Man schritt hierauf zur Wiedereroberung von Buenos Ayres. Zehntausend Mann, von allen Seiten her zusammengebracht, sollten dies große Werk zu Stande bringen. Daß die englische Regierung von der Hauptschwierigkeit dieses Unternehmens unterrichtet war: dies erhellet besonders aus einem Paragraph der geheimen Instruktionen, welche der an die Spize des Eroberungsheeres gestellte Generallieutenant Whitelokе vor seiner Abreise aus London erhielt. Unter andern heißt es darinn: „In den von Sr. Majestät Truppen in Besiz genommenen Ländern muß die größte Sorgfalt angewendet werden, das Zutrauen der Einwohner zu gewinnen. Ihre religiösen Meinungen und Vorurtheile, so wie ihre Personen und Eigenthum sind als unverlezlich anzusehen. Drükende Auflagen, welche vorzüglich ihr Mißfallen erregen, können Sie abschaffen, um ihnen den wohlthätigen Einfluß der Regierung Sr. Majestät in Vergleich mit der vorigen fühlbar zu machen.“ Im Punkte dessen, was das Cabinet zu St. James religiöse Meinungen und Vorurtheile zu nennen beliebt, war indessen bei den Einwohnern von Buenos Ayres bereits alles verdorben durch den Spott, den sich die Engländer früher über ihre Kirchlichkeit erlaubt hatten, noch mehr aber durch die Versuche einzelner Methodisten unter den Engländern, die Spanier zu ihrem Glauben zu bekehren. Als die zweite Landung im Sommer 1807 geschah, war Liniers hinlänglich vorbereitet; um aber nichts aufs Spiel zu sezen, manövrirte er so lange, bis die Engländer wirklich in Buenos Ayres eindrangen. Hier war alles zum Vortheil des spanischen Generals. Ein großer Theil des Steinpflasters war auf die Dächer gebracht worden, die man noch mit vielen anderen Mitteln des Mordes angefüllt hatte. In den breitesten

Straßen hatte man Gräben gezogen, welche, mit dünnen Bohlen bedekt und mit Erde beworfen, das Grab der englischen Artillerie zu werden bestimmt waren. Die spanische Artillerie dagegen hatte eine sehr sichere Stellung. So zahlreich nun auch die Engländer ihren Angriff machten, so konnten sie doch dem unsichtbaren Feinde nicht widerstehen, der sie von oben herab todt schlug; und so geschah es, daß der Generallieutenant Whiteloke sich eben sowohl zu einer Capitulation gezwungen sah, wie Beresford, ein Jahr früher, sich dazu genöthigt gesehen hatte. Die Lage der Engländer, nach diesem lezten Kampfe, mußte um so mißlicher seyn, da sie sich anheischig machten, das ganze spanische Süd-Amerika zu räumen und folglich auch Monte-Video zurükzugeben.

Nach allen diesen Vorgängen muß man urtheilen, daß die Engländer auch nicht die allermindeste Wahrscheinlichkeit für sich haben, im spanischen Amerika bleibende Eroberungen zu machen. Das vorzüglichste Hinderniß liegt in ihrer individuellen Kirchlichkeit, welche die Spanier zu ihren entschlossensten Feinden macht. Verstärkt wird dieses Hinderniß durch die englischen Gesezе, die, auf eben diese Kirchlichkeit gebauet, den Katholiken zum Sklaven des Protestanten zu machen streben, und folglich keine andere Aristokratie gestatten, als welche sich zur protestantischen Kirche bekennt. Indem nun aber die Gemüther der amerikanischen Spanier und der Engländer sich gegenseitig abstoßen, ist, wie wir gesehen haben, jenen bei Vertheidigung ihrer National-Eigenthümlichkeit alles günstig, diesen hingegen alles ungünstig, so daß man darauf rechnen kann, daß die in den Jahren 1806 und 1807 gemachten Erfahrungen nicht wenig dazu beitragen werden, die Eroberungssucht der englischen Regierung, wenigstens in Beziehung der spanischen Colonien, zu mäßigen.

Aber sollte, unter den gegenwärtigen Umständen, nicht der Wunsch nach Unabhängigkeit in den spanischen Colonien erwachen?

Die Macht der Leidenschaften läßt sich zwar nicht berechnen; wenn man aber alles erwägt, was diesen Wunsch zurükhält, so findet man leicht, daß auch für dies Ereigniß sehr wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden ist. Erstlich ist die Art und Weise, wie die spanischen Colonien bisher verwaltet worden sind, einer Revolution, die sich mit ihrer Unabhängigkeit endigen soll, nicht günstig. Denn wie die verschiedenen Vice-Könige zu dem Entschluß bewegen, die Unabhängigkeit zu proklamiren — sie, die das oberflächlichste Nachdenken sogleich zu dem Resultate führen muß, daß ihre Existenz nur in so fern gesichert ist, als sie dem Mutterlande getreu bleiben? Selbst Liniers wird sich, nachdem die spanische Regierung seinen Ehrgeiz durch Erhebung zur Würde eines Vice-Königs befriedigt hat, ganz ruhig verhalten. Zweitens muß man bedenken, daß die monarchische Verwaltung der spanischen Colonien eine theokratisch-monarchische war. Bei einer solchen findet von Seiten der Unterthanen die möglich größte Passivität statt, indem die Kirche mit dem politischen System immer auf demselben Zwek hin arbeitet, die Gemüther zu besänftigen und vor allen heftigen Ausbrüchen zu bewahren. Wäre dasselbe in den ehemaligen englischen Colonien der Fall gewesen, so ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß wir jemals einen amerikanischen Krieg erlebt hätten. Diese englischen Colonien trugen, von Hause aus, lauter republikanische Elemente in sich, die nur damit endigen konnten, daß sie sich ganz frei machten. Drittens muß man nicht vergessen, daß das Clima in den spanischen Colonnien (der nördlicheren etwa ausgenommen) dem Wunsche nach politischer Unabhängigkeit allmächtig entgegentritt. Die Fruchtbarkeit des Bodens, der Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art,

die Trägheit der Einwohner, die, weil sie nur in dem Zustande der Beschaulichkeit existiren wollen, sich so wenig als möglich mit dem Handeln befassen, der Abscheu vor jeder Art von Arbeit: das alles vereinigt sich, die spanischen Colonien in eben dem Verhältnisse zu erhalten, das ihnen bisher eigen war. In der That, wäre auch nur der allermindeste Stoß zu politischen Umwälzungen in den Gemüthern der spanischen Amerikaner; so würde er sich längst in Freiheit gesezt haben; er ist aber nicht da, und eben deswegen wird troz der Revolution, welche das Mutterland in diesem Augenblik erfährt, im spanischen Amerika alles in eben dem Geleise bleiben, worinn es während des spanischen Successions-Krieges blieb. Alle Erwartungen vom Gegentheil scheinen mir also durchaus chimärisch zu seyn; und ist es nicht ein Glük für ganz Europa, daß sie es sind? Wenigstens läßt sich gar nicht absehen, wie die Entwikelung des gesellschaftlichen Zustandes in unserem Welttheil auch künftig von statten gehen sollte, wenn das Verhältniß Spaniens zu seinen Colonien (welches, genau genommen, die Grundlage dieser Entwikelung war) für immer aufhörte.

Wie man auch, im Uebrigen, über die Begebenheiten in Spanien urtheilen mag, immer muß man eingestehen, daß der Widerstand der Spanier eine Empörung gegen den gesunden Menschenverstand ist. Wäre ihre Verfassung das gewesen, was jede Verfassung seyn muß, um das Prädikat einer guten zu verdienen; so hätte ihnen unmöglich begegnen können, was ihnen begegnet ist. Da sie nun nicht läugnen können, daß diese Verfassung eine schlechte war, und daß diejenige, welche sie durch die lezte Thron-Revolution erhalten haben, in jedem Betracht eine bessere ist; so kämpfen sie eigentlich gegen ihren Vortheil an, indem sie die alte Regierung zurük verlangen. Oder glauben sie etwa, daß es möglich gewesen wäre, durch das Haus Bourbon zu einer

besseren Verfassung zu gelangen? Beklagenswerther Irrthum! das Eigenthümliche dieses Hauses bestand ja gerade darinn, daß es das Regieren nur von Seiten des Genusses nahm und neben den Rechten keine Pflichten anerkennen wollte. Dies und nichts anderes hat dieses Haus gestürzt. Die Kraft des Gemüths ist stark; dies haben die neuesten Ereignisse in Spanien bewiesen. Aber die Kraft der Idee ist noch weit stärker; dies wird die nächste Zukunft beweisen. Weil auf Seiten der Spanier nur die Kraft des Gemüths, auf Seiten der Franzosen aber mit der Kraft des Gemüths zugleich die der Idee wirkt; so ist der Kampf zwischen beiden Nationen höchst ungleich, und die Folge davon kann keine andere seyn, als daß die Spanier unterliegen. Bei ihnen muß sich, selbst durch den Widerstand, der Muth erschöpfen, während er bei ihren Gegnern, selbst durch Niederlagen, nur wachsen kann. Angenommen, die Franzosen würden aus Spanien vertrieben, in welche Verlegenheit würden die Spanier durch dieses glänzende Ereigniß gerathen? Immer würden sie sich doch von neuem constituiren müssen; und welche Art von Constitution wollten sie sich wohl geben, um den Franzosen auf die Dauer gewachsen zu bleiben? die republikanische Verfassung würde in einem Reiche, welches seine ganze Eigenthümlichkeit bisher von der römisch-katholischen Kirche hergeleitet hat und mit dieser gestanden und gefallen ist, sehr wenig zu Hause gehören. Die rein monarchische, welche Spanien durch das Haus Bourbon erhielt, ist für immer zu Grabe getragen. Ich müßte mich also sehr irren, oder die Spanier müßten, um sich erträglich zu constituiren, ihre Zuflucht zu eben der Verfassung nehmen, welche ihnen zu Bayonne gegeben wurde; und wenn sie einmal dazu greifen — warum sich gegen einen französischen Prinzen sperren, durch den sie allein zu dieser Verfassung gelangen konnten, und der allein im Stande ist, sie zu handhaben? die Natur der Dinge ist unendlich stärker,

als alle menschliche Leidenschaften; und weil dem also ist, so werden wir sehen, daß auch die Spanier, wie wüthend sie auch in diesem Augenblik noch seyn mögen, zu ihr zurükkehren. Irre ich nicht sehr, so wird sogar der Krieg, den sie jezt gegen Frankreich führen, wenigstens in so fern zu ihrem Vortheile seyn, als die priesterliche Herrschaft durch ihn wesentlich wird geschwächt werden. In der Constitution von Bayonne war die Kirche nur nur allzu glimpflich behandelt worden; denn nicht genug, daß sie das Inquisitions-Gericht in seiner (durch das lezte Jahrhundert freilich geschwächten) Wirksamkeit bestehen ließ, verfügte sie auch nichts über die zahlreiche Ordensgeistlichkeit, welche von Spaniens Kräften so viel verzehrte und sich daher nur das traurige Verdienst erwarb, die Geister in Fesseln zu legen. Beides wird nach geendigtem Kriege wegfallen; die Inquisition, als ein Schandflek für die Liberalität der Regierungen im neunzehnten Jahrhunderte, die Ordensgeistlichkeit (ganz oder zum Theil) als ein Hinderniß der Volks-Cultur. Nur unter diesen Bedingungen dürfte das Verhältniß, worinn Spanien bisher zu seinen weitschichtigen Colonien gestanden hat (ein Verhältniß, welches den übrigen Mächten Europa's für die Entwikelung ihrer Kraft bei weitem mehr zu statten gekommen ist, als dem spanischen Mutterlande, über welches der Ertrag der Gold- und Silberminen von Meriko und Peru gleich einer unfruchtbaren Wolke hinzog) künftig den Spaniern mehr zu statten kommen, als es bisher der Fall seyn konnte. Vielleicht wird man nach einigen Jahrzehenden darüber einig seyn, daß die theokratische Universal-Monarchie ihre lezten Seufzer an den Ufern des Ebro und Tajo ausgeathmet habe. In so fern das nun wirklich geschehen wird, ist nichts so merkwürdig, als daß ein Reich, welches seine ganze Macht auf den Protestantismus gegen diese Universal-Monarchie stüzet und dadurch selbst zu einem universal-monarchischen

Einfluß gelangt ist, alle seine Kräfte aufbietet, Spanien im Kampfe mit Frankreich zu unterstüzen. Auch hier begegnen sich die Extreme; doch gewiß nicht zu ihrem gegenseitigen Vortheile. Die Allianz zwischen Spanien und England ist, wenn man auf den Grundcharakter beider Nationen zurükgeht, die größte politische Monstrosität; und so wie alles Ungeheure nur ein schwaches Leben hat, so wird auch diese Allianz von sehr kurzer Dauer seyn, und sich mit einer Feindschaft ohne Gleichen endigen. Wohl möglich, daß unser Auge viel zu schwach ist, um den Plan zu erkennen, nach welchem die Begebenheiten der lezten zwanzig Jahre sich an einander reihen; allein demjenigen, der die Vergangenheit mit der Gegenwart und Zukunft verbindet, muß es sehr wahrscheinlich werden, daß das Schiksal, welches über menschliche Angelegenheiten waltet, in seinem Rathe beschlossen habe, die kaufmännische Universal-Monarchie, die England bisher ausgeübt hat, auf den Trümmern der theokratischen sterben zu lassen, und dadurch eine ganz neue Aera für die Entwikelung der Europäer herbei zu führen. Portugal und Spanien sind warlich sehr bedeutende Punkte, die dem Einflusse des Jahrhunderts nicht zurükgegeben werden können, ohne das ganze politische System von Europa wesentlich abzuändern, und eine Harmonie zu erzeugen, die, wie wünschenswerth sie auch für sich selbst seyn mag, das Glük der Völker nur vermehren kann.

. . . den 10. Nov. 1808.

B.

V.

Der Rükzug der Preußen aus Champagne.

Uebersezt aus dem: Tableau Historique de la Guerre de la Revolution de France des Staatsraths Regnaud de Saint-Jean-d' Angely. Tome II. p. 121 — 145.

Neuntes Kapitel.

Es möchte schwer zu entscheiden seyn, ob der Herzog von Braunschweig den Franzosen, als er sie am 20sten September bei Valmy in Position sahe, im Ernst eine Schlacht liefern wollte (denn nach den Befehlen des Königs sollte er sie einzig auf dem Marsch zu überfallen suchen), oder ob ers nur darauf anlegte, sie durch das eitle Gepränge einer Schlachtordnung in Furcht zu sezen, und durch die bloße Wirkung seiner Artillerie zum Laufen zu bringen. Als er gegen seine Erwartung sah, daß der französische Soldat weder floh noch desertirte, als er befürchten mußte, selbst einen erfochtenen Sieg theuer bezahlen zu müssen, da wählte er, die große Entfernung von seinen Magazinen, die bei seiner Armee einreißende Ruhr und die täglich anwachsende Heereskraft Dumourier's berechnend, die klügste Parthei — sich zurükzuziehen.

Der Widerstand von Chionville vermehrte noch die Verlegenheiten der Coalisirten. Der General Wimpfen befolgte ein thätiges Defensiv-System mit dem besten Erfolg, indem er durch Ausfälle die Arbeiten der Belagerer störte oder verzögerte. Nach zwei zurükgeschlagenen Angriffen (am 3. August und 6. September) stellte er durch einen allgemeinen Ausfall am 8. September seine Communikation mit Saar-Louis wieder her. Am 11. erhielt die Besazung neue Vortheile und wenige Tage darauf eine Verstärkung von beiden Armeen; seit dem 14. hatte das Feuer der Festung das feindliche fast ganz

zum Schweigen gebracht, und die Belagerer mußten ihre Arbeiten bei Gassion verlassen. Am 16. begab sich Wimpfen nach Guintrange, seine Truppen wagten sich zu weit vor in den Weinbergen, sie wurden bis unter die Kanonen des Plazes zurükgedrükt, aber hier erhielten sie eine Verstärkung von tausend Mann, Wimpfen ordnete sie wieder, und blieb bis zum Abend im Gesicht der Teutschen schlachtfertig stehen.

Nachdem der Graf von Erbach am 20. mit 12,000 Mann vom Rhein her angekommen war, übernahm dieser das Commando vor Thionville statt des Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg, der nach Clermont in Argonne marschirte. Diese Verstärkung der feindlichen Macht sezte den General Wimpfen nicht in Furcht; er zog in der Nacht vom 21 zum 22. aus der Festung, zerstörte die Schiffbrüke bei Catenon, marschirte über Königsmacheren nach Millingen, Wiese gegenüber, nahm das dortige schlecht bewachte Magazin weg, und kehrte ungehindert nach Thionville zurük. Bei einem solchen Widerstand des Befehlshabers und der Besazung überzeugte man sich von der Fruchtlosigkeit eines Angriffs, so lange man nicht eine größere Anzahl von schwerem Geschüz und von Truppen bei der Hand haben würde, und man beschloß die Belagerung in eine Art von Blokade zu verwandeln.

Während daß die teutschen Generale in Champagne Fehler auf Fehler häuften und ihre Hoffnungen dahinschwinden sahen, endigte die gesezgebende Versammlung ihre Sizungen am 21. September, und am nämlichen Tage trat die National-Convention an ihre Stelle. Unmittelbar nach ihrer Einführung gab sie das Dekret, wodurch die Königswürde in Frankreich abgeschaft und die Republik proklamirt wurde. Die Einsprüche der Departements gegen diese Maaßregel waren schwach und ohne Wirkung, und die Armeen giengen von dem constitutionellen zum republikanischen Zustand mit einer erstaunenswürdigen Geschwindigkeit über, denn die Con-

vention beeilte sich, Commissarien aus ihrer Mitte dahin abzusenden, um den Soldaten und Generalen die Liebe zu der neuen Ordnung der Dinge zu predigen und zugleich die lezteren mit strenger Aufmerksamkeit zu beobachten. Die zur Armee bei Sainte-Menehould bestimmten Commissarien kamen dort am 30. Sept. an. Gleich den folgenden Tag ließen sie die Truppen den neuen Eid ablegen, und ermangelten nicht, ihnen den allgemeinen Wunsch der Departements nach einer republikanischen Verfassung mit lebhaften Farben zu mahlen. Der General Dumourier, weit entfernt hiebei den Ungläubigen zu spielen, stellte sich, als wäre er davon noch fester überzeugt, wie die Commissarien selbst, und sprach noch feuriger als sie, um ihr Wohlwollen zu gewinnen, denn dies war seine Politik: anfangs sich ganz an die Meinung der Gewalthaber anzuschmiegen, um ihr Zutrauen zu erwerben, und um sie hernach desto leichter von ihrer Bahn ab- und in seine Kreise herüber zu ziehen.

Der Tag von Valmy hatte bewiesen, daß man Frankreich nicht erobern könne, ohne es zu besiegen, daß diesem Sieg ein Kampf gegen Soldaten vorangehen müsse, die vom Reiz der Neuheit elektrisirt, durch die Manifeste des Herzogs von Braunschweig aufgebracht, und fest entschlossen waren, selbst ihren Anführen, wenn diese gewankt hätten, den Impuls zu geben, daß endlich ein einziger Sieg noch lange nicht hinreiche, und daß man eine unermeßliche Volkszahl gewissermaßen hätte vernichten, mithin das unmögliche hätte leisten müssen.

Demungeachtet äußerte Friedrich Wilhelm immer noch den Wunsch tiefer in Frankreich einzudringen, und die französischen Prinzen machten den Vorschlag, auf der Stelle nach Chalons zu marschiren; aber der Herzog von Braunschweig widersezte sich dieser Maaßregel entschieden. Schon izt, sagte er, seyen die verbündeten Heere von Verdun zu weit entfernt; die Communikation mit diesem Plaze werde täglich schwieriger, sie werde es im-

mer noch mehr werden, und am Ende werde es der Armee ganz an Brod fehlen; Dumourier könne die Teutschen im Rüken angreifen und sie völlig von ihren Magazinen abschneiden; die preußische Armee sey auf 34,000, die Clairfaitsche auf 17,000, die des Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg nebst der Hessischen auf 13000 Mann geschmolzen, man habe also nur 70,000 in allem gegen die 76,000, über welche Dumourier gebiete; wollte man ihm noch vor dem Marsch nach Chalons eine Schlacht liefern, so sey der Sieg höchst ungewiß, und auf alle Fälle theuer zu erkaufen. Dem französischen Feldherrn bleibe auch dann noch der Rükzug nach Vitri ungehindert; hier werde er sich bald durch neue Truppen verstärken; das durch blutige Gefechte, Krankheiten und zahlreiche Entsendungen geschwächte Coalitions-Heer hingegen werde nichts unternehmen können, seine vereinzelten Detaschements durch Gefechte im Kleinen verlieren und aus Mangel an Hülfsquellen in einem unfruchtbaren und verwüsteten Lande sich selbst aufreiben. Gienge aber unglüklicher Weise die Schlacht verloren, so müßten sich die Teutschen durch die Engpässe von Grandpré, mit der Gefahr zusammengehauen zu werden, zurükziehn, und bis hinter Longwi oder Luxemburg ihre Sicherheit suchen, wenn man sie je bis dahin kommen lasse. Die einzige vernünftige Maaßregel für die Armee sey demnach, sich, ehe die Jahrszeit weiter vorrüke, ehe die Wege schlimmer und die Krankheiten zerstörender werden, über Grandpré zurükzuziehen, sich mit Beibehaltung der eingenommenen Zugänge ihren Verpflegungsörtern zu nähern, die in ihrem Rüken liegenden Festungen Montmédi und Sedan mit Muße zu belagern und auf diese Art sichere Winterquartiere in Frankreich zu nehmen; eine Operation, die übrigens durch die Diversion des Herzogs von Sachsen-Teschen in Flandern begünstigt werden könne.

Während daß man so berathschlagte, ohne zum

Schluß zu kommen, verirrte sich ein Kabinetssekretär des Königs von Preußen, Namens Lombard mit einigen Kriegskommissarien und wurde von einer französischen Patrouille gefangen. Dumourier schikte sie am 22sten in Begleitung seines Adjutanten Westermann ins preußische Hauptquartier zurük, mit dem Auftrag, sie gegen einen gewissen George von Varenne, Mitglied der aufgelößten constituirenden Nationalversammlung auszuwechseln, der als Geißel in die Gefängnisse von Verdun gebracht worden war. Nach den Gesprächen des Generals Heimann und nach einigen Schritten, welche Dumourier während seines Ministeriums am preußischen Hof gemacht hatte, hielt Friedrich Wilhelm den leztern für einen Mann, der mehr aus Ehrgeiz, als aus wahrer Anhänglichkeit auf die Seite der Revolutionnärs getreten sey, und in diesem Glauben kam ihm diese Gelegenheit erwünscht, mit dem General eine geheime Unterhandlung anzuknüpfen, wovon die Freiheit Ludwigs XVI, das Ende der Unordnungen in Frankreich, die Widerherstellung der Königswürde, und der allgemeine Friede die Gegenstände seyn sollten, während daß man sich blos mit dem Auswechslungs-Cartel für die Gefangenen zu beschäftigen schiene. Demnach erhielt der General Heimann den Auftrag, von dem General Kellermann, mit dem er in alter Bekanntschaft stand, für sich und für den Obersten Manstein, Generaladjutanten des Königs Pässe zu verlangen. Diese wurden unverzüglich ausgestellt, und die beiden preußischen Offiziere kamen am 22. Sept. zu Dampierre an. Hier befanden sich die Generale Kellermann und Dumourier, der schon darauf vorbereitet war, und dem der Oberste Manstein ohne Aufschub den Gegenstand seiner Sendung eröffnete. Dumourier, ohne sich auf die Erörterung einer so klzlichen Sache einzulassen, antwortete, seine einzige Obliegenheit sey, dafür zu sorgen, daß die Feinde zurükgetrieben werden; freilich mißbillige er manches, was jezt in Frankreich

vorgehe, aber sein Beruf sey es nicht, dem abzuhelfen; dem Krieg könne der König von Preußen, da Frankreich ihm denselben nicht erklärt habe, sogleich ein Ende machen, wenn er sich aus dem französischen Gebiet zurükziehe, und neutral bleibe, Oestreich werde dann wohl genöthigt seyn, sich zu vergleichen. Man sezte sich zur Tafel, und nach dem Essen wiederholte der Oberste Manstein seine Vorschläge noch unumwundener. Dumourier stellte sich, als fände er sie beleidigend, doch lud er die preußischen Offiziere auf den 24. zum Mittagessen nach Sainte-Menehould ein, um indessen die Antwort des Conseil exécutif durch einen Courier zu erhalten. Einstweilen wurde ausgemacht, daß die Vorposten nicht auf einander feuern sollten.

Der König von Preußen, der nicht wissen konnte, mit was für einem chamäleonartigen Wesen er zu thun habe, war über seine scheinbare Tugend sehr erstaunt; auch das konnte er nicht ahnden, daß Dumourier in dem Augenblik, da der König ihn zum Werkzeug brauchen wollte, die Beendigung des Kriegs mit seinen geheimen Absichten und mit der Erreichung der Höhe, zu der er sich aufzuschwingen gedachte, ganz unvereinbar fand, und daß er daher schlau genug war, den Schritt des Königs von Preußen in einem falschen Lichte vorzustellen und dadurch einen dem Werk der Versöhnung sehr ungünstigen Beschluß herauszuloken. Folgendes war die Antwort des Conseils:

Sizung vom 25. Sept. 1792, im ersten Jahr der Republik.

„Auf die von den Generalen der Nord- und Central-Armee gemachte Meldung, daß sie von dem König von Preußen Eröffnungen erhalten hätten, aus denen einige Geneigtheit zu Unterhandlungen hervorgehe, und nach gepflogener Berathschlagung über diese Mittheilung beschließt das Conseil: es solle geantwortet werden, daß

die franzöſiſche Republik keinen Vorſchlag anhören könne, ehe die preußiſchen Truppen das franzöſiſche Gebiet gänzlich geräumt haben. Das Conſeil beſchließt ferner, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſoll der National-Convention die von ihm proviſoriſch gepflogene Berathſchlagung mittheilen."

In Erwartung der Antwort des Exekutiv-Conſeils ſchikte Dumourier ſchon am 22. Abends dem General du Bouquet den Befehl, mit 16 Bataillonen und 2 Schwadronen von dem Lager bei Notre-Dame de-l'Epine nach Frène zu marſchiren, um dort die Communikation dieſer Stadt mit Sainte-Menehould über Vitri zu deken. Dieſe Bewegung wurde vom 24 bis 26. ausgeführt. Zu gleicher Zeit ſtellte man die Wege wieder her, die nach Sainte Menehould führen. Der General Després-Craſſier marſchirte nach Noirlieu und Espence; der Oberſt Frecheville wurde beordert, von Frène aus mit 18 Schwadronen Herpon und Somme-Jevre zu beſezen. Alle dieſe Anordnungen zielten dahin, die Teutſchen einzuengen und zu verhindern, daß ſie ſich auf ihrem rechten Flügel nicht ausbreiten könnten. Vier und zwanzig Bataillone und 15 Schwadronen wurden am 23. zu Vienne-le-Château aufgeſtellt, um im Nothfall nach Servon und Condé vorzurüken, und zwiſchen der Aire und Aine gegen Grandpré Detaſchements zur Beunruhigung der Zufuhren und Communikationen der Feinde vorzuſchieben; der General Harville beſezte Pont-Javerger und Saint-Hilaire hinter der Suippe von neuem, um die Emigranten auf dieſer Seite zu beobachten; auch hatte Dumourier dem General Dillon 6 Schwadronen zugeſchikt, welche dieſer auf ſeiner rechten Flanke bei Paſſavant aufſtellte. Hiedurch wurde das Land, welches bisher die Partheien des Fürſten von Hohenlohe-Kirchberg durchſtreift hatten, gedekt, und für die franzöſiſche Armee eine neue Subſiſtenz-Quelle eröffnet; ſie bezog ſeit dem 28. ihr Brod auf vier Tage voraus, während daß die feindlichen Ar-

meen fast vor Hunger starben. Auch sie machten einige Veränderungen in ihrer Stellung, um sich den Lagern bei Sainte-Menehould und Dampierre-sür-Auve mehr zu nähern.

Abgeredter Maaßen begab sich der Oberste Manstein am 24sten zu Dumourier, und versuchte es, die Unterhandlung wieder mit ihm anzuknüpfen, indem er versicherte, der einzige Zwek des Königs von Preußen sey die Freiheit Ludwigs XVI. und die Herstellung seines Ansehens, wie es vor dem 10. August gewesen war. Statt aller Antwort übergab ihm Dumourier das Protokoll der Sizung vom 21. September, in welcher die Monarchie in eine Republik umgewandelt worden war. Durch diese Maaßregel war alles verdorben. Der Oberste begnügte sich jezt, daß Auswechslungs-Cartel für die Gefangenen in Richtigkeit zu bringen. Dumourier bestand darauf, daß es den Emigranten nicht zu gut kommen dürfe, und die coalisirten Mächte willigten mit einer feigen und empörenden Gefälligkeit in diese Bedingung.

Die Convention, durch ein solches Betragen kühn gemacht, dekretirte die Todesstrafe gegen alle, welche in Zukunft mit den Waffen in der Hand oder auf dem französischen Gebiet gefangen werden würden, und verbannte sie für immer aus demselbigen.

Seit fünf Tagen hatten die Truppen Friedrich Wilhelms gefastet, als am 27. September eine Zufuhr ankam, die sie der Verzweiflung entriß und den Herzog von Braunschweig in den Stand sezte, seinen Rükzug methodisch und mit Ordnung vorzubereiten. Ehe jedoch ein entscheidender Entschluß gefaßt wurde, berief der König einen aus den vornehmsten Generalen aller Armeen bestehenden Kriegsrath nach Haus. Die preußischen stimmten sämmtlich für den Rükzug. Clairfait und die Marschälle von Broglie und von Castries hingegen drangen eifrig darauf, eine Schlacht zu liefern, und dann

nach Châlons zu marschiren. Der König neigte sich anfangs zu dieser Meinung hin, aber der Herzog brachte ihn durch ein Gespräch unter vier Augen dahin, daß er die Befehle zum Rükzug für die alliirten Armeen und für seine eigene gab.

Man hat diesen Rükzug Beweggründen zugeschrieben, die aus der Luft gegriffen oder abgeschmakt sind. Weder Bestechung noch andre ähnliche Mittel haben hier etwas zu thun gehabt. Die bedeutenden Fehler, welche die teutschen Generale bei der Entwerfung und Ausführung ihres Kriegsplans begangen hatten, waren hinreichend, um den Rükzug zu motiviren. Die aller-gebieterischste Nothwendigkeit befahl ihn und die Verhandlungen mit dem General Dumourier legten keineswegs den Grund dazu. Ludwig XVI. hat an den König von Preußen nicht geschrieben, und die teutschen Generale haben kein Gold, kein Silber und keine Diamanten erhalten. Die glaublichsten Motive waren einmal die sehr kritische Lage, in welcher sich die coalisirten Armeen, besonders die preußische befanden, und dann das im Augenblik der zwischen Preußen und Oestreich gegen Frankreich eingegangenen Verbindung verkannte politische Interesse, über welches Preußen jezt die Augen zu öffnen anfieng. Die meisten von den lächerlichen Mährchen, welche über diesen Punkt in Umlauf kamen, waren die Erfindung übertriebener Revolutionärs, die es den französischen Generalen zum Verbrechen machten, daß sie den König von Preußen nicht in Ketten und Banden nach Paris geführt hatten. Diese erlaubten sich gegen die Generale und gegen die Minister tausend alberne Beschuldigungen von Bestechung, von unerlaubter Nachsicht, von Verrätherei sogar; anstatt daß sie diesen Männern eine grenzenlose Dankbarkeit hätten weihen sollen.

Das Conseil executif hatte sehr richtig geurtheilt, wenn es das Staats-Interesse in der baldmöglichsten Entfernung der fremden Armeen aus dem französischen

Gebiet ſuchte. Glänzende, aber zu theuer erkaufte Vortheile über die Preußen, würden dieſe wieder enger an Oeſtreich geknüpft haben, von denen ſie ſich trennen zu wollen ſchienen; die Sucht, unnöthige militäriſche Vortheile zu erwerben, ſezte die bereits erworbenen politiſchen Vortheile in Gefahr.

Nach dieſen Combinationen, die freilich von den ins Geheimniß nicht eingeweihten Generalen großentheils überſehen wurden, richtete ſich das franzöſiſche Miniſterium, und ſo endigte ſich dieſer in den europäiſchen, beſonders aber den franzöſiſchen Jahrbüchern berühmte Feldzug, in welchem die Ereigniſſe aller Wahrſcheinlichkeit Hohn ſprachen, und alle politiſche und militäriſche Spekulationen zu Schanden machten.

Dumourier hatte zwar dem Conſeil executif die bündigſte Verſicherung gegeben, daß die Feinde in der Nothwendigkeit ſeyen, ſich zurükzuziehen, aber die Miniſter, die ſeinen Verſprechungen nicht beſonders trauten, verlangten, daß er ſich hinter die Marne repliiren ſollte. Nur Herr von Servan (der Kriegsminiſter) fühlte den Nachtheil eines Widerſpruchs gegen die Meinung eines Generals, der, an Ort und Stelle befindlich, die Lage der Dinge beſſer beurtheilen mußte, und theilte ihm daher dieſen Gedanken ſeiner Collegen nicht, als eine ausdrükliche Ordre, ſondern als einen noch weiter zu erörternden Einfall mit. Er ſchrieb ihm demnach am 27. September: Noch immer hoffe ich, Sie werden ſich, ſo gut wie wir, überzeugen, daß Sie ſich ohne einen Augenblik zu verlieren, der Marne nähern müſſen, um Châlons, Rheims und die herrlichen Gefilde von Soiſſonnois und Brie zu deken. Was liegt uns daran, ob der Feind einige dürre Ebenen mehr oder weniger in Champagne beſezt? Aber Ihre brave Armee und die Kellermanniſche ſollen im Ueberfluß verſorgt

seyn, und es ist uns unleidlich, zu sehen, daß Ihre Communikationen äußerst erschwert und die Feinde Ihnen von allen Seiten her auf dem Halse sind. Je kritischer die Lage derselben ist, desto mehr müssen Sie suchen diese noch peinlicher zu machen und die Ihrige zu verbessern; überdieß sieht Sie doch niemand gern zu Sainte-Menehould, indessen die Uhlanen bis an die Vorstädte von Rheims streifen:

Dumourier antwortete: Ich kann meinen Plan nicht einigen Husarenstükchen zu Lieb ändern. Zu Rheims sind mehr als zehntausend Mann; der Uhlanen, die sich bis an die Thore der Stadt wagen, sind wenige; geht auf sie los, und schlagt sie todt.

Der General hatte ganz richtig calculirt. Am 30. September, Abends, verließen die coalisirten Heere das Lager von La Lune, und stellten sich hinter Dommartinsous Hans auf; zu gleicher Zeit kehrten die Emigrirten nach Saint-Souplet zurük. Am 1. Oct. wurde der Marsch über Autri nach Grandpré auf demselben Weg, auf welchem man ins Lager bei La Lune gekommen war, nur in umgekehrter Richtung, fortgesezt. Die Emigrirten giengen bis Bourg, vorwärts Vouziers.

Sobald Dumourier den Rükzug der Feinde erfährt, befiehlt er dem General Harville, schnell von Pont-Faverger nach Attigni vorzurüken, und von hier den Weg nach Chêne-Populeux einzuschlagen, um den Emigrirten, die sich hier durchziehen müssen, eins anzuhängen.

Nach Sedan schikt er einen Courier mit der Ordre an den General Miaczinski, er sollte mit einem starken Detaschement nach Tannai rüken, um sie in ihrem Marsch nach Mousson oder Stenai, wenn sie aus dem Paß von Chêne-Populeux herauskämen, zu beunruhigen; er sendet den General Chasot mit 4 Bataillonen und 3 Schwa-

dronen in forcirten Märschen über Rhetel nach Sedan mit dem Befehl, an der Spize von 4—5000 Mann durch die Oeffnung von Carignan vorzurüken, und dann in Verbindung mit dem General Ligneville, dem Befehlshaber zu Montmedi, den Teutschen auf der Straße nach Longwi den möglichsten Schaden zuzufügen; er heißt den General Dubouquet von Fresne nach Virgini, auf dem rechten Ufer der Tourbe, ziehen; er verstärkt das Beurnonvilliſche Corps zu Vienne Le Château mit 12 Bataillonen; damit es, ohne ſelbſt Gefahr zu laufen, durch einen Marſch die Aine abwärts gegen Condé die Preußen in die Enge treibe; er befiehlt dem General Stengel den Nachzug des Feindes auf dem linken Ufer des Fluſſes zu verfolgen und nicht aus den Augen zu laſſen; er verſtärkt ihn mit der Reuterei des Oberſten Fregeville, der ſchnell von Herpon und Somme-Jevre nach Maſſige marſchirt, von wo die Teutſchen am nämlichen Tage aufgebrochen ſind, um nebſt den Emigrirten, die hinter ihnen herziehen, zwiſchen Autri und Vouziers über die Aine zu gehen.

Aus den gegen einander geſtellten Behauptungen Dumouriers und Klagen Kellermanns, nachdem jener dieſem die Erlaubniß verweigert hatte, über Revigni und Baubecourt nach Clermont en Argonne zu ziehen, ſich mit Dillon zu vereinigen, die Oeſtreicher und Heſſen dort anzugreifen und dann der preußiſchen Armee in die Flanke wenigſtens in die Arrieregarde zu fallen, — aus der Betrachtung der Rükzugslinie der Preußen und des Verfolgungsmarſches der Franzoſen auf der Charte, — aus der Poſition des Generals Kellermann zu Suippe und Somme-Suippe, die ihn von den feindlichen Armeen entfernte, — aus der Prüfung der Dispoſition der verſchiedenen Truppencorps unter Dumouriers Befehlen — aus allen dieſen in Verbindung geſezten Umſtänden ſcheint bis zur Evidenz bewieſen werden zu können, daß mit dem König von Preußen geheime Verabredungen getrof-

fen worden sind, welcher ohne Zweifel versprochen hatte, die auf den 27. Sept. beschlossene Schlacht nicht zu liefern und sich bis an die Maas zurükzuziehen, unter der Bedingung auf seinem Marsch nicht beunruhigt zu werden. Dumourier mußte sich also damit begnügen, in der Nähe der Preußen zu bleiben und sie auf beiden Ufern der Aine nicht aus dem Gesicht zu verlieren. Ist aber, wie er versichert, mit den Teutschen keine Convention geschlossen worden, so ist er unentschuldbar, und es hat blos an ihm gelegen, daß sie entwischt sind. Jene Meinung von einer mit dem König geschlossenen Convention erhält noch grössere Wahrscheinlichkeit dadurch, daß der General Dillon zu spät von seinem Abzug benachrichtigt und dadurch außer Stand gesezt wurde, dem Feind bedeutenden Verlust zuzufügen, daß man im Gegentheil die Emigrirten mit gröster Hize verfolgte, die vier französische Prinzen beinahe im Schlosse Sci, zwischen les petites Armoises und La Bertiere gefangen bekam, und die Colonne des Gepäks zum Theil plünderte, ehe sie Neuville erreichen konnte, daß endlich Kellermann nicht eher, als am 4. October, da die Alliirten in Sicherheit waren, den Befehl zum Aufbruch von Suippe und zur Besezung der Höhen von Fontaine erhielt. Dem sey übrigens, wie ihm wolle, so richtete der Herzog von Braunschweig seine Bewegungen mit so vieler Ordnung und Vorsicht ein, daß es schwer gewesen seyn würde, einen Theil der verbündeten Heere anzugreifen, ohne das Ganze bald auf dem Hals zu haben; und was den König von Preußen betrift, so zeichnete er sich in dieser Lage persönlich aus, und zeigte eben so viel Thätigkeit und genaue Aufsicht, als er in der Kanonade von Valmi Muth gezeigt hatte.

Am 6. October war die ganze Armee des Herzogs an der Maas vereinigt; die Hessen und die Oestreicher des Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg auf dem linken Ufer des Flusses unter den Kanonen von Verdun, jene

zu Regret, diese zu Glorieux oder auf der andern Seite der Maas; die Preußen auf dem rechten Ufer auf der Höhe von Saint-Michel, und dann längs des Flusses bis Consenvoi, in der Stadt eine preußische Besazung; die Oestreicher unter Clairfait und die Emigrirten längs der Maas zwischen Consenvoi und Stenai.

Dillon war von les Illettes nach Clermont, dann nach Dombale marschirt; von hier brach er am 5. Oct. nach Sivri-La-Perche auf. Labaroliere schikte von Dugni aus Detaschements vor, welche die Hessen bis an eine Redoute auf dem linken Flügel ihres Lagers trieben. Zu gleicher Zeit vertrieb Dillon die Feinde durch eine lebhafte Kanonade aus der Ebene von Frana und dem Hof von Baleicourt, und besezte Betterai nebst Charni, jenes oberhalb, dieses unterhalb Verdun, wodurch die Feinde auf dem linken Ufer der Maas sehr beschränkt wurden. Am 8ten kam der General Galbaud bei dem Posten des Generals Labaroliere an, der Tags zuvor sich der Brüke von Ancemont und von Dieue bemächtigt hatte, und brachte zwei Zwölfpfünder mit, um die hessische Redoute zu beschießen, welche nach den ersten Schüssen verlassen wurde. Die Hessen baten hierauf um eine Conferenz; sie wurde bewilligt, und bald sah man bei Galbauds Batterie einen hessischen Staabsoffizier, den General Kalkreuth und den Herzog von Braunschweig ankommen.* Das Benehmen der Franzosen bei dieser Conferenz war stolz, aber alles gieng von beiden Seiten mit Anstand vorüber, wiewohl man nicht eins werden konnte, weil der Herzog auf den Vorschlägen bestand, die er dem General Dumourier gemacht hatte. Während

* Man vergleiche hiemit die von der französischen Erzählung in manchen Umständen abweichende Darstellung des Grafen von Kalkreuth in dem Magazin der neuesten Kriegsbegebenheiten. Frankfurt bei Eßlinger, Band IV. Seite 320—328.

der Conferenz tranken und rauchten die Soldaten beider Partheien mit einander.

Nachdem Dumourier den General Dubouquet mit 4 Bataillonen zur Verstärkung des Generals Chasot nach Sedan detaschirt hatte, brach er am 1. October von Sainte-Menehould nach Virgini und Massige an der Tourbe auf, und begab sich dann nach Autry, wohin er den General Kellermann am 6ten von Fontaine aus beschied, dessen Armee die Stellung Dumouriers bei Sainte-Menehould einnehmen mußte. Zu Autry erklärte Dumourier dem General Kellermann, Erstens, er sey gesonnen, sich nach Flandern zu begeben um Lille zu entsezen und dann die Niederlande anzugreifen; zweitens, ihm, dem General Kellermann, werde nun in Verbindung mit Dillon der Auftrag zu Theil, Verdun und Longwi wieder einzunehmen und die Coalisirten aus dem französischen Gebiet vollends zu vertreiben, wozu man ihm hinlängliche und sogar mehr als hinlängliche Streitkräfte überlassen werde. Aber die Wahrheit zu sagen, so hatte Kellermann damals kaum 30,000 Mann disponibler Truppen, womit man den Alliirten eben nicht sonderlich wehe thun konnte. Die Klage des Generals Dumourier gegen Kellermann, daß er die Teutschen habe entwischen lassen, ist demnach ungerecht und boshaft. Denn befolgte Kellermann die vermeintlichen Rathschläge, die ihm Dumourier gab, so konnte ihm der Herzog von Braunschweig leicht zuvorkommen und ihn vermittelst seiner Ueberlegenheit aufreiben. Marschirte hingegen Dumourier, anstatt nach Paris zu gehen und den größten Theil seiner Truppen nach den Niederlanden ziehen zu lassen, mit seinem Collegen hinter den Preußen und Oestreichern her, so möchten deren wenige entkommen seyn; den französischen Armeen würde es dann ein leichtes gewesen seyn, über den Rhein zu gehen und den Krieg nach Teutschland hineinzuspielen; Belgien wäre dann von selbst gefallen und Frankreich von Feinden

befreit geworden, die in der Folge von neuem auf der einen Seite bis an die Thore von Strasburg, auf der andern bis an die von Peronne vordrangen. Aber Dumourier hatte ganz andre Ideen und Projekte, und um diese zu realisiren eilte er, sich nach Paris zu begeben, wo er am 11ten ankam, sich in der National-Convention, im Jacobiner-Clubb und im Theater zeigte, und nirgends mit dem hohen Enthusiasmus empfangen wurde, den er erwartet hatte. Das Conseil executif würde sehr wohl daran gethan haben, den General abzusezen und verhaften zu lassen, der seine Armee ohne Erlaubniß verlassen und den Moment versäumt hatte, die Teutschen auf immer vom französischen Gebiet zu bannen. Welche Reihe von Unglüksfällen wäre durch ein so gerechtes und festes Benehmen der Republik erspart worden! Dumourier reißte am 16ten October von Paris zu seiner Armee ab. Vorher aber verschaffte er sich noch einen Genuß, der für die französische Regierung sehr nachtheilig war. Der König von Preußen war ungeachtet der mißlungenen Unterhandlungen mit Dumourier nicht muthlos geworden, er genehmigte den Vorschlag Heimanns, an den General Biron, mit welchem jener in engen Verbindungen stand, zu schreiben und eine Negotiation mit ihm zu eröffnen. Biron hielt es für seine Schuldigkeit, den Brief an Servan zu schiken; dieser hatte bereits das Kriegsministerium niedergelegt, und übergab das Paket dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Das Conseil executif war der Meinung, man müsse eine solche Eröffnung benuzen, und übertrug dem General Servan diese wichtige Sendung. Aus unbekannten Gründen wurde der Beschluß am 12ten dem General Dumourier mitgetheilt; durch eben so unbekannte Mittel gelang es diesem, das Conseil executif zu bewegen, daß es eine so zeitlich überlegte Entschließung zurüknahm; darüber aber ist kein Zweifel, daß der Friede ein für Dumourier höchst unangenehmes Ereigniß gewe-

sen wäre, denn er hätte ihn in Unthätigkeit und Vergessenheit zurükgeworfen, und die geheimen Plane, mit denen seine glühende Phantasie sich beschäftigte, vernichtet, diese Plane, die seinen Untergang bewirkten und die Zahl der Feinde Frankreichs vermehrten.

Bemerkungen.

Die Lage der verbündeten Armee war höchst bedenklich, die Straßen desjenigen Theils von Champagne, worinn sie sich befand, in einer zähen Thon-Erde angebracht, waren von Grund aus verdorben; oft fehlte es an der Vertheilung der Lebensmittel; die Ruhr wüthete mit gröster Heftigkeit, und die Hälfte der Mannschaft unter dem Gewehr, war in einem jämmerlichen Zustand von Entkräftung: diese Nachtheile waren um so bedeutender, da man ihnen nicht abhelfen konnte: überdieß hatte Oestreich, welchem doch an einem glüklichen Erfolg am meisten gelegen seyn mußte, zur Erreichung desselben nicht nach Schuldigkeit beigetragen. Der Herzog von Braunschweig hatte also vollkommen Recht, wenn er sich den Wünschen des Königs, der eine Schlacht liefern wollte, widersezte, und ihn zum Rükzug bestimmte. Denn was wäre aus der preußischen Armee geworden, wenn sie geschlagen wurde, und was war von entkräfteten und entmutheten Soldaten in einem Augenblik zu erwarten, wo das die Gegenstände vergrößernde Gerücht den Muth der von allen Seiten des Reichs herbeiströmenden Nationalgarden verdoppelte?

Wir wissen nicht, wie der Verfasser der Histoire de la France depuis la révolution * in den angeknüpften Unterhandlungen auch nur einen einzigen Beleg hat finden können, daß dabei von einem Versprechen der Preußen, sich zurükzuziehen, die Rede gewesen sey. Erstens melden die Aktenstüke, womit man diese Meinung unterstüzen will, kein Wort von einem solchem Ver-

* Emmanuel Toulongeon.

ſprechen. Zweitens beſchwerte ſich Kellermann in dem Zeitpunkt, da der preußiſche Rükzug gemacht wurde, aufs bitterſte über die von Dumourier erhaltenen Befehle, die ihn außer Stand ſezten, dieſen Rükzug zu beunruhigen. Wie konnte aber dieſer General der bei den Verhandlungen zugegen geweſen war, dergleichen Klagen erheben, wenn man in ſeiner Gegenwart mit den Preußen übereingekommen war, ſie in Ruhe abziehen zu laſſen,? Drittens: Sobald Kellermann allein den Auftrag erhalten hatte, ihnen zu folgen, ſo verſäumte er keine Gelegenheit, ſich mit ihnen einzulaſſen und ſie anzugreifen; aber der Herzog von Braunſchweig, an Truppenzahl ihm überlegen, ordnete den Rükzug mit ſo vieler Umſicht an daß man ihm niemals beikommen konnte. Möglich, iſt es allerdings, und wir haben oben den General Dumourieur ſelbſt nicht davon freigeſprochen, daß er, bei ſeinem ſehnlichſten Wunſch mit der möglich-größten Anzahl von Truppen nach den Niederlanden zurükzukehren, den Preußen insgeheim verſprochen habe, ſie unangegriffen nach Verdun ziehen zu laſſen, wobei dieſe überzeugt waren, ſie würden, wenn ſie nur einmal die Maas hinter ſich hätten, ohne Gefahr nach Luxemburg entkommen. Auch ſprechen dafür die Maaßregeln, welche man nahm, daß Kellermann und Dillon die Preußen vor ihrer Ankunft zu Verdun nicht erreichen ſollten. Viertens: Wäre der Zwek der Preußen, einen ungeſtörten Rükzug zu erhalten, ſchon in den erſten Conferenzen erreicht geweſen, warum verlangten ſie denn noch neue vor Verdun mit Galbaud und Labaroliere, zu Glorieux mit Galbaud und Dillon, im Schloß Dombrouge bei Longwi mit Kellermann; und warum mußte Heimann an Biron einen auf Negotiationen deutenden Brief ſchreiben? Dabei konnte keine andre Abſicht ſeyn, als über den Frieden zu unterhandeln und das neueſte Benehmen der Oeſtreicher als einen gültigen Vorwand zu

benuzen, warum man ein so unpolitisches Bündniß aufhebe.

Zehntes Kapitel.

Da der Herzog von Braunschweig am Morgen des 10. Octobers die Brüken über die Maas zu Dun, Villone und Consenvoi abtragen ließ, so schlossen die Franzosen daraus, er müsse gesonnen seyn, sich demnächst rükwärts zu bewegen. Kellermann, der sich an der Spize von 30 bis 32,000 Mann befand, beschloß daher, die Generale Dillon und Labaroliere, jenen zu Sivrila-perche, diesen zu Dugni zu lassen, bei Ancemont über die Maas zu gehen und zu versuchen, ob er den Coalisirten den Rükzug abschneiden könne.

In der Nacht vom 10. zum 11. brechen die Oestreicher und Hessen in der Stille auf, gehen über die Maas und durch Verdun, und sezen sich auf den Anhöhen vorwärts Belrupt. Kellermann, hievon benachrichtigt, befiehlt dem von Grandpré bei Varennes und nachher bei Esne angekommenen General Després-Crassier nach Lemme vorzurüken, dem General Dillon auf Verdun loszugehen, wo möglich den Nachzug der Teutschen zu erreichen, und ihre Posten einzunehmen. Dillon gibt seinen Truppen den Befehl zum Marsch, und geht mit 9 Schwadronen, 5 Bataillonen, sechs Zwölfpfündern und vier Achtpfündern voraus. In dem Augenblik, da die lezten Teutschen sich nach Verdun hineinziehen, kommt er an, läßt sein Geschüz auf dem die Citadelle dominirenden Berg Saint-Barthelemy aufpflanzen, und noch vor Eröffnung der Kanonade den Commendanten durch einen Adjutanten und Trompeter Morgens um 11 Uhr auffordern. Der Commendant bittet um einen Aufschub der Feindseligkeiten, bis ihm die Antwort des Königs zugegangen sey; zu gleicher Zeit verlangt Kalkreuth eine Zusammenkunft zu Glorieux*; Dillon und Galbaud be-

* Nach dem Aufsaz des Grafen Kalkreuth im vierten Band des Magazins der Kriegsbegebenheiten S. 330, geschah die

geben sich dahin; sie dringen auf die Uebergabe von Verdun und Longwi und auf die Trennung der Preußen von den Oestreichern. Kalkreuth erklärt, er könne ohne die Genehmigung des Königs nichts bewilligen, gibt aber zu verstehen, wie wenig die Preußen sich aus dem Bund mit Oestreich machen.

Mitten in diesem Gespräch bringt ein Adjutant des Königs die Einwilligung desselben, den Franzosen am folgenden Tag ein Thor der Citadelle (la porte de secours) einzuräumen, unter der Bedingung, daß die gänzliche Räumung des Plazes erst in drei Tagen vor sich gehen und die Kranken auf Wagen, die das Land zu liefern hätte, fortgebracht werden sollten. Diese Bedingungen werden angenommen, und am 12ten rükt Valence, der nach einigen ihm von Dumourier befohlenen und unnöthigen Zügen über Clermont zur Armee gestoßen war, nebst Galbaud in die Citadelle ein. Am 13ten sezt sich die Armee des Herzogs von Braunschweig in zwei Colonnen in Marsch; die Colonne rechter Hand, aus Preußen bestehend, nach Etain, die linke (Oestreicher des Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg und Hessen) nach Mangienne; Clairfait zieht auf der Straße nach Virton und Arlon. Die Emigranten waren am 8ten von Stenai aufgebrochen, und nach Marville, am 9ten nach Longuyon, am 10ten nach Longwi, am 11ten nach Weiler bei Arlon marschirt. Hier trennten sie sich größtentheils, weil die Prinzen sie nicht mehr unterhalten konnten. Diese reißten am 16ten nach der Gegend zwischen Hui und Lüttich ab, wo sie den Herzog von Bourbon mit einem andern Theil der Emigranten antrafen. Sie wurden sämmtlich am 23. abgedankt.

Am 14ten zieht die französische Armee durch Verdun und lagert sich auf den Anhöhen von Haudainville, zwischen den Straßen von Metz und Etain.

Einleitung zu dieser Zusammenkunft durch Dillons Adjutanten, nicht durch den preußischen General.

Am 15ten marschirt das Corps von Dillon nach Fleuri, wo dieser General die Nachricht von seiner Suspension, den Befehl, das Commando an Valence zu übergeben und die Weisung erhielt, nach Paris zu kommen und sich zu verantworten. Er wurde das Opfer der Intrigue und seine Dienste hatten eine andere Behandlung verdient.

Am 16. October verließ Kellermann das Lager bei Haudainville, und marschirte auf Etain, wo der Herzog von Braunschweig eine vortrefliche Stellung auf den Anhöhen von Rouvroi diesseits Longuyon genommen hatte. Valence war auf Azenne und Thil vorgerükt, die über Mangienne zurükziehende feindliche Colonne verfolgend. Hie und da wurde ein Mann getödtet oder gefangen; Der Hauptvortheil aber bestand in der Wegnahme des Gepäks, und es war unendlich schwer den Teutschen beizukommen. Sie flohen nicht, sie führten alle ihre Bewegungen in schönster Ordnung aus, sie wählten ihre Positionen mit der grösten Einsicht; überdieß gebot ihre Ueberlegenheit an Mannschaft den französischen Generalen die höchste Vorsicht, und sie waren ja glüklich genug, wenn sie ohne ihre eigene Gefahr den Feind aus Frankreich vertrieben. Zudem war das Wetter so schlecht und die Wege so eingeweicht, daß es unmöglich war, zu manövriren, und daß das Geschüz oft steken blieb.

Am 17ten vertrieb Valence die Feinde von dem Paß von Mangienne, und campirte auf der einen Seite des Dorfs links vom Bach; die Teutschen auf dem rechten Ufer. Kellermann rükte nach Vaudoncourt, wo er durch die unangreifbare Position von Rouvroi im Schach gehalten wurde.

Am 18ten war eine Conferenz zwischen den beiden Generalen, worinn ausgemacht wurde, daß ein Thor von Longwi am 22sten Mittags den Franzosen eingeräumt werden sollte.

In der Nacht vom 19. zum 20. verließen die Preu-

ßen die Anhöhen von Rouvroi, und lagerten sich hinter Longwi; Kellermann marschirte am 20. von Vaudoncourt auf die Anhöhen von Longuyon; Labaroliere, durch Truppen aus Mez verstärkt, rükte nach Mexi hinter der Chiers bei Longwi vor.

Während diesen Bewegungen hatten sich der Fürst von Hohenlohe-Kirchberg und der Landgraf von Hessen nach Luxemburg gezogen, jener, um sich mit dem von Thionville zurükgekommenen Grafen von Erbach zu vereinigen, dieser, um sich nach Coblenz zu begeben. Der General Clairfait hatte sich am 21. von den Preußen völlig getrennt, und marschirte nach Arlon; seine Vorposten blieben in Virton. Valence, der diese beobachten sollte, marschirte am 22. von Maugienne und Pillon nach Longuyon, und schikte Detaschements bis Saint-Remi vor.

Kellermann rükte von den Höhen von Rouvroi und Longuyon nach Cosne im Angesicht von Longwi. Er nahm am 22. von den Thoren von Longwi Besiz, und am folgenden Tag räumten die beiden teutschen Bataillone, die in Besazung waren, den Plaz. So zogen die fremden Truppen aus dem französischen Gebiet ab, auf welchem sie sich ungefähr zwei und einen halben Monat auf eine für sie höchst unglüksvolle Art aufgehalten hatten.

Da das Lager von Cosne mit schädlichen Ausdünstungen erfüllt war, so gieng Kellermann über die Chiers und besezte die Stellung von Villers-la-Montagne oder Tiercelet, hinter Meri.

Nachdem die preußische Armee im Lager von Merle, bei Luxemburg, angekommen war, schlug der Herzog von Braunschweig dem General Kellermann noch eine Zusammenkunft auf den 24sten in einem Schloß, zwischen Luxemburg und Longwi vor, um daselbst über den Frieden zu unterhandeln. Auf erhaltene Vollmacht der Convents-Commissarien begiebt sich der französische General an den bestimmten Ort, man ersucht ihn, sich

über die Grundlagen des Friedenswerks zu erklären; er verlangt, daß die Coalisirten die Republik öffentlich und beurkundet anerkennen, und sich weder direkt noch indirekt der Sache der Emigrirten oder Ludwigs XVI. annehmen sollten. Diese Bedingungen leuchteten dem Herzog ein; „das läßt sich hören, sagte er, und jeder gehe nach Haus, wie die Gäste, die von der Hochzeit kommen.“ — „Aber, fragte Kellermann, wer bezahlt die Unkosten der Hochzeit? Ich denke, der Kaiser thut es, und wir kriegen die Niederlande.“

Der Fürst Reuß, östreichischer bevollmächtigter Minister bei dem König von Preußen, hörte diese Worte, ärgerte sich darüber und gab seinen Unmuth zu erkennen; der Herzog von Braunschweig ignorirte es und sezte noch hinzu: Geben Sie Ihrer Regierung von unsrer Neigung zum Frieden Nachricht, und verlangen Sie von ihr Vollmachten und einen Congreß-Ort.

Kellermann meldete dem Conseil executif diese Vorschläge; sie hatten aber unglüklicher Weise keine Folgen. Vielleicht hatte Dumourier seine Faction von den Gefahren eines Friedensschlusses überzeugt, — vielleicht die Anhänger Oestreichs, die sich auf dem Punkt sahen, von den Preußen verlassen zu werden, ein Mittel gefunden, denselben ins Weite zu spielen — vielleicht auch das französische Gouvernement in der Hoffnung großer Fortschritte in Belgien, die Saiten zu hoch gespannt. Inzwischen hatte der Herzog von Sachsen-Teschen, der sich in den Niederlanden viel zu schwach fühlte, um der dorthin ziehenden französischen Armee zu widerstehen in den General Clairfait gedrungen, mit seinen 15,000 Mann zum Schuz dieses Landes herbei zu eilen. Zur nämlichen Zeit verlangte Dumourier unaufhörlich von Kellermann, er solle den General Valence über Givet nach Namur schiken, um dort eine Diversion zu machen. Dieser brach auch wirklich am 25. dahin auf, und da noch überdieß eine große Anzahl Volontairs von der

Armee abgiengen, so wurde sie auf 15,000 Mann effektiver Truppen vermindert, welche freilich keineswegs hinreichten, die Oestreicher und Preußen, wenn diese wieder zur Offensive schreiten wollten, im Zaum zu halten.

Es war ein Glük, daß die Teutschen blos auf die Vertheidigung ihres eigenen Landes bedacht waren, und Kellermann benuzte diesen Umstand, um seinen Truppen, denen es an Kleidungsstüken und Schuhen fehlte, und bei denen die Ruhr sich zu zeigen anfieng, Ruhe zu verschaffen. Er legte sie auf beiden Ufern der Mosel in Cantonirungen, so daß er sie vermittelst der ihnen angezeigten Directionen innerhalb drei Tagen, auf den Anhöhen von Saar-Louis versammeln und in drei weiteren Märschen bei Trier ankommen konnte. Der rechte Flügel der Cavallerie war zu Forbach, der linke zu Richemont und Thionville, der rechte Flügel der Infanterie stüzte sich an Mez, der linke an Etain, Fußvolk und Reiterei waren in die den Hauptstrassen am nächsten liegenden Dörfer einquartiert. Die zwischen Thionville und Longwi verlegten leichten Truppen, bildeten unter den Befehlen von Després-Crassier und Labaroliere zwei Avantgarden auf den zwei Direktionen nach Luxemburg.

Durch diese Anordnungen waren die Franzosen auf jedes Ereigniß gefaßt, und die Feinde im Schach gehalten, und für die Ardennen, für Luxemburg und Trier in Unruhe gesezt; und doch konnte die Armee die ihr so nöthige Ruhe genießen, die ihr fehlende Equipirungsgegenstände leicht erhalten, und ihren Abgang ersezen. Auch hatte man Zeit, an der Saar Magazine anzulegen, wo bis jezt noch gar keine waren; und wo das durch frühere Lieferungen und Vorspanne ganz erschöpfte Land sehr wenig Hülfsquellen darbot.

Die preußische Armee zälte kaum 18,000 dienstfähige Soldaten, als sie am 28. October von Merle und Luxemburg aufbrach, um sich nach Trier zu begeben. Hier war bereits ein Theil der Truppen des Fürsten von

Hohenlohe-Kirchberg angekommen, um dieſes Land zu deken, von welchem man ſagte, daß Cuſtine es angreifen würde, ſobald die Preußen nach Coblenz aufgebrochen wären. Wirklich quälte Cuſtine in dieſem Agenblik das Conſeil executif mit ſeinen Vorſchlägen, den General Kellermann nach Trier marſchiren zu laſſen, um ihm die Hand zu bieten. Aber dieſe Bewegung war im Angeſicht der feindlichen Armeen, die noch zahlreich und im Beſiz des Laufs der Moſel von Trier bis Coblenz waren, unausführbar, man mußte nur darauf bedacht ſeyn, ſie an einem Angrif gegen Cuſtine zu hindern, und zudem hatte Kellermann, der ſo eben 3,000 Mann zum General Cuſtine hatte abgehen laſſen, nicht 20,000 Mann unter ſeinen Befehlen, wenn er auch alles, was marſchiren konnte, aus den Beſazungen an ſich zog; die Cavallerie-Pferde waren erſchöpft, das Land ruinirt, und in dieſer Gegend kein Magazin angelegt. Da jedoch Cuſtine ſeine Verfolgungen bei dem Conſeil executif fortſezte und daſſelbe durch falſche Berichte irre führte, ſo erhielt Kellermann den beſtimmten Befehl, ſich in Bewegung zu ſezen. Er traf Anſtalten ihn auszuführen, und ſeine Truppen hatten eben den Marſch angetreten, als er von der Ernennung des Generals Beurnonville zu ſeinem Nachfolger Nachricht erhielt, und zugleich nach Paris berufen wurde, um von ſeinem Betragen Rechenſchaft zu geben. Cuſtine und die Convention waren ſchlechtdenkend genug geweſen, jener ihn zu denunziren, dieſe einer ſolchen Denunziation Glauben beizumeſſen.

Es wurde dem General Kellermann nicht ſchwer, nach ſeiner Ankunft zu Paris, die falſchen und lächerlichen Beſchuldigungen Cuſtine's von ſich zu wälzen und er erhielt das Commando der Alpen-Armee anſtatt des Generals Montesquiou's, der gleichfalls durch Verläumder der Verrätherei beſchuldigt worden, und um ſeinen Kopf zu retten, entflohen war. Kellermann erſchien am 14. November vor den Schranken der Convention, wo er

mit Händeklatschen empfangen und von dem Präsidenten der Mann des zwanzigsten Septembers genannt wurde.

Anmerkung.

Je mehr man dem Betragen der Preußen bis zu ihrer Ankunft bei Luxemburg nachdenkt, desto mehr muß man sich von ihrem heißen Wunsch, Friede zu machen und die Oestreicher sammt der Coalition zu verlassen, überzeugen, und auf der andern Seite erblikt man überall die Treulosigkeit des Generals Dumourier, der von seinem ersten Schritte an, Proben der Unredlichkeit ablegt, indem er von dem Conseil executif Befehle verlangt, und dann, anstatt sie abzuwarten, nach eigenem Gutdünken handelt und antwortet, überhaupt aber jeden seiner Schritte mit dem Gepräge seiner ehrgeizigen und zweideutigen Denkungsart bezeichnet.

VI.

Vorschlag die künftige Gesezgebung und Rechtsverfassung in rheinischen Bundesstaaten, besonders die Einführung des Coder Napoleon betreffend.

Weder unbedingte Einführung des Code Napoléon, noch ein Provinzial Coder Napoleon, d. h. kein wirtembergischer, hessischer, nassauischer, lippischer, leyenscher ꝛc. C. N., kein C. N. zugerichtet für ein einzelnes Land, durch Abänderungen, Zusäze, Glossen, Noten, Rechtsbelehrungen, Interpolation, Castration ꝛc. möchte anzurathen seyn.

Sondern

1) Abschaffung der fremden Rechte, des römischen Privatrechtes, des kanonisch-päpstlichen Rech-

tes (etwa mit einigen Ausnahmen für bestimmte katholische Kirchenrechts-Materien), des Langobardischen Lehnrechtes.

2) Einführung des Code Napoléon, als eines subsidiarischen Gesezbuchs, nach einer teutschen Legal-Uebersezung, mit Vorbehalt der Erläuterung aus dem Grundtext.

3) Einführung eines eigenen Landrechts oder Provinzial-Gesezbuches, für
   a) Privatrecht, mit Einschluß des geistlichen und Lehnrechtes, auch des Handelsrechtes,
   b) Criminalrecht,
   c) Prozeß.

Durch diese wird
   α) abgewehrt, was in dem C. N. unpassend oder nicht zuträglich gefunden wird für teutsche Staats- und Privatrechts-Verfassung.
   β) ausgefüllt, verbessert, näher bestimmt, was in dem C. N. mangelnd, mangelhaft, dunkel scheinen könnte;
   γ) gerettet aus der bisherigen teutschen, allgemeinen oder besondern, Rechtsverfassung, wessen Fortdauer für nöthig oder nüzlich gehalten wird;
   δ) neu aufgestellt, was Erfahrung und Einsicht darbieten.

Ausserdem

möchte in Erwägung kommen:

1) Vereinigung mehrerer Bundesstaaten zu Gleichförmigkeit in der neuen Rechts- und Gerichtsverfassung.

2) Beherzigung des Eile mit Weile, bei einem Werk von so hoher Wichtigkeit für menschliches Wohl und Wehe, bestimmt für möglichst lange Folgezeit.

3) Sorge für das simplex sigillum veri, nicht nur durch Klarheit, Bestimmtheit und klassischen Ausdruk der Gesezе, sondern auch durch Abhaltung ungebührender Einmischung in Gesezgebung und Rechtsverfas-

sung, durch Verhütung der Rechtsverwirrung, insonderheit durch Verbot des Allegirens (in gerichtlichen Verhandlungen) der Commentare, Schriften, Observationen, Controversen, Opinionen ꝛc. der Doctoren, überhaupt alles dessen, was nicht unmittelbar von der gesezgebenden Gewalt ausgegangen, oder autorisirt ist, und doch in wirklichen Fällen zu Erklärung, Ergänzung oder Erläuterung der Gesezе, oder zu Belehrung des Richters dienen soll.

4) Sorge für Rechtswissenschaft und Rechtsstudium, hauptsächlich für Vereinfachung derselben durch

a) zwekmäßige Lehrbücher, weder bloß skizzirte, noch zu ausführliche, theils propädeutische, theils historisch-dogmatische (totius legitimae scientiae prima elementa);

b) durch Lehrvortrag der allgemeinen Rechtswissenschaft und der positiven geltenden Gesezе;

c) durch Verbannung der fremden Rechte aus den Rechtsschulen und Gerichten; unbeschadet des reinen Gewinnes, den man für Gesezgebung und Jurisprudenz aus ihnen in Schriften und Lehrbüchern niederlegen kann, ohne fernerhin den Rechtsbeflissenen Jahre lang in dem Ozean fremder, großentheils unbrauchbar gewordener, und unzähliger fremdartiger Erläuterungen bedürfender Rechtssysteme und Controversen herumzutreiben, wodurch sein Geist ermüdet, und er von Erwerbung nüzlicherer Kenntnisse abgehalten wird.

VII.

Inhalt der europäischen Annalen 1808.

Erstes Stük.

I. Brief des Demetrius Comnenus an Herrn Koch. 3
II. Betrachtungen über Operationsplane für einen Krieg überhaupt und für einzelne Feldzüge insbesondere. Von Friedrich II. König von Preußen. 33

III. Denkschrift des im October 1806 verstorbenen Herzogs von Braunschweig. 72
IV. Kleine historische Denkwürdigkeiten.
1. Breve Sr. päpstlichen Heiligkeit Pius VII. an die Regierung des Cantons Luzern in der Schweiz, vom 27 Febr. 1807. 85
2. Einige Bemerkungen über das jährliche Brodbedürfniß in England. 91
3. Ueber Volksvermehrung und Armenunterstüzung. 95

Zweites Stük.

I. Gedanken und Nachrichten über das Colonialwesen Frankreichs, in Vergleichung mit dem der andern Nationen. 105
II. Ofner LandtagsArtikel (aus dem Lateinischen übersezt) vom Jahr 1807. 129
III. Kann und wird England unter den gegenwärtigen Umständen Frieden machen? 170
IV. Uebersicht der fünf ersten Jahre des neuen Jahrhunderts. 183
V. Kleine historische Denkwürdigkeiten.
1. Teutschlands Erwartungen von dem RheinBund. 197
2. Gegenbemerkungen zu den, im 12ten Stuk der europäischen Annalen des Jahrganas 1807 stehenden, Bemerkungen über eine im Oktoberstük der Zeiten 1807 erschienene Critik des königl. sächs. Publikandum in Betreff der vormaligen königl. preuß. deutschen Officianten im Herzogthume Warschau vom 2 Oct. 1807. 201

Drittes Stük.

I. Uebersicht der fünf ersten Jahre des neuen Jahrhunderts. (Beschluß.) 209
II. Ueber den Krieg zwischen Frankreich und England. 226
III. Diplomatische Verhältnisse zwischen Frankreich und der Schweiz in den Jahren 1789 bis 1798. (Fortsezung.)
XX. Ausserordentliche Tagsatzung zu Arau im Aargau. 260
IV. Ueber Europen's Bedürfniß ein neues Colonial-System zu erhalten. 288

Viertes Stük.

I. Sendschreiben an den Herausgeber der europ. Annalen. 3
II. Diplomatische Verhältnisse zwischen Frankreich und der Schweiz in den Jahren 1789 bis 1798. (Fortsezung) 16
III. Merkwürdiger, vor den Civilgerichten in Paris geführter, Proceß zwischen dem Banquier Catoire und dem Herrn Verninac vormals franz. Gesandten in der Schweiz — aus den gedrukten Denkschriften beider Partheien erzählt, und mit einer, die Geschichte des Frikthals vor seiner endlichen Vereinigung mit der Schweiz beleuchtenden Darstellung der Vorgänge in den Jahren 1801, 1802 und 1803, begleitet.
1. Denkschrift von Catoire gegen Verninac (Im Auszuge.) 33
2. Antwortschrift des Herrn Verninac. (Im Auszuge.) 44
3. Darstellung der Vorgänge im Frikthal vor seiner endlichen Vereinigung mit der Schweiz, in den Jahren 1801, 1802 u. 1803. 49
IV. War der dreißigjährige Krieg Religions- oder Constitutions-Krieg? 61
V. Auszug aus den Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805—1807. 86
VI. Kleine historische Denkwürdigkeiten.
Auszug aus einigen Tagesbefehlen S. E. des Hrn. von Kalkreuth, Gouverneurs von Danzig. 110

Fünftes Stük.

I. War der dreißigjährige Krieg Religions- oder Constitutions-Krieg? (Beschluß.) 113
II. Politische Bemerkungen eines Reisenden. 145
III. Ueber die Wiedereinführung des Adels in Frankreich. 169
IV. Französisch kaiserliche Statute über die Errichtung erblicher adelicher Titel, nebst Cambaceres Einleitung. 178
V. Einige Worte zur Vertheidigung des Geburts-Adels. 184
VI. Kleine historische Denkwürdigkeiten.
1. Antwort auf die im 2ten Stük der europäischen Annalen vom Jahre 1808. erschienenen Gegenbemerkungen zu den im 12ten Stük desselben Journals vom Jahr 1807. stehenden Bemerkungen über eine im Oktoberstük der Zeiten 1807. erschienene Kritik des königl. sächs. Publikandums in Betreff der vormaligen königl. preuß. deutschen Officianten im Herzogthume Warschau vom 2ten Oktober 1807. 191
2. Beilagen. 200

Sechstes Stük.

I. Noch eine Preißfrage über Kaffee und Zucker; aber nicht von Gelehrten, nur von Fürsten zu lösen. 209
II. Bevölkerung des venetianischen Staates. 216
III. Nachtrag zur Darstellung der Vorfälle im Frikthal. 232
IV. Bemerkungen über die Schrift: Materialien für die Geschichte der Jahre 1805, 1806 und 1807. 238
V. Ostindische Miszellen, ausgezogen aus dem „Essai sur l'Indoustan par M. Legoux de Flaix. 261
VI. Ueber Deutschlands Wiedergeburt. 276
VII. Kleine historische Denkwürdigkeiten.
1. Wien und Berlin in Parallele. 282
2. Verfassungsacte der Republik Wallis. 285

Siebentes Stük.

I. Ostindische Miscellen, aus dem Essai sur l'Indoustan par Mr. Legoux de Flaix. Zweite Lieferung. 1
II. Die Philosophie des Pythagoras als politische Erscheinung. Drei Gespräche von Archytas. 18
III. Nachrichten über den Feldzug der Oesterreicher in Tirol vom Jahr 1805. 49

Achtes Stük.

I. Codex diplomaticus zu den Nachrichten über den Feldzug der Oesterreicher in Tirol vom Jahre 1805. 97
II. Die Schlacht von Vierzehnheiligen, vom Obersten von Massenbach. 137
III. Ostindische Miscellen. Dritte Lieferung. 154
IV. Briefe des General ToussaintLouverture an den Bischoff und Senator Gregoire. 173
V. Kleine historische Denkwürdigkeiten.
Verstümmelte Parol-Befehle aus den Europ. Annalen (4. H 1808)
Parol-Befehle, wie sie wirklich gegeben worden sind. 186

Neuntes Stük.

I. Die Schlacht von Vierzehnheiligen vom Obersten von Massenbach. (Beschluß.) 193
II. Codex diplomaticus zu den Nachrichten über den Feldzug der Oesterreicher in Tirol vom Jahre 1805. (Beschl.) 209

III. Ueber die Gesichtspunkte, aus welchen eine Geschichte Napoleons geschrieben werden müßte. 227
IV. Die Revolution von Aranjuez. 255

Zehntes Stük.

I. Blike auf Spanien. 3
II. Schreiben an den Herausgeber der europ. Annalen. 26
III. Politische Betrachtungen über die Proklamation des Kaisers an die Spanier. (Salamanca 1808.) a. d. Span. 36
IV. Diplomatische Verhältnisse zwischen Frankreich und der Schweiz, in den Jahren 1789 bis 1798. (Beschluß.)
XXI. Denkschrift über die Folgen äußerer Einmischung in die innern Angelegenheiten der Schweiz, die dem Geschäftsträger Mengaud, während der Tagsazung in Aarau (im Jan. 1798) überreicht ward. (Vergl. Europ. Annalen 1808. St. 4. S. 16. 45
V. Ueber die Einführung mündlicher Verhandlungen in den Gerichtshöfen Deutschlands. 53
VI. Ostindische Miscellen. Vierte Lieferung.
XXI. Politische Betrachtungen über die europäischen Niederlassungen in Indien, und zuerst über die Französischen. 64
XXII. Holländische Niederlassungen. 69
XXIII. Englische Niederlassungen. 70
XXIV. Dänische und ehmalige österreichische Niederlassungen. 73
XXV. Portugiesische Niederlassungen. 74
XXVI. Einfuhr-Artikel aus Europa nach Indien. 75
VII. Polzei in Spanien. 77

Eilftes Stük.

I. Malcolm Sinclaire. 101
II. Die Revolution von Aranjuez. (Fortsezung.) 155
III. Zu der neuesten Geschichte des Malteser-Ordens. 168

Zwölftes Stük.

I. Revolution in Konstantinopel am 28sten Mai 1807. 197
II. Spanische Marine. 216
III. Beilagen. (Zur Revolution von Aranjuez.) 228
IV. Wie viel Wahrscheinlichkeit haben die Engländer, unter den gegenwärtigen Umständen Eroberungen im spanischen Amerika zu machen? 250
V. Der Rükzug der Preußen aus Champagne. 262
VI. Vorschlag die künftige Gesezgebung und Rechtsverfassung in rheinischen Bundesstaaten, besonders die Einführung des Codex Napoleon betreffend. 287
VII. Inhalt der europäischen Annalen 1808. 289

Druckfehler im zehenten Heft der europäischen Annalen 1808.

S. 46. Z. 6. von unten, statt: von dessen Willen; lies: um deren willen.
S. 47. Z. 11. statt: neueren; lies: neuerer.
S. — Z. 12. von unten, statt: alle; lies: also.
S. 48. Z. 15. von unten, statt: ihre; lies: ihrer.
S. — Z. 13. von unten, statt der alten Systeme; lies: des alten Systemes.

Digitized by Google

WIDENER LIBRARY
HX IJH5 N

Digitized by Google

Digitized by Google